STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Drittes Quartal.

Zweiundzwanzigster Band.

Berlin, 1860.

Verlag von Ferdinand Schneider, Victoriastraße Nr. 11.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 19 1971
A1
P44
v. 22.
1860

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Juden in der Wiener Revolution 1848	462
Holländische Eisenbahnen	472
Zur Rheinzollfrage	504
Das Handwerk und seine jüdischen Widersacher	509
Der deutsche Juristentag	513
Herrschaften u. Herren, große u. kleine I.	41
" " " " " " II.	85
Zur Vertheidigung des Herrn v. Vincke	125
Zwei Hauptfehler I.	126
Olmütz und Wien	165
Die Leistungen und Verdienste der „neuen Aera"	205
Aeußere und innere Politik	246
Von Allem Etwas	406
Der National-Verein	450
Italien und der römische Stuhl I.	490
Roman: Bis nach Hohen-Zieritz.	
13. Cap. Am Besitzer See	1
14. Cap. Terre maudite	47
15. Cap. Ehemals südpreußische Beamte	91
16. Cap. Ueberall Wiedersehen	286
17. Cap. Ein Liebesbrief von 1809	329
18. Cap. Fadiane und Sebastiane	369
19. Cap. Eine Schlittenfahrt	407
20. Cap. Auf einer Studentenstube	451
21. Zwei Besucher	491
Umschau	56
"	99
"	130
"	167
"	207
"	247
"	286
"	325
"	365
Umschau	415
"	460
"	499
Der Talmud und die jüdische Reform	10
" " " " " "	57
Geheime Memoiren Napoleons III.	17
Bruck	62
Preßprozeß zwischen Dr. Brunner und Ign. Kuranda I.	102
Arbeiter-Vereine	132
Bunsen	139
Die Börse und deren Bedeutung	172
" " " " "	212
" " " " "	259
Die Bedeutung der Judenfrage in Preußen	185
Ein Programm der französischen Politik	210
Die Juden in der Schlacht bei Belle-Alliance	294
Die Juden in Deutschland während der napoleonischen Kriege	336
Die Russischen Eisenbahnen	340
Die Juden in Preußen um die Zeit der Thiers über den Marsch der verbündeten Heere 1814	26
Die Zustände Oberschlesiens	145
Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte I.	179
" " " " " " " II.	298
Die politischen Judenschulen	215
Fichte über den Charakter Napoleon's I.	218
Der Lebensberuf und die Kriegstüchtigkeit	221
Belgische Annexionsbesorgnisse	250
Fragmente aus Asien	254
Die Wiedergeburt Deutschlands nach der napoleanischen Idee	304
Russische Zustände	343
Geschichte der Civilsation in England	380
Die Werke Napoleons III.	423
Die oberschlesischen Mäßigkeits-Vereine	431
Schlacht bei Jena I.	375
" " " II.	418

Seite

Mythen und Bräuche des Volks in Oestreich 434
Wagener's Staats- und Gesellschaft-Lexikon 468

Literarisches:
Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen 69
Was Oestreich noth thut 146
Eine Sommerreise nach Tripolis . . 435

Vermischtes:
Deutscher Champagner 30
Die 21. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe 70
Erlöser-Orden 115
Die Lorgnette Salome's 186
Aus den nordamerikanischen Freistaaten 386
Ein Staatsbrief 481

Correspondenzen:
Aus der Hauptstadt 66
„ „ „ 110
„ „ „ 147
„ „ „ 188
„ „ „ 224
„ „ „ 266
„ „ „ 306
„ „ „ 347
„ „ „ 388
„ „ „ 436
„ „ „ 474
„ „ „ 515
Aus Paris 68
„ „ 149
„ „ 152
„ „ 190
„ „ 226
„ „ 267
„ „ 307
„ „ 348
„ „ 437
„ „ 517
Aus London 112
„ „ 153
„ „ 191
„ „ 227
„ „ 268
„ „ 308
„ „ 349
„ „ 389

Seite

Aus London 439
„ „ 475
„ „ 519
Aus Holstein 269

Börsen-Revue 175
„ „ 229
„ „ 271
„ „ 321
„ „ 352
„ „ 391
„ „ 439
„ „ 477
„ „ 520

Militärische Revue:
Der italienische Krieg von 1859 . . 31
„ „ „ „ „ . . 194
„ „ „ „ „ . . 232
„ „ „ „ „ . . 275
„ „ „ „ „ . . 311
„ „ „ „ „ . . 482
Das Cadettencorps 72
Ueber den militärischen Geist . . . 116
„ „ „ „ . . . 155
Kritik des Aufsatzes: „Etwas über Zukunftstaktik" 240
Erwiderung der Recension des Aufsatzes: „Etwas über Zukunftstaktik" 279
Das Lager von Chalons 355
Ueber den Einfluß der Festungen auf die Kriegführung 359
Die Reorganisation des Preußischen Heeres und der Liberalismus . . . 395
Eine Schlacht am Schreibepulte . . 486
Literarisches aus Oestreich 540
Tagesereignisse 37
„ 82
„ 124
„ 163
„ 203
„ 243
„ 283
„ 318
„ 363
„ 402
„ 487
„ 542

Nekrolog 443
Abschied vom Leser 274

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Dreizehntes Capitel.
Am Bessiner See.

„Die Wasser wogen und schwanken
Im blanken, stillen See,
Die bringen manch' stillen Gedanken,
Die wecken mir Wonne und Weh'."

Mitten im Bessiner See auf einer nicht ganz unbedeutenden Insel, die zum Theil von dichtem Röhricht umgeben und überall mit alten Bäumen bestanden war, lagen die Ruinen des Stammschlosses der edeln Pletzen von Bessin; dieselben waren zwar nicht mehr bewohnt, seit im sechszehnten Jahrhundert das stattliche Herrenhaus an der Südspitze des See's auf der kleinen Bodenerhebung über dem Flecken Bessin erbaut worden war, hatten aber doch noch zuweilen in Kriegsläuften als ein sicherer Zufluchtsort gedient; im Jahre 1806, in dem furchtbaren Herbst, hatte der edle Pletz von Bessin hier manchen verwundeten oder versprengten Königlichen Officier versteckt, der feindlichen Gefangenschaft entzogen und ihn endlich glücklich über die Oder gebracht. In ruhigeren Zeiten verlebte der Grundherr manche einsame Stunde auf der Insel, der mächtige wohlerhaltene Wartthurm und einige daran stoßende Gemächer enthielten eine ausgewählte Bibliothek, allerlei Sammlungen und ein chemisches Laboratorium, in welchem Herr von Pletz nach Anleitung von alten Handschriften, die seit undenklichen Zeiten im Familienbesitz forterbten, allerlei Versuche machte, von denen allerdings nichts bekannt wurde, da er sie mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses zu bedecken pflegte. Niemand wußte, was der Edelmann in den einsamen Stunden trieb, die er im alten Schloß auf der Insel zubrachte; im Anfang hatte das die Neugierde zwar mächtig gereizt, nach und nach aber war man's gewohnt worden, und schon längst kümmerte sich Niemand mehr darum. Vielleicht hatte Frau von Pletz eine Ahnung von dem geheimnißvollen Treiben ihres Gemahls, ausdrücklich gesagt hatte er ihr niemals ein Wort darüber, aber es mußten im Lauf der Jahre doch hier und da Andeutungen gefallen sein, Andeutungen, die nach und nach in ihrer Gesammtheit Frau Hedwig einen Schluß zu machen gestatteten. Mit einer gewissen Aengstlichkeit hatte die edle Frau sonst auf diese Thätigkeit geblickt, seit Jahren aber schon war sie völlig darüber beruhigt, seit der Schlacht bei Jena sah sie nur selten noch die dünne Rauchsäule aufsteigen aus den Ruinen, die ihr sonst oft wie ein Gespenst erschienen war.

Die Sache war die, daß der edle Pletz von Bessin, dieser ächte märkische Junker, der so fest und stolz auf seiner eignen Scholle stand, der so vortrefflich

zu rechnen und zu wirthſchaften wußte und Allen, die ihn kannten, als das rechte Bild eines durch und durch poſitiven Menſchen erſchien, doch auch eine Stelle hatte, wo er angreifbar war, wo Mächte Herr über ihn wurden, für die ihn Jeder unzugänglich hielt. Das Ueberſinnliche hatte mehr Gewalt über den Junker als es ſchien, ſeine chemiſchen Arbeiten fielen in das Gebiet der Alchemie, und der Gutsherr, deſſen Muſterwirthſchaft weit und breit berühmt war, betrieb in ſeinen ſtillen Stunden eifrig das Studium jener kabbaliſtiſchen Gelehrſamkeit einer weit rückwärts liegenden Vergangenheit, die in unſern aufgeklärten Tagen ein Spott geworden iſt, in höherem Maaße vielleicht, als ſie es verdient. Wer den Leuten geſagt hätte, daß der Kammerherr von Pletz auf Beſſin ein heimlicher Alchemiſt und Kabbaliſt ſei, der würde ſchwerlich Glauben gefunden haben, und dennoch war das der Fall; der edle Pletz laborirte ſehr ernſthaft nach den alten Manuſcripten, die in ſeinem Beſitz waren, und heimlich pflegte er allen Perſonen, für die er ein lebhafteres Intereſſe hegte, die Nativität zu ſtellen.

Aber ſelbſt in dieſem einzigen Falle, in welchem der Edelmann aus ſeinem Charakter herauszugehen ſchien und etwas betrieb, was ihm ſonſt ſo fern als möglich lag, in welchem er ſo zu ſagen extravagirte, blieb er ſeinem Charakter erſt recht treu. Eine geheime Wiſſenſchaft mußte es ſein, die zu ſeiner wortkargen Verſchloſſenheit ſich wohl geſellte; halb vergeſſene, von ſeinen Vätern aber hochgehaltene Löſungen und Aufgaben reizten den Edelmann, der ſo feſt in der Gegenwart ſtand, ſein poſitiver Geiſt gerade bedurfte einer dunkeln Ecke, ſo zu ſagen, um ſich auszuruhen, um in jene Gebiete zu ſchweifen, die „der Zauberer mit nacktem Fuß betritt“. Das einſame Laboratorium in der alten Warte ſeines Stammſchloſſes, das war die einzige Stelle, wo das Stück Poeſie, welches auch in dem Weſen dieſes märkiſchen Junkers lag, voll und ganz zur Erſcheinung kommen konnte.

Wie aber der edle Pletz in ſeinem ganzen Leben, Weben und Sein feſt und beſtimmt war, ſo war er es auch in der Beſchäftigung mit der geheimen Wiſſenſchaft. Nur ganz feſt beſtimmte Stunden ſetzte er an dieſe Arbeiten, nur die Ueberſchüſſe aus ganz beſtimmten Einnahmen verwendete er auf die zum Theil koſtſpieligen Verſuche, und in Zeiten der allgemeinen Noth, wie die waren, welche auf den Herbſt des Jahres 1806 folgten, ſtellte er ſie ganz ein, weil er die Summen im Dienſt des Vaterlandes zu verwenden für höhere Pflicht hielt. Er trieb ſeine Arbeiten auch weder mit dem heißen Drang wiſſenſchaftlicher Neugierde, noch mit der gierigen Haſt des Goldhungernden, im Gegentheil, er trieb ſie mit der Ruhe des ächten Ariſtokraten und ſagte ſich: mein gelehrter Ahnherr hat das Werk begonnen, es hat faſt zwei Jahrhunderte gelegen, vielleicht bringe auch ich es nicht zu Ende, und möglicher Weiſe kümmert ſich von meinen Söhnen keiner darum, dann aber kommt doch vielleicht wieder Mal einer von ihren Nachkommen, der meine Arbeiten fortſetzt und zu dem großen Ziel gelangt. Das iſt eines der ſchärfſten Unterſcheidungszeichen der ächten Ariſtokratie, dieſe Sorge für, dieſe Hoffnung auf entfernte Generationen ihrer Nachkommenſchaft. Andere Leute ſorgen für den Tag und dann für ihre

Zukunft, höchſtens noch für die Zukunft ihrer Kinder, der Ariſtokrat denkt immer ſchon an ſeine Enkel und Enkelkinder. Das ſteckt ihm im Blut, das wird mit ihm groß, das wird feſt in ihm; denn überall, wohin er blickt, ſieht er die Sorge, die ſeine Großväter und Urväter dafür getragen, daß er ſein kann, was er iſt.

Einſt war Lehnerdt Schaller's Vater der vertraute Diener, ſo zu ſagen, der Amanuenſis des Beſſiner Herrn bei ſeinen geheimen Arbeiten geweſen; jetzt war es ſeit einiger Zeit der treue Lehnerdt, ihm war die Sorge für die Inſel übertragen, und Frau Hedwig hatte ihn ſcherzend zum Commandanten des alten Schloſſes ernannt, denn auch ſie mußte ſich an ihn wenden, wenn ſie, was im Sommer häufig geſchah, einen Nachmittag oder einen Abend mit ihren Knaben oder einem gelegentlichen Beſuch auf der Inſel zubringen wollte. Hatte ſie dieſe Abſicht ausgeſprochen, dann ſah man gewiß in den nächſten Augenblicken ſchon Lehnerdt in ſeinem Kahn über den See fliegen, und wenn ſie dann hinüberkam, dann fand ſie Alles zu ihrer Bequemlichkeit angeordnet, Tiſche und Stühle unter den alten Linden und Rüſtern vor der Warte, und kleine Holzbänke an ein paar einſamen Stellen, welche eine Ausſicht auf den See und die gegenüber liegenden Ufer boten. In der untern Halle aber fand ſie die zierlich ausgelegte und alterthümlich verzierte Vogelflinte nebſt dem nöthigen Schießbedarf, denn Frau Hedwig pflegte von Zeit zu Zeit einen kleinen Feldzug gegen die mächtigen Schwärme von Dohlen, Krähen und anderem Rabenzeug, das auf der Inſel in dem alten Gemäuer und in den alten Bäumen niſtete, zu eröffnen. Auch Angelruthen nebſt Zubehör hatte Lehnerdt's Sorgfalt ſtets in Bereitſchaft geſtellt für ſeine gnädige Frau, ſo wie er nie unterließ, ihr durch beſondere Zeichen die Stellen kund zu thun, an welchen ſie mit der beſten Ausſicht auf Erfolg die Angelſchnur auswerfen konnte.

Faſt eine Woche war verfloſſen, ſeit die erwarteten Gäſte, Fräulein von Uchtenhagen und Robert von Rouvroy, auf dem Beſſiner Herrenhauſe eingetroffen waren, beide hatten ſich vom erſten Tage an heimiſch gefühlt in dem Kreiſe, in welchem ſich Keiner befand, der ihnen nicht mit Liebe oder doch mit Wohlwollen entgegen gekommen war. Ein Paar Regentage, welche ein Zerſtreuen der Geſellſchaft im Freien unmöglich machten, mochten dazu beigetragen haben, daß ſich die Einzelnen noch ſchneller und inniger an einander ſchloſſen, als das ſonſt vielleicht der Fall geweſen wäre.

Namentlich hatte die edle Hausfrau großen Gefallen an dem offenen, liebenswürdigen, kindlichen Weſen ihrer Schweſtertochter gefunden. Riekchen war ganz anders, als ſich Frau Hedwig gedacht; das Bild, welches ſie ſich nach den wenigen Briefen, die ſie von dem jungen Mädchen erhalten, von demſelben gemacht, wollte nirgend zutreffen. Ernſt war wohl das eigentliche Weſen des jungen Fräuleins, und bei verſchiedenen Gelegenheiten kam auch wohl zu Tage, daß ſie viel gelernt hatte, aber ſie war der Heiterkeit ſehr zugänglich und legte beſcheidenen Sinnes wenig Werth auf ihr Wiſſen. In der großen Wirthſchaft des Beſſiner Hofes nun war ihr Alles neu, ſie ging der Tante nicht von der Seite, voll kindlicher Neugierde und mit dem rechten Inſtinct der Frau wollte ſie Alles ſehen, Alles genau kennen lernen, und erfreute dadurch Frau Hedwig

ganz außerordentlich, regte aber auch zuweilen eine kleine Wehmuth in ihr an, denn die edle Frau fühlte, daß ihr eine große Freude dadurch versagt war, daß sie keine Tochter hatte, die sie einweihen konnte in die tausend kleinen Geheimnisse der Wirthschaftsführung.

Uebrigens war Riekchen nicht nur der Liebling der Tante, sondern der Aller im Hause, Herr von Pletz selbst scherzte zuweilen mit ihr, Junker Eusebius sogar reichte ihr die Hand, was bei ihm ein Zeichen ganz besonderer Gunst war; auch Lehnerdt Schaller pflegte bei ihrem Anblick seinen breiten Mund merkwürdig zu verziehen und ihr, als einer alten Bekanntschaft von Mittenwalde her, wortlos, aber darum nicht minder freundlich, zuzunicken. Mit Lehnerdt's Mutter, der alten Frau Schallerin, hatte Riekchen bald wirkliche Freundschaft geschlossen, und Marie und Anna, die ältesten Töchter der Pröpstin, versicherten ihrer Muter schon am ersten Abend, daß Fräulein von Uchtenhagen ein „zu reizendes Mädchen" wäre.

Ueber diese Liebe und Anerkennung, die Riekchen überall fand, war Niemand entzückter wie Robert von Rouvroy; dem armen Jungen wollten zuweilen Herz und Augen übergehen, wenn er die Geliebte so von Freundlichkeit umgeben sah, wenn er auch mit Gewalt sich zurückhielt. Diese stolze, eigenwillige, empfindliche Jünglingsseele rang mit fast schon männlichem Ernste nach Selbstbeherrschung. Tief kränkend wäre es für ihn gewesen, wenn er bemerkt hätte, daß irgend Jemand in Bessin etwas ahne von der tiefen Leidenschaft, die er für seine Cousine im Herzen trug. Mit meisterhafter Selbstbeherrschung vermied er Alles, was ihn hätte verrathen können, und er zitterte oft, wenn Riekchen ihn mit der gewohnten holden Vertraulichkeit begrüßte; er wußte nicht, daß die wunderbare Leichtigkeit, die Frauen und Mädchen in solchen Verhältnissen haben, das Geheimniß viel besser deckte als seine Zurückhaltung, deren Erzwungenheit oft genug auffiel. Mit dem feinen Takt liebender Seelen hatte Riekchen, ohne alle Verabredung sofort erkannt, was Roberts Absicht, und sie ging mit einer Sicherheit darauf ein, die nichts zu wünschen übrig ließ. Zugleich aber fühlte sie sich auch gedrungen, den Geliebten und vielleicht auch sich für allerlei Zwang zu entschädigen, denn ganz verstohlen streifte ihre Hand zuweilen im Vorübergehen Roberts Hand; wenn sie ganz sicher war, nicht beobachtet zu werden, legte sie ihren Finger auf die frischen Lippen und sah ihn so süßverschämt dazu an, daß Robert glückselig für den ganzen Tag war; trafen sie sich aber zufällig einmal ganz allein, dann reichten sie sich beide Hände zugleich, sahen sich in die Augen und fuhren dann auseinander, als ob sie vom Schauplatz eines gemeinsam verübten schweren Verbrechens flüchteten.

Frau Hedwig hatte bald erkannt, welche Neigung die Beiden für einander trugen, sie folgte mit inniger Theilnahme den verstohlenen Kundgebungen, es war ihr ein solches Verhältniß völlig neu, sie fühlte sich gerührt durch die Liebe dieser Kinder, vielleicht weil ihr ein ganz anderer Lebensgang beschieden gewesen; diese junge Liebe wirkte auf sie, wie Poesie und Musik auf sie wirkten. Die Herrin auf Bessin hatte in ihrem arbeitsvollen, thätigen Leben nur wenig

geleſen und nur wenig Muſik gehört, darum war ſie ſo empfänglich und offen geblieben für Eindrücke der Art.

Ob der Kammerherr die Liebe Roberts zu Riekchen wußte, ließ ſich nicht ſagen, es lag nicht in ſeiner Weiſe, ſich über ſolche Dinge auszuſprechen, jedenfalls aber hatte er ein beſonderes Wohlgefallen an dem jungen Herrn von Rouvroy gefunden; er wählte ihn bei mancherlei Gängen zu ſeinem Begleiter, ja, er nahm ihn ſogar mit auf ſein Zimmer, rauchte dort mit ihm Taback und führte lange Geſpräche mit ihm; kurz, er zeichnete ihn ſo aus, daß Frau Hedwig ſcherzend zu ihm ſagte: „Lieber Pletz, ich könnte eiferſüchtig auf Rouvroy werden!“

Dann lief ein leiſes Lächeln über das Geſicht des Edelmannes, und ruhig ſagte er: „Aus dem jungen Menſchen wird ein bedeutender Mann, meine Liebe; da iſt Feuer und Geiſt, und darüber Halt und Selbſtſtändigkeit; der hat das Zeug zu einem großen Offiziere, und das wird er werden, obgleich er jetzt noch nicht daran denkt!“

Es verſteht ſich, daß von dieſem Augenblicke an Frau Hedwig den jungen Rouvroy ſich nur noch hoch zu Roß als General vorſtellen konnte; ſie hatte noch nie an einem Ausſpruch „ihres lieben Herrn“, wie ſie nach guter alter Sitte unter dem märkiſchen Adel, ihren Gemahl zu nennen pflegte, gezweifelt, am wenigſten aber verſpürte ſie Neigung dazu, wenn er einen Ausſpruch that, der ſo angenehm für ihr liebes Riekchen lautete.

Noch hatten, eben des Regenwetters wegen, die Gäſte das alte Schloß auf der Inſel nicht beſucht, obwohl von einer Fahrt hinüber ſchon mehrfach die Rede geweſen war. Darum erregte es allgemeinen Jubel, als die Dame vom Hauſe eines Mittags erklärte, ſie habe dem Commandanten vom Schloſſe wiſſen laſſen, daß er am Nachmittag großen Beſuch erhalten werde.

Es war ein wunderſchöner warmer Juni-Nachmittag, als Frau von Pletz ihre Geſellſchaft, zu der auch die Frau Pröpſtin mit ihrer zweiten Tochter Anna und ein paar Kindern gehörten, hinunterführte nach der Landungsſtelle an der Fiſcherhütte, wo die größeren Kähne lagen. Die Geſichter Aller waren heiter und die Herzen fröhlich, nur der Hauslehrer Candidat Walluer nicht, denn der hatte beſtimmt erwartet, heute die älteſte Tochter des Propſtes, Fräulein Marie, zu ſehen, und nun hatte dieſes liebe Mädchen gerade zurückbleiben müſſen, um das „Haus voll Kinder“ zu hüten in Abweſenheit der Mutter.

Frau Hedwig bemerkte das wohl und machte leiſe lächelnd die Pröpſtin darauf aufmerkſam, der es nun bei ihrer unendlichen Gutmüthigkeit beinahe leid that, dem armen Candidaten den Nachmittag verdorben zu haben, und ſich faſt entſchuldigt hätte mit ihrer Hausordnung.

Die Geſellſchaft nahm Platz in einer hübſchen Gondel, über die ein Sonnendach ausgeſpannt war, von deſſen Spitze die Flagge des Beſſiner Seeherrn, blau und weiß horizontal geſtreift, luſtig abwehte.

Als ſchon Alle Platz genommen, trat der Kammerherr in ein kleines Boot, welches neben der Gondel lag, und ſetzte ſich ſchweigend auf die Mittelbank; ſofort ſtießen ſeine Söhne einen lauten Freudenſchrei aus, ſie ſprangen wie das

Wetter aus der Gondel in den Kahn und ergriffen die Ruder, um ihren Vater hinüber zu rudern.

Gleich darauf glitten beide Fahrzeuge hinein in die blaue, von der Sonne glänzend beschienene Fluth, und langsam folgte die Gondel dem lustig voranschießenden Kahn, in welchem sich der Kammerherr, ohne ein leises Wort zu sagen, der Kraft und der Geschicklichkeit seiner Söhne freute. Innerlich aber sagte er höchst stolz zu sich selbst: „Das sind ächte Pletzen! ich möchte wohl wissen, ob es noch zwei Junker in der Mark giebt, die in ihrem Alter so mit dem Ruder zu wirthschaften wissen!"

Der wolkenlose Himmel machte den See unendlich schön, die sanften Hügelzüge, die ihn näher oder ferner umgaben, waren mit Fichten und eingesprengten Birken bestanden, sie lagen wie ein grüner Kranz um den Rand einer silbernen Schüssel. In Sicht die Insel mit ihren hohen alten Bäumen und den malerischen Ruinen, dann die Gondel mit den Damen in hellen Kleidern, das Ganze bot einen höchst anmuthigen Anblick. Hier und da auftauchende Wasserlilien reizten die Lust der Mädchen, und die Herren beeilten sich, diese schönen Nymphäen im Vorüberfahren zu pflücken; weithin über den glänzenden Spiegel klangen die hellen Stimmen der Lust.

In dem Augenblicke, wo die Söhne des Hauses mit ihrem Kahn, der Gondel etwa ein hundert Schritt voran, die Südseite der Insel doublirten, entwickelte sich ein weißlicher Rauch vor der Plattform des Wartthurms, und gleich darauf krachte der Donner eines Schusses über die Fläche des See's hin; Frau von Pletz rief hinaufzeigend: „Der Schloßcommandant salutirt die Flagge!"

Noch zwei Schüsse folgten, und eine große Fahne, zwei silberne Fische im blauen Grunde zeigend, das Wappen des Seeherrn, entwickelte majestätisch ihre schweren Falten in dem sanften Zuge des Westwindes.

Als die Gondel mit einer wohlberechneten Wendung in die von hohen Bäumen und den Trümmern eines alten Bollwerkes vor dem Winde geschützte Bucht hineinrundete und anlegte, da stand auf der untersten Stufe der Landungstreppe der Schloßcommandant Lehnerdt Schaller in seinem besten Rocke mit umgeschnallter Kuppel und half der Frau von Pletz aussteigen, während der Kammerherr der Pröpstin seinen Arm reichte.

Die jungen Leute und die Kinder zerstreuten sich sofort und durchstreiften die Insel, die sich weit größer zeigte, als man das vom Ufer oder vom See aus geglaubt hatte, nach allen Seiten; Junker Dubislav zeigte alle die kleinen Herrlichkeiten, die sie enthielt, und selbst der Erbherr, Junker Eusebius, führte nach längerem Besinnen Riekchen heimlich bei Seite, verpflichtete sie zur Verschwiegenheit und zeigte ihr einen Entenfang im Röhricht; das freundliche Mädchen bewunderte pflichtschuldigst die ganze Einrichtung und gewann dadurch sehr in der Achtung des Junkers.

Während dieser Episode flog die leichtfüßige Schaar die Stiegen hinauf zur Plattform der Warte, dort stand schon Anna und blickte, den linken Arm um den Fahnenstock geschlungen, mit glänzenden Augen über den See und rief mit der Hand hinüber deutend: „das dort ist unser Haus!"

Digitized by Google

„Die Propſtei ſieht von hier ſehr gut aus, ganz maleriſch!“ entgegnete Candidat Wallner und machte ein Geſicht dazu, als ob er viel lieber dort als hier auf der Inſel ſei.

Anna hätte nicht leicht ihr Wort an eine theilnehmendere Seele richten können, aber ſie achtete nicht darauf, ſondern zeigte jedem ihren kleinen Geſchwiſter, die nach und nach herauskamen, die Propſtei und die Bäume daneben.

Endlich ſammelten ſich die jungen Leute wieder um den wohlbeſetzten Kaffeetiſch. Behaglich hatten ſich die Frauen und der Kammerherr niedergelaſſen; blühende Linden breiteten ihr grünes Dach über das lauſchige Plätzchen, das die Ausſicht auf das bewaldete Ufer freiließ und auf den See, von dem kühle Lüftchen erfriſchend hereinwehten. Heiterer Geſpräche pflegend ſaß hier die Geſellſchaft, während die Kinder, nachdem ſie den Erfriſchungen mit jugendlichem Appetit zugeſprochen, wieder fortſtürmten und ſich waidlich tummelten in allerlei Spielen, an denen zu ihrer größeſten Freude auch die beiden jungen Mädchen, ſowie Robert und Candidat Wallner, eifrig Theil nahmen.

So vergingen die Stunden ſchnell bis zum Abend, ehe aber die Rede auf die Heimkehr kam, rief Frau von Pletz den Candidaten bei Seite und fragte ihn ernſthaft: „Können ſie rudern, lieber Wallner?“

„Ich hoffe, gnädige Frau,“ antwortete der, „daß meine Zöglinge in andern Dingen eben ſo viel von mir lernen, wie ich von ihnen in dieſer Kunſt profitirt habe.“

„Ich hätte einen Auftrag für Sie!“ fuhr Frau von Pletz fort.

„Die gnädige Frau haben zu befehlen!“ verſetzte der Hauslehrer ſich verbeugend.

„Schleichen Sie ſich hinunter, nehmen Sie einen Kahn, aber ſo, daß Sie Niemand bemerkt, rudern Sie ſich hinüber und gehen Sie in die Propſtei —

Der Candidat fuhr zuſammen und erröthete mächtig.

„Bitten Sie den Herrn Propſt und Fräulein Marie, heute Abend bei uns zu eſſen, ſagen Sie dem Herrn Propſt, er möge mir's nicht abſchlagen, wir wollen die Frau Pröpſtin überraſchen, Sie müſſen es aber ſo einrichten, daß der Herr Propſt und ſeine Tochter ſchon da ſind, wenn wir zurückkommen, das kann Ihnen nicht ſchwer werden, denn Sie haben über eine Stunde Vorſprung.“

So ſprach die edle Frau und that, als bemerkte ſie nichts von der freudigen Aufregung, in welche ſie durch ihren Auftrag den wackern Candidaten verſetzte, ſie machte das ſo gut, daß Herr Wallner ſelbſt feſt überzeugt war, ſie ahne nichts von ſeiner Stimmung.

Schelmiſch lächelnd kam Frau von Pletz zu ihrer Geſellſchaft zurück; eine halbe Viertelſtunde ſpäter wurde der Candidat vermißt und überall auf der Inſel eifrig geſucht, bis endlich das ſcharfe Auge des Junkers Euſebius ſchon entfernt von der Inſel das Boot entdeckte; der Junker ſagte aber nichts, ſondern deutete nur mit der Fingerſpitze auf den Flüchtling. Allerlei Vermuthungen wurden laut, und Junker Dubislaw erklärte etwas vorlaut ſeinen Lehrer für einen Deſerteur.

„Du weißt ja nicht, ob er nicht einen geheimen Auftrag hat!“ ſagte der Kammerherr zurechtweiſend.

Frau Hedwig wunderte ſich im Stillen, daß ihr „lieber Herr“ wieder ſo geradezu das Richtige getroffen, der Frau Pröpſtin aber warf ſie einen Blick zu, der dieſer keinen Zweifel darüber ließ, daß die Dame aus Mitleid dem Candidaten einen Auftrag nach der Propſtei gegeben.

Junker Dubislaw aber ſchlich beſchämt bei Seite.

Der Abend brach an und wob ſeine duftigen Schleier über den See, die Dämmer ſtiegen herauf, und mit Laub bekränzt rüſtete ſich die Jugend zur Abfahrt. Die Söhne des Hauſes waren ziemlich unwillig über ihren Lehrer, denn der hatte ihnen ihr Boot genommen, und ſie hatten darauf gerechnet, ihren Vater zurückzurudern, doch ſagten ſie kein Wort, ſondern begnügten ſich, ſich über ihren gemeinſchaftlichen Unwillen durch ein Paar unwirſche und trotzige Blicke zu verſtändigen.

Langſam, vom Abendſchein angeſtrahlt, glitt die Gondel über die leicht vom Winde aufgekräuſelte Fläche des See's zurück. Eine Weile ſaßen ſelbſt die Kinder ſtumm, die Ruhe des Abends kam über die Wogen, und die Glocken klangen ſo lieblich aus der Ferne.

Als aber die Kinder wieder laut wurden, da ſagte Riekchen plötzlich: „Du ſollteſt ſingen, lieber Robert! ach! Tante, Du haſt Robert noch nicht ſingen hören!“

Von allen Seiten ſah ſich der junge Herr zum Singen aufgefordert, und mit einiger Verlegenheit fragte er: „Was ſoll ich ſingen, Riekchen?“

Die junge Dame ſchien dieſe Frage ſchon erwartet zu haben, denn ſie beeilte ſich zu antworten: „Singe das engliſche Lied, was die Mutter ſo liebt und Onkel Rouvroy!“

Robert zuckte leicht zuſammen, aber er faßte ſich raſch und ſang, ohne ſich weiter bitten zu laſſen, die Ueberſetzung eines altengliſchen Liedes nach einer ſchmelzend ſüßen Melodie.

Das Lied aber lautete:

Ueber den Bergen
Und über dem Meer,
Ueber den Särgen
Und Brunnen daher;
Ob der tiefſten der Seen
In Neptun's Reich hinweg,
Zu den ſchroffeſten Höh'n
Find't die Liebe den Weg.

Wo nicht zum Liegen
Der Glühwurm hat Raum,
Könnten auch Fliegen
Sich ſetzen dort kaum,
Wo die Mücke nicht waget
Durchzuſchlüpfen — den Steg
Geht die Lieb' unverzaget,
Und bald weiß ſie den Weg!

Sei's, daß dem Säugling
An Stärke ſie gleicht,
Daß euch ein Feigling
Die Flüchtige däucht.
Ob vor'm Tageslicht verſtecket
Auch ihr Gegenſtand läg',
Rings von Wachen bedecket, —
Weiß doch Liebe den Weg!

Der will ſie binden,
Um los ſie zu ſein;
Der kann der Blinden
Sein Mitleid nur weih'n;
Doch, ſo feſt ſie ummauert
In dem engſten Geheg;
Die als blind ihr bedauert —
Weiß doch immer den Weg!

Falken wohl lernen
Zur Fauſt her den Flug;
Möget ihr körnen
Den Phönix ſo klug;
Und die Löwin bewegen,
Daß den Raub hin ſie leg':
Ihm, der liebet, verlegen
Könnt ihr nimmer den Weg!

Als Robert geendet, war eine tiefe Stille in der Gondel, die Augen der Damen waren feucht, die Kinder ſtarrten den Sänger noch lange mit offenen Augen an, der Kammerherr tauchte ſeine Hand in die laue Fluth ſeines geliebten Sees, nur nach und nach kam das Geſpräch wieder in den Gang.

Plötzlich ſtießen die Kinder ein Freudengeſchrei aus, das vom Ufer durch einen frohen Zuruf erwiedert wurde; dort ſtand der Propſt mit ſeiner älteſten Tochter und der Candidat Wallner mit freudeſtrahlendem Antlitz.

Gemeinſam wandelten die beiden Partien zum Herrenhauſe, wo die Frau Schallerin ſchon für eine frühlingsmäßig beſetzte Tafel geſorgt hatte; nur Anna wanderte mit ihren jüngeren Geſchwiſtern heim in die Propſtei, um dort an Stelle der älteren Schweſter das Hausregiment zu übernehmen.

„Du, Sebus, der Herr Candidat iſt in Propſt's Mariechen verliebt!" flüſterte Dubislaw ſeinem Bruder zu.

Euſebius nickte zuſtimmend.

Kinderaugen ſehen oft furchtbar ſcharf!

Der Talmud und die jüdiſche Reform.

Vorbemerkung.

Es läßt ſich verſtehen, daß ein Volk, das, wie das jüdiſche der heutigen Zeit, ſich einer kosmopolitiſchen Nationalität erfreut, ſich in der Welt um ſo wohler und heimiſcher fühlt, jemehr die Völker mit den Verlegenheiten einer Uebergangsepoche zu kämpfen haben. Es iſt daher natürlich, daß die Juden den Anbruch ihres goldnen Zeitalters begrüßen, wenn große hiſtoriſche Völker, wie das franzöſiſche, durch Revolutionen und Staatsſtreiche zerfleiſcht und niedergebeugt, zur Verzichtleiſtung auf ihren bisherigen Stolz und ihre frühere Geſchichte gezwungen werden. Es iſt auch erklärlich, daß andere Völker, die ſich einer ſauſteren Auflöſung erfreuen, die Juden, die nie an ihren geſchichtlichen Arbeiten Theil genommen haben, als Bundesgenoſſen in dem Werke der geſetzlichen, der ſocialen und parlamentariſchen Zerſetzung anerkennen, und ſich ſogar ihrer Leitung unterwerfen, wenn es gilt, die germaniſch-ſtändiſche Gliederung bis auf den letzten Reſt zu zerſtören.

Iſt das Alles aber nur zu natürlich und erklärlich, ſo wird man auch ſo gerecht ſein und es nicht befremdlich finden, wenn deutſcher Stolz und deutſches Selbſtgefühl, die in den Verlegenheiten der jetzigen Uebergangsepoche zugleich die Keime einer neuen und mächtigen Organiſation ſich regen ſehen, ihre Zukunft einer fremden Nationalität nicht preisgeben wollen.

Den Juden die Führung der ſocialen und parlamentariſchen Angelegenheiten überlaſſen, — die Juden als letzte Schiedsrichter über das Schickſal des deutſchen Rechts anerkennen, — den Juden, nachdem ſie ſich zur herrſchenden Geldmacht in den Städten aufgeworfen haben, auch noch das Land zur Beherrſchung ausliefern, — das würde nichts Anderes heißen, als die Zerriſſenheit zur Herrſchaft über uns berufen, das würde zugleich der Verrath unſerer Vergangenheit und unſerer Zukunft ſein.

Die Juden der Vorzeit ſind das einzige Volk der Geſchichte geweſen, das eine Verfaſſung hatte, die nie ins Leben getreten iſt. Leib und Seele des jüdiſchen Volks, ſein Volksthum und die ideale Aufgabe, die ihm aufgebürdet war, konnten nie zur Einheit gelangen. Der Leib ſtand in unaufhörlicher Empörung gegen den Dienſt, den die Seele von ihm forderte, er verzagte Angeſichts der mächtigen Volksleiber, die ihn umgaben und ihm durch die Größe und den Glanz ihrer Herrſchaft imponirten. Die Seele dagegen ergrimmte gegen den Leib, der ſich ihr nach den Hingebungen kurzer Augenblicke immer wieder entzog, ihr Hunger nach einer Gemeinde, in der ſie wohnen könne, wurde nicht erfüllt, und als ſie ſich in der neuen Gemeinde des Evangeliums den Erſatz berufen hatte, warf ſie den abtrünnigen Leib bei Seite und überließ ihn der Fremde, nach der er immer geſchmachtet hatte.

Auch in der Zerſtreuung blieb dem jüdiſchen Volk ſein alter nationaler Charakter und ſein Haß gegen die Völker, vor deren Blüthe und Macht es in

ſeinen Augen verſchwand. Es blieb ihm ferner der Zwieſpalt mit ſeinem Geſetz, das im Talmud eine ſophiſtiſche und illuſoriſche Satzung geworden war und durch ſeine Bezugnahme auf Verhältniſſe, die in der Zerſtreuung nicht mehr exiſtirten, ſich ſelbſt die Möglichkeit der Ausführung abſchnitt.

Und endlich jetzt, wo die jüdiſche Reform aus dem Einfluß der chriſtlichen Aufklärung auf die Synagoge hervorgegangen iſt, und der Jude der europäiſchen Cultur ſeine talmudiſchen Satzungen opfern will, erwacht ſein Zorn über dieſe Cultur am heftigſten; ſelbſt die Reformer wetteifern mit einander, die Sophiſtik des Talmud zu retten und zu vertheidigen, und die Kühnſten, Herr Holdheim an ihrer Spitze, rächen ſich für ihre Abhängigkeit von chriſtlichen Einflüſſen und Anregungen durch die Proclamation der nahen Zeit, wo ihr Volk die königlich-prieſterliche Oberherrſchaft über die ganze Welt antreten wird.

Es iſt ein wüſtes Gewirre von unfruchtbarer Sophiſtik und hierarchiſcher Selbſtüberhebung, was ſich in dieſer ganzen Reformbewegung aufgethan hat — und dieſer Wuſt von unklarer Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und nationaler Anmaßung ſollen wirklich die Spitze der europäiſchen Cultur bilden und als die neue Weltreligion die Geſchicke unſeres Welttheils leiten?!

Wir nehmen unſere frühere Darſtellung der jüdiſchen Reform an dem Punkte wieder auf, wo die Frankfurter Reformfreunde im Aufſtand gegen die talmudiſchen Satzungen nach einem geläuterten Moſaismus verlangten, von dem ſie überzeugt waren, daß er die Weltreligion werden würde. Wir beginnen demnach an dem Punkte, wo die Reformbewegung eine neue Wendung nahm, zum Talmud zurückkehrte und Aufklärung, Kritik und Freiheit von den Satzungen, die chriſtlichen Loſungsworte, die auch in die Synagoge gedrungen waren, eben dieſem verachteten Talmud entlehnen wollte.

Die Wiederbelebung des Talmud.

Es galt der Rettung der jüdiſchen Nationalehre. Es war den Berliner Reformern noch nicht genug, daß ihre Frankfurter Freunde der Welt das Joch des geläuterten, univerſellen Judenthums hatten aufladen wollen. Die Letztern hatten noch darin gefehlt, daß ſie den Völkern den Vorrang der wiſſenſchaftlichen Bildung eingeräumt und ihrer Weisheit das Zugeſtändniß gemacht hatten, daß das Judenthum demſelben die Hebel verdanke, mit deren Hilfe es ſeinen geiſtigen Inhalt aus der Gefangenſchaft talmudiſcher Satzungen hervorziehe. Dieſer Beleidigung des jüdiſchen Vorrechts mußte ein Ende, dieſe Unvorſichtigkeit wieder gut gemacht werden.

Zwar machte ſich in der erſten Plenarverſammlung, in der im März 1845 die Berliner Reformfreunde zu einer Genoſſenſchaft zuſammentraten, der Lärm gegen das rabbiniſche Judenthum ebenſo laut wie in Frankfurt geltend. Aber in einem Ausſchuß, der den Auftrag erhielt, aus dem Widerſtreit der Satzung mit der aufgeklärten Ueberzeugung einen Ausweg zum Fortſchritt aufzuſuchen, erhielt die Beſonnenheit und die Rückſicht auf die Nationalehre die Oberhand. Herr Stern namentlich bemerkte, daß das Judenthum noch nicht ſo unglücklich ſei,

ſich einer fremden Norm und Weisheit unterwerfen zu müſſen; noch beſitze es ſeine eigene Kraft der Entwickelung; gerade der Talmud, von dem man ſich zu ſchnell losſagen wolle, ſei ſelbſt nichts Anderes als eine großartige und im Sinne ſeiner Zeit begonnene Fortentwickelung des Judenthums geweſen, der man ihre hohe Wirkſamkeit nicht abſprechen könne; ſtatt den Talmud aufzugeben, müſſe man daher vielmehr zu ihm zurückkehren und von dem Punkte aus, wo er ſtehen geblieben war, fortſchreiten und das Geſetz in der Art entwickeln, daß es mit der Anſchauungsweiſe der Gegenwart wieder harmoniren könne.

Auch Herr Rebenſtein nahm in demſelben Ausſchuß für die jüdiſche Nationalehre das Wort und erklärte, es komme auf weiter nichts als darauf an, den Talmud aus ſeiner Erſtarrung zu löſen und ihn zu friſcher Lebendigkeit zu erwecken.*)

Im Eifer für die Ehre ihres Volkes überſahen aber dieſe Herren, daß zwiſchen Vorſatz und Ausführung, zwiſchen einer wohlgemeinten Erklärung und wirklicher Arbeit ein großer Unterſchied iſt. Vor Allem vergaßen ſie, anzugeben, woher das Zauberwort zu nehmen ſei, welches der Erſtarrung des Talmud ein Ende machen ſoll.

Derſelbe hat die Auslegung der Ueberlieferung bis in jene minutiöſen Einzelnheiten ausgeführt, die weder vermehrt werden können, noch die Kraft beſitzen, ſich zu einer Einheit zuſammenzufaſſen. Der Talmud verzweifelte daran, dieſe Einheit zu ſchaffen; es fehlte ihm die Norm, um den Zwieſpalt ſeiner entgegengeſetzten Auslegungen zu löſen; zu ſchwach dazu, ſeine eignen Erzeugniſſe zu beherrſchen, verlor er ſich glaubenslos in ſeine Widerſprüche und begnügte er ſich in ſeiner Verzweiflung, ſie alle als ewige Wahrheiten zu behaupten, — und aus dieſer finſtern Entfernung ſoll durch das bloße Wort von ein paar Reformern das Heil der Zukunft hereinbrechen?

Was die Berliner nicht vermochten, hatte indeſſen eine Reihe jüdiſcher Gelehrter kurz vorher verſucht; ſie hatten an dem todten Steingewölbe, das der Talmud um das jüdiſche Volk aufgeführt hat, angeſchlagen und das Wunder war ihnen geglückt; — Leben und Kraft, Freiheit und Entwickelungsfähigkeit war aus dem Geröll hervorgetreten.

Das mündliche Geſetz und das Unglück der Juden.

Zuerſt ein jüdiſcher Gelehrter aus der baieriſchen Rheinpfalz**). Nur Unwiſſenheit und völlige Unbekanntſchaft mit dem Geſetz und mit der Geſchichte des Judenthums, ſagt derſelbe, hat die Kritik auf chriſtlicher Seite zur Behauptung bringen können, daß Reform und Anbequemung an neuere Zeitbedürfniſſe dem nachchriſtlichen Judenthum unmöglich ſei. Im Gegentheil! Das Judenthum beſitzt ſeine eigene Kritik, aber freilich nur die entwickelnde, voll-

*) Erſter Bericht der Genoſſenſchaft für Reform im Judenthum, p. 7—11.

**) Zuſtände der Kämpfe der Juden mit beſonderer Beziehung auf die baieriſche Rheinpfalz.

endende, wahrhaft positive Kritik, die fern davon, das Frühere aufzuheben, es nur zeitgemäßen formellen Aenderungen unterwirft. Diese positive Kritik ist im mündlichen Gesetz gegeben, das an Autorität dem schriftlichen gleichsteht und von Mosis Zeit an neben demselben hergegangen ist, um es vor Erstarrung zu bewahren und mit dem Leben in Einklang zu erhalten.

Sehr wohl! Aber, wenn nun derselbe Gelehrte die erste Fixirung beschreibt, die das vermeintliche mündliche Gesetz erhalten habe — wenn er nur klagen kann, daß uns in der Mischna nicht nur eine unübersehbare Masse von Satzungen, sondern auch ein Widerstreit der Meinungen entgegentritt, der nur als Anarchie bezeichnet werden kann, — wo bleibt dann die gerühmte Kritik, die dem Judenthum immer eigen war, da sie das Ewige mit dem Vergänglichen versöhnte? Gerade da, wo sie sich hätte bewähren, die Freiheit retten, das Leben im Gesetz und das Gesetz im Leben erhalten sollen, — da verschwindet sie auf einmal, überläßt sie das Ewige seinem Schicksal und duldet sie es, daß das Zeitliche siegt und sich in einer Voraussetzung verschanzt.

Und als dann die Anarchie der Meinungen, die die Mischna enthielt, den Scharfsinn von Neuem aufforderte, und als es zu neuen Erläuterungen und Erörterungen kam, die mit ihren Ergebnissen in die Gemeinde aufgenommen wurden, — wo blieb die Genossin des Judenthums, die belebende, die wahrhaft positive Kritik? Wiederum im gefährlichsten Augenblick, der über das Judenthum für Jahrtausende entscheiden sollte, war sie nirgends zu finden, und jener Gelehrte kann wieder nur klagen, daß die Selbstständigkeit des Geistes in neue Erweckungen der Satzung und in neue Umzäunungen eingeschlossen wurde, und von der Kraft zur Aufhebung oder Modifikation der Satzung jede Spur verloren war.*) Wo er uns das Leben zeigen wollte, klagt er selbst, daß nur der Tod herrscht; wo die läuternde Kraft des mündlichen Gesetzes sich bewähren müßte, findet er nur gezwungene Auslegungen, und wo wir in seinen Augen fehlen, weil wir nicht die Kritik erblicken können, die der Entwickelung Meister blieb, gesteht er selber ein, daß nur die alte Kruste der Satzungen verstärkt wurde, und daß man, während man neue Rinde an die alte Lebenshaut fügte, oder vielmehr neues Holzwerk an die alte Umzäunung schob, sich der Illusion hingab, daß man immer noch das alte Gesetz erhalte, und nicht merkte, daß die neuen Krusten, die neuen Rinden und Zaunwerke eben so gut eine Aenderung des Alten zur Folge hatten, als es eine Aenderung der Satzung gewesen wäre wenn man einen Theil von ihr hätte geradezu aufheben wollen.

Welche Zerfahrenheit müßte in der Welt einreißen, wenn sie von einem so verworrenen und zugleich zufahrenden Geiste beherrscht werden sollte, wie derjenige ist, der sich in jenem rheinbaierischen Gelehrten ausspricht, wenn derselbe sich wundert, wie es dazu kommen konnte, daß die talmudischen Satzungen, von deren Ungöttlichkeit die Synagoge zu allen Zeiten überzeugt war, für das Leben des Juden bindend wurden! Welche Dreistigkeit gehört dazu, dem Zeugniß einer Geschichte von beinahe zweitausend Jahren zu widersprechen, wonach die

*) A. a. O. p. 18.

Synagoge gerade durch ihre Ueberzeugung von der Göttlichkeit jener Satzungen beſtanden hat.

Vor Allem aber — welche Züchtigung und welche Vergeltung hätte die Welt unter dem Scepter eines Volkes zu erwarten, das den edelen Stolz der eigenen Verantwortlichkeit nicht kennt und für die Härten und Gebrechen ſeines eigenen Charakters die Welt und immer nur die Welt verantwortlich macht! So ſagt jener bairiſche Gelehrte der Synagoge, nur das Unglück der Zeiten habe es dahin gebracht, daß die freie und unbeſchränkte Auslegung der natürlichen Inſtitutionen, die den Juden hätte frei machen können, dazu diente, ihn zum Sclaven herabzuwürdigen; — der Deſpotismus, der mit der chriſtlichen Kirche zu Rom und Konſtantinopel den Thron beſtieg, habe den Geiſt verfinſtert und die bodenloſe Auslegung der alten Geſetze und ihre maaßloſe Erweiterung zur Tagesordnung erhoben.

Der jüdiſche Ankläger bedenkt aber nicht, daß das neue Geſetz des Geiſtes, mit dem das Chriſtenthum die Satzung des Judenthums ſtürzte, auch zu kämpfen gehabt hat, daß es vom Unglück der Zeit nicht verſchont geblieben iſt daß es gerade Kampf und Leiden für ſeine Beſtimmung hielt, und in der Bergpredigt über den unfehlbaren Sieg derjenigen jubelte, die durch den Druck der ganzen Welt geiſtig geadelt würden.

Das neue Geſetz der Innerlichkeit arbeitete ſich durch den Widerſtand der römiſchen Welt hindurch, weil es im Unglück der Zeiten die Aufforderung zur Bewältigung, Durchdringung und Erneuerung der Welt ſah. Der Jude dagegen hat nur ſich ſelbſt im Gegenſatz gegen die Welt conſerviren wollen.

Und zwar hat er ſich gerade durch dasjenige erhalten, was der jüdiſche Reformer als den Tod ſeines nationalen Lebens bezeichnet. Nicht getödtet hat der Talmud, wie jener Gelehrte aus der Rheinpfalz ſagt, den eigentlichen Glauben, ſondern hinter dem Wall der Satzungen, den er um das Volk aufwarf den Glauben deſſelben an ſich ſelbſt und an ſein Vorrecht gegen alle Völker vertheidigt und gerettet. Er konnte in ſeinen Gebilden unmöglich den Geiſt des Volkes verläugnen, das nur Eine Leidenſchaft, Ein Bedürfniß, Eine Satzung, nämlich ſich ſelbſt und ſeinen Beſtand kannte und zufrieden geſtellt war, wenn die Scheide, die es von der Welt trennte, durch neue und immer neue Anſätze verſtärkt würde.

So ungerecht, wie die Anklage, die der Jude gegen die Härte und Mißgunſt der Zeit erhebt, iſt auch ſeine Beſchuldigung der Rabbiner des Talmud, die in ihren Auslegungen und Satzungen das mündliche Geſetz bei Seite geſchafft haben ſollen. Wir können den Juden über ſeinen vermeintlichen Verluſt tröſten. Das mündliche Geſetz iſt da — eben dort, wo es verloren gegangen ſein ſoll — im Talmud. Die ſogenannte Ueberlieferung konnte auf die Auslegung keinen Einfluß üben, weil ſie dieſe ſelber iſt. Die dem Juden angeborene Kritik, die bei der Abfaſſung des Talmud auf einmal verſchwunden ſein ſoll, iſt vielmehr dort, wo es ihr allein möglich war, in den Satzungen deſſelben thätig geweſen. Das Unglück, das der Reformer beklagt, iſt nur eine Chimäre.

Die Freisinnigkeit des Talmud.

Im Gegensatz zu dieser tragischen Verbitterung bietet ihr Herr Salomon in seiner zu Hamburg erschienenen Schrift über die Judenfrage seine unverwüstliche Heiterkeit zur Orientirung an. Der Talmud, äußert er triumphirend, ist da, er ist ein Act der Freiheit, er hat die Perfectibilität des Mosaismus außer Zweifel gesetzt, dem geistigen Inhalt des Judenthums Luft verschafft und den Juden von der Sclaverei des Buchstabens erlöst.

Kein Zweifel, daß der Talmud, historisch entstanden, eine geschichtliche That und eine Modification des Gesetzes ist. Aber welches Bewußtsein hat er über seine eigene That und welches Bewußtsein von seiner Freiheit gestattet er dem Juden?

Er hat, das ist das Einzige, was Herr Salomon zu antworten weiß, in Collisionsfällen jedes, auch das heiligste Ceremonialgesetz in den Hintergrund treten lassen. Wenn aber der Sclave der Satzung einmal einer Bestimmung den Rücken dreht und bei alledem sie im Innern und Geheimen fürchten muß, kann das ein Act der Freiheit, eine Entwickelung des Gesetzes, eine schöpferische That genannt werden?

Aber, ruft Herr Salomon in seiner heitern Sicherheit aus, das ganze Capitel von der Verunreinigung ist doch beim Brande des Heiligthums in die Luft geflogen — eine unglaubliche Behauptung von Seiten eines Juden, dessen Volksgenossen noch heute durch die Befolgung dieses Capitels ihre Absonderung von den Völkern sichern.

Freilich steht die ganze mosaische Gesetzgebung in der Luft, nachdem ihr der heilige Boden in dem Mittelpunkt des Heiligthums genommen ist; aber der Talmud ist auch nicht umsonst gewesen; er lehrte eben die Kunst und Sophistik, ein im Grunde unmöglich gewordenes Gesetz auszuführen. Er gab damit einer bodenlos gewordenen Nationalität ihren angemessenen Ausdruck.

Herr Samuel Hirsch nahm es zwar der Kritik einmal sehr übel, daß sie den Talmud die Anweisung zur Kunst nannte, das unmöglich Gewordene auszuführen, und verwies sie auf die erste beste Inhaltsanzeige des Talmud, die sie hätte belehren können, daß es über die unmöglich gewordenen agrarischen, Reinigkeits- und Opfergesetze keine Gewalt giebt. Allein Herr Holdheim hat ihm bereits aus der ersten besten Inhaltsangabe nachgewiesen,*) wie weit derselbe die Praxis und Theorie des praktisch unmöglich Gewordenen zu treiben weiß.

Der jüdische Ehrgeiz, der aus dem Talmud das Princip und die Norm für die inneren Reformbestrebungen holen wollte, bleibt also unbefriedigt.

Weder die Entdeckung, auf die Herr Rebenstein sehr stolz ist,**) obwohl sie nur eine alte Wendung ist, die unter anderem auch in neuerer Zeit im Gesuch der Judenschaft des Herzogthums Braunschweig um den Genuß bürger-

*) Freund's Monatsschrift. 1844. p. 327.

**) Siehe z. B. Freund's Monatsschrift. 1844. p. 89.

licher Rechte vorkommt, weder dieſe Entdeckung, daß der Nationalismus vom alten Rabbinerthume ſelbſt autoriſirt ſei, noch der rheinbairiſche Preis der kritiſchen Kraft der mündlichen Lehre, noch die heitere Lebensluſt und Zukunftsgewißheit, die Herrn Salomon die erprobte Freiſinnigkeit des Talmud einflößt, können die Satzungen des Talmud zum Wanken bringen.

Auch Herrn Geigers Theorie, wonach die jüdiſche Volksſouverainetät ſich jederzeit ihre Obergewalt über die Gemeindeverfaſſung vorbehalten habe, wird vom Talmud ſtreng zurückgewieſen. Rühmt Herr Geiger die Souveränetät des jüdiſchen religiöſen Bewußtſeins, welches jederzeit über allen anderen Autoritäten geſtanden habe, Autorität gab und nahm, religiöſe Formeln erzeugte und wieder zerſtörte und in oberſter Inſtanz über ihre eigenen Schöpfungen entſchied, ſo iſt der Talmud vielmehr der entſchiedenſte Proteſt gegen alle Anordnungen und etwaige Zerſtörung der neuen Schöpfungsluſt.

Niemals, ſagte in dieſem Sinne vollkommen richtig ein jüdiſcher Gelehrter, der im Jahre 1838 in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums“*) die Entdeckung des Herrn Rebenſtein beurtheilte, niemals hat das Rabbinerthum ſich die Berechtigung zugeſchrieben oder auch nur zugetraut, das Geſetz den Zeitverhältniſſen zum Opfer zu bringen und nach denſelben zu modificiren, ſondern es hielt es allein für ſeine Beſtimmung, das Geſetz trotz der Verhältniſſe zu erhalten.

Trotz der Verhältniſſe — das iſt das richtige Wort.

Diejenigen Reformer, die im Talmud eine Modification des Geſetzes ſehen, haben Recht, und ſie irren nur darin, daß ſie auf dieſen Vorgang ihr Recht zur Aufhebung auch nur Eines Titels des Geſetzes gründen.

Die talmudiſchen Rabbiner haben mächtig mit dem Geſetz gerungen, und der Gott des Talmud hat ihnen ſelbſt, wie der Prophet Elias bei einem ſeiner ſpäteren Beſuche auf der Erde meldete, das Zeugniß gegeben, daß ſie aus ihrem Kampfe als Sieger hervorgegangen ſeien; meine Kinder, ſoll er, vor Freude auflachend, geſagt haben, die Rabbiner ſind meine Meiſter geworden, meine Kinder haben mich überwunden.

Der Jude, deſſen Weltſtellung in der römiſchen Kaiſerzeit von Grund aus verändert war, hatte neue Lebensbedürfniſſe kennen gelernt und neue Anſichten aufgenommen, die er mit dem Geſetz in Uebereinſtimmung haben wollte. Um den Widerſpruch zwiſchen ſeiner neuen Lage und dem Geſetz aufzuheben, wandte er Gewalt, Liſt, Willkür und alle Künſte der Erfindungskraft an. Jeder Verſuch, die Kluft auszufüllen, machte neue Verſuche nöthig; jede einzelne Deutung forderte neue Auslegungen zu ihrer Ergänzung; jede Löſung einer Schwierigkeit erzeugte neue Schwierigkeiten. Es war ein ſchrecklicher, gewaltſamer Kampf — aber nur deshalb, weil der Jude das Geſetz, mit dem er rang, wenn auch nur ſophiſtiſch, erhalten und, trotz der Welt, trotz ſeiner eigenen Umwandlung Jude bleiben wollte.

Die römiſche Kaiſerzeit hat nicht den Vorwurf verdient, den ihr jener jü-

*) Vergl. das Citat in Freund's Monatsſchrift. 1844. p. 320.

diſche Gelehrte aus Rheinbaiern macht. Daſſelbe Unglück der Zeiten, welches den Angehörigen der griechiſchen und römiſchen Welt ihr Vaterland und ihren nationalen Cultus raubte, hat auch den Juden nach dem Verluſt ſeines Vaterlandes und ſeines Tempeldienſtes in ſein Inneres zurückgeführt. Unter dem Druck der römiſchen Macht war er auch eine ſelbſtſtändige Perſönlichkeit geworden, Meiſter des geſetzlichen Stoffs, Dichter, Schöpfer, aber er wiederholte nur in ſeinen Dichtungen die alten, unausführbar gewordenen Satzungen und wandte alle Verſchmitztheit ſeiner talmudiſchen Sophiſtik dazu an, wenigſtens die Schaale dieſer Satzungen und hinter ihr ſich ſelbſt zu erhalten.

Wenn daher die Reform für die jüdiſche Weltherrſchaft nöthig iſt, ſo wird ſie im Talmud, der keinen Buchſtaben der Satzung aufgeben will, vergebens nach Hülfe ſuchen, und bleibt ihr zuletzt nur der offene Bruch mit dem talmudiſchen Rabbinerthum übrig. Herr Holdheim hat dieſen Bruch verſucht; ſehen wir daher, ob er ihm gelungen iſt, und ob dieſer äußerſte Reformer der Gegenwart das Judenthum wirklich zu der Höhe erhoben hat, daß den Völkern nur noch die Eine Rettung übrig bleibt, ſich als Judengenoſſen vor ihr zu beugen.

Geheime Memoiren Napoleons III.

Seit einem Jahre erſcheint hier in Berlin in regelmäßigen Lieferungen ein Werk, betitelt: „Geheime Memoiren Louis Napoleon Bonaparte's". Die erſten Hefte trugen keinen Herausgebernamen, ſondern beſchränkten ſich darauf, auf ein ſeltenes Zuſammentreffen von Umſtänden anzuſpielen, welches den ungenannten Herausgeber (der ſich „wir" nennt) in den Stand geſetzt hätte, dieſer Schriftſtücke habhaft zu werden. Dem Anſchein nach lag eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen vor; der Styl und auch manche harte Wendungen, welche auf die Uebertragung hindeuteten, ſprachen dafür. Als Verleger nannte ſich ein hieſiger Antiquar, J. M. Späth, in der Königsſtraße wohnhaft. Die ganze Sache hatte etwas Räthſelhaftes.

Allerdings ſprachen von vornherein genugſame Anzeichen dafür, daß hier eine Rede à la Livius vorläge, ein nachträglicher Verſuch, ſich in einen fremden Geiſt zu verſetzen, dabei aber liefen doch auch Bemerkungen unter, welche von einer mehr als gewöhnlichen Bekanntſchaft mit dem ſonſt ſo verſchloſſenen Charakter Napoleons III. zeugten; es wurden einzelne bisher dunkele Lebenswendungen deſſelben mit Zügen gezeichnet, denen innere Wahrheit nicht abgeſprochen werden konnte; es kamen Andeutungen von politiſcher Einſicht und von größerer Bekanntſchaft mit den politiſchen Couliſſen vor; kurz der Glaube fand Nahrung, daß hier doch gute Quellen zu Grunde lägen und einer geſchickten Berechnung dienten.

Beſonders die Aufnahme Napoleons in den italiäniſchen Geheimbund und

die Art, wie er zu dieſer Zeit, die über ſeine Zukunft und ſeine unauflösliche Verknüpfung mit der Revolution entſchied, von der franzöſiſchen Geheimpolizei in der Schweiz überwacht wurde, fand ſich in dieſen ſogenannten „geheimen Memoiren" vortrefflich dargeſtellt.

Die neueren Hefte derſelben nannten einen hieſigen literariſchen Agenten jüdiſcher Herkunft, Dr. Lubarſch, als Herausgeber. In denſelben tritt klarer hervor, was in den erſteren mehr im Hintergrunde blieb: die beſtimmte Abſicht, eine Entwickelung des Charakters des gegenwärtigen Beherrſchers der Franzoſen zu geben, welche die moraliſche Verderbtheit deſſelben gleichſam ex ovo demonſtrirt und ihre giftigſte Schärfe aus dem Umſtande entnimmt, daß ſie ihn ſelbſt offen, kalt und mit einer gewiſſen Vornehmheit das Alles geſtehen läßt, was nur gegen ihn als Prinz und Mann angeführt werden kann.

Auf der ſchneidigſten Schneide dieſer Schärfe ſtehen die Schilderungen ſeines Aufenthaltes in New-York (1836). Es iſt die Zeit nach ſeinem Attentat von Straßburg, wo er, verbannt, auf dem franzöſiſchen Schiff „Andromeda" zuerſt nach Rio de Janeiro, dann nach der Hauptſtadt Amerikas geführt ward.

Wir entnehmen dieſen Schilderungen, die wir nothgedrungen aus dem Zuſammenhange reißen müſſen, und bei denen an einzelnen Stellen weitliegende, hier nicht weiter zu verfolgende Verweiſungen auf frühere Capitel vorkommen, einzelne Stellen, indem wir die Leſer auf das ganze Buch aufmerkſam machen.

Louis Napoleon wohnte damals bei einem Gaſtwirth Williams, der reich, Spieler von Profeſſion und echter, wenn auch fein gebildeter Yankee war. Napoleon hatte an ihn ſein letztes Geld verloren, und der Amerikaner hatte ihn bereits eine Zeit lang durchgefüttert, nachdem er ihn verpflichtet, ſich regelmäßig an ſeinem Gaſttiſche Mittags einzufinden und ſich den Gäſten — für Geld zu zeigen. Wir laſſen nun die ſogenannten Memoiren weiter reden:

„An dieſem Tage war an der Table-d'hote des Herrn Williams viel von einem Schnellläufer die Rede, welcher vor Kurzem ſich in New-York producirt hatte. Nach dem Urtheile Aller, die ihn geſehen, ſollte derſelbe das Außerordentlichſte geleiſtet haben, was im Schnellaufen irgend denkbar iſt.

„Da ich an der Unterhaltung Theil nahm, ſo fragte ich nach den nähern Umſtänden der Sache und vernahm, daß jener Mann auf einer Diſtance von zwanzig Meilen (engliſche Meilen) einen Eiſenbahnzug, welcher mit der Geſchwindigkeit von zweiundzwanzig Meilen in der Stunde fuhr, um fünf Minuten überholt habe.

„Ich war von meiner Jugend an ein gewandter Läufer geweſen und hatte mich hierin ſchon öfter verſucht. Ich fand daher die große Bewunderung der Sache nur wenig gerechtfertigt. Indem ich dies aber äußerte, erregte ich unter der Tiſchgeſellſchaft eine ſo allgemeine und zum Theil heftige Oppoſition gegen mich, daß ich mich veranlaßt fand, meiner Anſicht durch einen Beweis Geltung zu verſchaffen, von welchem ich, neben einer gleichſam öffentlichen Genugthuung, auch einen erheblichen pecuniären Nutzen zu erlangen hoffte.

„Ich hatte im Sinne, eine meiner Eigenſchaften, auf welche ich noch niemals einen Werth gelegt hatte, zum Gegenſtande einer glänzenden Speculation zu machen.

„Ich erklärte mich bereit, die Diſtance von zweiundzwanzig Meilen in einem noch kürzeren Zeitraume zurück zu legen, als jener Schnellläufer darauf verwendet, — und zwar in einem Zeitraume von vierundfunfzig Minuten, während mein Vorgänger das Ziel erſt binnen fünfundfunzig Minuten erreicht hatte.

„Mein Anerbieten machte Aufſehen und wurde von den Anweſenden, unter welchen ſich auch Herr Williams befand, begierig, aber mit ungläubiger Miene angenommen.

„Nun wurden mir von allen Seiten Wetten proponirt, welche ich mich jedoch genöthigt ſah, zu refüſiren, weil ich denſelben Nichts entgegen zu ſetzen hatte. Indeſſen unterließ ich es nicht, dieſe Ablehnung in eine Form zu kleiden, welche den wahren Grund nicht im Entfernteſten vermuthen ließ und vielmehr darauf berechnet war, meinen Gegnern zu imponiren . . .

„Ich erklärte denſelben, daß ich meines Erfolges zu ſicher ſei, als daß die Ehre mir geſtatten könnte, eine Wette dagegen anzunehmen.

„Ueber Ort und Zeit der Entſcheidung behielt ich mir die nähere Beſtimmung vor, ſtellte aber — worauf es mir allein ankam — die Bedingung, für die Zuſchauer Karten zum Preiſe von drei Dollars auszugeben. Ich ſuchte dieſe Maßregel dadurch plauſibel zu machen, daß ich als deren alleinigen Zweck die Fernhaltung des großen Publikums darſtellte, indem ich zugleich darauf hinwies, daß ich mich ſonſt mit Ehren nicht auf die Sache würde einlaſſen können.

„Hiergegen machte man mir jedoch Einwendungen, welche durchaus nicht unbegründet waren.

„Man hob zunächſt hervor, daß in Amerika, und ſelbſt in England, es kein Gentleman gegen ſeine Würde betrachte, zum Beweiſe einer einmal ausgeſprochenen Behauptung einen Wettlauf zu unternehmen. Und da dieſes ſich unmöglich in einem geſchloſſenen Raume bewerkſtelligen laſſe, ſo könne man ſich der Theilnahme des großen Publikums nicht entziehen. Auch ſei der von mir angegebene Zweck durch eine Ausgabe von Karten nicht zu erreichen, ohne zugleich das Publikum in ſeiner Freiheit zu beſchränken. Denn man dürfe daſſelbe nicht zwingen wollen, drei Dollars für ein Schauſpiel auszugeben, welches man eben ſo gut umſonſt haben könne. Auch würde ſich einen ſolchen Zwang Niemand gefallen laſſen.

„Dagegen hielt man die Ausgabe von Karten, ohne Jemand zu deren Löſung zu verpflichten, für gerechtfertigt, damit deren Ertrag, im Falle meines Sieges, mir eine Entſchädigung gewähre. Dies erachtete man um ſo mehr der Billigkeit angemeſſen, als ich es abgelehnt hatte, die mir proponirten Wetten anzunehmen. Uebrigens machte man ſich anheiſchig, für die Unterbringung von mindeſtens tauſend Karten Sorge zu tragen, ſo daß auf eine Einnahme von dreitauſend Dollars zu rechnen war.

„Für den Fall meiner Niederlage jedoch beabſichtigte man, dieſen Ertrag auf irgend eine geeignete Art zu verwenden.

„Dieſer letztere Umſtand, welcher möglicherweiſe mich um alle Früchte meiner Speculation bringen konnte, erfreute ſich wenig meines Beifalls. Allein ich würde mich compromittirt haben, wenn ich dagegen Einwendungen erhoben hätte. Auch rechnete ich in der That darauf, das Abenteuer, welches mir einen Gewinn von einigen Tauſend Dollars in Ausſicht ſtellte, ſiegreich zu beſtehen.

„Ich erklärte mich daher mit dem vorgeſchlagenen Arrangement einverſtanden und ſetzte eine Friſt von vierzehn Tagen feſt, binnen welcher der Wettlauf ſtattfinden ſollte. Zugleich wurde zur Ausführung der Sache eine Comité ernannt und Herr Williams zur Ausgabe der Zutritts-Karten ermächtigt, ſowie mit Allem beauftragt, was den Koſtenpunkt betraf.

„Der letztere, welcher nicht unbedeutend war, da ein Extrazug angenommen werden mußte, ſollte unter allen Umſtänden von meinen Gegnern getragen werden.

„Jetzt kam jedoch noch ein Umſtand zur Sprache, welcher mich außerordentlich in Verlegenheit ſetzte und das Ganze ſcheitern zu machen drohte.

„Es waren nämlich von Mehreren der Anweſenden Wetten zu hohen Beträgen, theils für, theils gegen mich entrirt worden, und in Folge dieſer Engagements, ſowie mit Rückſicht auf die Koſtſpieligkeit der Sache, ſtellten mehrere der Betheiligten das Verlangen an mich, ihnen für die Erfüllung meiner eingegangenen Verpflichtung eine Sicherheit zu gewähren. Mit andern Worten, man wollte ſich nicht in Unkoſten verſetzen, ohne eine Garantie dafür zu haben, daß das Unternehmen wirklich zur Ausführung komme.

„Man verlangte von mir die Niederlegung von fünfhundert Dollars oder die Stellung eines Bürgen für dieſe Summe.

„Dieſe Forderung, welche an ſich durchaus nicht ungerechtfertigt war, ſetzte, wie geſagt, mich in eine nicht geringe Verlegenheit. Wo ſollte ich, deſſen ganzes Vermögen aus nur einigen Dollars beſtand, deren fünfhundert hernehmen? Oder wo ſollte ich einen Bürgen für dieſe Summe finden, da ich eines ſolchen noch nicht für die dreißig Dollars, welche ich Herrn Williams ſchuldete, ſicher war?

„Oder ſollte ich den funfzig oder ſechzig Anweſenden erklären, daß, wenn es die Rettung meines Lebens gelte, ich mich dennoch außer Stande ſehen würde, mehr als zehn Dollars daran zu wagen?

„Gleichwohl mußte Etwas geſchehen, wenn ich mich durch eine ſolche Erklärung nicht lächerlich machen, oder durch mein Zurücktreten von der Sache compromittiren und damit die Ausſicht auf einen Gewinn von einigen tauſend Dollars aufgeben wollte.

„In verzweifelten Lagen, ſagte ich mir, ſind verzweifelte Mittel am wirkſamſten, und demgemäß faßte ich meinen Entſchluß.

„Mich an Herrn Williams wendend, welcher in meiner Nähe ſaß, ſagte ich zur Geſellſchaft:

„Herr Williams, meine Herren, wird die Gefälligkeit haben, die Bürgſchaft, welche Sie verlangen, zu übernehmen.

„Aller Augen richteten ſich jetzt auf meinen Wirth, in der Erwartung, daß er ohne Weiteres ſeine Zuſtimmung geben werde. Denn aus der Ruhe und Zuverſicht, mit welcher ich mich auf denſelben berufen hatte, konnte Niemand

das Gegentheil vermuthen. Herr Williams ſelbſt war von meinen Worten ſo ſehr überraſcht, daß er offenbar nicht wußte, was er ſagen ſollte. Als man ihn jedoch von mehreren Seiten zur Erklärung aufforderte, ſprach er:

„Meine Herren, ich fühle mich durch das Vertrauen des Prinzen außerordentlich geehrt. Um demſelben aber entſprechen zu können, iſt eine Unterredung mit Monſeigneur nöthig. Ich werde Ihnen daher ſpäteſtens morgen meinen Entſchluß zu wiſſen thun.

„Dieſe Erklärung wälzte mir einen ſchweren Stein vom Herzen. Und ich hatte um ſo mehr Urſache, mit derſelben zufrieden zu ſein, als auch alle übrigen Anweſenden es zu ſein erklärten. —

„Ich hatte nun einen Aufſchub von vierundzwanzig Stunden gewonnen, und die Art und Weiſe, wie Herr Williams mich für den Augenblick aus dieſer peinlichen Verlegenheit gezogen hatte, ließ mich hoffen, daß ich denſelben geneigt finden werde, das Weitere in dieſer Angelegenheit ebenfalls auf irgend eine befriedigende Art zu arrangiren."

Das Spiel bringt darauf übrigens ſogleich dem Napoleon ſo viel ein, um die Bürgſchaft ſelbſt zu ſtellen, und er macht außerdem die Bekanntſchaft eines reichen Kaufherrn, John Brook, der ihm ein neues Leben mit größerem Comfort und mehr Auszeichnung verſchaffte. Die Memoiren fahren dann folgendermaßen fort:

„Ich hatte wohl zur Zeit, als mein ganzes Vermögen aus einigen Dollars beſtand, mit Eifer eine Gelegenheit ergriffen, durch welche ich, auf die Gefahr hin, meine Geſundheit aufzuopfern, zu einer Summe Geldes zu gelangen hoffte. Jetzt aber war meine Lage eine andere. Ich beſaß die Mittel zu einem angenehmen Leben und bewegte mich unter Leuten, denen gegenüber es mir äußerſt fatal ſein mußte, eine Rolle zu übernehmen, welche bei eintretendem Mißgeſchick jedem Gaſſenbuben das Recht gab, mich zu verhöhnen.

„Gleichwohl konnte ich nicht zurück; ich war genöthigt, mein gegebenes Wort einzulöſen.

„Ich benachrichtigte Herrn Williams von meinem Entſchluß, die Sache zur Entſcheidung zu bringen, und überließ es ihm, ſowie den übrigen Herren, welche dabei betheiligt waren, Tag und Stunde zu beſtimmen. Zugleich überſandte ich dem Comité die fünfhundert Dollars, für welche Herr Williams die Bürgſchaft übernommen hatte.

„Mr. John Brook, welchen ich von dieſer Angelegenheit unterrichtete, ſagte mir, daß ich dieſelbe hätte rückgängig machen ſollen. Denn es ſei nach ſeiner Anſicht beſſer, durch freiwilliges Zurücktreten eine Schwäche einzugeſtehen, als ſich nicht blos der Möglichkeit, ſondern ſogar der Wahrſcheinlichkeit auszuſetzen, vor einem großen Publikum, welches in ſolchem Falle keine Rückſicht kenne, Fiasko zu machen. Er, für ſeine Perſon, glaube nicht im Entfernteſten daran, daß ich aus dieſem Wagniſſe als Sieger hervorgehen werde. Uebrigens wolle er es auf ſich nehmen, die Sache zu vermitteln, im Falle ich geneigt ſei, mein Wort zurück zu nehmen.

„Ich ſagte ihm, daß die Ehre mich verpflichte, mein gegebenes Wort ein-

zulöſen, und daß ich ſogar hoffe, ich werde dies mit dem glänzendſten Erfolg thun.

„Am folgenden Tage zeigte mir Herr Williams an, daß für den nächſten Morgen Alles bereit ſein werde, und ich mich auf dem Bahnhofe der großen Weſt-Bahn einfinden möge. Zugleich benachrichtigte er mich, daß gegen zwölfhundert Karten ausgegeben ſeien, und daß der Zug, mit deſſen Schnelligkeit ich die meinige meſſen ſollte, angewieſen ſei, ſich um ſieben Uhr und dreißig Minuten in Bewegung zu ſetzen.

„Der Zug ſollte aus funfzehn Waggons beſtehen, welche beſtimmt waren, diejenigen Zuſchauer aufzunehmen, welche Karten gelöſt hatten.

„Ich geſtehe, daß je mehr ich mich der Entſcheidung näherte, meine Zuverſicht mehr und mehr zu ſchwinden begann. Was mich beſonders unangenehm berührte und meinem Muthe viel von ſeiner Stärke raubte, war der Umſtand, daß an dem Abend, welcher jenem verhängnißvollen Morgen voranging, die Zeitungen meines Unternehmens in einer Art erwähnten, welche geeignet war, die ganze Bevölkerung von New-York auf den Schauplatz hinaus zu locken, welcher meinen Sieg oder, wie ich jetzt ſelbſt zu fürchten begann, meine Niederlage ſehen ſollte.*)

„Ich brachte dieſen Abend bei Mr. Brook zu, welcher durch ſeinen Sohn bereits davon unterrichtet worden war, was mir am nächſten Morgen bevor ſtand. Als die Rede darauf kam, ſagte er:

„Sie haben Unrecht gethan, Monſeigneur, dieſen Handel nicht rückgängig zu machen. Was können Sie dabei gewinnen? Ich denke, auf die Paar tauſend Dollars, welche Sie im glücklichſten Falle erlangen, kann es Ihnen nicht im Mindeſten ankommen . . . Indeß, jetzt iſt es zu ſpät. Hätte ich die Sache geſtern erfahren, ſo würde ich Alles aufgeboten haben, um ſie zu hintertreiben. Vor allen Dingen ſchonen Sie Ihre Geſundheit und laſſen Sie es gehen, wie es will. Apropos, haben Sie Wetten entrirt? Bei ſolchen Gelegenheiten pflegt es daran nicht zu fehlen.

„Als ich ihm erklärte, daß ich weder für noch gegen mich gewettet habe, ſagte er, daß ich das Eine oder Andere jedenfalls noch thun müſſe, weil ich ſonſt gegen die Sitte verſtoßen würde, und Uebelwollende mir den Vorwurf einer unzeitigen Sparſamkeit machen könnten.

„Mein Sohn da," fügte er hinzu, auf Mr. John deutend, „wird zweitauſend Dollars für Sie wetten, und ich hoffe, Sie werden ihm das Vergnügen nicht verſagen, mit allen Ihren ausgezeichneten Eigenſchaften auch die der Schnelligkeit vereinigt zu ſehen.

„Ich war aus verſchiedenen Wahrnehmungen überzeugt, daß Mr. Brook mich für nichts weniger als reich hielt, obgleich er ſich den Anſchein gab, das Gegentheil zu glauben. Ich ſah daher in der mir proponirten Wette lediglich einen Vorwand, mir auf eine feine Art zweitauſend Dollars zuzuwenden. Denn,

*) Auch in Europa hatten damals die Zeitungen, zuerſt die engliſchen, von dieſer Hartekinade Notiz genommen. D. H.

da ihm die Bemerkung nicht entgangen ſein konnte, daß ich mich ſelbſt auf dem Punkte befand, an meinem Erfolg zu zweifeln, hielt er ſich verſichert, ſeine Wette zu verlieren.

„Ich hatte keinen Grund, die mir auf eine ſo edelmüthige Weiſe angebotenen zweitauſend Dollars von der Hand zu weiſen; und da Mr. John ebenfalls in mich drang, ſeine Wette anzunehmen, ſo acceptirte ich dieſelbe.

„Uebrigens erhielt ich bald Gelegenheit, die Generoſität Mr. Brook's durch einen äußerſt wichtigen Dienſt zu vergelten, von welchem ich bald zu reden haben werde. —

„An dem Morgen, welcher der Bevölkerung von New-York das ſeltene Schauſpiel gewähren ſollte, den Neffen des großen Mannes, welcher einſt Europa beherrſcht hatte, als Schnellläufer zu bewundern, nahm ich ein leichtes Frühſtück zu mir, legte eine entſprechende Kleidung an und begab mich nach dem bezeichneten Bahnhof.

„Als ich daſelbſt aus dem Wagen ſtieg und einen flüchtigen Blick auf die ungeheure Menſchenmaſſe warf, welche Kopf an Kopf den Schienenweg entlang aufgepflanzt ſtand, bedurfte ich einer großen Geiſtesgegenwart, um nicht völlig außer Faſſung zu gerathen und den Herren vom Comité, welche, mit Herrn Williams an der Spitze, ſich zu meiner Begrüßung eingefunden hatten, Stoff zu beißenden Bemerkungen zu geben.

„Herr Williams ſagte mir, daß der Ober-Kondukteur des Zuges angewieſen ſei, mir auf Verlangen mit ſeinem Ehrenworte zu verſichern, daß er die Maſchine in keine größere Schnelligkeit verſetzen werde, als zwiſchen uns verabredet worden war.

„Ich erwiederte ihm, daß ich auf dieſe Formalität verzichte und mich auf ſeine getroffene Anordnung verlaſſe.

„Diejenigen Zuſchauer, welche Karten gelöſt hatten, nahmen jetzt ihre Plätze in den Waggons ein, während ein Beamter mir die Bahn anwies, welche längs den Schienen für mich hergerichtet worden war, indem man von derſelben mit Sorgfalt Alles entfernt hatte, was mir hätte ein Hinderniß darbieten können.

„Endlich erſcholl das Signal, welches dem Zeichen zur Abfahrt unmittelbar voranzugehen pflegt.

„Ich warf meinen Mantel ab, deſſen ich mich der leichten Kleidung wegen bis jetzt bedient hatte und betrat die Bahn. Ein leichtes Gazetuch, welches ich in der Hand trug, hielt ich bereit, in den Mund zu nehmen, um während des Laufes das ſtarke Einathmen der Luft zu vermeiden. Es iſt dies ein Vortheil, welchen jeder geübte Läufer zu ſchätzen weiß. Hierin und in einem Flacon mit Salmiakgeiſt, welches ich in der Bruſttaſche meiner Weſte trug, beſtanden alle meine Vorkehrungen. —

„Ein gellendes Pfeifen der Locomotive, welchem das keuchende Arbeiten der Maſchine folgte, verkündete jetzt den Abgang des Zuges.

„Langſam ſetzte ich mich in Bewegung. Ich hatte meinen Standpunkt auf der Bahn ungefähr in der Mitte des Zuges genommen, um nicht durch den Rauch, welcher dem Schornſteine der Maſchine entſtrömte, beläſtigt zu werden.

Ich ſah weder rückwärts noch ſeitwärts, ſondern blickte unverwandt die Bahn entlang, auf welcher ich dahin ging.

„Als der Zug in's Freie gelangte und nun ſeinen Lauf zu verdoppeln begann, bis er die vorgeſchriebene Schnelligkeit erreicht hatte, gab ich meinen Schritten diejenige Beſchleunigung, von welcher ich glaubte, daß ſie meinem Zwecke genügen werde. Und in der That gelangte ich nach Verlauf von etwa zehn Minuten zu der vollkommenſten Ueberzeugung, daß die Erreichung meines Zieles eine größere Anſtrengung nicht erforderlich mache.

„Die ganze Schwierigkeit beruhte nunmehr in der Ausdauer, wobei noch der wichtige Umſtand zu berückſichtigen blieb, daß ich, um zu ſiegen, gegen das Ende des Laufes dieſen der Art zu beſchleunigen hatte, daß ich ſechs Minuten früher als der Zug an das Ziel gelange.

„Aber die Erfüllung gerade dieſer von mir geſtellten Bedingungen war offenbar nicht leicht, wenn man bedenkt, daß, je näher am Ziele, auch deſto größer die Erſchöpfung meiner Kräfte ſein mußte.

„Ich beſchloß daher, auf dieſen nothwendigen Vorſprung von ſechs Minuten ſchon von da ab durch eine Beſchleunigung meines Laufes Rückſicht zu nehmen, wo ich die Hälfte des Weges zurückgelegt haben würde.

„Es kam hierzu nicht.

„Nachdem etwa zwanzig Minuten verſtrichen waren, begann ich in allen meinen Extremitäten eine ſolche lähmende Schwere zu empfinden, daß ich mich genöthigt ſah, den Zug um ungefähr eine Minute vorauseilen zu laſſen. Ich hoffte, daß ich im Stande ſein werde, durch dieſe Beſchränkung meines Laufes das eingetretene Uebel zu heben und dann die kurze Verſäumniß wieder einzuholen.

„Vergebens. Zu der Ermüdung, welche ſich alsbald in allen meinen Gliedern einſtellte, geſellte ſich jetzt auch eine Beſchwerlichkeit im Athemholen, welche mich völlig unfähig machte, meinen Schritten eine mehr als gewöhnliche Schnelligkeit zu geben.

„Unterdeſſen war der Zug unaufhaltſam dahingebrauſt und hatte mich in einer Entfernung von faſt fünf Minuten zurückgelaſſen.

„Dieſe Lage der Dinge, ſowie der Umſtand, daß ich nicht im Mindeſten entſchloſſen war, mein Leben oder auch nur meine Geſundheit auf's Spiel zu ſetzen, ließen mir keine andere Wahl, als mich für überwunden zu erklären. Indeß ſchritt ich noch immer vorwärts.*)

„In dieſem kritiſchen Augenblicke vernahm ich das Geräuſch eines Wagens in meinem Rücken. Ich ſah mich um und erkannte Mr. John Brook.

„Derſelbe rief mir zu, von weitern Anſtrengungen abzulaſſen und zu ihm in den Wagen zu kommen. Er hatte mein Mißgeſchick vorausgeſehen und mir die Unannehmlichkeit erſparen wollen, zu Fuß und Angeſichts des Publikums nach dem Bahnhofe zurückzukehren.

---

*) Die deutſchen Zeitungen haben dieſer Begebenheit erſt vor Kurzem auf's Neue erwähnt. D. H.

„Ich ſtieg in den Wagen, und Mr. John befahl dem Kutſcher einen Umweg zu machen, um auf dieſe Weiſe mich dem Geziſche und Gelächter der Zuſchauer zu entziehen. — —

„Eine halbe Stunde darauf langte ich in meiner Wohnung an. Ich legte mich zu Bett, nahm etwas Limonade und ſchlief bis zum ſpäten Nachmittag.“

„Als ich erwachte, fühlte ich mich vollkommen wohl, mit Ausnahme einer leichten Unbequemlichkeit in den Gliedern, wie man ſie bisweilen nach einem anſtrengenden Ritte zu empfinden pflegt.

„Ich kleidete mich an und ging zu Mr. Brook.

„Ich fand Vater und Sohn bei Tiſche. Es wurde ſogleich ein Couvert für mich gebracht, und der alte Herr gratulirte mir, als er mich mit einem Appetit ſpeiſen ſah, wie ich ihn noch niemals gehabt hatte.

„Wie mir mein Sohn erzählt,“ ſagte er, „haben Sie ſich immerhin recht brav benommen. Denn zwanzig Minuten mit einem Eiſenbahnzuge gleichen Schritt zu halten, wie Sie es gethan, Monſeigneur, iſt keine Kleinigkeit. Zwanzig Minuten machen eine Strecke von mehr als ſechs Meilen.“

„Ich erwiederte ihm, daß, wenn ich mich nicht ſeines weiſen Rathes erinnert und gefürchtet hätte, meiner Geſundheit zu ſchaden, ich die Sache am Ende doch durchgeſetzt haben würde.

„Nach Tiſche übergab mir Mr. John lachend zweitauſend Dollars als den Betrag ſeiner verlorenen Wette.

„Ich nahm ſie dankbar an.

„Meine Finanzen mehrten ſich in ſtarken Dimenſionen.“ —

Man kann dieſer Darſtellung übrigens nicht nachſagen, daß ſie auf falſche Thatſachen begründet iſt. Napoleon hat ſich allerdings in Amerika auch als Schnellläufer verſucht, wahrſcheinlich indeß aus anderen Beweggründen als den hier verzeichneten. Aber daß die hier angeführten Beweggründe mit einer gewiſſen raffinirten Ueberlegtheit combinirt ſind, wird Niemand leugnen wollen, und wir glauben unter Anderem auch daraus ſchließen zu können, daß es ſich in dieſen Heften um mehr als um eine Buchhändler-Speculation handelt. Zu beziehen iſt das Werk von Lubarſch's Selbſtverlags-Expedition, Oranienſtraße Nr. 60.

Thiers über den Marſch der verbündeten Heere nach Paris im März 1814.

Die Frage, wer im März 1814 zuerſt den Gedanken, nach Paris zu marſchiren, in Anregung gebracht, und wer ihn zuletzt entſchieden habe, iſt auch nach den neueſten Darſtellungen der Geſchichtſchreiber noch nicht ins Reine gebracht. Noch immer wird mit Heftigkeit geſtritten, ob der Gedanke von Kaiſer Alexander und ſeiner Umgebung oder vom Fürſten Schwarzenberg ausgegangen ſei. Einen wichtigen und höchſt intereſſanten Beitrag zur Löſung des Streits giebt nun Thiers in dem eben erſchienenen 17. Bande ſeiner „Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs.“ So wenig wir auch Thiers als einen ſicheren Gewährsmann in Fällen betrachten, wo die franzöſiſche gloire mit den Anſprüchen Deutſchlands zuſammenſtößt, ſo ſcheint uns doch hier die Darſtellung des franzöſiſchen Geſchichtſchreibers allen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit zu haben. Sie löſt die Frage auf die einfachſte Weiſe. Thiers vertheilt das Verdienſt des Entſchluſſes auf alle Theilnehmer ungefähr gleichmäßig und theilt eine Hauptrolle dabei dem Corſen Grafen Pozzo di Borgo zu. Thiers erzählt S. 461—469 des genannten Bandes:

„. . . Die militäriſchen Rückſichten im engſten Sinn des Worts geboten, die Verbindungen nicht preiszugeben, man mußte vielmehr mit um ſo größerer Sorgfalt über dieſelben wachen, als man es mit einem gefährlicheren und kühneren Feinde zu thun hatte. Da er ſie in dieſem Augenblick bedrohte, mußte man ihm folgen im Verein mit Blücher und mit ihm ein Ende machen, bevor man ſich in Paris den Preis des Kriegs holte. Ohne Zweifel bot es manche Vortheile, auf Paris zu marſchiren, beſonders den der Abkürzung des Kampfes; wäre man jedoch vor der Hauptſtadt durch einen Widerſtand nicht blos von Seite der Armee, ſondern auch von Seite des Volks aufgehalten worden, und hätte man, angelangt, noch einige Tage vor den Mauern liegen müſſen, ſo konnte man, während man im Kampf mit der verbarricadirten Spitze der Vorſtädte begriffen war, von Napoleon mit einer Armee von 100,000 Mann im Rücken angegriffen und in die gefährlichſte Lage gebracht werden.

„Dieſe Erwägungen waren vom größten Gewicht, und wären entſcheidend geweſen, wenn die Lage eine gewöhnliche und man der Gefahr ausgeſetzt geweſen wäre, vor Paris einem Widerſtand zu begegnen, wie ihn die Bedeutung dieſer Stadt, der Patriotismus und der Muth ihrer Bevölkerung befürchten laſſen mußten. Aber die Lage war ſo, daß nichts zweifelhafter war als ein ſolcher Widerſtand. Obwohl man nur eine einzige Mittheilung aus dem Innern erhalten, nämlich die von Herrn v. Vitrolles überbrachte, und bisher noch keine Kundgebung die Richtigkeit dieſer Mittheilung beſtätigt hatte, im Gegentheil die Landleute in den beſetzten Provinzen anfingen zu den Waffen zu greifen, ſo konnte man doch an mehr als einem Symptom erkennen, daß, wenn auch Herr v. Vitrolles übertrieb, wenn er Frankreich als von glühender Sehnſucht nach den Bourbonen ergriffen ſchilderte, er doch mit der Behauptung Recht hatte daß Frankreich nicht länger Krieg, Conſcription, die Kaiſerlichen Präfecten wolle, und ſeit man ihm Gelegenheit gab, ſeine wahren Geſinnungen zu äußern, es ſich gegen eine Regierung ausſprach, welche, nachdem ſie den Krieg bis nach Moskau getragen, ihn heute bis vor die Thore von Paris zurückgebracht hatte. Weit mehr als auf Herrn v. Vitrolles wurde jedoch auf eine andere Stimme gehört, nämlich auf die des von London zurückgekehrten Grafen Pozzo di Borgo, welcher auf die Verbündeten einen Einfluß erlangt hatte, wie er ſeinem

Geiſt entſprach, und der jetzt ohne Unterlaß ihnen wiederholte, daß man auf Paris marſchiren müſſe. Das Ziel des Kriegs, ſagte er, iſt Paris. Während ihr davon träumt Schlachten zu liefern, lauft ihr Gefahr geſchlagen zu werden, weil Napoleon ſie immer beſſer liefern wird als ihr, und ſeine Armee — wenn auch mißvergnügt, ſo doch aufrecht gehalten durch das Gefühl der Ehre — ſich an ſeiner Seite ſchlagen wird bis zum letzten Mann. Iſt auch ſeine militäriſche Gewalt gänzlich zu Grunde gerichtet, ſo iſt er doch noch groß, ſehr groß, und ſein ſchützender Genius größer als der eurige. Die Zeiten haben ſich geändert. Der militäriſche Deſpotismus, am Vorabend der Revolution als eine Wohlthat begrüßt, aber ſeither durch den Erfolg verurtheilt, iſt moraliſch vernichtet. Wenn ihr eine Kundgebung ergehen laßt, wird ſie ſchnell wirkend, allgemein unwiderſtehlich ſein, und wenn Napoleon einmal weg, ſo werden die Bourbonen, welche Frankreich vergeſſen, zu deren Sternen es kein Zutrauen hat, auf einmal möglich, bald nothwendig werden. Es iſt politiſch, nicht militäriſch, geboten, das Ende des Kriegs herbeizuführen; deshalb, ſobald ſich zwiſchen den kriegführenden Heeren irgend ein geeigneter Durchgang für euch eröffnet, beeilt euch ihn zu benützen, Paris mit dem Finger zu berühren, nur mit dem Finger, und der Koloß liegt zertrümmert. Ihr werdet ſeinen Degen zerbrochen haben, den ihr ihm nicht entwinden könnt.

„Dies iſt das Weſentliche der Reden, welche Graf Pozzo unaufhörlich an den Kaiſer Alexander richtete, und zum Ueberfluß hatte er es mit einer leicht zu überzeugenden Seele zu thun. Außer dem nicht gewöhnlichen Verſtande Alexanders kamen dem Grafen Pozzo noch alle Leidenſchaften dieſes Fürſten zu Hülfe. Sich rächen, nicht wegen des Brandes von Moskau, an den er faſt nicht mehr dachte, ſondern wegen der Erniedrigungen, die ihm Napoleon zugefügt, in Paris einzuziehen, in die Hauptſtadt der Civiliſation, dort einen Deſpoten zu entfernen, dort den Franzoſen edelmüthig die Hand entgegenzuſtrecken und ſich Beifall rufen zu laſſen, dies war für ihn ein berauſchender Traum. Dieſer Traum beherrſchte ihn dermaßen, daß er, um ihn zu verwirklichen, einer Kühnheit fähig war, die ſonſt weder in ſeinem Herzen noch in ſeinem Geiſte lag.

„Uebrigens hatte die Meinung des Grafen Pozzo di Borgo allmälig in alle Köpfe Eingang gefunden. Entſprungen zuerſt unter den Preußen, bei denen ſie durch den Haß erzeugt war, war ſie ſchließlich bei den Ruſſen durchgedrungen, und ſelbſt bei den Oeſtreichern. Man begriff bei den letztern vollkommen, daß die politiſche Niederlage Napoleons der ſicherſte und ſchnellſte Weg zu ſeinem Untergang war. Kaiſer Franz und Metternich, obwohl ſie in ihm nicht bloß den Schwiegerſohn, ſondern das unter allen weitaus fähigſte Haupt, Frankreich zu regieren, bedauerten, hatten ſeit dem Bruch des Congreſſes von Chatillon erkannt, daß man endlich entſchieden Partei ergreifen müſſe gegen ſeine Perſon ſelbſt. Sie hatten ſich lange dagegen geſträubt, die Dinge auf die äußerſte Spitze zu treiben, aber da einmal der Rhein befreit, und das Princip der Gränzen von 1790 zugelaſſen war, wodurch die alten Niederlande vacant wurden, die man ihnen mit Italien bezahlen mußte, da ſie ferner Napoleon zu wohl kannten, um zu glauben, daß er ſich jemals zu einer ſolchen Verkleinerung des Gebiets verſtehen würde, waren ſie durch die Länderſucht zu denſelben Schlüſſen gekommen wie die Preußen durch den Haß, die Ruſſen durch die Eitelkeit. Nach Paris zu marſchiren und dort die politiſche Löſung zu ſuchen, in welcher zugleich die militäriſche Löſung enthalten wäre, erſchien ihnen nun ein Gebot der Nothwendigkeit Fürſt Schwarzenberg, vorſichtig aber beſtimmt wie er war, war zu derſelben Anſicht hierüber gelangt wie Metternich und wie Kaiſer Franz; denn in dieſem Augenblick bot Oeſtreich die außerordentliche Erſcheinung eines Kaiſers, eines Premierminiſters und eines Generaliſſimus dar, die vollkommen übereinſtimmend in ihren Anſichten, ein Herz und eine Seele waren, fremd der Liebe wie dem Haß, und einzig durch tiefe Berechnungen geleitet.

„In dieſer Lage neigte ſich Fürſt Schwarzenberg zum erſtenmal dem Gedanken zu, den Weg nach Paris, den er offen ſah, einzuſchlagen, ſo daß beinahe Einſtimmigkeit erlangt war für den Entſchluß, auf die Hauptſtadt Frankreichs zu marſchiren, obwohl mehrere ſehr aufgeklärte Offiziere dieſem kühnen Marſch noch immer die Autorität der Regeln entgegenhielten, welche lehren, daß man nie die Sorge um die Verbindungen vergeſſen und nie das Ziel verfehlen ſoll: aus allzu großer Ungeduld es zu erreichen. Unterdeſſen hatte ſich eine Begebenheit ereignet, welche der kühnern Anſicht äußerſt günſtig war. Die Cavallerie Winzingerode's, welche den Vortrab Blüchers bildete, ſtieß bei der Marne mit derjenigen des Grafen Pahlen zuſammen, welche zu Fürſt Schwarzenberg gehörte. Man hatte ſich bewillkommt und gefreut über dieſe Vereinigung, die ſich übrigens ſchon früher hätte vollziehen ſollen; denn da die Schlacht von Laon am 9. und 10. März geliefert worden, war es auffallend, daß Blücher Napoleon, oder die Marſchälle die ihn zu erſetzen beauftragt waren, nicht über die Aisne verfolgte, und daß er am 23. noch zwiſchen Aisne und Marne herumſtreifte. Blücher hatte gehandelt wie die Generale, welche mehr Entſchloſſenheit des Charakters haben als Geiſt. Er hatte verſucht Reims zu nehmen, dann Soiſſons, hatte lange auf einige Tauſend Mann vom Corps Bülows gewartet, die zurückgeblieben waren, endlich hatte er ſich entſchieden die Marſchälle Mortier und Marmont vor ſich her zu treiben, und bei Châlons die Marne erreicht. Wie dem auch ſei, er kam an mit hunderttauſend Mann, und man hatte ſo zweimalhunderttauſend Mann, um auf Paris zu marſchiren. Eine ſolche Streitmacht mußte weit die Einwürfe überwiegen, die von den ſtrengen Regeln der Kriegskunſt hergenommen waren.

„So ſtanden die Dinge. Fürſt Schwarzenberg befand ſich auf Schloß Dampierre mit dem Kaiſer Alexander, um dort die Nacht zuzubringen, als plötzlich Depeſchen überbracht wurden, die man einem Courrier aus Paris abgenommen hatte. Die leichte Cavallerie der Verbündeten hatte ihn aufgegriffen. Auf Schloß Dampierre befand ſich der Fürſt Wolkonski, der bei Alexander die Functionen des Chefs ſeines Generalſtabs verſah, und Graf Neſſelrode, der Chef ſeiner Kanzlei. Man rief den Letztern, der längere Zeit in Paris gelebt hatte und beſſer als ein anderer den wahren Sinn der aufgefangenen Depeſchen faſſen konnte, und beauftragte ihn mit deren Kenntnißnahme. Sie waren in der That von größter Wichtigkeit. Sie beſtanden aus Briefen der Kaiſerin und des Herzogs von Rovigo an den Kaiſer. Die einen wie die andern drückten die lebhafteſten Beſorgniſſe über den innern Zuſtand von Paris aus. Die der Kaiſerin trugen das Gepräge der Beſtürzung und hatten ohne Zweifel weniger große Bedeutung, denn ſie konnten auch nur den Ausdruck der Schwäche einer Frau ſein. Die des Herzogs von Rovigo dagegen hatten einen ganz andern Werth, denn als Miniſter der Polizei und Kriegsmann, der an gefährliche Lagen vollkommen gewöhnt war, konnte er nicht im Verdacht der Furchtſamkeit ſtehen, wenn er erklärte, daß Paris in ſeinem Schooß eine einflußreiche Partei zähle, die mit den Fremden im Einverſtändniß, und daß es beim Erſcheinen einer verbündeten Armee wahrſcheinlich ſei, daß ſie dem Beiſpiel der Bordeleſen folgen würde. Dieſe Entdeckung war in dieſem Augenblick von der ſchwerſten Bedeutung, ſie klärte vollends die politiſche Lage auf und verſcheuchte jede Ungewißheit die man über die zu beobachtende Haltung noch hätte haben können. Nach dieſem unfreiwilligen Geſtändniß, das der Regierung des Kaiſers, ſeiner Gemahlin, ſeinem Polizeiminiſter entſchlüpft war, konnte man nicht mehr zweifeln, daß ſein Thron wankte, und daß Paris zu berühren das ſichere Mittel war, ihn vollends in Trümmer zu ſtürzen. Man weckte ſchnell den Kaiſer Alexander und den Fürſten Schwarzenberg, theilte ihnen die aufgefangenen Schriftſtücke mit, und für den einen wie für den andern war der Be-

weis vollständig. Der Marsch nach Paris schien der Entschluß, an dem man auf der Stelle festhalten, den man mit Tagesanbruch ins Werk setzen mußte. Die drei Souveräne waren nicht im Augenblick versammelt, Alexander, der thätigste unter ihnen, der überall sein wollte, und besonders bei den Generalen, befand sich bei dem Generalissimus. Der bescheidenste, klügste, der am meisten die Bewegung scheute und als Nichtmilitär glaubte, den Militärs durch seine Anwesenheit keine Verlegenheit bereiten zu dürfen, der Kaiser Franz, hatte seinen Sitz im Augenblick ziemlich entfernt, nämlich in Bar-sur-Aube. Der König von Preußen, der zwischen beiden ungefähr die Mitte hielt, mehr zurückhaltend als der eine und thätiger als der andere, hatte das Nachtlager in der Umgegend genommen Man beschloß, ihn unverzüglich aufzusuchen, die Armee mit dem Morgen in Bewegung zu setzen, um sich der Marne zu nähern, wo man auf Blücher stoßen mußte. Hier sollte sich dann alles vereinigen, und nach einer Berathung, deren Resultat bei der Anwesenheit der Preußen nicht zweifelhaft sein konnte, der Weg nach Paris eingeschlagen werden. Fürst Schwarzenberg übernahm es, seinem Herrn den gefaßten Beschluß zu melden, und forderte ihn in einem Schreiben auf, ja nicht daran zu denken die Invasionscolonne zu begleiten, denn er könne mitten in der Kreuzung der kriegführenden Heere leicht in die Hände seines Schwiegersohns fallen, was eine schwere Verwicklung in den gegenwärtigen Umständen wäre. Es bestand durch Burgund gewissermaßen eine Verbindungslinie der Oestreicher, da man von Troyes nach Dijon dem Grafen Bubna Hülfstruppen gesandt hatte. Fürst Schwarzenberg rieth also dem Kaiser und Herrn v. Metternich, sich nach Dijon zu begeben; denn außerdem, daß es klug war sich nicht fangen zu lassen, war es auch schicklich, daß der Kaiser Franz der Entthronung seines Schwiegersohns, und vornehmlich seiner Tochter, nicht beiwohne. Nach diesen Anordnungen verließ man Dampierre am 24. Morgens, um sich nach Sommepuis zu begeben.

„Es brauchte nicht lange Zeit, um diesen Punkt zu erreichen, der kaum 3 Lieues entfernt war. Kaiser Alexander, Fürst Schwarzenberg, Generalstabschef Wolkonski und Graf Nesselrode, die alle zusammen von Schloß Dampierre aufgebrochen waren, trafen zu Sommepuis zusammen mit dem König von Preußen, Blücher und seinem Generalstab. Man behauptet: der entscheidende Entschluß, welcher die Heere Europa's mitten nach Paris führen sollte, sei auf einer kleinen Anhöhe gefaßt worden, die in der Umgegend von Sommepuis liegt; hier habe die Berathung stattgefunden, deren Ergebniß von vornherein sicher war, da alle Gefühle, welche auf Schloß Dampierre gesprochen hatten, den preußischen Leidenschaften entgegenkamen und durch diese sich verstärkten. Man war beinahe einstimmig. In der That boten sich die Antworten in Menge dar auf die Einwürfe methodischer Militärs, welche ängstlich an dem Buchstaben der Regeln der Kriegskunst festhielten. Napoleon konnte sich auf die Verbindungen so verbündeter Heere werfen, aber man konnte sich ebenso auf die seinigen werfen. Den Schaden, welchen er zufügte durch Wegnahme der Magazine der Verbündeten, ihrer Spitäler, ihrer Nachzüge, ihrer Zufuhren, gab man ihm doppelt und dreifach zurück, wenn man alles wegnahm, was sich zwischen Paris und dem französischen Heer auf dem Weg von Nancy finden mußte. Er wird viel nehmen, man wird noch mehr nehmen. Und dann, wohin geht der Weg der einen und der Weg der andern? Napoleon wird nach Metz und nach Straßburg gehen, wo seine Gegenwart nichts entscheidet; die Verbündeten nach Paris, wo sie die Gewißheit haben eine Revolution zu Stande zu bringen, und Napoleon die Macht zu entreißen, die ihn so gefährlich machte. Ihm folgen, das hieße, seinem Willen folgen, denn augenscheinlich hatte er dies gewollt, indem er die auffallende, unerwartete Bewegung gegen Lothringen machte. Es hieße, sich von dem

eigentlichen Zweck ablenken zu laſſen, und ſich einer neuen Reihe militäriſcher Zufälle auszuſetzen, denn man fände ihn verſtärkt durch die an ſich gezogenen Garniſonen; man müßte mit erſchöpften Heeren gegen friſch rekrutirte Heere das gefährliche Spiel der Schlachten wieder beginnen, wo es begegnen müßte, daß Napoleon der Stärkere wäre; die Sachen würden in die Länge, in unberechenbare Verwickelungen gezogen werden, und höchſt wahrſcheinlich würde man ſchließlich in irgendeine Falle gerathen, welche er ſo meiſterhaft zu ſtellen verſtand, die man nicht vermeiden könnte, und in der man endlich erläge. Nach Paris gehen, Napoleon ins Herz treffen, wäre viel kürzer, ja obwohl anſcheinend verwegen, doch viel ſicherer; und in jedem Falle, geſetzt, man könnte die Hauptſtadt Frankreichs nicht betreten, ſo bliebe eine ſichere Rückzugslinie, nämlich die Linie Paris-Lille, die belgiſche Linie, wo man auf den Kronprinzen von Schweden träfe, der mit hunderttauſend Holländern, Engländern, Hannoveranern und Schweden im Anzuge begriffen.

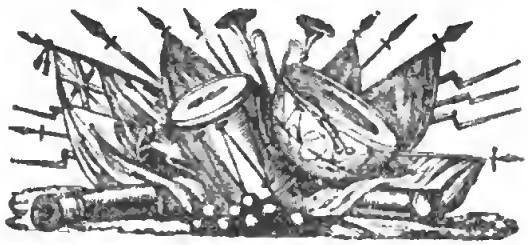
„Dieſen Gründen ließ ſich nichts Triftiges entgegenſetzen. Alles gab nach und vereitelte ſo die Berechnungen Napoleons; denn alles zog die politiſchen Erwägungen zu Rath, während er, die Politik verachtend und um ihre Lehren unbekümmert, nur den militäriſchen Erwägungen Rechnung trug. Wie gewöhnlich, hatte er in militäriſcher Hinſicht recht, in politiſcher unrecht, und bei ſolcher fortgeſetzten Täuſchung war es unvermeidlich, daß er ſeinem Untergang entgegenging.“ So ſelbſt ein Franzoſe.

Vermiſchtes.

[Deutſcher Champagner]. Am 30. Mai fand in Hochheim die Generalverſammlung der Aktien-Geſellſchaft zur Bereitung mouſſirender Weine ſtatt. Der Reingewinn für das Jahr 1859 beträgt $7\frac{4}{10}$ pCt. oder 18 Gulden 15 Kreuzer pr. Aktie. Dieſe Dividende wird bei Auguſt Siebert in Frankfurt a. M. ausbezahlt. Für die 3 letzten Jahre ſtellt ſich ein durchſchnittlicher Reingewinn von $11\frac{3}{10}$ pCt. heraus. Die Fabrik erzeugt jährlich ein Quantum von 500,000 Flaſchen, und ſoll dem Etabliſſement noch eine weitere, bedeutende Ausdehnung gegeben werden. Die Aktien wurden, wie uns mitgetheilt wird, in der letzten Zeit mit 10 pCt. Agio bezahlt. Wir knüpfen hieran die Bemerkung, daß unſeres Wiſſens der bei weitem größere Theil dieſer bedeutenden Anzahl Flaſchen auf Verlangen der Beſteller als franzöſiſcher Champagner, d. h. mit Etiquetten franz. Marquen, verſandt und von dieſen auch als ſolcher verkauft und getrunken wird, was dafür ſpricht, daß die Qualität des Weines dies gar wohl geſtattet. So bezahlt der Deutſche ſein Vorurtheil für ausländiſche Erzeugniſſe.

Militäriſche Revue.

Sonntag, den 1. Juli 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militäriſche Revue werden unter der Adreſſe der Expedition, Kronenſtraße Nr. 21, erbeten.

Geſchichtskalender.

1. Juli 1689. Beſchießung der Bühler Schanze bei Bonn durch die Brandenburger unter Gen.-Lieut. von Barſus.

2. Juli 1762. Gefecht von Einſiedel: Gen.-Maj. v. Kleiſt, der ſogenannte „grüne Kleiſt", vertreibt die Oeſterreicher und brandſchatzt Böhmen.

3. Juli 1712, und an demſelben Datum 1815, ergiebt ſich Quesnoy an die Preußen.

4. Juli 1686. Beginn der Belagerung von Ofen, wobei 8000 Brandenburger unter Gen.-Lieut. von Schöning, welche ſich hier von den Türken den Namen der „Feuermänner" erwerben.

5. Juli 1778. Friedrich II. rückt über Nachod in Böhmen ein.

6. Juli 1815. Beſetzung der Barrieren von Paris.

7. Juli 1758. Gen.-Lieut. v. Retzow ſchlägt die Oeſterreicher bei Krenau.

Inhalt:

Der italieniſche Krieg von 1859. I.
Tagesereigniſſe.

Der italieniſche Krieg von 1859
aus taktiſchem und ſtrategiſchem Geſichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebſt Anmerkungen, Zuſätzen, Karten und Plänen.)

I.

Keine der drei Mächte, welche an dem letzten Kriege, dem ſogenannten italieniſchen Unabhängigkeitskriege, Theil genommen, hat bisher einen allgemeinen und detaillirten Bericht über das Ganze der Operationen der kriegführenden Armeen veröffentlicht. Um ſich deshalb ein Bild von dem Verhalten auf beiden Seiten zu machen, iſt man auf offiziöſe Angaben beſchränkt, welche nothwendiger Weiſe unvollſtändig ſind und des authentiſchen Charakters entbehren.

Dieſer Mangel an offiziellen Dokumenten muß ein Grund mehr für uns ſein, bei unſeren Urtheilen und Vorausſetzungen mit äußerſter Zurückhaltung zu verfahren, und um Irrthümern und Mißgriffen zu entgehen, die doch früher oder ſpäter erkannt werden würden, werden wir uns nur auf

unbeſtreitbare Principien oder auf unbeſtrittene Thatſachen ſtützen, jede Uebertreibung und jede leidenſchaftliche Kritik aber ſorgfältig vermeiden.

Alle Erfolge in dieſem denkwürdigen Feldzuge waren auf Seiten der Alliirten und alle Unfälle auf Seiten der Oeſterreicher; es muß deshalb von Intereſſe ſein, die Urſachen eines ſo ungleichen Glückes zu erforſchen. Haben die Franzoſen ihre Feinde beſiegt, weil ſie die Grundſätze der Strategie und die Regeln der Taktik beſſer verſtanden, oder verdanken ſie ihren Erfolg nur dem Ungefähr, ohne vorher durchdachten Plan? Sind ihre Siege nur der Ausfluß ihrer natürlichen Schwungkraft und ihres ſprudelnden Muthes? Sind die Oeſterreicher unterlegen, trotz einer geſchickten Strategie und einer intelligenten Taktik? Von dieſem Geſichtspunkte aus wird eine unparteiiſche Würdigung des italieniſchen Krieges von hohem Intereſſe für den Soldaten ſein. — Aber neben dieſen Hauptfragen machen ſich noch andere geltend, welche zwar nichts Hiſtoriſches enthalten, aber dennoch Aufmerkſamkeit verdienen; nämlich die nach der Dauer und dem Ausgange des Krieges für den Fall, daß der Kaiſer der Franzoſen auf der Eroberung Venetiens beſtanden hätte, und welchen Einfluß wohl Oeſterreich durch die ſtrategiſche Lage des Feſtungsvierecks, das ihm geblieben, auf die Geſchicke Italiens auszuüben vermag! — Wir werden verſuchen, auch dieſe Fragen zu beantworten.

Die Strategie iſt die Wiſſenſchaft des Krieges, während die Taktik nur die ausübende Kunſt davon bildet. Die Erſtere entſcheidet über den allgemeinen Plan, folglich über die Natur, die Zeit, den Ort, die Baſis und die Operationslinie des Angriffes oder der Vertheidigung, über das Object, die Stärke der Operationsarmee ꝛc.; ſie iſt daher die eigentliche Wiſſenſchaft des Generals en chef. Die Taktik dagegen giebt an, wie der ſtrategiſche Plan auf dem Terrain ausgeführt werden ſoll; ſie iſt daher jedem Truppenführer, ſelbſt dem untergeordnetſten, ganz unentbehrlich.

Der Krieg gegen Piemont, zu welchem Oeſterreich im Jahre 1859 die Initiative ergriff, muß zu den Defenſivkriegen gerechnet werden. Er iſt in Bezug auf die ſchließliche Haltung dieſer Macht das, was General Jomini einen defenſiv-offenſiven Krieg nennt, obwohl der weniger richtige Ausdruck „defenſiv-activer Krieg" mehr Geltung erlangt hat.

Jede Armee, ſie ſei offenſiv oder defenſiv, befindet ſich einer andern Armee gegenüber im Mittelpunkte eines Kreiſes, in deſſen Peripherie die andere Armee einen Punkt einnimmt. Umgekehrt ſteht wiederum dieſe andere Armee im Mittelpunkte eines zweiten Kreiſes, auf deſſen Peripherie ſich die erſtere befindet. Auf dieſe Weiſe iſt der Punkt, welcher für die eine Armee central iſt, für die andere peripheriſch, und umgekehrt. Hieraus folgt, daß die regelmäßige Stellung beider Armeen ſich an den entgegengeſetzten Endpunkten eines und deſſelben Radius befindet, und dieſer Radius iſt nichts als die gerade Linie zwiſchen beiden Armeen.

Der erſte Grundſatz der Strategie beſteht darin, daß der General en chef ſich auf einem centralen Punkte aufzuſtellen verſteht, von wo aus er einerſeits den Feind auf dem kürzeſten Wege erreichen und andererſeits jeden in oder außerhalb ſeiner Peripherie gelegenen Punkt in derſelben oder in einer kürzern Zeit gewinnen kann als ſein Gegner. Dieſer ſtrategiſche Grundſatz iſt ſo wichtig und entſcheidend, daß er ſelbſt den größten und gewiſſeſten taktiſchen Vortheilen nicht aufgeopfert werden darf. Nur in einem einzigen Falle dürfte man davon abweichen, wenn man nämlich ſicher iſt, durch den ſich auf die Verbindungen einer Umgehungsarmee werfenden Gegner nicht von ſeiner Operationsbaſis abgedrängt zu werden. In dem Falle, daß der Feind zuerſt eine Umgehung verſucht, dürfte der commandirende General, der in Gefahr iſt, umgangen zu werden, ſich dennoch niemals

nach dem bedrohten Punkte selbst hindirigiren, da der Feind doch seinen Vorsprung behalten, die Köpfe der dort anlangenden Colonnen stets auf überlegene Kräfte stoßen würden. Man wäre alsdann zum Rückzuge oder dazu gezwungen, sich unter den ungünstigsten Umständen zu schlagen. Das Beste wäre dabei immer der Rückzug, um einen entfernteren Punkt zu gewinnen, von dem aus man dem Feinde eine neue Front entgegen zu stellen vermöchte.

Nach diesem elementaren strategischen Grundsatze wollen wir die Operationen des italienischen Krieges beurtheilen, vorher aber noch ein wesentliches Moment der Kriegführung betrachten, nämlich die Organisation und beiderseitige Stärke der kriegführenden Armeen.

1. Die österreichische Armee.*)

An der Spitze dieser Armee stand der Feldzeugmeister Graf Gyulai, ein Greis von 60 Jahren, der eine Zeit lang Kriegsminister gewesen war und sich als solcher tüchtig bewährt hatte. Geburt und Reichthum erleichterten ihm die Repräsentation seiner Stellung. Dabei von ansehnlicher Gestalt, einem strengen Wesen und in allen Reglements völlig zu Hause, galt er dem großen Haufen als Autorität; doch hatten gleich von vornherein schärfer blickende Augen die Wahl seiner Person mit Mißtrauen aufgenommen. Einige Personen, welche ihm in Triest, wo er 1848 als Gouverneur einige Energie gezeigt haben soll, näher gestanden hatten, behaupteten sogar, daß sein Verhalten dort nicht so fest gewesen sei, als man im Allgemeinen glaube, und wollten in ihm nur eine Friedensgröße erkennen. Der Trieb zu entscheidenden Schlägen fehlte ihm eben so, wie die Erkenntniß von der Nothwendigkeit, seine Kräfte zusammen zu halten. Der Oberst Kuhn, Chef seines Stabes, war ein fähiger und bewährter Officier, dessen Meinungen und Ansichten indessen wesentlich von denen seines Generals abwichen und am Tage von Magenta eine Trennung herbeiführten. Oberst Kuhn übernahm eine Brigade im 8. Armeecorps. Unter den commandirenden Generalen befanden sich tapfere und bewährte Männer wie Zobel und Benedek, obwohl Ersterer später nicht das geleistet haben soll, was man von ihm erwartet hatte. Die Divisions- und Brigade-Commandeure waren, obwohl meist tapfer und geachtet, zu sehr an Bevormundung gewöhnt, um in Fällen der Nothwendigkeit ihren besseren Antrieben schnell und entschieden folgen zu können, auch gab es unter ihnen einige wirklich schwache Seelen. Nur der Prinz Alexander von Hessen, durch seine Geburt unabhängiger von Verantwortlichkeit, war zu selbstständigem Handeln geneigt und griff ohne Befehl in den Gang der Gefechte ein.

Die Armee selbst hatte seit 1848 einen neuen und kräftigen Aufschwung erhalten, und man hatte, gegen frühere Zeiten, sehr viel für sie gethan. Die gesammte Infanterie führte gezogene Gewehre nach dem Lorenzschen System, sogenannte Kapselgewehre. Der Lauf derselben ist 36 Zoll lang und hat vier sehr flache Züge von nur 0,007 Z. Tiefe. Stand- und Klappvisir bis auf 300, für das dritte Glied bis auf 900 Schritt. Die Jäger führten theils Jägerstutzen nach demselben System, theils aber auch Thouvenin'sche Dornstutzen für das dritte Glied. Das Geschoß ist für alle drei Gewehre dasselbe Spitzgeschoß, mit zwei tiefen Einkerbungen im cylindrischen Theil, und wird von vorn geladen. Die Compression und das Eindringen in die Züge erfolgt, indem die Kraft der Pulvergase den cylindrischen Geschoßtheil gegen den vorderen Theil staucht und dadurch ein Ausdehnen der Seitenflächen und Ausfüllen der Züge bewirkt, ohne daß es eines Dornes oder Culots bedürfte.

Das Reglement war verbessert worden, immerhin aber noch sehr complicirt und besteht für die Infanterie aus zwei starken

*) Wir verlassen hier den „Spectateur", um eine eingehendere Schilderung der Armeen zu entwerfen, als wir sie dort finden.

Oktavbänden. Für das Schützengefecht war eine den preußiſchen Compagnie-Colonnen ähnliche Einrichtung eingeführt, aber dabei feſtgeſtellt worden, daß die Schützenlinie (Plänklerkette) nicht von hinten nach vorn unterſtützt wurde, ſondern ſich eventuell zurückzog, um ſich aufnehmen zu laſſen. Hierdurch aber geht reglementsmäßig Terrain verloren, und die Franzoſen glaubten ſolches gewonnen und geſiegt zu haben, wenn die öſterreichiſchen »Ketten« einfach nach ihrem Reglement verfuhren, das ſich denn freilich oft als unzulänglich erwies, weil das aufgegebene Terrain inzwiſchen wirklich vom Feinde beſetzt und daher wirklich verloren war. Die Aufſtellung der Infanterie war dreigliederig, mit beſonderer Verwendung des dritten Gliedes zum Schützengefecht und zu ſonſtigen Detachirungen, wobei aus dem dritten Gliede jeder Compagnie zwei zweigliedrige Züge formirt wurden.

Die öſterreichiſchen Infanterie-Regimenter beſtanden im Frieden aus 3 Bataillonen zu 700 Mann und einem Depôt von 348 Mann. Das Grenadier-Bataillon zählte 4, die übrigen 6 Compagnien, welche jede in 4 Züge getheilt wird, und von denen je zwei eine Diviſion bilden. Bei der Mobilmachung wurde ein viertes Bataillon gebildet, das aber nicht mit ins Feld rückte, ſondern als Beſatzungstruppe zurückblieb. Nur die Brigade Reichlin des 6. Corps, welche bei Solferino dem 8. Corps zugetheilt war, beſtand aus ſolchen vierten Bataillonen. Das Regiment im Felde beſtand alsdann aus dem zuſammengezogenen Grenadier- und 3 Füſilier-Bataillonen, welche nebſt einem Jäger- oder Grenz-Bataillon und einer Batterie eine Brigade formirten. Die Beurlaubten reichten zur Completirung der Bataillone auf die Kriegsſtärke weithin nicht aus, und es mußten deshalb zahlreiche Rekruten eingeſtellt werden, deren Ausbildung ſehr viel zu wünſchen übrig ließ.

Die in den Jahren 1848 und 1849 erkämpften Erfolge hatten den Geiſt des öſterreichiſchen Heeres ſehr gehoben. Im Verein mit dem Cultus aber, den ein Theil unſerer deutſchen Bundesgenoſſen mit dieſer Armee und ihrem jugendlichen Kaiſer trieb, in welchem man einen öſterreichiſchen Friedrich zu erkennen vermeinte, waren gerade dieſe Erfolge wohl die Urſache, daß man ſich ſelbſt etwas überſchätzte, daß man ein gewiſſes renommirendes Weſen annahm und ſich hierdurch die unbefangene Beurtheilung ſeiner ſelbſt und ſeines Gegners erſchwerte. — War die öſterreichiſche Armee auch immerhin aus den inneren Kämpfen jener Jahre, welche auch ſie in mehrere Theile geſpalten hatte, ſiegreich hervorgegangen, ſo war dies doch nicht ohne große Anſtrengung und nicht ohne fremde Hülfe geſchehen. Bei der noch ziemlich friſchen Erinnerung an jene Zeiten lag deshalb für die ſchlecht geſinnten Nationalitäten der Schluß nicht ganz fern, daß, wenn die fremde Hülfe einmal auf ihrer Seite ſei, der Erfolg auch wohl für ſie ausfallen könne. Wenn daher die Armee in ihrer Hauptmaſſe auch gut war und vielleicht noch beſſer hätte ſein können wie bei den Franzoſen, ſo war ſie dies aus dem angeführten Grunde dennoch nicht, weil — ſie theilweiſe politiſch inſizirt war. Alle Deutſchen und die meiſten Slaven, mit Ausnahme der Grenzer, haben ſich ſelbſt den franzöſiſchen Elitetruppen überall gewachſen gezeigt; die Italiener dagegen waren feig, der Pulvergeruch war ihnen von jeher zuwider geweſen; die Ungarn waren tapfer, aber voll ſchlechten Willens, ſie liefen nicht davon, aber machten Kehrt und gingen im langſamen Schritt zurück, oder ſie ergaben ſich in einer Art und Weiſe, daß man über ihre Geſinnung und Motive nicht in Zweifel ſein konnte. Der Commandeur des italieniſchen Regiments Erzherzog Sigismund — ſo erzählt man — verſammelte ſeine Offiziere und erklärte denſelben, er halte es der Ehre des Regiments für angemeſſen, Se. Majeſtät den Kaiſer ausdrücklich um Verwendung des Regimentes im Felde zu bitten, damit es nicht, wie die anderen italieniſchen Regimenter, nach fremden Garniſonen geſendet werde. Die Offiziere mach-

ten bedenkliche Gesichter, und so lieb es jedem Einzelnen persönlich gewesen wäre, gegen den Feind zu gehen, so wenig glaubten sie, ihrem Commandeur ein Hehl aus den Zweifeln über die Zuverlässigkeit ihrer Leute machen zu dürfen. Der Commandeur blieb indeß bei seinem Vorhaben, wurde — vielleicht mit in Folge seines loyalen und ritterlichen Erbietens — gleich darauf zum Brigade-Commandeur ernannt und überließ es seinem Nachfolger, die Flucht seiner Leute mit anzusehen, die nach dem Rückzuge hinter den Mincio nicht weiter im Felde verwendet wurden. — Auch die Grenzer taugten nichts. Man hatte ihnen durch die Reformationen der letzten Zeit ihr eigenthümliches Naturell genommen, ohne ihnen dafür die gediegene Zuverlässigkeit deutscher Linientruppen mittheilen zu können. Gleichen Stammes mit den Bewohnern auf der andern Seite der türkischen Grenze, dabei fast sämmtlich Familienväter, war ihr Sinn in viel höherem Grade auf Beute gerichtet, sie wünschten viel eher, den Ihrigen reiche Schätze mit heim zu bringen, als ihre Gliedmaßen in der italienischen Erde verscharren zu lassen. Es kam hinzu, daß der Geist ihrer Offiziercorps wesentlich von dem Geiste anderer Offiziercorps abweicht. Der Hauptmann hielt den Feldwebel der Compagnie häufig für einen ganz passenden Schwiegersohn und verbesserte die Lage seines jüngeren in der Compagnie dienenden Bruders dadurch, daß er ihn zum »Offiziersdiener« nahm. Im Uebrigen waren die Grenzer Leute von soldatischem, imponirendem Aeußern, womit nur leider der Feind nicht allein geschlagen wird.

Was die äußere Formation der österreichischen Infanterie anbetrifft, so bestand dieselbe aus 62 Infanterie-Regimentern, wie erwähnt, zu 3 Füsilier- und 1 Grenadier-Bataillon,*) einem 4ten und einem Depot-Bataillon. Der Etat eines Füsilier-Bataillons betrug 26 Offiziere, 84 Unteroffiziere, 26 Spielleute, 30 Zimmerleute und Schanzzeugträger und 1134 Gemeine; der Etat eines Grenadier-Bataillons dagegen war nur zu 18 Offizieren, 56 Unteroffizieren, 18 Spielleuten, 20 Zimmerleuten und Schanzzeugträgern und 856 Gemeinen. Der Etat der Grenz-Bataillone entsprach denen der Füsiliere. Die Jäger bestanden aus dem Kaiser-Jäger-Regiment von 7 Bataillons zu 4 Compagnien, und 25 Jäger-Bataillonen, von denen 5 zu 6 und 20 zu 4 Compagnien formirt waren. Der Etat eines Bataillons zu 6 Compagnien betrug 26 Offiziere, 84 Unteroffiziere, 120 Patrullführer, 12 Zimmerleute, 13 Hornisten und 960 Jäger, zu 4 Compagnien dagegen nur 18 Offiziere, 56 Unteroffiziere, 80 Patrullführer, 8 Zimmerleute, 9 Hornisten, 640 Jäger. Der Etat wurde indeß bei keinem Bataillon erreicht, da theils die erforderlichen Rekruten überhaupt nicht in genügender Zahl, theils so spät eintrafen, daß sie wegen mangelnder, selbst äußerlicher Ausbildung bei den Depots zurück bleiben mußten. *)

Die **Cavallerie** zerfiel in schwere (Cuirassiere und Dragoner) und leichte (Ulanen und Husaren), von denen Erstere zu 6, Letztere zu 8 Escadrons in Regimenter formirt war. Cuirassiere wurden in Italien gar nicht verwendet. Jedes Regiment formirte eine Depot-Escadron. Zwei und zwei Escadrons bilden eine Division mit besonderer Standarte und besonderem Commandeur als tactische Unterabtheilung des Regiments. Die Escadron zerfällt in zwei Halb-Escadrons und vier Züge. Die Nummern der Züge laufen in jeder Division, wie bei der Infanterie, von den Flügeln nach der Mitte, d. h. die ungeraden Compagnien und Escadrons nummeriren vom rechten zum linken Flügel von 1—4, die

*) Die Formation der Grenadier-Bataillone geschah planmäßig erst bei einer Mobilmachung und wurde jetzt am 6. April befohlen.

*) Es möchte die Preußische Armee überhaupt die einzige in der Welt sein, welche in einem Decennium zwei Mal bewiesen hat, daß ihr Mobilmachungsplan eine Wahrheit ist, und daß ihren Etats auch nicht ein einziger Mann fehlt.

geraden dagegen von 4—1. Der Etat einer Diviſion iſt bei allen Arten gleichmäßig zu 8 Offizieren, 29 Unteroffizieren, 3 Trompetern und 300 Gemeinen normirt. Die Dragoner unterſcheiden ſich von den Cuiraſſieren lediglich durch das Fehlen der Cuiraſſe, im Uebrigen iſt ſowohl Uniformirung wie Ausrüſtung dieſelbe: ziemlich gerade Klinge zu Hieb und Stich, 16 Mann per Escadron Karabiner und eine Piſtole, der Reſt zwei Piſtolen. Die Ulanen führen neben denſelben Schußwaffen und ganz ähnlichen Seitengewehren mit nur etwas verändertem Stichblatt 10 Fuß lange Lanzen mit dreiſchneidiger Spitze, die Huſaren haben ſämmtlich Karabiner und Piſtole und denſelben Säbel wie die Ulanen.

Die Cavallerie galt bis zum Kriege in ihren eigenen und in den Augen ihrer Bewunderer für die beſte in Europa; ſie hat dieſen Ruf aber leider in keiner Weiſe bewährt. Dieſe vortreffliche Cavallerie ſchaffte gar keine Nachrichten und ging im Gefechte zurück, ohne den Säbel zu ziehen. Daß hieran aber weder die Organiſation, noch irgend ein anderer Umſtand als die individuelle Führung die Schuld tragen, beweiſt das Beiſpiel des Huſaren-Regiments „König von Preußen“ unter der Führung des Oberſt v. Edelsheim, welches ſich nicht allein in den tauſend Gelegenheiten des kleinen Krieges, ſo wie bei Magenta, als eine ausgezeichnete Truppe bewährte, ſondern bei Solferino Thaten verrichtete, die denen der Zieten'ſchen und Blücher'ſchen Huſaren ebenbürtig zur Seite ſtehen. Um ſo eclatanter erſcheint das Verhalten der übrigen Cavallerie, und wenn auch nach dem Frieden die Generale v. Zedtwitz und v. Lauingen einem Kriegsgericht Rede ſtehen mußten und verurtheilt wurden, ſo erſcheint dennoch dem fernen Beurtheiler das Verhalten des Herrn Grafen von Mensdorff-Pouilly nicht weniger ungerechtfertigt, und der Klang dieſes Namens mag vielleicht in den maßgebenden öſterreichiſchen Kreiſen eine andere Verfahrungsweiſe bedingen, dem deutſchen, nichtöſterreichiſchen Soldaten ſteigen dabei aber doch nothwendiger Weiſe allerlei Bedenken auf.

Die **Artillerie** war der franzöſiſchen nicht gewachſen. Die Franzoſen ſelbſt nannten das Material klapperig (claquetant), und preußiſche Offiziere, welche die Artillerie geſehen, verſichern, daß ihre Beweglichkeit ſehr gering ſei. — Die 6pfündigen Fußbatterieen waren zu 6 Kanonen und 2 7pfündigen kurzen Haubitzen formirt, denen 8 Munitionswagen beigegeben waren. Die 12pfündigen Batterieen, ebenfalls zu 8 Geſchützen, führten 2 lange 7pfündige Haubitzen und ebenfalls 8 Munitionswagen. Die ſogenannten Cavallerie-Batterieen ſind fahrende Artillerie, bei welcher per Geſchütz 5 Mann auf der „Wurſt“, einem zwiſchen den Laffetenwänden angebrachten Kaſten mit gepolſtertem Deckel, und der ſechſte auf dem vorderſten Handpferde aufſitzen. Ihre Bewaffnung iſt der der 6pfündigen Fußbatterieen gleich, doch giebt es auch 12pfündige Schießwollgeſchütze nach Lenke'ſchem Syſtem, deren Rohrgewicht dem des 6Pfünders gleichkommt, das Rohr ſelbſt 8 Kaliber lang iſt und eine cylindriſche Kammer beſitzt. Der Spectateur, der dieſes Umſtandes erwähnt, nennt es, ohne zu ſagen warum, une chose étonnante.

Nur die 12Pfünder, langen Haubitzen und die Cavalleriegeſchütze ſind 6ſpännig, alle Fahrzeuge und die leichten Fußgeſchütze vierſpännig; die Cavallerie-Batterieen führen 8 2ſpännige Munitionswagen. Viſir, Korn und Aufſatz fehlen; das Richten geſchieht über das höchſte Metall, mittelſt eines loſen Aufſatzes. Bei den Cavallerie-Sechspfündern fehlt der Wurſt wegen der Traubenhals und Traube; dieſe haben auch keine Kaſtenprotzen, indem die Protzmunition (10 Schuß) im Wurſtkaſten fortgeſchafft wird. Der Protznagel ſteht dicht hinter der Achſe auf der Mittelſteife. In Protze und Wagen führt das 6pfündige Fußgeſchütz 196, das 6pfündige Cavalleriegeſchütz 146, der 12Pfünder 100, der kurze 7Pfünder 102, der der Cavallerie-Batterie 75 und der lange 7Pfünder 96 Schuß oder Wurf mit. Bei

den Cavalleriegeſchützen geſchah das Abprotzen durch Herausziehen des Protznagels, Vorfahren der Protze und Niederlaſſen des Laffetenſchwanzes; natürlich wurde hierdurch beim Abprotzen im Avanciren zunächſt das Kehrtmachen zu Einem bedingt.

Die öſterreichiſche Armee zerfiel bereits im Frieden in vier Armeen und 14 Armee-Corps. Davon ſtand die erſte Armee in den deutſchen Provinzen, die zweite in Italien, die dritte in Ungarn und Krakau und die vierte in Galizien. Die zweite Armee mit dem Hauptquartier Mailand beſtand aus dem 5ten, 7ten und 8ten Corps, gab aber zugleich die Beſatzungen in der Romagna und den italieniſchen Herzogthümern. Im Februar 1859 wurde das 3. Corps von Wien aus mittelſt der Eiſenbahn nach Italien geſendet, und ebenſo einige Grenzregimenter zuſammen gezogen und der zweiten Armee überwieſen. Erſt im März trat eine, militäriſchen Verhältniſſen entſprechende Dislocation ein, nachdem die zweite Armee im Februar ihre Beurlaubten eingezogen hatte und durch Kaiſerlichen Befehl vom 1. März völlig mobil geworden war. Am 6. April wurde die Formation der Grenadier-Bataillone, und erſt am 25. April wurde die Mobilmachung der geſammten öſterreichiſchen Armee befohlen, alſo nur vier Tage vor dem Ueberſchreiten des Teſſin. Es ſcheint, als habe man in Wien bis zum letzten Augenblicke an keinen ernſthaften Krieg geglaubt, und durch die Mobilmachung und Conzentrirung der zweiten Armee lediglich die augenblickliche Aufrechthaltung der öſterreichiſchen Autorität in Italien bezweckt. Zu Ende Februar ſtanden in Italien 80 Bataillone, 40 Escadrons und 248 Geſchütze; zu Anfang April ſollte dieſe Truppenmenge auf 102 Bataillons, 40 Escadrons, 512 Geſchütze ſteigen, und überdies wurde auch noch das 2. Armeecorps (54 Bataillons, 6 Escadrons, 40 Geſchütze) von Krakau aus über Wien nach Italien geſchickt, ſo daß hier, einſchließlich aller Beſatzungen, ſich 200,000 Mann vereinigt gefunden hätten, ſobald alle Etats vollzählig waren. Von dieſen 156 Bataillonen blieben indeß 49 in Garniſonen, worin die ſogenannte mobile Diviſion des Feldmarſchall-Lieutenants Urban einbegriffen iſt, welche nur zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern dienen ſollte und in der Ordre-de-Bataille der zweiten Armee nicht figurirte, nichts deſto weniger aber dennoch ins Gefecht kam.

Die ſpezielle Stärke-Nachweiſung, ſo wie die Zuſammenſetzung der Truppeneinheiten ergiebt ſich aus der Ordre-de-Bataille.

Tagesereigniſſe.

Die Organiſation des Trains hat jetzt eine Geſtalt erhalten, wie ſie früher in der Armee dafür nicht exiſtirte, wie ſie aber ähnlich in der franzöſiſchen Armee beſteht. Der Train bildet nunmehr nicht allein ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze, ſondern ſoll auch den übrigen Truppen völlig gleich geſtellt werden. Zu dem Ende ſollen nicht nur Offiziere und Mannſchaften für Combattanten gelten, ſondern Erſtere auch derart ausgewählt werden, daß ſie »in Geſinnung und Haltung den übrigen Offizier-Corps vollſtändig ebenbürtig« ſind. Der geſammte Train wird unter eine beſondere Inſpection geſtellt, und zwar wird dem Train-Inſpecteur neben dem Range als Regiments-Commandeur auch im Uebrigen eine Stellung, der des Inſpecteurs der Jäger und Schützen analog, angewieſen. Die erſte Ernennung des Inſpecteurs geſchieht, auf Vorſchlag der General-Inſpection der Artillerie, aus der Zahl der älteren Stabsoffiziere dieſer Waffe; die Bataillons-Commandeure — ſämmtlich Artillerieoffiziere — ſind bereits vorhanden; dagegen ſollen die Rittmeiſter primo loco der Artillerie, ſubſidiariſch der Cavallerie und nur ausnahmsweiſe den penſionirten oder Landwehr-Offizieren entnommen werden. Der Etat eines Train-Bataillons iſt beſtimmt zu:

1 Stabsoffizier als Commandeur mit 1900 Thlr. Gehalt, 1 Rittmeiſter erſter Klaſſe mit 1300 Gehalt, 1 Rittmeiſter zweiter Klaſſe mit 720 Gehalt, 2 Premier-

Lieutenants zu 360 Thlr. Gehalt, 5 Seconde-Lieutenants, einschließlich Adjutanten zu 276 Thlr. Gehalt, 1 erster Trainoffizier zu 720 oder 650 Thlr. Gehalt, je nachdem der Betreffende zu den vier ältesten in der Inspection gehört oder nicht; 1 zweiter Trainoffizier zu 500 Thlr. Gehalt, 1 Zahlmeister und 1 Assistenzarzt.

2	Wachtmeister	zu	16	Thlr.	monatlich,
4	Sergeanten	„	11⅓	„	„
4	„	„	9½	„	„
10	Unteroffiziere	„	8⅓	„	„
8	„	„	7½	„	„
3	„	„	6	„	„
31	Unteroffiziere.				
20	Gefreite u. Kapitul.	zu	3⅓	Thlr.	monatlich,
16	Gemeine	„	3	„	„
36	Gemeine, worunter 2 Trompeter.				
200	Trainsoldat (Rekruten)	zu	3	Thlr.	mon.
1	Kurschmied	„	11½	„	„
12	Handwerker	„	2⅓	„	„

Die Ascension in die Rittmeistergehälter findet derart statt, daß in der Inspection die neun ältesten das Gehalt erster, die neun jüngsten das Gehalt zweiter Klasse beziehen.

Es soll nunmehr jedes Infanterie-Regiment der Garde und Linie einen 5ten Stabsoffizier erhalten, welche Ernennungen indeß nicht jetzt plötzlich sämmtlich, sondern nach und nach vor sich gehen werden. Für diesen Stabsoffizier fällt dagegen ein Hauptmann erster Klasse derart aus, daß auch die sechste Hauptmannsstelle eines Regiments nur mit einem Gehalt zweiter Klasse dotirt wird. — Von den 16 Batterie- resp. Compagnie-Chefs (excl. Handwerks-Compagnie) eines Artillerie-Regiments beziehen 8 das Gehalt erster, 8 das zweiter Klasse, während die 12 Hauptleute dritter Klasse das Gehalt dieser Kategorie behalten. Bei der Infanterie und Cavallerie fallen alle Hauptleute dritter Klasse, die nicht Compagnie-Führer sind, fort und werden vorläufig auf den Etat der Premier-Lieutenants angerechnet, später aber nicht wieder ersetzt. Auch die Zahl der Premier-Lieutenants (zwölf resp. vier per Regiment) soll erst nach und nach vollzählig gemacht werden. Beim Ingenieur-Corps fallen die dort vorhandenen 18 Hauptleute dritter Klasse ebenfalls fort, wogegen dies Corps um eben so viel Premier-Lieutenants vermehrt wird.

Bei der Infanterie sollen vorläufig, bis eine Ausgleichung der Anciennetätsverhältnisse stattgefunden hat, die Offiziere des alten und des neuen Regiments, welche bisher ein gemeinschaftliches Offizier-Corps gebildet haben, auch noch in Bezug auf Gehaltsascension zusammen rangiren, ohne daß hierdurch der Regel nach eine Versetzung von einem zu dem andern Regimente herbeigeführt wird.

Wir müssen für unsere Freunde,
die alten Soldaten sorgen.
Friedrich.

Der „National-Dank“ Nr 5 theilt ein Präsidial-Circular in Betreff der Herausgabe des Kalenders „der Veteran“ mit, nach welchem die fortgesetzten Beschwerden des Kalender-Verlegers Trowitzsch in Berlin über das Subscribentensammeln zu Gunsten des „Veteran“ des Prinz-Regenten K. H. bewogen haben, den Antrag des Herrn Ministers des Innern, wegen Aufhebung des Rescripts vom 23. April 1853, durch welches die Colportirung für den gedachten patriotischen Kalender ausnahmsweise gestattet worden war, zu genehmigen. Hierdurch hat sich das Curatorium zu dem Beschlusse gedrängt gesehen, den „Veteran“ ferner nicht mehr herauszugeben.

Je mehr dieser Beschluß dem Herzen des erhabenen Stifters des Nationaldanks gekostet haben mag, und man darin den Sinn für strenge Gesetzlichkeit ehren muß, desto mehr muß man zugleich bedauern, daß der dadurch entstehende Ausfall für die Unterstützung unserer hülfsbedürftigen alten Krieger sich bei den verhältnißmäßig geringen Mitteln, welche hierfür überhaupt zu Gebote stehen, nur zu fühlbar macht.

Hierin liegt eine dringende Aufforderung, die Theilnahme an dem Institut des Nationaldanks in anderer Weise zu verstärken. Bei der ausdauernden Sorgfalt und Vorliebe, welche unser allverehrter Staatslenker bekanntlich dieser seiner Stiftung widmet, ist es kaum erklärlich, wie nicht schon längst alle patriotisch gesinnten Preußen, die in der Lage sind, dafür etwas oder viel thun zu können, sich an derselben entsprechend betheiligen. Leider aber beschränkt sich diese Theilnahme noch immer auf eine Minderzahl, und hierunter dürften nicht überall die Reichsten und Vornehmsten sich befinden. Zu den Nichttheilnehmern gehören manche hochgestellte, reich besoldete Männer, die von dem Grundsatz auszugehen scheinen, daß die hülfsbedürftigen Veteranen aus Staatsmitteln unterstützt und nicht auf die Privat-Wohlthätigkeit angewiesen werden

müßten. — Dies halten auch wir für richtig, allein der Staat iſt augenblicklich, den brennenden Bedürfniſſen der Vertheidigungsfähigkeit gegenüber, weniger wie jemals im Stande, ausreichende Mittel zu dem fraglichen Zwecke verfügbar zu machen. Die zeitherigen hierfür beſtimmten Fonds ſind ſo ungenügend, daß z. B. auf einen Bezirk (Coblenz), der beinah 1000 bedürftiger Veteranen zählt, nur 900 Thlr., alſo durchſchnittlich nicht einmal 1 Thlr. auf jeden kommen. Darunter befinden ſich mehrere Achtzigjährige, denen bis jetzt gar keine Beihülfe gewährt werden konnte

Angenommen, daß die Zahl der armen Veteranen auf etwa 60,000 zuſammengeſchmolzen wäre, obgleich ſie in der Wirklichkeit größer ſein dürfte, ſo würden jährlich ſchon 720,000 Thlr. erfordert, um jedem nur den monatlichen Gnadenthaler Friedrich's des Großen, d. h. täglich 1 Silbergroſchen gewähren zu können. Wodurch ſoll unter den dermaligen Finanz-Verhältniſſen dieſe Summe ergänzt werden, wenn es nicht durch reiche freiwillige Gaben geſchieht. Die Beiträge der bisherigen Theilnehmer des Nationaldanks ſind dazu um ſo unzugänglicher, als manche dahin gehörige Capitalien zwar den löblichen Zweck haben, aus den Zinſen nachhaltige Invaliden-Unterſtützungen zu bewilligen; dieſe kommen jedoch denjenigen Veteranen, um deren Erleichterung es ſich jetzt handelt und die mehrentheils ſchon am Rande des Grabes ſtehen, wenig mehr zu Gute.

Welcher Preuße fühlt aber nicht, daß es eine Ehrenſache und heilige Pflicht für uns iſt, dieſe ruhmreichen Trümmer unſerer großen Befreiungs-Armee in würdiger Weiſe gegen den bitterſten Mangel zu ſchützen und dieſe Sorge nicht den örtlichen Armen-Anſtalten zu überlaſſen, die vieler Orten ſelbſt ſo arm ſind, daß ſie auch den Aermſten kaum etwas darzureichen vermögen. Jene hinfälligen gemeinen Krieger haben in den heißen Kämpfen für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die ſchwerſte Arbeit verrichten, die ſchwerſten Entbehrungen und Strapazen erdulden müſſen, ohne andern Lohn als das Bewußtſein treu erfüllter Pflicht und die ihnen hierüber in der Kriegsdenkmünze ausgeſtellte ehrwürdige Quittung. — Dahingegen haben alle Offiziere, Freiwillige und einigermaßen befähigten Unteroffiziere, die den Feldzügen 1813—15 beiwohnten, die höchſten Stellen in der Armee, oder gute Anſtellungen und auskömmliche Verſorgungen und Ruhegehalte als Civilbeamte erlangt. Dieſe Vorzüge haben ſie zwar zunächſt ihren eigenen Verdienſten und ihrer patriotiſchen Hingebung in jener eiſernen Zeit zu verdanken; wer von ihnen könnte aber ohne kameradſchaftliche Sympathie, ohne die wehmüthigſte Theilnahme jener in ihrem hohen Alter dem Elend preisgegebenen Waffenbrüder gedenken und ſich des Dranges erwehren, zur Linderung ihrer Noth nach Kräften beizutragen!

Sollten nicht eben ſo alle Angehörigen unſerer jugendlichen Armee, die ſeit 45 Jahren keine Gelegenheit zu großen Thaten fand, die aber das ſtolze Bewußtſein hat, die Traditionen einer ruhmvollen Vergangenheit treu bewahrt zu haben und ſich derſelben einſt als ebenbürtig zu bewähren, das Bedürfniß fühlen, ſich der hülfloſen Veteranen anzunehmen, die einen ſo niederſchlagenden Gegenſatz zu dem Glanz und der Lebensfülle des ſich ſtets verjüngenden Heeres bilden? — Wie viele ſind nicht in demſelben während der langen Zeit eines ehrenvollen goldenen Friedens, den wir jenen Veteranen weſentlich mit verdanken, zu den höhern, reich beſoldeten Befehlshaber-Stellen emporgeſtiegen!

In keiner Armee der civiliſirten Welt, ſelbſt nicht in der britiſchen, ſind die höhern Offiziere verhältnißmäßig mit ſo guten Gehältern und Penſionen bedacht, wie in der unſrigen. In keinem Lande werden die Unteroffiziere nach mäßig langer Dienſtzeit ſo gut und anſtändig nach ihren Fähigkeiten verſorgt, wie in unſerm Staate. Deſto greller ſticht die Lage der gemeinen Krieger ab, die zwar nicht durch lange Dauer aber durch das Gewicht ihrer Dienſtzeit in den Kriegsjahren gerechten Anſpruch auf Unterſtützung bei unverſchuldeter hülfloſer Lage erworben haben. Dieſer Miſton und Widerſpruch in den militäriſchen Einrichtungen eines Staats wie der unſrige, deſſen Stärke weſentlich von dieſen Einrichtungen abhängig iſt muß nothwendig beſeitigt werden, zumal jetzt, wo unſer gefährlichſter Nachbar Alles aufbietet, um die Ruhm- und Eroberungsſucht ſeiner ſiegestrunkenen Soldaten durch Belohnungen und Auszeichnungen aufzuſtacheln, mit welchen einen heißen Strauß über kurz oder lang zu beſtehen, wir uns gefaßt halten müſſen. — Wie kann man aber erwarten, daß der gemeine Mann mit der Begeiſterung, ohne welche es für uns keinen Sieg geben wird, in den Kampf zieht, wenn er auf das Loos der Veteranen aus dem Befreiungskriege hinblickt? — Es iſt die höchſte Zeit, daß in dieſer Hinſicht etwas Wirkſames geſchehe, und da leider! hierzu keine Staatsmittel in genügendem

Maaße verfügbar gemacht werden können, so bleibt nichts übrig, als daß die Nation ins Mittel trete und ihre Opferwilligkeit Angesichts der von Westen hereinbrausenden Gefahr aufs Schlagendste dadurch bethätige, daß sie sich ihrer Veteranen aus dem Befreiungskriege mit aller Entschiedenheit annimmt. Wenn bei uns das Heer wirklich das Volk in Waffen ist, so muß dasselbe, in Erfüllung jener Ehrenpflicht, dem Aufrufe des erhabenen Kriegsherrn folgend, mit seinem Beispiele vorangehen. Auch die Beamten, auf deren patriotische Hingebung König und Staat gleichfalls ein Recht haben, besonders zu vertrauen, werden gewiß nicht zurückbleiben, wenngleich ihre von der Staatsverwaltung und der Landesvertretung als nothwendig erkannte Gehaltsverbesserung vor der noch dringenderen Kriegsbereitschaft vorläufig hat zurücktreten müssen. — Aber auch die übrigen durch ihre Lebensstellung bevorzugten Stände, vorzüglich der reich begüterte, theilweise steuerfreie Adel und die Geldherren des Handels und Gewerbfleißes, welchen die durch unsere Veteranen erkämpfte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Vaterlandes die nothwendigste, reinste Lebensluft ist, ohne welche sie verkümmern müßten, wenn nicht die Vaterlandsliebe für sie ein leerer Schall ist, — alle diese Glücklichen und Begünstigten werden gern von ihrem Ueberflusse den um das Vaterland hochverdienten, bedürftigen alten Kriegern reichliche Gaben spenden, wenn sie in der rechten Weise eindringlich dazu aufgefordert werden.

Welch erhebender Gedanke, wenn vom Fürsten bis zum wohlhabenden Bürger herab, alle Stände, gemahnt durch den an unser Volk herantretenden tiefen Ernst der Zeit, auf die Stimme und nach dem Vorbilde dessen, der, ein zweiter großer Kurfürst, die Fahne Preußens und Deutschlands hoch hält, den wälschen Gelüsten nach deutschem Lande Trotz bietet und den argen Versucher von sich wehrt, mit einander wetteifern, um auf dem Altar des Vaterlandes die heilige Schuld an unsere Veteranen abzutragen, so lange es hierzu noch Zeit ist. — Wären wir hierzu nicht zu begeistern, hätte der lange Friede nur dazu gedient, die Erinnerung an die größte Zeit unserer Geschichte durch den kalten Egoismus und Materialismus überwuchern zu lassen, der kein Herz hat für die Leiden der noch übrig gebliebenen Helden aus jener Zeit, dann würde die rächende Nemesis uns unausbleiblich bald ereilen.

Möchten wir doch nicht zum andern Male der eisernen Zuchtruthe bedürfen, um zur Opferwilligkeit angeregt zu werden, der wir uns nicht entziehen können, wenn wir den sich stets steigernden Rüstungen des deutschen Erbfeindes die Spitze bieten, nicht dem frechen Anmuthen nachgeben wollen, seine Oberherrlichkeit freiwillig anzuerkennen und ihm die ruhmvoll wieder errungene Perle des deutschen Landes zu überlassen. Lernen wir aber von ihm, bevor er uns auf's Neue ein so schmähliches, unerschwingliches Lehrgeld auferlegt, dessen Rückerstattung mit dem Herzblut der Nation erkauft werden mußte. Ahmen wir die Franzosen darin nach, daß sie trotz der ungeheueren Staatssteuern die beträchtlichsten freiwilligen Gaben aufbringen, um ihren tapferen Invaliden, so weit diese nicht in den reich dotirten Staatsanstalten Unterkommen finden, die nöthige Unterstützung zu gewähren.

Um hierzu auch bei uns zu gelangen, genügt es nicht, hier und da, dann und wann Concerte, Bälle und Festessen zu veranstalten, wo man sich zu Gunsten der Veteranen ergötzt, um diesen aus dem spärlichen Ertrage sogenannte Ehrengeschenke von 15 Silbergroschen, oder eine frugale Mahlzeit mit einer Flasche Bier zu verabreichen. Soll etwas Erkleckliches, Wirksames für dieselben geschehen, müssen alle irgend wohlhabende Privatpersonen und Corporationen der Stiftung des Nationaldanks beitreten und regelmäßige Beiträge zeichnen, wodurch aber auch nur dann ausreichende Mittel gewonnen werden können, wenn Jeder nach Vermögen giebt, und die Reichen sich nicht damit begnügen, das Patent als Ehrenmitglied mit einem Thaler zu erkaufen. Ohne mächtigen Impuls von oben, ohne die dadurch angeregte eifrige, nachhaltige Mitwirkung aller einflußreichen Männer im Lande und der patriotischen Presse aller Parteien, wird es wie bisher bei den frommen Wünschen für unsere greisen Veteranen verbleiben, und der größere Theil derselben wird, gleich den vorangegangenen Brüdern, mit der Klage ins Grab sinken, daß das Vaterland ihnen nicht gerecht geworden ist.

Möchten doch diese Klagen bald verstummen, möchten doch überall patriotische Männer, denen die Mittel dazu gegeben sind, sich dieser hochwichtigen Angelegenheit durch Rath und That annehmen. — Verba movent exempla trahunt!

Wir haben diesen Worten des Herrn Generals von Maliszewski in der That nichts weiter hinzu zu setzen; die Sache spricht zu sehr für sich selbst.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Herrschaften und Herren, große und kleine.

I.

Der Streitpunkt, aus welchem früher oder später unvermeidlich große Kämpfe hervorgehen werden, und der sich in die Worte zusammenfassen läßt, „ob Menschenthum (Civilisation, Humanität)*), ob Christenthum", hat bereits begonnen, eine politische Farbe anzunehmen. Von der einen Seite, die ihr persönliches Centrum, „ihren Mann", gefunden hat, zieht eine Propaganda über Europa aus, deren Wesen die Humanität, deren Ziel die Civilisation Europa's ist; von der anderen wird die ewige Mission, die Menschheit zu christianisiren, zwar getreulich festgehalten, jedoch ohne persönliche Concentration und ohne die rechte, bewußte Energie.

Europa soll humanisirt werden, wozu die „glorreiche Revolution" den Grund gelegt hat, indem sie die Institutionen des „inhumanen Christenthums" beseitigte und, wie ihr Prophet Rousseau sich ausdrückte, „aus Christen Menschen warb". In das europäische Concert des bisher christlichen Europa tritt das humanisirte Türkenthum ebenbürtig ein; in den humanisirten Staaten genießen Ungetaufte und Widerchristen gleiche Rechte mit christlichen Bekennern, weil jene wie diese Menschen und als homines humanisirbar sind; in den Einrichtungen und Verfassungen weht der Geist der Humanität, und der Geist Gottes, wenn er überhaupt noch zugelassen wird, hat nur die Aufgabe, jenen starken Geist in schwachen Stunden subsidiarisch zu pouffiren; in der Weltgeschichte giebt es keine Thaten Gottes und kein göttliches Regiment, sondern enthüllt sich der immer strahlendere Glanz des großen Menschengeistes; in der Religion haben die Heiden ihre Mährchen und die Christen ihre Mährchen, ein poetisches Mückenspiel

*) Wir wissen wohl, daß die Worte „human, Humanität" im Munde des Christen keinen verfänglichen Sinn haben; aber der Christ ist es auch nicht, der „Mensch" und „Christ" einander entgegengesetzt hat, sondern diejenigen haben beide zerrissen und in Gegensatz gestellt, welche die Humanität allein und ohne Christenthum zu ihrem Princip erklärten, wie wenn es z. B. in einem Statute heißt: Wir bekennen uns nicht zu den wandelbaren Religionsformen des Heidenthums und Christenthums, sondern zur ewigen Wahrheit des Menschenthums," oder wenn Strauß sagt: „Nicht Christus, sondern die ganze Menschheit ist der wahre Sohn Gottes" und dgl. So gefaßt steht die alleinige Humanität wirklich im Widerspruch mit dem Christenthum, und in diesem Sinne, der ein geschichtliches Faktum und heute schon im alltäglichen Gebrauch, ja in Reden vom Throne herab vernehmbar ist, sieht man sich genöthigt, das Wort zu fixiren, um nicht durch Ungenauigkeit den Widersacher in christliches Gebiet sich einschmeicheln zu lassen. Der Christ ist nicht minder als der Humane ein Feind der Inhumanität, aber er sucht die Erlösung von ihr nicht in der Humanität, sondern im Christenthum.

über den Waſſern des geſunden Menſchenverſtandes, das von einem baldigen Sturme der freien Menſchenſeele in die Fluten getrieben und ertränkt werden wird. —

Hiermit ergeht aber an den chriſtlichen Staat die ernſte Mahnung: Wache und bete, damit du nicht in Anfechtung falleſt! Iſt er der Welt doch ſchon zu einer Lächerlichkeit geworden, zu einem Worte ohne Inhalt, das vor der Realität des wirklichen Lebens in Nichts zerfließen werde.

Es ſind der Haupt-Momente, Gliederungen und Geſtaltungen gar viele, in denen der Gegenſatz des chriſtlichen und humanen Staates ſich darſtellt und in denen ihr geſchichtlicher Kampf ihn herausſtellen, die tiefere Forſchung ihn in's Klare bringen wird. Wir wollen hier nur das Moment der Herrſchaft als einen weſentlichen Beſtandtheil des chriſtlichen Staates in Betracht ziehen.

Der chriſtliche Staat hat ſeinen Grund in der Erlöſungsbedürftigkeit des Menſchen, der humane in der Selbſthülfe deſſelben; jener in ſeiner Erlösbarkeit, dieſer in ſeiner Perfectibilität oder Ausbildungs- und Aufklärungs-Fähigkeit; jener beginnt mit dem Sündenbekenntniß, dieſer mit dem Kraft-Bewußtſein und Selbſtbewußtſein; jener geht auf die Befreiung und „Freiheit" von der Sünde, dieſer auf die Befreiung und „Freiheit" von der Unkräftigkeit oder Schwachheit aus.

Der Humanismus kann z. B. zeigen, was ſich aus den Türken machen läßt und welcher Ausbildung ſie fähig ſind, ohne daß ſie nöthig haben, Chriſten zu werden. Man wird dereinſt ſtaunen und hat ſchon jetzt Gelegenheit, was doch Alles — ganz ohne Hülfe des Chriſtenthums, bloß durch Humaniſirung — aus den Türken werden kann! Türken, Reformtürken und türkiſche Freigeiſter, ähnlich wie bei den Juden, und ein verſtocktes Türkenthum wird als die Frucht des humanen Staates aufgehen, der als Kern in den türkiſchen Boden gelegt werden ſoll. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Die chriſtliche Kirche iſt einſt, als ſie ein andauerndes Räuber-Synodenweſen nicht gründlich von ſich ausſtieß, mit dem Hereinbrechen einer auf den Menſchen gegründeten und inſofern menſchlichen humanen Religion, mit dem Fanatismus der religiöſen Muhamedaner geſtraft worden. Man darf wohl fragen, ob jetzt vielleicht ein ähnliches Gericht dem chriſtlichen Staate bevorſtehe und ob von anderer Seite her politiſche Muhamedaner im Anzuge ſeien, nicht minder gewaltig, als es im Beginn des Mittelalters die religiöſen waren?

Iſt das Ziel der Weltgeſchichte kein anderes, als daß die menſchliche Kraft, die Kraft der menſchlichen Natur oder die menſchliche Naturkraft zur vollen Aeußerung herausgearbeitet werde, ſo iſt der Arbeiter Schöpfer und Träger der Weltgeſchichte und der allein berechtigte Einſammler ihrer Ernte. Er iſt der rechte Mann der Selbſthülfe, und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht die Arbeiterklaſſe das Princip ihrer humanen Lehrmeiſter ſich zu Nutze machte und das „Recht der Arbeit", d. h. der Selbſthülfe, zum alleinigen Rechte erhöbe.

Nun giebt es aber noch eine andere Anſicht von der Weltgeſchichte, als die, daß ſie eine große menſchliche Induſtrie ſei, in welcher die ſündhafte

Menſchennatur zeigt, was ſie vermag. Es iſt die Anſicht, daß in der Weltgeſchichte nicht der Menſch, ſondern Gott zeigt, was er vermag, was er insbeſondere an den Menſchen und der Welt, die er „alſo geliebt hat", zu thun vermag, und daß ſie ein göttliches Erlöſungswerk iſt.

Da iſt es denn nicht die Menſchheit, die, auf ihre vermeintliche inwohnende Kraft geſtützt, durch Entfaltung derſelben zu immer vollkommnerer Größe ſich aufrichtet, ſondern es iſt Gott, durch welchen ſie von ihren verderbten Säften geheilt und aus dem Falle wieder aufgerichtet wird. Nicht der Menſch, ſondern Gott macht mit den Menſchen Weltgeſchichte; ſie iſt nicht Menſchenwerk, ſondern Werk Gottes an den Menſchen.

In zwei Sünden, eine von der anderen unzertrennlich, fielen die erſten Menſchen, in die des Unglaubens und die des Ungehorſams. Beide Sünden ſind ſeit dem Falle in der Menſchennatur erblich und jedem Menſchen angeboren: es iſt Keiner, der nicht von Geburt Argwohn und Eigenwilligkeit in der Seele trüge.

Und zur Erlöſung vom Unglauben und Ungehorſam ſind zwei Heilsanſtalten, wie vor der Erſcheinung des Erlöſers ſelbſt, ſo auch nach ihm verordnet; zur Erlöſung vom Unglauben die Kirche, zur Erlöſung vom Ungehorſam der Staat.

Wo aber Gott ſich eine Kirche baut, da baut der Teufel ſich eine Kapelle daneben, und wo Gott ſich einen Staat baut, da baut der Teufel ein Wirthshaus*) daneben. Dem chriſtlichen Staate ſtellt ſich der humane zur Seite dieſer eine Veranſtaltung der Menſchen zur Befriedigung ihrer Wünſche, jener eine Anſtalt Gottes zur Erlöſung der Menſchen und — in Folge deſſen — zur Erhörung ihrer Bitten und Wünſche (alſo auch zum Wohlergehen, aber nicht allein zum Wohlergehen). **)

Iſt dies nun der göttliche Zweck des Staates, daß er zur Erlöſung vom

---

*) Für die unedle Sache wird das unedle Wort erlaubt ſein. In der That nähern Alle, die den Staat nicht als eine Heilsanſtalt anſehen, ſich mehr oder weniger dem Begriffe, daß er ein Wirthshaus ſei, das deſto beſſer iſt, je ungezwungener mit voller „Freizügigkeit" man darin ein- und ausgeht und je freier man darin zuſammen lebt. Man will ja nur ein „Einwohner" ſein, und einen Herrn giebt es ohnehin im Wirthshaus nicht.

**). Es ſei hier in einer Note bemerkt, was wohl verdiente, zu einem ausführlichen Texte ausgeführt zu werden, daß, was der Humane nicht will, der Chriſt meiſtentheils auch nicht will, aber eine andere Erlöſung davon ſucht. Im Nichtwollen einig, gehen ſie in der Befreiung vom Nichtgewollten gänzlich auseinander. Der Humane will die Inhumanität überwinden, der Chriſt auch; aber jener durch Humanität, dieſer durch das Chriſtenthum. Der Humane will die entwürdigende Abhängigkeit abſchaffen, der Chriſt auch; aber jener durch Unabhängigkeit, dieſer durch Angehörigkeit. Der Humane will, daß die menſchlichen Kräfte nicht gebunden ſeien, der Chriſt auch; aber jener ſtürzt ſich in die Ungebundenheit und Zügelloſigkeit, dieſer ſtellt die Kräfte unter Verantwortlichkeit und Reichsangehörigkeit. Der Humane will Keinen über ſich, der ihm nach Willkür Etwas zu befehlen hat, der Chriſt auch; aber jener ſtürzt ſich in die Herrenloſigkeit, dieſer arbeitet in unüberwindlicher Geduld darauf hin, daß er den Zwingherrn zu einem Herrn bekehre und umwandele. Der Humane iſt ein Feind jeder Unterdrückung, der Chriſt auch; aber jener ergreift zu ſeinem Zwecke die fleiſchliche Emancipation, dieſer die Sicherung eines Jeden in ſeinem Rechte u. ſ. w.

Ungehorſam diene, ſo iſt ſein wahrer Zweck und ſeine oberſte Beſtimmung die, gegen die Herrenloſigkeit zu wirken und in ein herrſchaftliches Leben einzuführen; denn wo keine Herrſchaft, da iſt kein Gehorſam möglich: man gehorcht nur innerhalb einer Herrſchaft. Die Erziehung der Menſchen im Gehorſam erfordert nothwendig, daß ſie in Herrſchaften, von Gott verordnet, leben, nicht bloß in Geſellſchaften, von Menſchen gemacht. Es war ein arger Mißgriff des Papſtthums, den beſonders der Jeſuitismus ſich aneignete, die Staaten nicht als Heils-Anſtalten Gottes, ſondern als bloße Wohls-Anſtalten, hervorgegangen aus menſchlichen Bedürfniſſen und Leidenſchaften, anzuſehen; in der Revolution und Volks-Souverainetät, den Produkten ſolcher Anſicht vom Staate, hat es die bitteren Früchte jenes Irrthums geerntet. Der Staat iſt ſo gut ein „ſtreitender Staat", als die Kirche eine „ſtreitende Kirche" iſt, und zwar kämpfen beide gegen das Weſen dieſer Welt, gegen den Unglauben und den Ungehorſam. Wie die Kirche nicht dazu da iſt, daß ſie dem Weltweſen diene, alſo auch der Staat nicht.

Der Beruf des Staates iſt alſo, daß er eine Herrſchaft ſei, und der Kampf des ſtreitenden Staates iſt der Kampf gegen die Herrenloſigkeit.

Die Herrenloſigkeit kann aber zwiefacher Art ſein. Entweder fehlt es an dem Herrn, oder es fehlt an den Gehorchenden. Denn aus dieſen beiden Faktoren, aus dem Herrn und Denen, welche des Herrn ſind, beſteht jede Herrſchaft, und es zeigt ſich eben ſowohl eine Herrenloſigkeit, wenn der Herr nicht wirklich Herr iſt, als wenn die Gehorchenden nicht wirklich des Herrn ſind: dort die Sünde von oben, hier die von unten.

Wie mancherlei Herrſchaften auch in einem gegliederten Staatsleben neben einander beſtehen und wie wenig durch eine Eintheilung das volle Weſen der Sache ſich erſchöpfen läßt, ſo mag es doch zur Deutlichkeit dienen, wenn wir die Herrſchaften gruppiren in:

a) Staatliche Herrſchaft.
b) Sociale Herrſchaften.
c) Häusliche Herrſchaften.

Die Geſammtheit der Gehorchenden, das „Volk", ſteht unter dem Einen Herrn, ſeinem „Könige". Wir gehen hier nicht weiter darauf ein, daß in der geſchichtlichen Fortbildung zum wahren Königthum verſchiedene Formen der Herrſchaft, namentlich republikaniſche, verſucht werden, bis der königliche Herr gefunden wird, und halten uns allein an die letzte Form. Danach bildet die Einheit von König und Volk, als Einheit des Herrn mit den Seinen, jene Herrſchaft, welche Staat heißt.

Die zweite Gruppe von Herrſchaften entſteht, indem ein Herr zum Sammel- oder Vereinigungs-Punkte von Leuten wird. Wie der König der Herr des Volkes, ſo iſt dieſer der Herr von Leuten, ſei es, daß er ein Herr von Land und Leuten oder von Geſchäft und Leuten, ein Gutsherr, ein Hof-Bauer, ein Fabrikherr, ein Meiſter u. ſ. w. iſt. Immer iſt er ein Herr, welcher Leute um ſich ſammelt und vereinigt und dieſen, damit ihre Einheit mit ihm eine herrſchaftliche ſei, vor Allem wirklich ein Herr ſein ſoll. Weil ein ſolcher Herr

durch ſeine ſociale Macht zum Sammelpunkte für Leute wird, ſo kann die ſo entſtehende Herrſchaft wohl eine „ſociale“ genannt werden, wobei nur auf das Beſtimmteſte der Gedanke an Socialismus fern zu halten wäre, da jene „Societät“ ihren Urſprung darin hat, daß die Leute ſich um den Herrn ſammeln, während eine ſocialiſtiſche „Aſſociation“ dadurch zu Stande kommt, daß die Leute ſich zu einander zuſammenthun und keine Herrſchaft bilden wollen.

Endlich die letzte Gruppe von Herrſchaften iſt die häusliche, eine Gruppe, in welcher man die meiſte Herrſchaftlichkeit zu finden hoffen ſollte, weil das Herrſchen im Hauſe und über die Seinen dem Herrn faſt mit Naturnothwendigkeit aufgedrungen wird, und in der gleichwohl in unſeren Tagen ein Verwiſchen des herrſchaftlichen Charakters am häufigſten vorkommt, was unverkennbar zeigt, daß man auf beſtem Wege iſt, die von Gott zur Erlöſung von der Herrenloſigkeit verordneten Herrſchaften zu ſelbſtſüchtigen Kreiſen herrenloſen Zuſammenlebens herabzuwürdigen. Ehemänner giebt es genug, aber auch Eheherren? Die Frau hat einen „Mann“, der entweder ihr, der „guten Seele“, ein „lieber Mann“, oder ihr, der „freien Seele“, ein „unleidlicher Mann“ iſt. Wie ſelten hat ſie einen Mann, der ihr „Herr und Gemahl“ iſt! Väter giebt es genug, aber auch väterliche Herren? Die Kinder haben einen Vater, der entweder „ſeelensgut“ oder ein „Tyrann“ iſt, und ſie benutzen entweder ſeine Schwäche oder helfen ſich hinter ſeinem Rücken; wie ſelten iſt ein Herr und Vater! —

Die genannten Gruppen von Herrſchaften verſchwinden indeß keineswegs dadurch aus der Erſcheinung, daß ſie ihr herrſchaftliches Weſen verfallen laſſen; Staaten, Edelhöfe, Meiſterſchaften, Ehen, Familien erhalten ſich in ihrem Beſtande, wenn auch ihr Zweck, der Kampf zur Befreiung aus der Herrenloſigkeit, keine Verwirklichung findet. Denn Eines bleibt ihnen doch noch erhalten, das Bewußtſein, daß ſie eigentlich Herrſchaften ſein ſollten und daß ſie in dem Maße, als ſie es nicht ſind, der Sünde fröhnen und erliegen: es bleibt ihnen das Sündenbewußtſein und damit der Keim zur Rettung.

Dieſes Sündenbewußtſein muß erſt verſchwinden, man muß ſich nicht nur der Sünde nicht mehr fürchten, ſondern geradehin die Sünde leugnen; man muß es nicht bloß an Herrſchaftlichkeit mangeln laſſen, ſondern poſitiv die Herrenloſigkeit zum Princip erheben, um der nackten Humanität anheimzufallen.

Einem ſolchen Abfall von aller Herrſchaft aber und einer Propaganda nackter Humanität nähert die antichriſtliche Richtung in unſerer Zeit ſich immer mehr.

Gehen wir die Gruppen der Herrſchaft in umgekehrter Reihenfolge durch, ſo ſehen wir die humane Propaganda erſtlich an der Haus- oder Familien-Herrlichkeit nagen. Welche Beſtimmung hat denn ein Mann und Vater im Hauſe? Iſt er der Familie zum Heil und Wohle oder bloß zum Wohle, zur Erlöſung und Beglückung oder bloß zur Beglückung geſetzt? Und wenn zum Wohle allein, was braucht es da überhaupt des Hauſes? Die Thiere haben auch Kinder und machen doch kein Haus aus. So lange die Jungen klein ſind, treibt die Alten der Inſtinkt für ſie zu ſorgen; wenn ſie aber flügge geworden, ſorgen ſie am beſten ſelbſt für ihr Wohl. Das iſt das natürliche Verhältniß,

darum: „Süße, heilige Natur, leite mich auf Deiner Spur". Haus und Familie ſind überflüſſig, ja ſie ſind, weil ſie die Freiheit und das Wohl der Hausangehörigen gefährden, inhuman. So wollen die Anhänger des Robert Owen von ihren moraliſchen Anſtalten nicht bloß alle Religion — denn ſie widerſtreite den ewigen Geſetzen der Natur — und das Privat-Eigenthum, ſondern auch die Ehen und Familien ausgeſchloſſen wiſſen, da „die Ehe, mit Ausnahme der Religion und des Eigenthums, die reichſte Quelle der Entſittlichung, des Verbrechens und Elends ſei", wollen die Verbindungen durch die „allgemeinen Sympathieen der Natur" ſich knüpfen laſſen und die Kinder-Erziehung zu einer öffentlichen machen. So verlangt Fourier „verſchiedene Grade in den Verbindungen der Liebe" und will, daß ein Weib gleichzeitig habe einen „Gatten", von dem ſie mehrere Kinder hat, einen „Erzeuger", von dem ſie nur eines, einen „Geliebten", von dem ſie keines hat, und dazu noch eine Anzahl „Liebhaber". So giebt die „New-York Tribune" vom vorigen Jahre Nachricht von einer „Geſellſchaft der freien Liebe", welche „individuelle Souverainetät und Freiheit der Paſſionen" lehrt und praktizirt, „das menſchliche Individuum und ſeine Neigungen erlöſen" will, die Paare „auf Zeit" vereinigt und ſich ernſtlichſt dagegen verwahrt, daß ſie etwas Frivoles wolle. Und wir meinen, dieſe conſequenten Männer allein, nicht die ſcheinheiligen, die Achſelträger, welche die Mormonen ſchmähen und der „freien" Eheſcheidung das Wort reden, haben von ihrem Princip aus Recht, weil ſie das, wohin die Halbheit mit der Zeit doch führen muß, gleich ganz herausſtellen. Die Scheinheiligen ſehen nur darauf, daß die Ehen möglichſt leicht lösbar ſeien und daß der „heilige" Eheſtand aus den unheiligſten Gründen aufgehoben werden könne, hüten ſich vor aller Seelſorge für die Kinder und machen es ſich mit dem Hausgeſinde ſo bequem, daß ſie es möglichſt fern halten und jeden Augenblick nach Belieben wechſeln können.

Wird das Haus nicht als eine göttliche Heilsanſtalt zum Kampfe gegen die Sünde des Ungehorſams betrachtet, worin der Hausherr ſich üben ſoll wahrhaft Herr zu ſein, und die Seinen lernen ſollen wahrhaft zu gehorchen, ſondern lediglich als eine Wohls-Anſtalt zur Befriedigung der darin Befindlichen, ſo iſt das Haus überflüſſig, wenn das erwartete Wohl nicht einkehrt, überflüſſig, wenn die Ehe „unglücklich" oder das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern ein zerriſſenes iſt, überflüſſig ganz und gar, wenn, wie der ſociale Radicalismus behauptet, das Glück überhaupt nur — außer dem Hauſe zu finden iſt. Nur im chriſtlichen Reiche iſt das Haus eine göttliche Anſtalt, berufen eine Herrſchaft über die Sünde zu üben; im humanen Zuſammenleben iſt es eine Kneipe, darinnen man ſich's wohl ſein läßt, ſo lange Alles glücklich geht, und daraus man ſich zurückzieht, ſobald es unbequem wird. Eheleute und Kinder untereinander „kneipen Familie", um dieſen hier angemeſſenen Ausdruck der niederen Volksſprache zu gebrauchen, und bilden zuſammen eine „Familien-Kneiperei". Wer wollte es den Socialiſten verdenken, wenn ſie vor einer ſolchen zur Familien-Kneiperei heruntergeſunkenen unherrſchaftlichen Häuslichkeit keinen Reſpect haben und an ihr nicht lernen, was die wahre Beſtimmung des Hauſes iſt!

Nicht weniger verneinend, als gegen die häusliche, verhält sich die humane Propaganda ꝛc. gegen die sociale Herrschaft. Brauchen Leute einen Herrn, haben sie nöthig sich unter einer Herrschaft zu versammeln? Und hat Einer, der Leute braucht, nöthig, ihr Herr zu sein und mit ihnen zusammen eine Herrschaft zu bilden?

Bei dem Zusammentritt von Leuten liegt die Meinung am nächsten, daß sie zu keiner innigen Angehörigkeit sich verbinden, daß sie nicht zu gegenseitigem Heil, sondern blos zu individueller Wohlfahrt (Jeder zu seinem Nutzen und aus eigenem Interesse, aus Eigennutz) in Geschäftsverbindung treten, daß Keiner außer dem gemeinschaftlichen Geschäfte den Anderen Etwas angehe.

Was wollen denn die Leute, indem sie zu irgend einem Zwecke in Verbindung treten? Jeder von ihnen sucht seinen Nutzen! Und was will Einer welcher Leute an sich zieht? Gleichfalls seinen Nutzen. Ein näheres Verhältniß haben sie nicht zu einander, als daß sie Alle in ein und derselben Sache ihren Nutzen suchen. Was gehen sie einander persönlich an? Gar nichts. Was gehen Einen des Andern Sünden und Heil an? Auch nichts. Der Eigennutz hat sie zusammen geführt, der Eigennutz muß sie jeden Augenblick wieder trennen können; denn der Eigennutz ist das alleinige Motiv ihres und alles Verkehrs. Darum weg mit jeder persönlichen Gebundenheit; der Eigennutz sei das einzige Band der Leute, ihr Eigenwille ihr alleiniger Bestimmungsgrund.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Vierzehntes Capitel.
„Terre maudite.“

„Und wenn sie frisch und rosig lacht,
Wenn Treue ihr die Brust noch wiegt,
Dann schau ich an sie Tag und Nacht,
Mein Herz in meinen Augen liegt.“

Wie sich Frau von Pletz, getrieben von der vielen Frauen eigenen und erklärlichen Lust am Ehestiften, an dem Tage der Inselfahrt in einer Weise zur Protectorin der Neigung machte, die ihr Hauslehrer, Candidat Wallner, zur Tochter des Propstes hegte, welche der Pröpstin nicht ganz gefiel, die sie aber zuließ, erstens, weil sie an dem Geschehenen nichts ändern konnte, dann aber,

weil ihr der Candidat in seinem jugendfrischen Wesen und seiner gefälligen äußeren Erscheinung selbst wohlgefiel, und weil sie von dem Propst gehört, daß er ein junger Mann von schönen Kenntnissen und ernstlicher christlicher Richtung, sie also seine Werbung um Mariechen nicht ungern sah, so machte sich die edle Frau in noch weit höherem Grade zur Beschützerin der Liebe Riekchens und Roberts, wovon diese, obgleich nicht so unbefangen wie der treffliche Candidat und Mariechen, die in der That noch ein pures Kind war, und keine Ahnung von der Liebe des Candidaten zu ihr und ihrer aufkeimenden Neigung zu ihm hatte, sich nichts träumen ließen.

Nach einer Reihe von Tagen, die für Robert eine Fülle der Glückseligkeit in sich schlossen, trotz seines fortgesetzten Ringens, seine Leidenschaft zu verbergen, mußte er sich endlich doch zur Abreise entschließen. Er hatte gerade nur noch Zeit, einen ganz kurzen Aufenthalt in Mittenwalde bei seinem trefflichen Oheim zu nehmen, wenn er am bestimmten Tage in Berlin eintreffen wollte, um mit dem jungen von Drieberg nach Königsberg zu reisen.

Am Tage vor dem zur Abreise bestimmten Tage hatte er sich vorgenommen, nach der Ansiedelung der armen Teufels von Bessin zu wandern, um von diesen Männern Abschied zu nehmen. Er interessirte sich in hohem Grade für diese Leute; wie seine Väter hatten sich ihre Väter um des Glaubens willen aus Frankreich in Brandenburg refugirt, gleich ihm hatten sie ganz aufgehört in Gefühlen und Gesinnungen Franzosen zu sein, um ganz Preußen und Brandenburger zu werden, und doch war von der französischen Natur, von dem französischen Geiste so viel in Beiden geblieben, um eine Brücke zu schlagen, ein geistiges Band herzustellen zwischen dem jungen Herrn und den Bessiner Gärtnern.

Robert hatte seine Absicht erklärt, nach Moditten zu gehen, und Frau Hedwig hatte sofort mit großer Umsicht dafür gesorgt, daß Riekchen allein ihn begleitete; sie wollte den Liebenden ein Paar Stunden ungestörten Beisammenseins sichern.

Moditten nannte man im Lande die Ansiedelung der armen Teufels von Bessin, denn ihre Väter, welche die märkische Sandscholle zuerst mit saurem Schweiß cultivirten, hatten dieselbe im Vergleich mit dem fruchtbaren Lande, das sie in Frankreich verlassen mußten, eine „terre maudite“ genannt. Die Bezeichnung war geblieben, aus der „terre maudite“, aus dem verfluchten Lande, war im Laufe der Jahre eine fruchtreiche Gartencultur und im märkischen Volksmunde „Moditten“ geworden.

So wanderten sie denn an jenem Tage in den ersten Vormittagsstunden selbander der „terre maudite“ zu, der hochaufgeschossene Jüngling mit den blitzenden dunklen Augen und das schlanke zarte Mädchen, in dessen sanften braunen Augen schon die feuchte Rührung, des nahenden Trennungsschmerzes Vorbotin, leise zitterte.

Anfänglich gingen Beide schweigend am Rande des See's hin, sie hatten sich so viel zu sagen und wußten nicht, wo beginnen. Ihre Augen schweiften über den glänzenden Seespiegel, über den grünen Waldkranz, der ihn

umgab, über die von der Sonne umblitzten Baumwipfel und die braunen Schatten, die ſie vor ſich herwarfen; die Schönheit des Tages und die Anmuth des landſchaftlichen Bildes machten Eindruck auf ſie, aber ſie waren ſich dieſes Eindruckes nicht bewußt, denn ſie dachten nur an ſich, Robert an Riekchen, Riekchen an Robert, und Jedes Blicke kehrten ſich immer wieder ab von den Umgebungen, um die des Anderen zu ſuchen. Endlich reichte Riekchen dem Geliebten ihre Hand, dieſer nahm ſie mit zärtlichem Druck, behielt ſie in der ſeinen, und nun gingen ſie neben einander, ſich an der Hand führend wie zwei kleine Kinder.

So gingen ſie lange noch ſchweigend neben einander her in der ſchmerzlich-ſüßen Empfindung des letzten Beiſammenſeins vor dem Abſchied.

Als ſie aber das Ufer des Beſſiner See's verließen und in nordöſtlicher Richtung den Hügeleinſchnitt paſſirten, der nach Moditten führte, als die Sandhügel ſie rechts und links ſchützten vor jedem indiscreten Blick, da ſagte Robert mit halber Stimme: „Riekchen, mein Riekchen!“

„Robert, mein Robert!“ antwortete das junge Mädchen mit bebender Stimme und ſah ihm mit thränenumflorten Blicken ſo innig in's Geſicht, daß der arme Menſch kaum vermochte die leichte Hand feſt zu halten, die er in der ſeinen zittern fühlte.

Es war ein ſolches Uebermaß von Leidenſchaft in den jungen Herzen Beider, die Liebe war ſo mächtig in ihnen, daß ſie ganz vergeblich nach Faſſung rangen und wiederum genöthigt waren, wortlos neben einander her zu gehen.

Erſt als ſie der franzöſiſchen Anpflanzung ganz nahe kamen, fand ſich Riekchen zuerſt.

„Da ſind wir ſchon in Moditten!“ ſagte ſie ſchüchtern und mit einem tiefen Seufzer.

„Wir bleiben nicht lange dort,“ verſetzte Robert haſtig, „rückwärts machen wir einen Umweg!“ fügte er dann leiſer hinzu.

Voll Verſtändniß lächelte ihm Riekchen zu, ihr junges Herz hatte ſich noch nie ſo ſchmerzlich aber auch noch nie ſo ſelig bewegt gefühlt, wie auf dieſem Gange. Sie begriff, daß ſich Robert gleich ihr darnach ſehnte, weiter zu ſchwelgen und weiter zu leiden in ſolch bitter-ſüßen Gefühlen.

Indeſſen hatten die wenigen Worte, die geſprochen worden waren, die Herzen doch von dem laſtenden Bann befreit.

„Du gehſt fort!“ ſagte ſie mit einem leichten Schmollen um den hübſchen Mund.

„Ich muß!“ entgegnete er gepreßt und trotzig zugleich.

„Wir ſehen uns lange nicht?“ fragte ſie, ihn von der Seite anblickend.

„Ich gehe nur, um Dich wieder zu ſehen!“ lautete die beſtimmte Antwort.

„So lange allein!“ klagte ſie leiſe.

„Immer, immer werde ich bei Dir ſein!“ erwiederte er innig.

„Und ich bei Dir!“ verſetzte Riekchen erröthend und ihren ganzen Muth zuſammennehmend.

Sie drückten ſich die Hand und ſchwiegen einen Augenblick.

„Aber ich höre von Dir!“ begann das junge Mädchen nach einer Weile wieder, indem ſie ſchüchtern und fragend aufblickte.

„Ich ſchreibe Dir oft!“ tröſtete Robert.

Riekchen lächelte entzückt und warf ihm einen Dankblick zu.

„Aber wirſt Du mir wieder ſchreiben?“ fragte er haſtig.

„Ich werde doch Deine Briefe nicht unbeantwortet laſſen!“ erklärte ſie aufrichtig und faſt verwundert, daß er ſo etwas von ihr glauben könne.

„Aber wie ſchreiben wir uns?“ nahm er die Rede wieder auf.

Hier ſah ihn Riekchen fragend an, ihre Unerfahrenheit dachte nicht an einen heimlichen Briefwechſel, von dem er ſich eine romantiſche Vorſtellung gemacht hatte.

„Ich denke,“ meinte das liebe Mädchen unbefangen, da ſie auf ihre ſtumme Frage keine Antwort erhielt, „ich denke, Du legſt deine Briefe an mich ein, wenn du an Onkel Rouvroy ſchreibſt, der wird ſie mir ſchon geben, oder hierher ſchicken, ſo lange ich hier bin, und ich ſchicke meine Briefe an Dich an Onkel Rouvroy, durch den wirſt Du ſie am ſicherſten erhalten.“

Robert zog die Stirne kraus zuſammen; Riekchen, in dem ächt weiblichen Gefühl der Hülfsbedürftigkeit, ſuchte ſofort einen Freund und Gehülfen ihrer Liebe, einen Vertrauten; ſie glaubte den Beſten in dem Onkel Rouvroy gefunden zu haben und ſagte ganz aufrichtig ihre Meinung, während Roberts ſcheue und ſtolze Seele ſich zuſammenzog bei dem Gedanken, einen Dritten etwas merken zu laſſen von ſeiner Liebe.

„Ja,“ entgegnete er zögernd, „ja, dann würde mein Oheim aber erfahren, er würde merken —“

Der Jüngling brach ab und ſchwieg, er hatte auch jetzt noch keinen Muth, das Wort Liebe nur zu ſprechen.

Riekchen lächelte, mit dem feinen Sinne des weiblichen Herzens fühlte ſie, was Robert abhielt, ſeinen Satz zu vollenden, ſie wußte mit einem Male, daß es dem ſtolzen Herzen Roberts ſchwer falle, ſelbſt die ſüßeſte Niederlage, die es im Leben giebt, das Unterliegen in der Liebe, frei zu bekennen, und eben weil ſie ganz kindlich-unſchuldig war, beeilte ſie ſich, ihm zu Hülfe zu kommen. Auch ihr koſtete es eine Ueberwindung, aber ſie hatte nur mädchenhafte Schüchternheit zu bekämpfen, denn die Frauen ſcheuen ſich nicht, ihre Niederlagen auf dem Felde der Liebe zu bekennen, weil ihnen eine innere Stimme ſagt, daß ihre Niederlagen auf dieſem Felde ihre ſchönſten Siege ſind.

„Du meinſt“, nahm ſie das Wort, und um ihren Mund trat ein Zug ruhiger Feſtigkeit hervor, die ihrem roſigen Geſichtchen einen ganz eigenthümlichen Charakter verlieh; „Du meinſt, Onkel Rouvroy würde davon merken, daß, daß ich,“ ſie zögerte einen Augenblick, dann ſagte ſie leiſe, indem ſie die Augen niederſchlug und eine purpuriſche Röthe ihr Antlitz, ihren Hals und ihre Schultern überzog, „daß ich Dich liebe!“

Bewundernd und entzückt ſchaute Robert zu ihr nieder, ſie aber erhob ihr

Auge ſtolz und ſchaute ihn an mit dem vollen Blick, den nur die innigſte, heißeſte Herzensneigung ausſtrahlen kann.

Mit ſprachloſem Entzücken vernahm Robert dieſes Bekenntniß, ſie aber fuhr leichter fort: „ich glaube, der gute Onkel Rouvroy weiß ſchon Alles, zuweilen, wenn er glaubte, ich bemerke es nicht, ſah er mich an, ſo ſeltſam, ſo eigenthümlich, Du kannſt Dich darauf verlaſſen, er weiß ſchon längſt Alles, und wir können ihm getroſt unſere Briefe geben."

In jedem andern Augenblicke wäre Robert gewiß empfindlich geworden bei der Nachricht, daß ſein Oheim das Geheimniß ſeiner Liebe kenne, er würde es vielleicht beſtritten haben, jetzt aber war er zu entzückt über die naive Art zunächſt, mit welcher ihm Riechen ihre Liebe geſtanden, dann aber auch, daß ſie ihm zuerſt ihre Liebe bekannt, das ſchmeichelte der männlichen Eitelkeit gewaltig. Seinerſeits aber ſtrömte er nun über im Bekenntniſſe ſeiner Liebe, ſeine Rede war wie ein Strom, dem man die lange geſchloſſene Schleuſe geöffnet hat, der nur dahin fluthet im vollſten Guſſe und brauſend ſich ſeiner Freiheit freut.

Selig lauſchte Riekchen den begeiſterten Worten des Jünglings, ihr klang Alles, was er ſagte, wie die ſüßeſte Zauber-Muſik. Robert hatte Alles rings um ſich her vergeſſen, Riekchen aber ſtutzte plötzlich, blieb ſtehen und ſagte bedauernd: „ah! da ſind wir, die terre maudite!"

Robert nahm ſich zuſammen, ſchaute ſich um und ſprach dann ſelig lächelnd: „nicht terre maudite, es iſt terre promise für meine Liebe!"

Die jungen glückſeligen Leute ſtanden an einem niedrigen Rohrzaun, der einen Garten einſchloß, in welchem Hippolyte Gemüſe baute. Der alte Burſch hatte ſie kaum geſehen, als er einen Freudenruf ausſtieß und, ſeinen Spaten ſchulternd, raſch auf ſie zukam. Redſelig hieß er ſie willkommen und geleitete ſie nach ſeinem kleinen Hauſe, indem er von der Ehre ſprach, die ihm Herr von Rouvroy erzeige.

Das Paar mußte Platz nehmen unter der Bohnenlaube vor ſeiner Thür und mußte von den erſten Erdbeeren koſten, die er in dieſem Jahre gewonnen.

Robert ſprach viel und lebhaft, denn er war in einer Stimmung, in welcher man die ganze Welt umarmen und mit der Fülle von Liebe beglücken möchte, die mächtig anklopfend das Herz zu ſprengen droht. Riekchen ſaß neben ihm in ſtiller Lieblichkeit.

Wenige Minuten reichten hin, um die armen Teufels von Beſſin faſt ſämmtlich mit Weib und Kind um das junge Paar vor der Hütte des alten Hippolyte zu verſammeln, ſie eilten Alle herbei aus den nahen Hütten und den daran ſtoßenden Ackergärten, auf die Kunde, daß ihr Freund und doppelter Landsmann, Herr von Rouvroy, gekommen ſei, um Abſchied von ihnen zu nehmen.

Da zeigte ſich recht, wie viel franzöſiſches Weſen noch in den Leuten war, nur Wenige hielten ſich fern, die Meiſten waren zutraulich, ohne zudringlich und plump zu werden, ſie ſcherzten mit, und ein paar nette Mädchen brachten zierlich geordnete Blumenſträuße für Mademoiſelle und Monſieur, wie ſie ſich aus-

drückten. Riekchen und Robert hörten Beide, wie die Leute flüsterten: „Die lieben hübschen Leute, das giebt ein Brautpaar! und wenn sie wiederkommen, dann pflücken wir einen Strauß für Monsieur und Madame zusammen!“ Die Leute flüsterten, laut sagten sie nichts, aber Riekchen erröthete mächtig, als sie sich als künftige Madame de Rouvroy bezeichnen hörte, und dem tapfern Robert klang das Wort Braut so süß und selig, daß es ihm schien, als sei es ganz besonders für Riekchen erst erfunden worden, als passe für sie gar keine andere Bezeichnung so gut wie: Braut.

Und in der That, das liebe Mädchen in dem hellen, leichten Kleidchen, ein kleines blaues Tüchelchen um den schlanken Hals, einen Strohhut auf den braunen Locken, die Augen verschämt gesenkt, das zarte Gesichtchen in sanfter Röthe und den zierlichen Blumenstrauß in der hübschen Hand, hatte wirklich ein ganz bräutliches Aussehen.

Eine Stunde fast verweilte die glückliche Jugend unter den armen Teufels von Bessin, und als sie endlich Abschied nahmen, da versprach Riekchen sie noch zu besuchen, so lange sie im Herrenhause weile, und Robert versprach über's Jahr wieder zu kommen, und so schieden sie denn, vorerst aber nur von der terre maudite, die für sie eine terre promise geworden, denn die armen Teufels begleiteten sie noch ein gutes Stück; und Robert, so gern der auch wieder allein gewesen wäre mit Riekchen, zürnte nicht darum, denn der war eben in einer Stimmung, in der man Niemandem zürnen kann.

Als sie aber endlich doch allein waren und wieder eintraten in den engen Hohlweg zwischen den Sandhügeln, der zum See führte, da standen sie einen Augenblick still und schauten sich um nach den Hütten der französischen Brandenburger mit zwei Herzen voll, übervoll von Liebesseligkeit.

Als sie sich aber wendeten, um weiter zu gehen, da kam's über sie mit zwingender Gewalt, über Beide zugleich: in demselben Moment breiteten sie ihre Arme, sie sanken einander an's Herz und umfingen sich so lieb und herzig; ihre Lippen suchten sich nicht, aber sie fanden sich, und ihre Seelen fühlten sie schmelzen, ineinander fließen im langen Kuß.

Langsam, zögernd lös'ten die Liebenden diese innige Umarmung.

„Süße Braut, meine süße Braut!“ flüsterte Robert.

Riekchen nickte mit feuchten Blicken ihm zu.

Danach gingen sie wieder lange, sich an der Hand haltend wie Kinder, selbander, in den schwanken Zweigen aber der Linde, die am Wege stand, sang der Pfingstvogel dem jungen Paare das Brautlied.

Robert nahm die Hand der Geliebten, er küßte den Goldfinger und schob ein Ringlein daran, tiefbewegt aber sprach er: „Meine, meine süße Braut, das soll Dein Brautring sein, den hat mein Vater getragen, mein Vater hat Deine Mutter sehr geliebt!“

Mit großen Augen schaute Riekchen auf, sie zog einen Ring mit einem hübschen Opal von ihrer Linken und sagte feierlich: „Das soll Dein Brautring sein, den hat meine liebe Mutter getragen, meine Mutter, die Dein Vater so geliebt hat!“

Gar merkwürdige Gespräche führten die Liebenden auf dem schmalen einsamen Waldpfade durch den duftigen Eichwald, denn sie machten einen gewaltigen Umweg um die Nordspitze des Bessiner See's herum, sie dachten nicht daran, daß sie nachher am Seeufer hin einen langen sonnigen Weg hatten; denn sie hatten sich so viel zu sagen einander, daß sie gar kein Ende finden konnten. Sie machten auch Rast unterwegs, und Riekchen theilte eine seidene Schnur in zwei gleiche Hälften, daran knüpften sie die Ringe, mit denen sie sich verlobt hatten; denn sie wollten sie verborgen auf ihrem Herzen tragen, weil ihr süßes Geheimniß noch Keiner ahnen sollte.

Ob sie sich noch öfter geküßt und geherzt haben? im einsamen Walde voll Harzgeruch und Blüthenduft, voll Gesumme und Gesang!

Als sie aber bei der einsamen Tanne heraustraten aus dem Walde und hinunterstiegen zum Ufer des See's, da mußten sie unten am Strande im vollen Sonnenschein noch einmal in demselben Halbbogen um die Seespitze zurück, in welchem sie oben in kühlem Schatten dieselbe umwandelt, aber sie fühlten, heiße Gluth im Herzen, kaum etwas von dem glühenden Strahl, der sie traf. Sie gingen nicht mehr Hand in Hand, wie sie oben gegangen, der Leute wegen, aber sie wandelten Herz in Herz und waren überzeugt, daß das Niemand bemerken werde.

Lehnerdt Schaller bemerkte das auch wirklich nicht, der kam, auf einem Blatt pfeifend, ihnen zuerst entgegen, er ging aus, um ein junges Häschen für die gnädige Frau zu schießen, für keinen andern Menschen in der Welt hätte er ein junges Häschen im Juni geschossen, obwohl die Jagd ganz vorzüglich gut besetzt war; für seine gnädige Frau freilich, das war ganz etwas Anderes! aber eigentlich war's ihm doch ein geheimer Schmerz, daß die gnädige Frau gerade junge Häschen so liebte.

Robert hielt den Jagdbeamten des Erbherrn von Bessin an und redete mit ihm, er wollte einen Versuch machen, ob er noch reden könne mit Menschenkindern gewöhnlichen Schlages; denn er war nicht recht sicher, ob er das noch könne, nach den Gesprächen, die er mit Riekchen geführt. Er freute sich ordentlich, daß er mit Lehnerdt so gut sprechen konnte, daß der seinen breiten Mund zu einem grotesken Lächeln verzog, welches seine gesunden Zähne alle auf einmal zeigte.

Aber Lehnerdt war ein schlauer Kunde, obwohl er gar nicht so aussah; denn als er weiter ging, sah er sich noch ein paar Mal mit einem seltsamen Blick nach dem weiter schreitenden Pärchen um.

Hatte er etwas gemerkt?

Aber wenn er etwas gemerkt hätte, so konnten Robert und Riekchen doch sicher vor Verrath sein, denn Lehnerdt Schaller war durchaus kein schwatzhafter Gesell; er machte eine ganze Menge von Bemerkungen den Tag über, über seine Lippen aber kam kein Wort davon, wenn ihn nicht der gnädige Herr fragte. Nur mit dem Junker Eusebius pflegte Lehnert, wenn sie Beide allein waren, zuweilen halbe Worte zu tauschen über Vorgänge, die Beide interessirten.

Als Riekchen und Robert in den Schloßhof eintraten, kam ihnen der Candidat Wallner mit den beiden Junkern entgegen, sie wollten noch eine kleine Promenade vor dem Mittagseſſen machen, Robert ſchloß ſich ihnen ſogleich an, während Riekchen, den Geliebten mit einem letzten Blick muſternd, auf ihr Zimmer ging.

„Ich möchte mich dem Herrn Propſt und Frau Pröpſtin empfehlen, Sie könnten mich dahin begleiten, Herr Wallner, wenn Sie ſonſt noch kein beſtimmtes Ziel für Ihren Spaziergang haben!“

Robert ſagte das ganz arglos, er hatte keine Ahnung, welche Freude er dem Candidaten durch dieſen Vorſchlag machte, der ſofort eifrig darauf einging und ſich ſogleich erinnerte, daß er mit dem Herrn Propſt ſo etwas zu beſprechen habe.

Die beiden Junker, die gerne in der Propſtei waren, ſtürmten ſofort in vollem Laufe die Gaſſe hinunter, langſamer folgten die beiden Herren.

Ehe ſie noch den Weg halb zurückgelegt hatten, drangen die beiden Junker durch die kleine Pforte neben dem großen Hofthore in den Hof der Propſtei, und Junker Dubislaw verkündete dem Häuflein Kinder, das da mit den Ziegen ſpielte, ſofort mit lauter Stimme, daß Vetter Robert komme, um von dem Herrn Propſt und der Frau Pröpſtin Abſchied zu nehmen, und der Herr Candidat komme auch mit. Die kleinen Mädchen ſchwatzten nun ſogleich eifrig von allerlei höchſt wichtigen Dingen mit dem muntern Dubislaw, während Georg den wortkargen Euſebius bei der Hand faßte und ihn in einen Stall führte, wo junge Kätzchen ſpielten. Der verſtändige Junge hatte es ganz richtig getroffen, die kleinen Kätzchen intereſſirten den Junker weit mehr als die kleinen Mädchen, wenn er es auch nicht ſagte.

Robert und Wallner kamen und begrüßten ſich mit den Kindern auf's Anmuthigſte, denn Wallner liebte Kinder überhaupt, die Kinder des Propſtes aber noch ein wenig mehr als andere, weil ſie Mariechens Schweſtern waren, und mit Robert von Rouvroy war er heute zuthulicher als ſonſt, er wußte wohl, warum?

Dann ſtiegen ſie eine ſteinerne Wendeltreppe hinauf und kamen in ein großes, etwas wüſte ausſehendes Vorgemach, in welchem ein großes Bild hing, eine Frau in weißem Gewande, mit langen gepuderten Locken, mit ſcharfblickenden ſchwarzen Augen, faſt geſpenſtiſch anzuſehen; das wohlgetroffene Portrait einer längſt verſtorbenen reichen Großtante der Pröpſtin, die bei Lebzeiten nicht eigentlich beliebt geweſen bei ihrer Familie, die aber doch ein dankbares Andenken ſich geſichert hatte, weil ſie bei ihrem Sterben durch ihr Teſtament einem und dem andern Familiengliede zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen war.

Robert betrachtete das Bild aufmerkſam, denn er ſah, daß es von keinem unbedeutenden Maler herrühren konnte; Candidat Wallner würdigte es keines Blickes, denn er hatte es früher ſchon geſehen und gefunden, daß es Mariechen gar nicht ähnlich war, und Mariechen ſelbſt öffnete gerade die Thür zu ihres Vaters Studirzimmer, denn ſie hatte die Schritte der Kommenden vernommen. Etwas verlegen und blutroth trat das junge Mädchen bei Seite, da ſie die

beiden Herren ſah, doch faßte ſie ſich raſch und wußte ganz wohl auf die Rede Rouvroy's und Walluer's zu antworten, die ſie einzutreten bat.

Der Propſt ſaß neben der Pröpſtin auf dem Sopha, er erhob ſich und trat würdevoll den beiden jungen Männern entgegen; das Geſpräch wurde bald ſehr lebhaft geführt, und die Pröpſtin bemerkte mit heimlichem Lächeln, daß ihre liebe älteſte Tochter im Zimmer blieb, was eigentlich ſonſt ihre Art nicht war. Offenbar ſuchte das junge Mädchen einen Vorwand, zu bleiben, ſie trippelte bald hierhin, bald dorthin, plötzlich aber ergriff ſie einen Strickſtrumpf und ſetzte ſich entſchloſſen an ein entferntes Fenſter. Hier lauſchte ſie aufmerkſam dem Geſpräch, ohne jedoch daran Theil zu nehmen. Erſt, als ein gewaltiges Kindergeſchrei und Gelächter im Vorgemach erſcholl, erhob ſie ſich raſch und ging hinaus, immer gewiſſenhaft ihrer Pflicht eingedenk, ihrer Pflicht als Miterzieherin ihrer jüngern Geſchwiſter. Ihre mahnende Stimme ſtellte die Ruhe draußen bald wieder her, Mariechen kehrte zurück und meldete der Mutter lächelnd mit halber Stimme, daß ein Ziegenbock die Treppe heraufgeſprungen ſei, die Kinder, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſämmtlich hinter ihm her.

Die Herren erhoben ſich und nahmen Abſchied.

„Sehen wir Sie nicht bald auf dem Schloß?“ wendete ſich der Candidat, all ſeinen Muth zuſammen nehmend, an Mariechen.

Dieſe erröthete wieder mächtig und blickte ſtumm vor ſich nieder.

„Frau Kammerherrin, Fräulein von Uchtenhagen und wir alle,“ fuhr der muthige Candidat fort, „freuen uns immer Sie zu ſehen!“

Da Mariechen noch immer ſtumm blieb, kam die gute Pröpſtin ihrer armen Tochter zu Hülfe und ſagte lächelnd: „Aber, lieber Herr Walluer, Mariechen iſt ja erſt geſtern auf dem Schloß geweſen!“

Der arme Candidat fühlte all' ſeinen Muth ſchwinden, dieſer mütterlichen Intervention gegenüber, er erinnerte ſich jetzt auch, daß Mariechen geſtern erſt oben geweſen war, aber ihm war es vorgekommen, als ſei das ſchon eine ganz geraume Zeit her; er wußte auch gar nichts zu erwidern, ſondern drückte die Hand des Propſtes ſo zärtlich, als wäre es Mariechens Hand.

Vater, Mutter und Tochter begleiteten die Gäſte hinunter in den Hof, wo ſie ſofort von den Kindern umdrängt und mit den ausführlichſten Nachrichten über die Heldenthat und Treppenbeſteigung des Ziegenbocks überſchüttet wurden.

Auch Junker Euſebius kam jetzt zum Vorſchein und ging ſtracks auf den Propſt zu und reichte dem die Hand, während er Mariechen und deren Mutter nur eine ſteife Verbeugung machte. Der geiſtliche Herr, der ſeinerſeits ein beſonderes Intereſſe an dem verſchloſſenen Knaben fand, unterredete ſich einige Augenblicke mit ihm über ein Buch, das er ihm vor einigen Tagen geliehen; wie er vorausgeſehen, wußte Euſebius für ſein Alter ſehr verſtändige Antwort zu geben.

Wie gewöhnlich geleitete der Propſt mit ſeiner Familie ſeinen Beſuch bis an die Pforte und blieb dann dort ſtehen mit der geſammten Kinderſchaar, in der auch die kleine Hedwig, der Frau Kammerherrin Pathchen, nicht fehlte, denn

die alte Röſe, eine Kindsmagd, welche der Propſt aus Sachſen mit in die Mark gebracht, ſtand mitten in der Schaar, das Kindlein auf dem Arm.

„Sebus, ſieh' Mal, wie der Herr Candidat ſich nach Propſtes Mariechen umſieht!" flüſterte Dubislaw ſeinem Bruder zu.

Dieſer aber nickte ernſthaft und ſagte kein Wort. —

Umſchau.

Die verfloſſene Woche bietet nicht viel des Bemerkenswerthen dar. Daheim ſtilles Miniſter-Vergnügtſein mit obligaten Badereiſen; nach Außen viel Kopfzerbrechens darüber, was der Kaiſer Napoleon jetzt denken mag, und langſames Untergehen des letzten Bourbons auf dem Throne Neapels.

Es iſt in der That ein demüthigendes Schauſpiel, die europäiſche Legitimität mit untergeſchlagenen Armen an dem Schmerzenslager ihres Königlichen Bruders zu erblicken, und das Einzige, was uns in Etwas darüber zu beruhigen vermag, iſt die Thatſache, daß auch der König von Neapel nicht zu den Fürſten zählt, welche wenigſtens mit Ehren unterzugehen verſtehen.

Laviren und Concediren, liberales Miniſterium und conſtitutionelle Inſtitutionen: giebt es denn keinen Fürſten mehr, der, wenn es ſein muß, auch einen ehrlichen Soldatentod zu ſterben weiß!

Soll einmal mit der Revolution ein Pakt geſchloſſen werden, dann doch gleich in der Weiſe des Kaiſers Napoleon, allgemeines Stimmrecht, das von ſelbſt auf eine ſtarke Central-Gewalt zurückdrängt. Der liberale Conſtitutionalismus iſt in der That ein zu „überwundener" und abgenutzter Standpunkt.

Doch L. Napoleon ſcheint wohl das Rechte getroffen zu haben, wenn er die Bourbonen zu ihren Vätern in St. Denis verſammeln will, ſie ſind in der That todt und die Reihe kann geſchloſſen werden.

Aus Baden-Baden haben wir etwas Neues von Bedeutung nicht erfahren, es ſei denn, daß man auch die hohen Woll-Preiſe zu den erfreulichen Reſultaten rechnet. Der Berliner Witz hat das Motiv des Steigens in der Gewißheit gefunden, „daß die deutſchen Schafe in den nächſten zwei Jahren nicht geſchoren werden".

Die Armee-Reform darf nach unſerer Meinung als gelungen und beendigt angeſehen werden. Der Finanz-Miniſter hat es als Proviſorium durchgebracht, und der höchſte Kriegsherr hat es als Definitivum durchgeführt. Wir fürchten kaum, daß Herr v. Patow dieſerhalb ſeinen Abſchied erbitten wird.

Die warmen und offenen Worte des Prinz-Regenten K. H. in Baden haben — wie ſelbſt die ſüddeutſche Preſſe verſichert — in allen deutſchen Gauen freudigen Widerhall gefunden. Leider glaubt man indeß zu bemerken, daß das Preußiſche Miniſterium „nicht im Geiſte des Regenten handle".

Wie die „Preußiſche Zeitung" — beiläufig bemerkt, übrigens nicht das Organ des Herrn v. Schleinitz, ſondern nur des Herrn v. Auerswald — ſchon

wenige Tage nach der Zuſammenkunft in Baden die „Enthuſiaſten warnte“: „nicht zu früh, nicht zu früh“, ſo verſichert ſie auch heute, daß man auf der Bahn der Einigung keinen Schritt weiter gekommen ſei! Zugleich fährt ſie fort, dadurch moraliſche Eroberungen zu machen, daß ſie gegen die kurheſſiſche Verfaſſung aufhetzt, freilich, ohne den armen Heſſen zu ſagen, ob ſie annehmen oder ablehnen ſollen. In der That eine ſehr billige Art.

Unſerer Seits glauben wir jedoch, unſeren deutſchen Bundesgenoſſen verſichern zu können, daß die „Preußiſche Zeitung“ überhaupt weiter keinen Zweck hat, als ihre Verfaſſer am Leben, und ihre Wohlthäter bei guter Laune zu erhalten. —

Der Talmud und die jüdiſche Reform.

II.

Die jüdiſche Weltreligion.

Herr Holdheim baut auf die Arbeit eines mächtigen Bundesgenoſſen — der Zeit. Was unter den Streichen derſelben gefallen iſt, meint er, mag verfallen bleiben, was unmöglich geworden, mag ruhen, Satzungen, auch Geſetze des Pentateuch, denen, wie den agrariſchen, Heiligkeits- und Reinigkeits-Beſtimmungen, der Boden entzogen iſt, mögen der Zeit als ihr Opfer verbleiben.

Er appellirt an den Richterſpruch der Geſchichte und ſtützt ſich auf die Unwiderruflichkeit der Thatſache.

Die Zeit iſt der Canon, nach dem es zu beurtheilen iſt, was dem Juden für die Ewigkeit geboten, und was dagegen an vergängliche Daſeinsformen geknüpft und mit ihnen dem Verfall beſtimmt iſt. Die Zeit ſcheidet das Bleibende des Moſaismus vom Vergänglichen. Jenes iſt, was mit ihr harmonirt, das Vergängliche dagegen Alles, womit ſie ſich nicht mehr vertragen kann.

Die Reform, die dieſen Richterſpruch der Geſchichte regiſtrirt und vollzieht, verlangt deshalb vom Judenthum nicht das Opfer des Selbſtmords. Im Gegentheil, ſie will ihm zur Herrſchaft verhelfen, indem ſie ſeinen Monotheismus von den nationalen Symbolen und Gebräuchen befreit, die ſeiner Ausbreitung über die andern Völker noch im Wege ſtanden.

Moſes Mendelsſohn konnte dieſen kühnen Gedanken noch nicht faſſen. In einem Briefe an Herz Homberg ſpricht zwar derſelbe auch ſeine feſte Ueberzeugung aus, daß die Herrſchaft über den Erdball dem Judenthum und deſſen reinem Theismus gebühre; noch aber, ſchreibt er in demſelben Brief, beſitzen Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöſe Uſurpation die Oberhand und beſtreiten, wie er ſich ferner ausdrückt, dieſe Plagegeiſter der Vernunft dem auserwählten Volk mit Erfolg die ihm zukommende Herrſchaft. Das Judenthum ſtand noch in einer ſehr bedrängten Defenſive, und der Weiſe von Berlin gab ſeinem Freunde, der das Joch des Ceremonialgeſetzes zu frühzeitig abwerfen

wollte, zu bedenken, ob die ächten Theiſten wohl ihre Verbindung lockern dürfen, wenn ſie es nicht erleben wollen, daß ihre geſchworenen Feinde Alles unter den Fuß bringen.

In dieſer ungünſtigen Lage glaubt ſich der neuere Reformer nicht mehr zu befinden. Die Völker ſcheinen immer ſchwächer und matter zu werden, der Kosmopolitismus beſänftigt ihre Antipathieen, die Aufklärung ſchwächt ihre kirchlichen Symbole, und die Zeit des freieſten Univerſalismus, in welchem der Gegenſatz der religiöſen Dogmen ſich im geläuterten Theismus der Juden auflöſt, rückt immer näher heran.

Da die Völker ihm entgegenkommen, braucht ſich der Jude nicht mehr hinter der Schutzwehr ſeiner Riten und Ceremonieen zu verſtecken, ohne deshalb ſeine antithetiſche Beſtimmung aufzugeben. Dieſe will Herr Holdheim ſchlechterdings gewahrt wiſſen. Dem Juden ſoll ſein nationales Vorrecht der Einzigkeit und Erhabenheit über alle anderen Völker bleiben, und ſelbſt dann noch bleiben, wenn es ihm gelungen iſt, alle Völker unter ſeinem reinen Theismus zu ſammeln.

Nur Eine Furcht hat Herr Holdheim noch, daß die Völker nämlich bei aller Hinneigung zu jüdiſchem Theismus den Argwohn hegen werden, der Jude werde ſeine theoretiſche Meiſterſchaft zur Gründung und Aufrichtung einer ſehr praktiſchen und ſehr fühlbaren Alleinherrſchaft benutzen. Thörichter Argwohn, antwortet er jedoch, unnöthige Beſorgniß, der Jude, der ſich vom Ceremoniendienſt zum reinen Monotheismus erhoben hat, hat damit auch auf alles nationale Vorrecht Verzicht geleiſtet. Nur ſeine Weisheit und Einſicht hat er, und dieſe ſeine Einſicht ſtellt ihn nur inſofern über Andere, als der Wiſſende über dem Nichtwiſſenden, die Wahrheit über dem Irrthum ſteht. *)

Seit wann haben denn aber Einſicht und Wiſſen aufgehört, die ſicherſte Grundlage aller Macht zu ſein? und iſt es kein Privilegium des Reformjudenthums, wenn die Völker ihrer Inferiorität nur dadurch ein Ende machen können, daß ſie ſich entſchließen, „mit den Juden gemeinſchaftliche Sache zu machen", d. h. ſich ſelbſt zu judaiſiren? Iſt es kein Vorrecht des Reformjuden, wenn er den Werth und das Heil der Nationen danach beſtimmen kann, je nachdem ſie ſich bereitwillig zeigen, ſich in Judengenoſſen zu verwandeln?

In ſeiner Beſorgniß, daß der bloße Gedanke an die Oberhoheit des Reformjudenthums auf die andern Völker einen ſchreckensvollen Eindruck machen werde, wird zwar Herr Hochheim nicht müde, den Edelmuth und die Hochherzigkeit zu ſchildern, die ſein Volk im Augenblicke des Sieges üben, und mit denen es nach dem Triumph ſeiner Anſtrengungen ſich in der Menſchheit verlieren werde. Einmal ſagte er ſogar, daß die Juden nach ihrem Sieg mit ihrem Gegenſatz und Privilegium ſelbſt das Gedächtniß des letztern verlieren würden.**) Doch die unwillige Bemerkung des Rabbi Löw, daß es eine barbariſche Epoche ſein müſſe, wo das Gedächtniß aller Geſchichtswahrheit untergegangen ſei, brachte ihn zum Einlenken, und er machte dem Rabbi Löw

*) Religiöſes und Politiſches. p. 84.

**) Autonomie der Rabbiner p. 56.

das Zugeständniß, daß die Erinnerung des jüdiſchen Vorrechts zwar bleiben, aber auf die Geſinnung des Juden ohne Einfluß ſein ſolle*).

Man ermeſſe nun die unendliche Gnade, die der Jude den Völkern in der Zukunft, vielleicht in naher Zukunft, erweiſen wird. Durch die gnädige Aufopferung von ein Paar bedeutungslos gewordenen Ceremonien, die Moſes Mendelsſohn als Zaun gegen die „religiöſe Uſurpation" noch vertheidigte, hat der Jude den Völkern es möglich gemacht, daß ſie als Judengenoſſen mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen können. Obwohl der Jude über die neue Weltgemeinde als die verkörperte Weisheit herrſcht, ſo iſt er doch ſo gnädig und hochherzig, daß er ſie ſeine Ueberlegenheit nicht fühlen läßt. In ſeinem Innern trägt er ſogar das Bewußtſein, daß er der Lehrer der Welt iſt und immer ſchon als der Wiſſende über den Völkern geſtanden hat; er weiß, daß er den Abſchluß der Weltgeſchichte entſchieden und die Menſchheit zu ihrer Reife, zum Bekenntniß des nüchternſten Deismus erzogen hat; aber aus Hochherzigkeit unterdrückt er den gerechten Stolz auf ſeine Weisheit und begnügt ſich, den Stumpfſinn der folgſamen Heerde auszubeuten!

Das iſt das Schickſal, welches das Reformjudenthum den Völkern in dem nahen goldnen Zeitalter, wo ſie zu Einer Judengenoſſenſchaft umgewandelt ſind, zugedacht hat!

Und dieſes ſchmachvolle Loos ſollen die Völker erdulden, weil ſie in der Zeit, die dem Reformer ein Paar Ceremonien werthlos und bedeutungslos gemacht hat, allein gearbeitet haben? Sie ſollen ſich der Verachtung preisgeben, weil der Jude ſich mit ein Paar Fetzen einer veralteten Aufklärung der chriſtlichen Welt ausgeſchmückt hat?

Welches war denn die einzig ſchöpferiſche und werthvolle Macht, die in jener Zeit thätig war, als der Talmud entſtand? Die Kirche war es, die ihre Organiſation und Formirung durchführte und das Judenthum zwang, wenn es ſich noch trotz der Geſchichte behaupten wollte, dem Chriſtenthum gegenüber ſeiner Erſtarrung auch einen geformten Ausdruck zu geben. Und welche Macht hat dann der Zeit vorgearbeitet, die den jüdiſchen Reformer von ein Paar Satzungen und Ceremonien losſprach? Die chriſtliche „Aufklärung" war es. Die ganze jüdiſche Reform, mit ihrer Unterſcheidung zwiſchen allgemeinen Religionswahrheiten und unvergänglichen Satzungen, iſt Nichts weiter als die Uebertragung der chriſtlich-rationaliſtiſchen Aufklärung auf den Boden des Judenthums.

Wenn endlich Herr Holdheim nicht weiß, oder ſich nicht geſtehen darf, daß das Ewige, das ihm als das abſolut Religiöſe im Judenthum übrig bleibt, das Kindſchaftsverhältniß des Juden zu ſeinem himmliſchen Vater**), auch nur ein Plagiat und dem Chriſtenthum entlehnt iſt, während der Jude des Geſetzes nur als Glied ſeines Volkes zu ſeinem Gott im Verhältniß ſteht, — iſt es möglich, daß die Völker zu der Unwiſſenheit über ihre zweitauſend-

*) Das Cermonialgeſetz p. 151.

**) Z. B. Ceremonial-Geſetz p. 120.

jährige Geſchichte herabſinken und ſich von dem Juden ein ihnen entlehntes Plagiat als eine neue Offenbarung darbieten laſſen werden?

Die jüdiſche Welthierarchie.

Der Talmud geſteht den Nicht-Juden zwar zu, daß ſie im Verhältniß zu einander Beſitz und, da das eheliche Verhältniß nach jüdiſcher Anſicht auf dem Beſitzrecht des Mannes beruht, auch eine Ehe haben können. Aber dem Juden gegenüber ſpricht er ihnen alles Beſitzrecht ab; der Jude iſt der einzig legitime Beſitzer der Welt, und ihm ſteht, ſo weit die Erde ihm noch nicht unterthan iſt, das Kriegs- und Eroberungsrecht gegen Alles zu; auch vor der äußerſten Conſequenz dieſer Weltanſicht, wonach die Ehe der Fremden gegenüber dem jüdiſchen Weltherrn keine Ehe iſt, iſt der Talmud nicht zurückgewichen, und nach ſeiner ausdrücklichen Beſtimmung kann ſich der Jude mit einer Nicht-Jüdin vermiſchen, ohne einen Ehebruch zu begehen, und das Ehe- und Beſitzrecht des fremden Ehemanns, das für ihn nicht exiſtirt, zu verletzen.

Für den Ernſt und die Aufrichtigkeit, mit der Herr Holdheim die nationale Ausſchließlichkeit ſeiner Stammgenoſſen bekämpft, legt er ein rühmliches Zeugniß ab, wenn er aus dem Talmud die Belegſtellen zu jener Anſchauung zuſammenſtellt,*) die die Religion zu einem Werke der Natur herabgeſetzt und das ewige Recht des Juden in ſein Blut verlegt hat.

Dennoch will Herr Holdheim nicht an die Wurzel des Uebels gehen; er will die Axt nicht anlegen; er will das nationale Vorrecht doch noch behaupten.

Es iſt ihm nicht genug, und er getraut ſich nicht, die Heiligkeit des Volkes Iſrael auf ſeinen aufgeklärten Deismus und auf das Reformjudenthum allein zu gründen**) — er will auch noch die diätetiſche Schranke zwiſchen dem bevorrechteten Volke und den Nationen beſtehen laſſen, wenn er ſie auch rationaliſtiſch deutet.

Wie alle neueren Juden, die ſich einem gewiſſen philoſophiſchen Anflug nicht haben entziehen können (wie z. B. der Rabbiner Samuel Hirſch), hat Herr Holdheim weder den Muth, die alten Speiſegeſetze in ihrem geſetzlichen Sinn zu vertheidigen, noch ſie aufzugeben. Der Anſtoß, der allein ſchon in den Ausdrücken „rein" und „unrein" liegt, glaubt er durch die Wendung zu beſeitigen, daß ſie nichts anderes bedeuten, als: „erlaubt" und „unerlaubt."***) Er bemerkt alſo nicht, daß die Reinheit und Unreinheit der Speiſen, die unnatürliche geiſtige und dem Geiſt nachſtellende Macht, die der Hebräer in ihnen fürchtet, gerade der Grund iſt, weshalb ſie erlaubt oder verboten ſind. Er denkt die Völker, die in dieſen Geſetzen nur die Schutzmaßregel gegen ihre vermeintliche Unreinheit und Verworfenheit ſehen, durch die Bemerkung zu beſchwichtigen, daß die Speiſegeſetze ausſchließend nur für die Juden gegeben ſeien, und daß daher diejenigen, denen die Reinheit nicht geboten iſt, auch nicht

*) Vergl. beſonders Religiöſes und Politiſches, p. 50. 52. 73. 78.
**) Religiöſes und Politiſches, p. 80. 81.
***) Autonomie, p. 118.

vom Vorwurf der Unreinheit getroffen werden können. Wiederum eine vergebliche Ausflucht! Zur Reinheit nicht verpflichtet sein, ist schon das Zeichen eines untergeordneten Standpunktes; den Völkern ist aber die Reinheit nur deshalb nicht geboten, weil sie in den Augen des gesetzlichen Juden überhaupt das Reich der Unreinheit bilden.

Der jüdische Reformer kann sich dem Gefühl nicht entziehen, daß sein aufgeklärter Deismus doch wohl nicht die Völker um ihn versammeln werde; er besorgt, daß die Völker doch noch nicht so weit gesunken seien, um sich in die Reform-Synagoge auflösen, und zum Trost für das Scheitern seiner Unternehmung will er das natürliche Vorrecht seines Volkes, das Recht des Blutes, die Reinheit der Kochgeschirre bewahren. Die Speisegesetze sollen die aristokratische Abgeschlossenheit seiner Leute sichern und ihnen zugleich eine priesterliche, hierarchische Würde geben.

Herr Holdheim kommt also auf die Wege Moses Mendelssohn's zurück und erneuert, nur in etwas modernerer Form, die Anmaßungen des Talmud, die er selbst als zu weit gehend verworfen hatte.

Nichts war den Christen des vorigen Jahrhunderts in ihrer Debatte mit den Juden auffallender, unerklärlicher und wirkte auf sie zurückstoßender als jener Ausspruch Mendelssohn's in seinem Streit mit Lavater, daß die Religion seiner Väter nicht ausgebreitet sein wolle. Weder mit der prophetischen Richtung des alten Testaments und mit dem Eifer des Gesetzes gegen das Heidenthum, noch mit dem gesellschaftlichen Trieb des Menschen, seine Vorzüge geltend und nutzbar zu machen und seine Einsicht auszubreiten, konnte man diese absichtliche Abgeschlossenheit des neueren Juden reimen, und man wurde fast unheimlich berührt, als Mendelssohn erklärte, er werde bei seinen Grundsätzen bleiben, so lange seine Seele nicht eine ganz andere Natur annehme. *)

Eine nur zu schreckliche Aufklärung über die Härte, mit der Mendelssohn das ausschließliche Anrecht des Stammes Jakob an das Gesetz behauptete, fand man aber in der Liberalität, mit der er „den übrigen Völkern der Erde" einräumte, daß sie von Gott darauf angewiesen seien, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten **). Nur deshalb sollte dem Juden das Vorrecht seines Gesetzes und seine heilige Absonderung bleiben, damit er in seiner Erhabenheit über ihnen stände, wenn die andern Völker durch ihre Einweihung in den einfachen Monotheismus der Patriarchen sich dem Judenthum angenähert haben und als Genossen desselben gleichsam seinen Saum und Horizont bilden.

Auf diese beschränkte Assimilation, in welcher die Völker nach ihrer Umwandlung zu Judengenossen nur als Folie für das Vorrecht des einzigen, herrschenden und hierarchischen Volks dienen, kommt auch die ganze Reform des Herrn Holdheim hinaus. Nicht weniger sorgt Herr Salomon für das Privilegium des aufgeklärten Priestervolks, wenn er in seiner Heiterkeit betheuert,

*) S. z. B. Betrachtungen über das Schreiben des Herrn Mendelssohn an Lavater. 1770. p. 8.

**) Schreiben an Lavater p. 13. Vergl. p. 18.

daß jeder denkende Jude ein geborner Opponent gegen alles Hierarchiſche ſei*), natürlich! denn der Jude will und kann keine fremde Hierarchie neben ſich dulden, weil er ſie als einen Abbruch an der ihm allein zukommenden Prieſterwürde betrachtet.

Nicht genug, daß die Völker in einem Augenblick des politiſchen Suchens den Juden ihre abgelebten Verfaſſungsformen zum Hineinpfuſchen in dieſelben überlaſſen — nicht genug, daß ſie während einer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Pauſe ihnen erlauben, ihre Kunſt durch Zerrbilder zu entſtellen und ihre Wiſſenſchaft gleichſam zu verzetteln! Sie ſollen ihn auch noch als ihren wahren und bleibenden Hierarchen fürchten und verehren!

Dieſe maßloſe Prätention war zwar in einem Augenblicke möglich, wo die Völker Europa's eine große Epoche ihrer Entwickelung abgeſchloſſen haben und für jetzt noch innerlich an den Elementen einer neuen Organiſation arbeiten. Aber dieſe geſpenſtiſche Caricatur ihrer eignen Zuſtände wird auch unfehlbar verſchwinden und verſcheucht werden, wenn die Völker ſich wieder nach ihren eignen Rechts- und Lebensprincipien auferbauen.

Bruck.

(Aus Wagener's Staats-Lexicon.)

Karl Ludwig Freiherr von Bruck, öſtreichiſcher Finanzminiſter, durch ſeinen Selbſtmord der Geſchichte der Kriſis und der Reaction angehörig, welche Oeſtreich nach dem italiäniſchen Feldzug von 1859 gegen ſeine Ausbeutung durch die oberen finanziellen Kreiſe zu beſtehen hatte. Geboren den 18. October 1798 zu Elberfeld in der preußiſchen Rheinprovinz, erlernte er die Handlung zu Bonn, wo er auch ſeiner einjährigen Militärpflicht als Freiwilliger Genüge leiſtete. Er faßte darauf den Plan, in die britiſche Armee in Oſtindien einzutreten; als derſelbe nicht zur Ausführung kam, ging er 1821 nach Trieſt, um ſich von dort nach Griechenland zu begeben und dem dortigen Befreiungskampfe anzuſchließen; jedoch durch Kaufleute, die ſich für ihn intereſſirten, zum Bleiben in Trieſt beſtimmt, widmete er ſich wieder kaufmänniſchen Geſchäften, arbeitete ſich zum Secretär der Azienda assecuratrice, einer bedeutenden Verſicherungsanſtalt, hinauf und wurde, wegen ſeiner Talente und geſchickten Amtsführung geachtet, der Schwiegerſohn des Kaufherrn Buſcheck (1828). Seit 1830 begann ſeine öffentliche Thätigkeit; auf ſeine Anregung wurde nach dem Muſter des britiſchen der Trieſter Lloyd, eine Concentration der Verſicherungskammern, gegründet, mit demſelben 1833, unter Theilnahme des Bankhauſes Rothſchild, eine Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft zum Verkehr mit der Levante verbunden, und 1835 das handelspolitiſche Blatt „Giornale del Lloyd Austriaco di notizia marittime

*) In der oben erwähnten Schrift S. 41. Vergl. p. 78.

et commerciali“ gegründet, welches bald darauf in das deutsche Journal des östreichischen „Lloyd“ verwandelt wurde. Bruck selbst wurde einer der sechs Directoren des Lloyd, und unter seiner Leitung entwickelte sich das Unternehmen zu einem so bedeutenden Umfange, daß das Actiencapital desselben im Jahre 1856 21½ Millionen Gulden und 1 Million Gulden Prioritäten, und die Anzahl der Dampfschiffe ohne die Schlepper 68 betrug. Wegen seiner Verdienste um die Hebung Triest's vom Kaiser Ferdinand I. durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens belohnt, vom Grafen Stadion, dem Gouverneur des Litorale, hochgeachtet, wegen seiner handelspolitischen und finanziellen Erfahrungen vom Freiherrn von Kübeck und Fürsten Metternich öfters zu Rath gezogen, wurde er im Mai 1848 von der Stadt Triest als ihr Vertreter ins Frankfurter Parlament geschickt und im August desselben Jahres von der Kaiserlichen Regierung zu ihrem speciellen Vertreter bei dem Reichsverweser, dem Erzherzog Johann, ernannt, bald darauf aber, nach der Unterdrückung des Wiener Octoberaufstandes, am 21. November 1848 als Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten in das Ministerium des Fürsten Schwarzenberg berufen. Ehe er jedoch in dieser Stellung für Hebung und Entwickelung der Industrie und des Handelsverkehrs in dem zu gründenden Gesammtstaat seine Pläne detailliren konnte, wurde er zu den Verhandlungen mit Sardinien abgeschickt und brachte mit dem Unterhändler des Königs Victor Emanuel zu Mailand den Frieden vom 6. August 1849 zu Stande, außerdem einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Sardinien, veranlaßte Parma, dem seit dem Januar 1848 bestehenden Handelsvertrage zwischen Oestreich und Modena beizutreten, und traf mit beiden Staaten eine Vereinbarung, die später zum Anschluß derselben an den östreichischen Zollverband führte. Nach seiner Rückkehr nach Wien empfing er aus den Händen des Monarchen die Insignien des Ordens der Eisernen Krone erster Klasse und wurde er durch ein Kaiserliches Handschreiben in den Freiherrnstand Oestreichs erhoben. Sein Plan zur Organisation des Handelsministeriums, den er nun dem Kaiser am 8. October 1849 vorlegte, erhielt die allerhöchste Billigung und ging besonders auf Vermehrung und Erweiterung der Communicationen, auf eine freiere Zoll- und Handelspolitik, sowie auf die Entwicklung der Arbeitskraft der Völker des Kaiserstaats hinaus. Gleichzeitig wurde zur journalistischen Anregung und Belehrung die „Austria, Tageblatt für Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel“ gegründet, mit welcher sich seit dem April 1850 eine Monatsschrift verband, unter dem Titel: „Mittheilungen über Handel, Gewerbe und Verkehrsmittel, so wie aus dem Gebiet der Statistik überhaupt, nach Berichten an das Kaiserliche Handelsministerium. Herausgegeben von der Direction der administrativen Statistik.“ Während Bruck dem Eisenbahn-System bis zum April 1851 eine Erweiterung von 50 Meilen verschaffte, das Postwesen reformirte, am 6. April 1850 jenen Vertrag abschloß, der die Grundlage des deutsch-östreichischen Postvertrags geworden ist, endlich am 1. October 1850 durch Aufhebung der Zollinie zwischen Ungarn und Deutsch-Oestreich die Einheit des Verkehrs im Gesammtstaat begründete, verfolgte er die Idee einer Reform des

Zolltarifs, welche die Basis für einen Zollvertrag, endlich für eine Zolleinigung mit Deutschland und den italiänischen Staaten abgeben sollte. Zu diesem Zweck hatte er einen Congreß der fähigsten Mitglieder des Handels- und Gewerbstandes nach Wien berufen, den er am 21. Januar 1851 mit einer Ansprache eröffnete und der auch seinen Entwurf zur Ermäßigung der Zölle mit einigen Modificationen annahm. Bald darauf aber wurde er am 23. Mai 1851 von seinem Posten enthoben und trat in das Privatleben zurück. Wahrscheinlich war es die Verwirrung, welche die östreichische Regierung durch die politische Benutzung der Zolleinigungsidee und durch die Gefährdung des Zollvereins verursachte, die den Anlaß zu seinem Rücktritt gab, da er in dieser Politik eine Ueberstürzung und wohl selbst eine unnöthige Vereitelung der politischen Zwecke der Zolleinigung sah. Nicht lange jedoch sollte er der Direktion des Lloyd, die er wieder übernahm, und einer Wirksamkeit in Triest, die er durch die wichtigen Arsenalbauten, durch die Gründung neuer Docks und der Wasserleitung von Nebresina bezeichnete, vorstehen. Als der politische Zollkampf zwischen Preußen und Oestreich, während ersteres seine Position durch den Vertrag mit Hannover vom 8. September 1851 verstärkt hatte und die süddeutschen Glieder des Zollvereins zu Oestreich standen, den Zollverein mit dem Untergang bedrohte, ohne daß der politische Zweck des Kaiserreichs erreicht wurde, beauftragte der Kaiser Bruck mit der Fortsetzung der Unterhandlungen mit Preußen auf diplomatischem Wege. In der That gelang es Bruck, zu Berlin den Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 herbeizuführen, dem mit der Reconstruction des Zollvereins vom 4. April 1853 die übrigen Zollvereinsstaaten beitraten. Bald darauf ging Bruck im Juni desselben Jahres als Internuntius nach Konstantinopel. Während er auf diesem Posten die Neutralität Oestreichs im orientalischen Kriege vertrat, die günstige Stellung der neutralen Macht zum Abschluß der Junicouvention 1854 benutzte, welche Oestreich zur Occupation der Donaufürstenthümer autorisirte, arbeitete er an der Erweiterung des östreichischen Einflusses in letzteren Provinzen, besonders in Bezug auf Handelsverkehr und Donauschifffahrt. Am 10. März 1855 als Nachfolger Baumgartens ins Finanzministerium berufen, begann endlich Bruck die Carriere seiner großen Finanzreformen, die dazu bestimmt waren, das Geldwesen des Staates wieder in Ordnung zu bringen, indessen nur dazu führten, die Kräfte der Wiener, besonders der jüdischen Finanzkreise zu stärken und die Verwundbarkeit des Staats, dessen Wohl und Wehe von den Operationen der Bank und der Börse abhängig wurden, zu erhöhen. Als seine erste Aufgabe betrachtete es Bruck, den Staat mit der Bank auseinanderzusetzen, letztere, die von jenem in der neuesten Zeit übermäßig in Anspruch genommen war, zu befriedigen und jenen auf eigene Füße zu stellen, die Valuta auf ihren naturgemäßen Stand zurückzuführen und den Credit des Staats wieder herzustellen. Zu dem Zwecke verpfändete Bruck nach Abrechnung der Schuld für die von Seiten des Staats noch schuldigen 155 Millionen Gulden der Bank Staatsdomänen von gleichem Werth, indem er ihr zu gleicher Zeit das Recht auswirkte, dieselben ganz oder einzeln als Hypotheken zu bestellen oder

zu veräußern. Zum Behuf dieſer Operationen wurde ferner der Bank die Erlaubniß ertheilt, ihre Fonds um 35 Millionen zu erhöhen, und ihr geſtattet, in Banknoten Anleihen zu machen. Ferner wurde mit der Bank zum Gebrauch des Hypothekarcredits ein Hypothekeninſtitut verbunden und für die Operationen deſſelben die Bank durch den Erlaß vom 21. Oktober 1855 von den Beſchränkungen befreit, welche das Wucherpatent dem Geldverkehr rückſichtlich des Zinsfußes auflegte. Endlich wurde nach dem Muſter des Pariſer Credit mobilier die Creditanſtalt für Handel und Gewerbe, gebildet durch den Verein einer Anzahl Adeliger und Banquiers, an der Spitze der letzteren ein Rothſchild, conceſſionirt und von derſelben alsbald eine große Anzahl von Eiſenbahngeſellſchaften ins Leben gerufen, die ſich ſeit dem Frühjahr 1856 dem ſchleunigſten Ausbau des öſtreichiſchen Eiſenbahnnetzes widmeten. Die Folge dieſer großen, wie ſich die Verehrer Brucks ausdrückten, auf Staat und Volk gerichteten Combinationen war aber nur die Concentration des Staats- und Volksvermögens von Oeſtreich auf die Börſe, die Schöpfung einer Maſſe von vielen Hundert Millionen fictiver papierener Werthe (die, beiläufig zu erwähnen, auch durch die ſtillſchweigende Erhöhung des Nationalanleihens von 1854 von 510 Mill. Gulden um 111 Mill. vermehrt wurden), die Abhängigkeit Oeſtreichs von auswärtigen Gläubigern, die in den Papiermaſſen das Mittel in Händen hatten, um ſeinen Credit zu untergraben, endlich eine Reizbarkeit des auf die Börſe concentrirten Geſammtverkehrs, die Louis Napoleon benutzte, als er in dem Augenblicke, da die Baarzahlungen der Bank mit Mühe in Gang geſetzt waren, dieſe durch den italiäniſchen Krieg wieder in Verwirrung ſetzte. Früher war es die Lieblingsidee Brucks, das Eiſenbahnweſen vollſtändig in die Hände des Staats zu bringen; das Mißlingen ſeiner Bemühungen, das Staatsdeficit zu mindern, bewog ihn dagegen, zur Verſchleuderung der Staatseiſenbahnen zu ſchreiten, deren Verkauf mit der unter 30 pCt. Verluſt ins Werk geſetzten Veräußerung der Südeiſenbahn begann. Auch dieſe Operation rühmen ſeine Verehrer wegen des Muthes, mit dem er ſie ausführte, und mit dem er namentlich ſeine eigene Theorie zum Opfer brachte, während dieſe Procedur vielmehr den Sieg der Börſe über den Staat zur Anerkennung brachte, und den unfruchtbaren Wirbel der erſteren vergrößerte. Zwei Thatſachen charakteriſirten die durch dieſe Finanzoperationen hervorgerufenen Zuſtände nach dem italiäniſchen Krieg — nämlich die Unterſchleifsproceſſe gegen Trieſter Handelshäuſer, hohe Finanzbeamte der Hauptſtadt und ſelbſt gegen Militärbeamte, wie Eynatten, welcher die Lieferungsgeſchäfte während des italiäniſchen Krieges betrügeriſch noch über die natürlichen Vortheile ſolcher Geſchäfte hinaus benutzt hatten, und der Ruf der Preſſe nach voller Emancipation der Juden und des Geldverkehrs von den bisherigen geſetzlichen Schranken. Für die letztere Reform knüpften ſich die Hoffnungen wieder an den Namen Brucks; man erwartete von ihm allgemein die Ausführung eines Fortſchrittes, welcher durch die Stagnation der Börſe, die in ihrem Papierreichthum erſtickte und keine aufregenden und gewinnbringenden Schwankungen mehr erlebte, gleichſam gefordert wurde. Gewerbe und Grundbeſitz waren während der Börſenherrſchaft der vorhergehenden

Jahre vom Capital, ſo zu ſagen, geflohen worden, jetzt aber wurde ſie von demſelben geſucht; das Gewerbe ſollte durch völlige Aufhebung der früheren ſchützenden Schranken von der Induſtrie verſchlungen, der Grundbeſitz von den Siegern in Beſchlag genommen werden. Während aber der „gewiegte Staatsmann und Kaufmann," wie Bruck bei ſeinen Verehrern hieß, als der Mann gefeiert wurde, der den Sieg der Börſe über den Grundbeſitz allein zu Ende führen, und die Streiter und Helden des Papiermarktes in die verdiente ländliche Ruheſtätte, nach der Vertreibung und Expropiation der chriſtlichen Bevölkerung, inſtalliren könne, ward ſein Name in die ſchwebenden Unterſchleifsproceſſe verwickelt. Wenn ſich auch Bruck bei Uebernahme ſeines Miniſterpoſtens ſeiner geſchäftlichen Beziehungen zu dem Trieſter Hauſe Revoltella ſcheinbar entledigt hatte, ſo fand ſich doch bei der Verhaftung des Hauptes der letzteren Firma eine telegraphiſche Depeſche vom 30. April 1859 vor, in welcher Bruck demſelben meldete, daß Arnſtein und Eskeles banquerott ſeien, und daß er drei Tage Zeit habe, ſich zu decken — (eine Friſt, die Bruck durch Hinhaltung des Hauſes Arnſtein und Eskeles wegen gehoffter Hilfsleiſtungen von Seiten der Bank bewerkſtelligte.) Mag immerhin angenommen werden, daß Bruck fern davon war, an der Ausbeutung des Staatsvermögens während des italiäniſchen Krieges ſelbſt Theil zu nehmen, ſo hatte er ſich doch als Staatsmann nicht hoch genug über Geſinnung und Leiden und Freuden der Börſe erhoben, um in der Zeit der Kriſis, welche die krankhafte Finanzwirthſchaft herbeigeführt hatte, als ein Mann der wirklichen Reform und der Reaction der zahlreichen immer noch vorhandenen geſunden Elemente dazuſtehen. Daß ihm dies ſtolze Bewußtſein des wirklichen Staatsmannes fehlte, beweiſt ſein Selbſtmord, den er durch Oeffnung der Adern in der Nacht vom 22. zum 23. April 1860 an ſich verſuchte, als er am Abend des 22. das kaiſerliche Handſchreiben erhielt, durch welches er in Ruheſtand verſetzt wurde. Er ſtarb in Folge der Schnittwunden, die er ſich am Hals und an den Pulsadern beider Handgelenke beigebracht hatte. Leider fehlt es dieſem Staatsmann auch heute noch nicht an Bewunderern und — Nachahmern, und faſt ſcheint es, als ob man vielfach einen Handels-Miniſter für um ſo tüchtiger hielte, je reicher er ſelbſt bei ſeinem Handel wird!

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

In dem Befinden Sr. Majeſtät des Königs keine Veränderung. Ihre Maj. die Königin Marie von Baiern und Ihre Königl. Hoheit die Prinzeſſin Eliſabeth von Heſſen und bei Rhein ſind zu einem längeren Beſuch am Königl. Hoflager eingetroffen. Desgleichen traf Donnerſtag Mittag um 2 Uhr Se. Maj. der König Max von Baiern in Berlin ein und begab Sich ſofort nach Potsdam, um einige Tage bei Seinen hohen Verwandten zu verweilen. In der Stadt viel Regen, Wind und Erkältung.

Nachdem die meiſten der Herren Miniſter einen Theil ihrer Sommer-Ruhe bald

nach dem Schluß der Kammer-Seſſion vorweggenommen, hat ſich nunmehr auch der Herr Juſtiz-Miniſter Simons am Mittwoch nach ſeiner neu eingerichteten Wohnung in Godesberg begeben, wo ſeine Familie ſchon ſeit einigen Wochen verweilt. Während man vor kurzer Zeit noch die Abreiſe dieſes Miniſters nach Godesberg als gleichbedeutend mit ſeinem Rücktritt aufgenommen hätte, iſt hiervon in dieſem Augenblick nicht mehr die Rede, vielmehr das weitere Verbleiben des, wie es ſcheint, in jeder Situation unerſetzlichen Staatsmannes wiederum geſichert. Man wird uns nicht in dem Verdacht haben, Bewunderer oder Freunde des Miniſters Simons zu ſein, wir waren es weder unter der alten Aera, noch hat uns die Connivenz, mit welcher er ſich in die „neue Aera“ gefunden, dazu machen können. Für uns wird es immer eine der lehrreichſten politiſchen Wahrnehmungen bleiben, wie ein Miniſter, der gerade als Juſtitiarius des Staats-Miniſteriums die höchſte Verantwortlichkeit für die rechtliche Zuläſſigkeit der politiſchen Handlungen der Regierung zu tragen hat, einen Wechſel der politiſchen Anſchauungen, wie er bei dem Eintritt der neuen Aera in den wichtigſten controverſen Fragen des Augenblicks ſtattfand, mit ſolcher Unbefangenheit mitmachen konnte. Doch das liegt nun einmal hinter uns und hat augenblicklich nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe; wichtiger iſt, was in dieſem Augenblick der Rücktritt des Miniſters Simons zu bedeuten hätte, und da bekennen wir, daß uns ſein Verbleiben wegen einer Frage nicht ganz gleichgültig iſt: wir meinen die „Judenfrage“. Es wird Vielen mit uns aufgefallen ſein, mit welcher ausnahmsweiſen Feſtigkeit der Miniſter Simons in dieſer Frage die von ihm früher vertheidigten Anſichten, wenigſtens für ſein Reſſort, bisher feſtgehalten hat. Die bisherige Ausſchließung der Juden vom Richteramt iſt die heroiſche Seite in des Miniſters Wirkſamkeit. Wenn man bedenkt, wie viel Widerwärtigkeiten amtlicher und nicht amtlicher Art dieſelbe dem Miniſter zugezogen hat, wie namentlich die Bitterkeit eines großen Theils der liberalen Preſſe gegen ihn gerade mit ſeiner Stellung zur Judenfrage zuſammenhängt, ſo wird man mit uns geneigt ſein, dieſen partiellen Heroismus des ſonſt nicht eben durch politiſche Energie hervorragenden Staatsmannes gebührend anzuerkennen. Nun ſtehen die Dinge praktiſch, wie uns verſichert wird, ſo, daß der Rücktritt des Miniſters Simons mit Rückſicht auf die Tendenzen der politiſch maßgebenden Perſönlichkeiten im Staats-Miniſterium unzweifelhaft die Berufung eines judenfreundlichen Juſtiz-Miniſters herbeiführen müßte. Wir bezweifeln zwar, daß unter den überhaupt „möglichen“ hohen Juſtiz-Beamten ſich fehr Viele finden möchten, die mit den Anſichten des Grafen Schwerin in der Judenfrage übereinſtimmen; wir hören auch, daß Verhandlungen, die mit einem vielgenannten und fehr geſchätzten Juriſten wegen Uebernahme des Miniſteriums angeknüpft waren, gerade an jenem Punkte geſcheitert ſind; immerhin aber iſt es unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht ohne Intereſſe, daß der Miniſter Simons den Kampf zunächſt ſeiner Seits noch fortführe. Für uns iſt bekanntlich die Judenfrage nicht bloß um ihres nächſten Gegenſtandes willen, ſondern wegen ihres großen principiellen Zuſammenhangs von Wichtigkeit.

Die neue Armee-Organiſation hat, wie wir hören, durch die letzte Allerhöchſte Ordre einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Es ſind nicht allein die bisher nur mit der Führung der Regimenter beauftragten Offiziere nunmehr zu Commandeurs derſelben ernannt, ſondern auch der Beſtand der geſammten Offizier-Corps iſt aus dem bisherigen leidigen Proviſorium herausgetreten. Bisher waren die betreffenden Offiziere zu den neuen ſogenannten combinirten Regimentern nur commandirt, jetzt ſind dieſelben zu den neuen Truppen-Corps definitiv verſetzt worden. Erſt hierdurch haben die neuen Regimenter eine feſte und dauernde Geſtaltung erhalten, und es iſt die Grundlage gegeben, auf welcher ſich bei ihnen wie

bei den bisherigen festen Bestandtheilen der Preußischen Armee ein gemeinsamer Geist der Zusammengehörigkeit und der Corps-Ehre entwickeln kann. Je besorgter man in der Armee die lange Fortdauer des Provisoriums bedauert hatte, desto mehr wird man sich des nunmehrigen Definitivums erfreuen.

Aus Paris.

Ende Juni.

Concerte, Soiréen und Bälle hätten lange aufgehört, wenn sich nicht so viele vornehme Fremde, eine wahre Legion von deutschen, russischen, italienischen, englischen und spanischen Fürsten und Grafen, bis jetzt hier aufgehalten hätten. Diese Parisiens extra Français, wie Madame Emile de Girardin die Zweite sie nennt, oder diese réfugiés du gout et de la richesse, wie sie nach Madame Thiers Ausspruch heißen, geben gewöhnlich nach dem eigentlichen Schluß der Saison noch einige überaus glänzende Feste. Das letzte und schönste derselben war eine sogenannte matinée dansante, welche die Herzogin von Riario auf ihrem Schlosse zu Villa-d'Avray veranstaltete. Diese Frühlings-Bälle sind überaus reizend, denn nur jugendlich frische und wirklich schöne Frauen wagen, sich dort zu zeigen. Verblühte Schönheiten fliehen den Tag. Von dem Feste der Herzogin von Riario wird man noch lange reden. Von zwei Uhr an versammelten sich die Gäste. Glänzende Equipagen brachten die schönsten Frauen in ihrer verführerischen Frühlings-Ball-Toilette zur Villa Riario. Andere Damen der haute volée zogen es indessen vor, den weiten Weg von der Stadt bis dahin per Eisenbahn zu machen. Die Damen-Coupés glichen in der That den schönsten Blumenkörben, und der Conducteur war über diesen ungewohnten Anblick sehr erstaunt.

Das Fest begann um drei Uhr und endete um neun Uhr Abends. Beim Abschied sagte man sich nicht au revoir, sondern adieu.

Paris wird nach und nach leerer. Alle Welt verreist; denn wer sich zur bonne compagnie rechnen will, darf sich im Monat Juli nicht mehr in Paris sehen lassen. Die reichen Leute gehen in's Bad, und die weniger Vermittelten ziehen mindestens auf's Land.

Die Abreise der Argonauten nach Ems ist jetzt das Stadtgespräch. Herr v. Girardin hat die seltsame Expedition, die sich aus Deutschland allerdings auch ein goldenes Vließ holen will, so getauft. Es hängt damit folgendermaßen zusammen: Der Jason, der sie commandirt, ist der Graf von X., ein Cavalier von vollendeten Manieren, dessen Glück im Spiel sprüchwörtlich geworden ist. Dabei ist seine Ehrlichkeit unbezweifelt, denn er spielt nur Roulette und trente et quarante.

Ems ist sein Lieblingsaufenthalt im Sommer, darum geht er jedes Jahr hin und gewinnt dort fünf und dreißigtausend Francs, gewöhnlich schon in den ersten acht Tagen. Wenn er aber diese einmal festgesetzte Summe gewonnen hat, läßt er sich bei keinem Spiel mehr sehen. Er will keinen Franc darüber, aber auch nicht einen weniger, denn er betrachtet diese Summe wie eine ihm zukommende Revenue. Sein erstes Erscheinen an der Bank von Ems verursacht deshalb stets einen gelinden Schreck und verbreitet eine gewisse Traurigkeit unter den übrigen Spielern.

Dieser Graf wurde täglich von seinen Freunden bestürmt, sie das System zu lehren, nach welchem er spiele, und das veranlaßte denselben, eine Broschüre zu schreiben unter folgendem Titel: „Guide du joueur à la roulotte et au trente et quarante, ou la chance vaincu par le Calcul."

Der Buchhändler Dentu hat sie verlegt und in einigen Tagen eine wahrhaft fabelhafte Zahl von Exemplaren verkauft.

Als aber der Graf eines Tages gefragt wurde, ob man, nachdem man seine Broschüre gelesen, sicher sei, zu gewinnen, antwortete dieser: »Keineswegs, um zu gewinnen genügt es nicht, mein System zu kennen, es gehört auch noch mein kaltes Blut dazu.«

So hat sich denn nun eine Gesellschaft von zehn Personen gebildet, deren jede ein Capital von fünfzigtausend Franken mitbringt. Das sind die Argonauten, welche dem Grafen X folgen und unter seiner Leitung die berühmtesten Spielbanken von Deutschland plündern wollen. Nicht allein Ems, sondern Nauheim, Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg sollen ebenfalls besucht werden. Bei diesem Argonautenzuge befinden sich auch Damen, und man behauptet sogar, daß von einer derselben der ganze Plan ausgegangen sei Der Graf X. hat bei seiner Abreise erklärt, daß seine Expedition wenigstens 1½ Millionen nach Frankreich zurückbringen, er selbst sich aber mit seiner gewöhnlichen Einnahme von fünf und dreißigtausend Francs begnügen werde.

Das Théatre français ist nun wirklich eingerissen. Die Façade dieses Kunsttempels soll in Zukunft nicht mehr in der Rue Richelieu, sondern dem Palais-Royal-Platze zugekehrt sein, was allerdings zur Verschönerung des Platzes wie auch des Theaters beitragen wird.

Heinrich Marschner, der noch hier weilt, hat sich mit dem Theater-lyrique in Verbindung gesetzt und läßt nächstens seine herrliche Oper: »Templer und Jüdin« dort aufführen. Deutsche Musik wird jetzt heimisch in Paris.

Literarisches.

Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Ein Buch für Schule und Haus. Von Werner Hahn. (Berlin. Besserſche Buchhandlung.)

Der durch eine Reihe trefflicher Volksbücher — wie „Friedrich Wilhelm III. und Louise", „Hans Joachim von Zieten", „Kunersdorf" ꝛc. rühmlichst bekannte Herr Verf. bietet hier abermals ein populäres Buch, ein Buch „für Schule und Haus". W. Hahn hat durch diese kurze Beifügung, die er dem eigentlichen Titel seiner Literatur-Geschichte gegeben hat, in höchst zutreffender Weise das charakteristische Moment bezeichnet, das sein Buch von allen übrigen Arbeiten der Art unterscheidet. Wir besitzen nämlich, unseres Wissens, kein einziges literaturhistorisches Werk, das dieser Doppelaufgabe für Schule und Haus nachgestrebt, am wenigsten sie erreicht hätte. Die guten Leitfaden für die Schule sind zu trocken, um für's Haus zu passen, und die guten, Unterhaltung und Anregung gebenden Bücher für's Haus, sind wiederum zu umfangreich oder vielleicht auch zu anregend, um passend für die Schule zu sein. Werner Hahn's Verdienst besteht darin, daß er einen Leitfaden geschrieben, der sich lesen läßt, und daß er eine „Lectüre" geschaffen hat, die trotzdem einfach, kurz und objectiv genug ist, um als Leitfaden dienen zu können.

Sein Buch umfaßt auf circa 350 Seiten die Gesammtheit unserer Literatur von Ulfila's Bibel-Uebersetzung und dem Hildebrands-Liede an bis zum Jahre 1840. Heine, Anastasius Grün und Lenau sind die letzten Namen, die genannt werden. Wir billigen dies Abschneiden mit einer um 20 Jahre zurückliegenden Epoche durchaus und würden

das Jahr 1830 für noch geeigneter zum Abſchluß gehalten haben, wenn nicht der Einfluß Heine's (der Popularität ſeiner Lieder zu geſchweigen) bereits ein ſo klar daliegender, nachweisbarer und nachgewieſen wäre, daß ein Buch, deſſen Intention es war, alles das in ſeinen Kreis zu ziehen, was bereits hiſtoriſch geworden ſei, die Beſprechung Heine's nicht gut umgehen konnte Was W. Hahn über dieſen vielgeſchmähten und vielgefeierten Dichter ſagt, mag als eine Probe ſeiner Geſinnung und Auffaſſung hier eine Stelle finden: „Heine's Bedeutung lag in der Negation und in der rückſichtsloſen Geltendmachung der eignen Perſon. Von der bloßen Laune ſeines Empfindens und Urtheilens aus unterwarf er alles Vorhandene, das Zufällige und Vergängliche, wie das Ewige und Geheiligte, einer rückſichtslos zerſetzenden Satire." Das iſt ſehr wahr; eine ausreichende Charakteriſtik in wenigen Worten. Wenn es weiterhin heißt: „Im „Atta Troll" ſteigert er die Allſeitigkeit der Satire in's Unſchöne und Widerwärtige", ſo möchten wir dem widerſprechen. Dieſer Atta Troll iſt wirklich etwas überaus reizendes, und ein paar Wendungen abgerechnet, weder unſchön noch widerwärtig. Witz, Humor und Grazie reichen ſich in dieſer Dichtung in ſo glänzender Weiſe die Hand, daß ſie alle Kritik geradezu entwaffnen und ſelbſt in Gegnern des Heinethums nur den Eindruck eines großen, vollauf gehabten Vergnügens und eines unwiderſtehlich komiſchen Einfalls zurücklaſſen.

Wir heben als charakteriſtiſches Merkmal, als glänzendſte Seite des Hahn'ſchen Buches hervor, daß es ein Schulbuch ſei, das zugleich ſich leſen läßt. Es bleibt uns noch übrig, wenigſtens anzudeuten, durch welche Mittel und Wege dieſe glückliche Verſchmelzung von Schulbuch und Leſebuch gewonnen worden iſt. Während die gewöhnlichen Leitfaden einem mit Zahlen beklebten Skelett gleichen, vor dem Alles flieht, hat W. Hahn es verſtanden, ſeinem Buche Fleiſch und Leben zu geben. Er hat nicht blos rubricirt und raiſonnirt; er hat vor Allem auch erzählt, hat präcis gehaltene, entſprechende Biographien der Dichter voraufgeſchickt und den Inhalt der Dichtungen in Kürze wiedergegeben. Er hat den Fluch der Langenweile, der gemeinhin über allen Compendien ſchwebt, glücklich zu vermeiden gewußt und hat, mit Hülfe jener geſchickt redigirten Inhaltsangaben, dem Leſer ein höchſt ſchätzenswerthes Material und ein Mittel an die Hand gegeben, ſich — wenigſtens in Einzelfällen — neben dem Urtheil des Verfaſſers, ſelbſtſtändig ein eigenes Urtheil zu bilden.

Wir haben keinen Zweifel, daß das Buch, zumal um ſeiner großen praktiſchen Vorzüge willen, bald Eingang finden und neben den bisher in Gebrauch geweſenen Literatur-Geſchichten für die Schule, auch auf den Büchertiſchen des Hauſes, neben „Zieten" und „Friedrich Wilhelm" einen Platz als Leſebuch, als Unterhaltungs-Lectüre finden wird. Dieſe Zeilen wenigſtens wollen es „für Schule und Haus" beſtens empfohlen haben.

Die 21. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe

ſoll, dem ausgegebenen Programm zufolge, für dies Jahr in der Zeit vom 16. bis 22. September in Heidelberg abgehalten werden. Das von dem Vorſtande, den Herren Böhme und Freiherrn L. v. Babo, unterzeichnete Anſchreiben nimmt Bezug auf die im vorigen Jahre der Kriegsläufte wegen ausgefallene Verſammlung und enthält außer einer ausführlichen Aufzählung der Berathungsgegenſtände, auf die vielleicht zu-

rückzukommen ſein wird, die folgenden für die zu erwartenden Theilnehmer wiſſenswerthen Ort- und Zeit-Details:

Die mit den Bahnzügen eintreffenden Fremden werden auf beiden Bahnhöfen jede nöthige Belehrung erhalten. Das Logis- und Aufnahme-Bureau befindet ſich im Lyceumsgebäude (Grabengaſſe Nr. 5). Daſelbſt ſind die Aufnahmekarten von den Theilnehmern perſönlich, unter Einzeichnung des Namens in die Liſte, gegen Erlegung des grundgeſetzlichen Beitrages von 7 Gulden rhein. oder 4 Thlrn., in Verbindung mit der Feſtgabe und dem Feſtabzeichen, entgegenzunehmen. Diejenigen Theilnehmer, welche die ſichere Beſtellung einer Wohnung wünſchen, werden wegen des ſtarken Fremdenverkehrs dahier gebeten, ihre Anmeldungen bis Mitte Auguſt einzuſenden. Sollte ein beſtelltes Logis nachgehends nicht benutzt werden können, ſo wird eine zeitige Benachrichtigung erbeten. Die Plenarſitzungen finden in der St. Peterskirche ſtatt, und werden für die Berathung der Sectionen möglichſt nahe gelegene Räume eingerichtet werden. Das Bureau der Geſchäftsführung befindet ſich ebenfalls im Lyceumsgebäude. Es liegen daſelbſt die Sitzungsprotocolle, ſo wie andere Eingänge, Ankündigungen, Abhandlungen, Druckſachen ꝛc. zur Einſicht reſp. Empfangnahme. Die Mitglieder werden erſucht, ihre Aufnahmekarten ſtets bei ſich zu tragen. Für den Empfang, die Unterkunft und Beköſtigung der Gäſte (auch gemeinſchaftliche Mittageſſen), für die Zuſammenkünfte außer den Sitzungen, die Ausſtellungen, Vergnügen und Excurſionen beſtehen beſondere Comité's, deren Mitglieder durch Abzeichen erkennbar ſein werden. Die Programme zur Einzeichnung für Excurſionen werden im Geſchäftsbureau ausgelegt werden.

Sonntag, den 16. September. Nachmittags bei ſchönem Wetter Zuſammenkunft auf dem Schloſſe; bei regneriſcher Witterung in verſchiedenen Geſellſchaftslocalen (Muſeum, Harmonie). Abends Zuſammenkunft ebendaſelbſt.

Montag, den 17. September. Plenarverſammlung von 9—12 Uhr. — Bildung der Sectionen und Beginn der Verhandlungen in denſelben von 12—2 Uhr. Feſteſſen. — Nachmittags und Abends Verſammlung an verſchiedenen, noch näher zu bezeichnenden Plätzen.

Dienſtag, den 18. September. Sectionsſitzungen von 7—11 Uhr. — Plenarverſammlung von 11—2 Uhr. — Nachmittags Beſichtigung der Ausſtellung.

Mittwoch, den 19. September. Excurſionen für Land- und Forſtwirthe nach verſchiedenen Richtungen.

Donnerſtag, den 20. September. Sectionsſitzungen von 7—11 Uhr. — Plenarverſammlung von 11—2 Uhr. Wahl des nächſtjährigen Verſammlungsortes und Präſidiums.

Freitag, den 21. September. Sectionsſitzungen von 7—11 Uhr. — Plenarverſammlung von 11—2 Uhr. Geſammtreferat der Sectionen. Schluß.

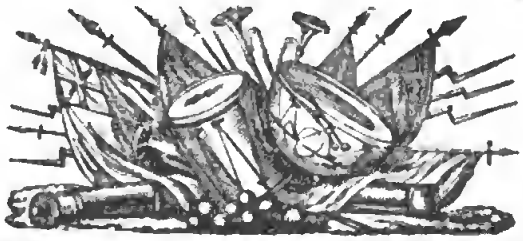
Sonnabend, den 22. September. Excurſionen.

Ueber die Excurſionen, welche am Mittwoch und Sonnabend ſtattfinden, ſo wie über die Ausſtellungen, die gemeinſchaftlichen Mittageſſen, Unterhaltungen und Luſtbarkeiten wird das beim Empfang der Gäſte zu vertheilende Detailprogramm das Nähere enthalten.

Anfragen und Beſtellungen ſind an den erſten Geſchäftsführer, Dr. Biſſing hierſelbſt, zu richten.

Militärische Revue.

Sonntag, den 8. Juli 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

8. Juli 1677.	Eroberung der Zollschanze bei Stettin durch die Brandenburger.
9. Juli 1815.	Die Preußen eröffnen die Laufgräben vor Maubeuge.
10. Juli 1759.	Friedrich der Große bezieht das Lager von Schmottseifen.
11. Juli 1695.	Eroberung von Casale durch die Brandenburger unter Markgraf Carl Philipp.
12. Juli 1758.	Gefecht bei Holitz: Gen.-Lieut. v. Retzow schlägt die Oesterreicher.
13. Juli 1760.	Friedrich der Große beginnt die Belagerung von Dresden.
14. Juli 1708.	Eroberung von Arras durch die Preußen unter Gr. Lottum.

Inhalt:

Das Cadetten-Corps.
Tagesereignisse.

Das Cadetten-Corps.

Die letzten Kammerverhandlungen haben einigen mund- und urtheilsfertigen Abgeordneten noch die erwünschte Gelegenheit geboten, auch ihre Gedanken über das Cadetten-Corps und militairische Erziehung an den Mann zu bringen. Wenn sie auch nicht gerade Grund hatten, auf ihre an das Tageslicht geförderte Weisheit und Einsicht sehr stolz zu sein, so sind ihre Worte immer ein Mal gesprochen, und Mancher, der die Sache nicht genauer kennt, ist vielleicht doch geneigt, denselben blinden Glauben zu schenken und im Cadetten-Corps wirklich einen jener famosen „Reactions-Heerde“ zu erblicken, die nie aufhören dürfen, in gewissen hellsehenden Köpfen ihre geisterhafte Rolle zu spielen. Es handelt sich deshalb darum, die öffentliche Meinung von den Irrthümern abzulenken, zu welchen sie verleitet werden könnte, und die Ansichten Derjenigen zu berichtigen, die vielleicht nur aus falschen Voraussetzungen auch falsche Schlüsse ziehen möchten. Nur zu diesem Zwecke wollen wir uns bemühen, hier klar zu machen, worin das Wesen und Streben des Cadetten-Corps liegt, inwiefern es der Armee von Nutzen ist und noch weiter von Nutzen sein kann; daß es aber, um dies zu können, in seiner Ausdehnung und Wirksamkeit nicht beschränkt, sondern darin durch

neue Mittel gerade unterstützt und gefördert werden muß.

Das Cadetten-Corps ist bestimmt, der Armee einen Theil des Offizier-Ersatzes zu liefern, d. h. also bei der Art unserer Armee-Organisation, bei der unter allen Umständen nur kurz zu nennenden Dienstzeit, Männer, welche die hohe Aufgabe erfüllen sollen, die eigentlichen Träger und Erhalter des ganzen, echten preußischen Soldatengeistes zu sein, des Geistes, den sie nicht bloß in sich selbst unzerstörbar erhalten, sondern den sie auch dem jüngern Soldaten einflößen, indem sie ihn so fest und unwandelbar machen sollen, daß er nicht in Bewahrung der Waffenehre allein, sondern in der Aufrechterhaltung des unbefleckten preußischen Namens seinen höchsten Ruhm erblickt. Dies müssen wir für die Hauptaufgabe unseres Offiziers betrachten, neben deren Lösung ihm noch die Erfüllung gewisser taktischer und administrativer Dienstobliegenheiten zufällt, und wenn er in diesen letzteren durch Unteroffiziere ersetzt werden kann und faktisch auch ersetzt wird, so bleibt ihm dagegen ausschließlich jene höhere Thätigkeit, den Geist der unerschütterlichen Ausdauer und Hingebung zu cultiviren, welcher stets der preußischen Armee größtes Gut gewesen ist, welcher ihr die Zähigkeit verliehen hat, mit der sie auch im bittersten Unglück nicht verzweifeln, aus tiefem Verfall sich wieder erheben konnte. Dieser preußische Offiziergeist aber beruht auf Erziehung und Bildung, und ihn speciell und vor allen Andern zu entwickeln, ist die Aufgabe des Cadetten-Corps.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf einem andern Wege der Erziehung Männer herangebildet werden, welche ihre Stellung als Offizier wohl zu erfüllen im Stande sind, und das ist ein Glück, denn wie sollte sonst bei der geringen Ausdehnung unseres Cadetten-Corps zur Stärke der Armee die für eine wirklich erfolgreiche Thätigkeit nicht nur wünschenswerthe, sondern durchaus nothwendige Zahl von Offizieren aufgebracht werden. Es könnte demnach nicht so erforderlich scheinen, für die specielle Erziehung eines Standes Anstalten zu unterhalten; und dennoch muß gerade diese Nothwendigkeit als dringend hingestellt werden. Mehr als je wird heute auf den in der neuen Erziehungs- und Bildungsmethode hervortretenden Uebelstand hingewiesen, daß bei der angestrebten Vielseitigkeit nur oberflächliches Wissen und in Folge hiervon Mangel an entschiedener Willensrichtung, an Charakteren fühlbar wird. Wo der Einfluß der Persönlichkeit, der Werth des Charakters sich aber so geltend macht, wie es nach den alten wie nach den neuesten Erfahrungen gerade beim Offizier der Fall, wo ein so ganz bestimmter Zweck ausgesprochen ist, als er dem Offizier-Corps zufällt, da muß die Nothwendigkeit einleuchten, auch speciell für denselben zu erziehen. Damit stellen wir uns denn zur Vertheidigung des Corps gerade auf den Standpunkt, der von seinen Angreifern entschieden gemißbilligt wird. Wir wünschen nämlich gerade eine gewisse Einseitigkeit der Bildung, die dem Cadetten-Corps so zum Vorwurf gemacht wird, und müssen die Erreichung derselben als eine recht schwierige Aufgabe ansehen, die wesentlich in dem Aufgeben der Sucht nach dem Anstrich allgemeiner Bildung, des Hanges der Vielwisserei besteht. Es stünde gewiß mit vielen Branchen des Lebens besser, wenn Jeder sich die Erreichung eines einzigen, bestimmten Zweckes, die möglichste Vervollkommnung in seinem Berufe zur Aufgabe seines Lebens machte und dabei sich nicht bemühte, noch nebenbei über alles Andere irgend ein Urtheil zu fällen. Ist der Zweck eines Berufes aber ein so bestimmter, als der des Offiziers, so muß man es als ein Glück betrachten, daß zu seiner Heranbildung im Gegensatz zu allen andern Unterrichtsanstalten, die sich eben den allseitigen Wünschen nach sogenannter »allgemeiner« Bildung nicht entziehen können, ein Institut vorhanden ist, welches diese Einseitigkeit der Bildung sich zum Zweck zu setzen vermag, und es wäre nur zu wünschen, daß dieselbe noch ausschließlicher ins

Auge gefaßt würde. Der menſchliche Geiſt iſt im Allgemeinen nicht fähig, die ganze Fülle der ihm ſich bietenden geiſtigen Nahrung gründlich zu verarbeiten, am wenigſten aber iſt die kurze Schulzeit geeignet, ihm die vollſtändige Aneignung des großen Stoffs zu gewährleiſten. Das Ziel darf alſo ſchon als weit genug erſcheinen, wenn nur Leute gebildet werden, die gerade die Bedingungen und Erforderniſſe ſich zu eigen gemacht haben, welche zur Erfüllung eines Berufes gehören, der in den ſchwierigſten Verhältniſſen des Lebens ſich bewähren ſoll.

Welches nun die Anforderungen ſind, denen der Offizier in intellectueller und moraliſcher Beziehung genügen ſoll, darüber gehen die Meinungen ſehr auseinander. Wer nur den Maßſtab der Brauchbarkeit für die taktiſche Thätigkeit anlegt, wie Herr W. Rüſtow, der wird allerdings durch einen intelligenten Unteroffizier vollſtändig befriedigt werden und daneben nur noch eine Klaſſe ſogenannter gebildeter Offiziere zur Beſetzung der höheren Führerſtellen verlangen; er wird damit aber gleichzeitig beweiſen, daß er die Tendenz und den Geiſt des preußiſchen Offiziercorps nicht verſteht. Denn dieſes muß, eben weil es ganz eigenen Anforderungen zu genügen hat, weil es der eigentliche Träger des militäriſchen preußiſchen Geiſtes ſein ſoll und deshalb mit den Verhältniſſen anderer Armeen gar nicht zu vergleichen iſt, aus einem Guſſe hervorgehen, in ſeiner ganzen Maſſe aus Männern von Ehre, von Bildung und von vorzüglicher militairiſcher Brauchbarkeit beſtehen. In welcher Weiſe das Cadetten-Corps ſich nach ſeiner dermaligen Verfaſſung bemüht, in ſeinen Leiſtungen dieſen Anſprüchen zu genügen, und daß es bei richtiger Auffaſſung ſeiner Aufgabe das wohl kann, wollen wir zu entwickeln ſuchen, indem wir das ihm zufallende Perſonal ſowohl zu bildender Elemente als bildender Kräfte und gleichzeitig die dabei leitenden Principien betrachten.

Das Cadetten-Corps erhält zur weiteren Heranbildung zum größten Theil Knaben im Alter von 11 Jahren, die auf Grund der nöthigen Atteſte und einer Prüfung, entweder als Königliche Cadetten gegen einen Erziehungsbeitrag von 30 bis 100 Thalern, oder als Penſionnaire Aufnahme finden. (Daß das Corps ſchon ſeit lange dem Princip adeliger Ausſchließlichkeit entſagt hat, bedarf kaum der Erwähnung; wenn trotzdem die adeligen Elemente in ihm überwiegen, ſo liegt das in Verhältniſſen, für die es nichts kann.) — In dieſer frühen Entſcheidung zu einem beſtimmten Beruf und dem damit verbundenen Austritt aus dem elterlichen Hauſe findet der Humanismus unſerer Zeit mit ſeinen ewigen Anſprüchen auf allgemeine Bildung eine ſeiner wichtigſten Handhaben zum Angriffe des ganzen Inſtituts. Wenn ſeine Vertreter aber ſagen, daß es vorzeitig Kinder zu Soldaten beſtimme, ehe ihre Berufsanlage hervortrete, daß dem Offizierſtande damit ein unzeitgemäßes Prärogativ gegeben ſei, ſo ſind ihre Behauptungen doch nicht unwiderlegbar. Denn eine auf gründliche und weiſe Anſchauungen geſtützte Neigung und Entſcheidung für einen beſtimmten Beruf iſt bei jungen Leuten im Allgemeinen wohl erſt nach zehn weiteren Jahren zu erwarten; d. h. zu einer Zeit, wo Demjenigen, der den Offizierſtand als Erfüllung ſeines Lebensberufs auffaßt, ſchon eine koſtbare Zeit entſchwunden iſt. Wo immer, ferner, eine natürliche Anlage für irgend einen Beruf erkennbar wird, beruht dieſelbe meiſtens doch nur auf ſehr ſchwankenden Grundlagen und bedarf ſtets einer feſten und ſichern Leitung; wird dieſe dann nur mit einigem Geſchick gehandhabt, ſo kann nur äußerſt ſelten der ſo bevormundete junge Mann ſpäter wahrhaft zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein Mißgriff mit ihm geſchehen ſei, daß ſein Beruf ihm widerſtrebe. Der alle Einwürfe überwiegende Grund liegt aber darin, daß die Schwierigkeit, den hohen Beruf des Offiziers auch nach jeder Richtung vollkommen auszufüllen, es verlangt, ſchon die ganze friſche Kraft der Jugend auf die Förderung aller

dazu nöthigen Eigenſchaften, auf die Ausbildung dieſes eigenthümlichen Geiſtes zu verwenden, der ſeine Träger zur Erfüllung der höchſten Pflichten befähigt, ſie vor keiner Verantwortung zurückſchrecken läßt, Männer giebt, die von keiner Lage des Lebens ſich unvorbereitet treffen laſſen und gerade in den ſchwierigſten Verhältniſſen ſich bewähren müſſen. Dieſen Zweck aber, daß im Cadetten-Corps wahrhaft tüchtige Perſönlichkeiten, ausgeprägte, feſte Charaktere, nicht Leute herangebildet werden ſollen, die möglichſt viel Wiſſen in ſich aufnehmen, über Alles ſprechen können und eine angemeſſene Quantität Gemüthlichkeit und zärtlicher Gefühle zur Schau zu tragen wiſſen, — dieſen Zweck darf man nie aus den Augen laſſen, und dann wird man ſich auch entſchieden zu der Idee bekennen, welche die Jugend fern vom Elternhauſe und ſeinen Annehmlichkeiten, die jeder charakteriſtiſchen Entwickelung mehr oder minder im Wege ſtehen, in einer Anſtalt erzogen haben will, die unter Vermeidung des Ueberflüſſigen und Schädlichen ſchon früh alle Kräfte auf den zu erreichenden einen, hier ſo beſtimmten Zweck hinleitet, dort iſt der geeignetſte Platz für ſtrenge Zucht und tüchtigen Unterricht, um die jungen Leute mit mannhaften Gewohnheiten zu rüſten, ſie zu den ernſten Pflichten ihres Berufs vorzubereiten, den unter allen Umſtänden nöthigen Druck auf das jugendliche Gemüth auszuüben, der, verbunden mit der angemeſſenen Anregung des Ehrgeizes, Soldaten und Führer ſchafft. Dieſe Jahre ſind gut angewendet für den Geiſt und namentlich für den Charakter; hier beginnt die Lehrzeit für das Leben, die Kenntniß von Perſonen und Verhältniſſen, die den zu Hauſe unter elterlicher Aufſicht erzogenen, argloſen Jünglingen abgeht, und die ſie ſich bei ihrem Eintritt in die Welt erſt unter ſchwierigeren Bedingungen und mit mannigfachen Enttäuſchungen erkämpfen müſſen. Hier finden ſich die Einzelnen und ſchließen jene unauflöslichen Freundſchaftsbande, die durch das Leben ſich bewähren; hier allein lernt der junge Menſch den Begriff der Kameradſchaft auffaſſen, dieſer Zuſammengehörigkeit, die ihn lehrt, ſich als das Glied einer großen und edlen Familie zu betrachten, die nur ein Intereſſe kennt, die Bewahrung der unbefleckten Ehre aller ihrer Glieder, und für dieſes mit allen Kräften einzuſtehen bereit iſt. Man ſollte meinen, daß eine dem entſprechende Verwendung der Jugendjahre wohl geeignet wäre, ein Gegengewicht gegen alle Bedenken über zu frühe Entſcheidung für einen Beruf zu geben und es als keinen Nachtheil erſcheinen zu laſſen, daß der Zögling mehr als im elterlichen Hauſe auf die Verwendung ſeiner Zeit hingewieſen wird; daß er ſich unter dieſer Anleitung gewöhnt, Jemand als ſeinen Vormund zu betrachten, iſt aber hier gerade als hoher Vorzug anzuſehen, da dieſer Jemand der Staat, nach unſeren Begriffen Se. Majeſtät der König iſt.

Das ganze dem Corps zur Ausbildung übergebene Material zerfällt in zwei Theile, die — man kann hier natürlich nur von der auf jeder Seite überwiegenden Mehrzahl ſprechen — nach ihrer bisherigen Erziehung und Entwickelung im elterlichen Hauſe eine gewiſſe Verſchiedenheit erkennen laſſen. Der eine Theil beſteht aus den Söhnen von Offizieren, die auf Grund gewiſſer von den Vätern erworbener Anſprüche gegen einen geringen, verſchieden normirten Erziehungsbeitrag ſich der Erziehung im Corps als einer Wohlthat zu erfreuen haben; der andere Theil ſind Penſionaire, die als Söhne anderer Staatsbürger aller Stände, aber chriſtlichen Glaubens, für jährliche Einzahlung einer Summe, welche die Koſten ihrer Unterhaltung ungefähr deckt, die ganze Ausbildung der Cadetten mit allen dieſen gewährten Prärogativen genießen, aber hierin weniger eine ihnen gewährte Gunſt, als ein mit 224 Thlr. bezahltes Recht ſehen. Die erſte Kategorie, die Söhne des unbegüterten Edelmannes, des Officiers, der — trotz aller im Abgeordnetenhauſe gemachten Bemerkungen von guten Partieen — bei uns bekanntlich nie im Reichthum ſeine Force gehabt hat, bringt der Mehrzahl nach El-

genſchaften mit, die zur Ausbildung des preußiſchen Officierſtandes geradezu unſchätzbar ſind, die derjenige ſo zu ſagen ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hat, der, von Geburt an für den Officierſtand beſtimmt, denſelben als ſeine Heimath, jede andere Laufbahn als ihm irgendwie verſchloſſen betrachtet, der mit Paſſion, aus wirklichem Berufe und nach alter Familientradition Soldat wird, und den Stand, welchem er angehören ſoll, nicht als bloßes Unterkommen und als eine Verſorgung mit jährlich baaren 240 Thalern anſieht. Dieſer Theil des Erſatzes wird ſich daher durch die Erziehung im Corps dem Könige von vornherein zum höchſten Danke, der ſich in der unverbrüchlichſten Treue ausſpricht, verpflichtet fühlen. In dem andern dagegen wird es eine große Zahl Solcher geben, die im Corps eben nur eine Penſionsanſtalt ſehen, welche vor jeder andern den ſehr bedeutenden Vortheil gewährt, daß ſie ihren Zöglingen ſchon in verhältnißmäßig frühem Alter, nach Abſolvirung zweier einfacher Examen, die geachtetſte geſellſchaftliche Stellung und nebenbei ein immerhin erträgliches Unterkommen gewährt. In dieſen kann jenes Gefühl der Verpflichtung zum Danke ſich unmöglich ſo lebhaft geſtalten, und, wenn ſie durch die folgende ſtufenweiſe Heranbildung natürlich auch eben ſo brauchbare Officiere werden können, ſo bleibt doch der Unterſchied ungefähr derſelbe, wie er ſich ſeit den letzten 10 Jahren angefangen hat, auch bei den in der Armee auf Avantage eintretenden jungen Leuten bemerkbar zu machen. Den betreffenden Zöglingen kann deshalb natürlich auch kein Vorwurf gemacht werden, wenn ihnen eben manche der Anlagen abgehen, welche die Söhne des Officiers zu einem der ferneren Ausbildung ſo dankbaren Material machen; welches von beiden Elementen aber das für den Officierſtand werthvollſte ſein muß, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, und es wäre daher nur als ein recht weſentlicher Vorzug anzuſehen, wenn das Corps ſich für die Folge wie früher ausſchließlich aus der Armee rekrutirte.

Daß praktiſche Naturen ſich auch außerhalb derſelben finden und ſich Bahn brechen werden, iſt natürlich eben ſo einleuchtend, aber auch, daß das nur ſeltener der Fall ſein wird. Um den Erſatz aus der Armee aber ausgedehnter und allgemein zu machen, wäre es nöthig, daß dem Corps größere Mittel zur Dispoſition geſtellt würden. Denn der Grund für den jetzt befolgten Modus liegt eben leider in der Maxime, daß daſſelbe ſich ſo viel als möglich ſelbſt erhalten, dem Staate möglichſt wenig koſten ſoll, und ſo angeſehen, iſt das Exempel denn in der That ſehr richtig, daß der Penſionair dem Fonds des Corps viel mehr, gerade 7½ Mal ſo viel werth ſein muß, als der Sohn der armen Officierswittwe, die von ihrem kärglichen Wittwengehalt ſich nur 30 Thlr. abdarben kann, um einen ihrer Söhne der Wohlthat Sr. Majeſtät des Königs, der ihn im Corps erziehen läßt, theilhaftig zu machen. Der Anfang dieſes Mißverhältniſſes, denn als ſolches kann es, zumal bei weiterer Ausführung der Conſequenzen, dem unbefangenen Blick doch nur erſcheinen, gab ſich mit der Abſchaffung der Freiſtellen, die Se. Majeſtät früher an die Söhne beſonders verdienter armer Officiere oder an deren Waiſen verlieh, die aber den Anſchauungen des Jahres 1848 zum Opfer fielen. Die Wiedereinführung derſelben wäre eine Wohlthat für die Armee; denn erſtens iſt für zahlreiche, gänzlich unbemittelte Officierswittwen auch der ſo gering ſcheinende Beitrag von 30 Thlrn. zu hoch und zwingt ſie, ihre Söhne in die Waiſenhäuſer zu geben und ſie Unteroffiziere werden zu laſſen, während dieſelben, wenn im Cadetten-Corps erzogen, entſchieden dem werthvollern Theile des Officiererſatzes angehören würden; zweitens hat der Staat aber auch die Verpflichtung, für die Angehörigen Derjenigen zu ſorgen, welche für ihn ihr Blut vergoſſen haben oder in jedem Augenblick dazu berufen ſein können, mit ihrem Leben und nicht blos mit ihrem ſteuerzahlenden Geldbeutel für ihn einzuſtehen.

Was ſonſt das zu erziehende Material des Cadetten-Corps anbelangt, ſo kann man

nur ſagen, daß es körperlich und geiſtig geſunde Jungen, mit allen Tugenden und Fehlern, aus den beſten geſellſchaftlichen Klaſſen des Staats ſind, die bei richtiger Handhabung ihrer Bildung das Beſte, was ſich verlangen läßt, leiſten können, und deren Erziehung den Offizieren, welche hierzu beſtimmt ſind, um ſo höheres Intereſſe gewähren kann, als das vorgeſteckte Ziel, aus ihnen ſich dereinſtige Kameraden zu erziehen, ja ein ſo beſtimmtes iſt.

Wenden wir uns nun zu dem Perſonal, welchem die eben charakteriſirten Elemente zur Ausbildung übergeben werden, ſo finden wir daſſelbe — abgeſehen von den Commandeurſtellen — in Lehrer und Erzieher geſchieden und in beiden Klaſſen Militärs und Civil im Ganzen in faſt gleichem Verhältniß vertreten. Auf dieſes letztere wollen wir ſpäter noch zurückkommen und nun zunächſt die Stellung der commandirten Officiere, Lehrer wie Erzieher, betrachten.

Sie gehen aus den Regimentern hervor, wo ſie ſich auf ergangene allgemeine Aufforderung zu dieſem Commando melden, nach ihrer Qualifikation von den Vorgeſetzten befürwortet und durch das Commando des Corps nach Bedarf ausgewählt und Allerhöchſten Orts zur Commandirung eingegeben werden. Da eine Beſtimmung vorhanden iſt, nach welcher die im Corps verwendeten Offiziere auf Grund dieſer Dienſtleiſtung bei ihrem ſpätern Avancement vorzugsweiſe berückſichtigt werden ſollen, ſo ſtand dieſes Commando lange Zeit in der Armee in vortheilhaftem Lichte, und es giebt viele höhere Officiere, die daſſelbe als eine Stufe ihrer nachmaligen Beförderung durchgemacht haben. Dieſe frühere günſtige Anſicht iſt jetzt in der That eigentlich aber in die entgegengeſetzte umgeſchlagen, und man hat ſich gewöhnt, da ein beſſeres Avancement ſchon lange nicht mehr daraus folgt, das Commando zum Cadetten-Corps mehr oder weniger als ein ſolches zu betrachten, welches die Offiziere für einige Jahre dem Frontdienſte entzieht und ihnen nichts als eine den Körper weniger anſtrengende Thätigkeit und eine Zulage gewährt, mit der ſie für ihre Dienſtleiſtung eben belohnt ſind, dafür aber an praktiſcher Tüchtigkeit verlieren. Bei dieſer freilich ſehr irrigen, aber leider ziemlich allgemein verbreiteten Anſchauung iſt es natürlich, daß die betreffenden Offiziere ſich weniger aus wirklich innerem Antriebe, als aus irgend welchen mehr äußerlichen Motiven melden, und daß auch die Befürwortung Seitens ihrer Commandeure durch eben dieſe Umſtände gewiſſermaßen beeinflußt wird Dieſes Verhältniß iſt aber ein offenbarer Uebelſtand. Es gehen dem Cadetten-Corps dadurch viele in der Armee vorhandene ausgezeichnete Kräfte verloren, die bei einem andern Modus des Erſatzes von ihm auf das Vortheilhafteſte ausgenutzt werden könnten. Dies zu ermöglichen, wäre es nothwendig, daß von den Regimentern Offiziere zu dieſem Commando in Vorſchlag gebracht würden, welche nicht blos wegen einer oder der andern äußerlichen Beziehung dazu geeignet erſcheinen, welche ſich weniger durch die Höhe ihres Wiſſens, als ganz beſonders durch praktiſches Wiſſen und Können auszeichnen, die den ächt ſoldatiſchen Sinn, den ſie haben müſſen, durch die ganze Leitung der jungen Leute auch dieſen einzuflößen vorzugsweiſe geeignet ſind. Es werden dies diejenigen Naturen ſein, die ſchon früh ihre Befähigung zur dereinſtigen Bekleidung höherer Stellungen erkennen laſſen, die dieſe Thätigkeit im Cadetten-Corps als einen Schritt zu ſolchen anſehen wollen und durch dieſelbe an ihrem ſoldatiſchen Weſen Nichts einbüßen, daſſelbe im Gegentheil in ſich nur zum ſtärkeren Bewußtſein bringen, durch die Thätigkeit in 3 oder 4 Jahren dieſes Commandos an eigener Kraft und geiſtiger Bildung noch gewinnen werden. Es ſei fern, hiermit ſagen zu wollen, daß dieſe Kräfte nicht auch unter den jetzigen Verhältniſſen im Corps ſich fänden; bei der Zuſammenſetzung unſerer Officier-Corps iſt das ſelbſtverſtändlich; es iſt nur die Art der Auswahl und der Verwendung dieſer Offiziere, welche nicht als die dem richtigen Zweck entſprechendſte erſcheinen kann. Wird

dieſelbe dieſem Zwecke enger angepaßt, dann wird es auch immer klarer zu Tage treten, daß der Offizier des Cadetten-Corps keineswegs in den guten Zulagen ſeines Commandos den Lohn für ſeine bei ernſter Auffaſſung wahrlich nicht leicht zu nennenden Pflichten und Laſten findet, ſondern, daß ihm weit mehr mit einer fein ſoldatiſches Streben befriedigenden Anerkennung gedient wäre, die ein Mal in der Bevorzugung durch dieſes Commando an ſich, dann aber in der Durchführung der Cabinetsordre, welche demſelben beſondere Berückſichtigung im Avancement in Ausſicht ſtellt, und für beſondere Leiſtungen in Decorationen od. dgl. und nicht in Gratificationen ihren Ausdruck fände.

Die Civillehrer ſind nur in einer Zahl vertreten, welche die der Militairlehrer ſehr bedeutend überwiegt. Dies Verhältniß ſcheint darin ſeinen Grund zu haben, daß man dieſelben für mehr geeignet zur Ausübung der Lehrthätigkeit hält; ob dieſer Grund aber ſtichhaltig iſt, erſcheint um ſo zweifelhafter, je näher man das in ihnen vertretene Perſonal in's Auge faßt. Mit einzelnen Ausnahmen, namentlich an dem Berliner Inſtitut, ſind es Leute, die ſeit mehr als geraumer Zeit an den betreffenden Anſtalten unterrichten, — wo ſie auch bereits in vorgerücktem Alter in Thätigkeit kamen — und bei denen ein gewiſſer Mangel an Friſche und Rührigkeit daher um ſo weniger verwundern darf, als der nur einjährige Curſus bei entſprechend hoch geſpannten Anſprüchen auch bedeutendere Anſtrengungen und eine ſtärkere Kräfteabnutzung mit ſich führt. Man ſucht ihnen dadurch einen Impuls zu geben, daß ihrem an ſich zwar nicht bedeutenden, namentlich den Dotationen anderer Lehranſtalten nachſtehenden, aber doch genügenden Gehalt noch beſondere Honorare für Mehrſtunden und ſonſtige Emolumente zugefügt werden. Es iſt damit aber nichts geholfen, ſo lange ihre Penſionen nach dem bekanntlich ziemlich ſparſamen Civilpenſionsſatz normirt ſind. Der Staat legt ſich durch dieſen Umſtand gewiſſermaßen ſelbſt die Pflicht auf, ſie möglichſt lange in ihrer Stellung zu belaſſen und ſo gegen ſein eigenes Intereſſe zu handeln, das hier gerade einen häufigeren Wechſel und öfteren Erſatz durch junge Kräfte verlangt. Es ſcheint uns, daß dem herrſchenden Uebelſtande dadurch abgeholfen werden könnte, wenn mehr Officiere zur Lehrthätigkeit berufen würden; abgeſehen von dem anderweitigen Nutzen, der hieraus folgte, kann man unmöglich zugeben, daß ſpeciell hierzu berufene Militärs — namentlich in den Realien und neueren Sprachen — weniger Lehrfähigkeit beſitzen ſollten als die Civillehrer, namentlich wenn letztere dieſelbe nicht wenigſtens durch Ablegung des Oberlehrerexamens bethätigt haben, was unter den jetzigen Umſtänden nur bei einem verhältnißmäßig geringen Theil der Fall iſt. Es kann aber für die erſte Unterrichtsanſtalt des Militärſtaats Preußen, die der Armee den Erſatz an Officieren möglichſt ſichern ſoll, wohl nicht als ein zu hoher Anſpruch erſcheinen, wenn ſie die abſolut beſten Lehrkräfte in ihren Dienſt zu nehmen für nothwendig hält und die nur mittelmäßigen, die bei dauernd angeſtrengter Thätigkeit am Ende in Pedanterie und ſchulmeiſterliche Selbſtüberſchätzung fallen, mit aller Kraft von ſich ſtößt. Daß wahrhaft tüchtige Lehrer, die mit voller Friſche an das Werk gehen und in dem Geiſte, der allein im Cadetten-Corps herrſchen darf, thätig ſein würden, ſich auch finden müßten — daran kann man nicht zweifeln, wo für ihre Heranbildung ſo wie in Preußen geſorgt, wo andrerſeits der Gewinn, ſie im Corps verwandt zu ſehen, ſo einleuchtend iſt.

Das Perſonal der Erzieher iſt, wie geſagt, ebenfalls aus Militair und Civil zuſammengeſetzt und letzteres hauptſächlich an den Voranſtalten vertreten. Was von dem Erſatz der Officiere zu ſagen iſt, hat ſchon weiter oben Platz gefunden; es bleiben daher hier nur noch die Civilerzieher, die Gouverneure. Dieſelben ſind Candidaten der Theologie (ſeltener Philologen), welche dieſe Stellung ſo lange bekleiden, bis ſie eine

Pfarre oder höhere Lehrerſtellung erlangen, bei deren Beſetzung ſie eine beſondere Berückſichtigung finden ſollen. Da dieſe letztere aber auch ſchon lange nicht mehr Statt findet, ſo iſt die Bewerbung um Gouverneurſtellen Seitens qualificirter Individuen eben auch keine große, (wie die vor einiger Zeit erlaſſene Aufforderung hierzu es beiegt) und das Commando des Corps ſieht ſich auf dieſe Weiſe gezwungen, ohne eine beſondere Auswahl zu haben, die eingehenden Meldungen zu berückſichtigen, um nur die ein Mal etatsmäßigen Stellen zu beſetzen. Daß vielfache Inconvenienzen die Folge hiervon ſein müſſen, iſt klar; es müßte denſelben aber abzuhelfen ſein, wenn den Gouverneuren nach einer angemeſſenen Zeit der Dienſtleiſtung im Corps eben eine faetiſche Berückſichtigung bei der weiteren Placirung zu Theil würde. Dieſe Stellung würde alsdann mehr geſucht, eine größere Auswahl ermöglicht und die Garantie geboten ſein, daß auch hier eben nur Männer zu dieſer wichtigen Thätigkeit berufen würden, die geiſtig und körperlich friſch die richtige Anſchauung von dem, was hier zu leiſten iſt, gewinnen und, von dieſer Erkenntniß ausgehend, ſegenbringend in das Werk eingreifen könnten. Aber wenn man dieſen Standpunkt auch als erreicht anſehen will, wird man ſich doch immer fragen müſſen, warum dieſe ſo ſtarke Vertretung des Theologiſchen (die Gouverneure, wie geſagt, nur höchſt ſelten Philologen, ſtehen zu den Militärerziehern im Verhältniß von 2 : 3) in einer Anſtalt, welcher der Zweck der Soldatenerziehung ſo beſtimmt vorgeſchrieben iſt? Der Urſprung des Gouverneurinſtituts fällt in eine Zeit, wo man die Erzieher nicht aus dem Stande der Officiere nahm, weil die pädagogiſche Fähigkeit in dieſen noch nicht genug entwickelt war, auch die Vorurtheile der Zeit einer ſolchen Verwendung des Officiers entgegenſtanden. Man half ſich deshalb mit Candidaten (zunächſt von verſchiedenen Fächern der Gelehrſamkeit) und gewann dadurch allerdings den Impuls größerer Vielſeitigkeit. Wo dieſe in der ganzen Richtung unſerer Zeit aber ſo nivellirend um ſich greift, wo alle vor 70 Jahren für dieſes Inſtitut ſprechenden Gründe nicht mehr zutreffen, da muß man auch die Nachtheile, die es in ſich hat, mehr würdigen. Als der weſentlichſte dieſer muß aber das ſtete Gefühl des ſubſtantiellen Zweierlei zwiſchen Erzieher und Zögling, welches beide haben, und für die Gouverneure die Schwierigkeit, ſich in den militäriſch-diſciplinaren Mechanismus des Cadetten-Corps ſtreng und ohne Bedenken einzufügen, angeſehen werden. Wenn die hauptſächlich in der Erziehung, viel weniger im Unterricht ſich geltend machende militäriſche Tendenz des Cadetten-Corps immer feſtgehalten wird, kann man unmöglich ſagen, daß die Erziehung durch einen Theologen eben ſo auf den militairiſchen Standpunkt hingeführt werden könne, als durch einen Officier. Wo in Beiden auch das rege Streben, ihrer Erzieherpflicht nachzukommen, gleich iſt, kommt bei Letzterem doch noch das Intereſſe als fördernd hinzu, daß er ſpeciell für ſeinen Stand ſich Kameraden heranzieht, und daß durch ſeine eigene Entwickelung alle hier einſchlagenden Mittel und Wege ihm ſchon geläufig und vertraut ſind. Immer dieſen Geſichtspunkt im Auge behaltend, daß das Cadetten-Corps die nach jeder Richtung beſten Officiere liefern ſoll, und daß es zur Cultivirung des reinen chriſtlichen Glaubens auch wohl nicht zahlreichere theologiſche Kräfte anzuwenden braucht als andere Bildungsanſtalten, ſo kann man ſich der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß im Intereſſe des Corps es beſſer wäre, wenn ſämmtliche Erzieherſtellen durch Officiere beſetzt würden. Es müßte hieraus nothwendig ein innigeres Zuſammenwirken und Ineinandergreifen aller Theile folgen, was bei den jetzt von Anfang an heterogenen Elementen in dem Maße nicht erzielt werden kann. Es würde aus dieſem Verhältniſſe aber gleichzeitig auch ein Vorzug ſich ergeben, auf den wir bereits oben hindeuteten, wo eine Vermehrung der Militär-Lehrerſtellen vortheilhaft genannt wurde: es iſt dies eine Verſtärkung der Zahl

der Officiere, die, wenn sie ein Corps bilden sollen, auch in hinreichender Anzahl vorhanden sein müssen, um in einer festgeschlossenen Kameradschaft leben und ein Gegengewicht gegen alle sich etwa geltend machenden Einflüsse repräsentiren zu können. Auf dieses Leben in der Kameradschaft müßte überhaupt in jeder möglichen Weise hingewirkt werden, um den Zöglingen dadurch das beste Bild des einigen Wirkens zu geben, an dem sie in der Armee einst Theil nehmen sollen.

Die wissenschaftliche Aufgabe des Cadetten-Corps ist nun darin ausgedrückt, daß die Zöglinge den Forderungen der Zeit und ihrer künftigen Stellung zupassend allgemein auszubilden sind; dieselbe würde uns den speciellen Zweck besser verfolgend erscheinen, wenn sie den Forderungen der Zeit weniger Rechnung trüge, da dieselben am Ende wohl weiter gehen könnten, als ersprießlich wäre, und man doch Männer schaffen will, die vielen Forderungen der heutigen Zeit in ihrer Ausgleichungs- und Verallgemeinerungssucht mit Entschiedenheit entgegentreten sollen. Dabei braucht man sich noch nicht auf eine beschränkte radicale Standesausbildung zurückzuziehen; im Gegentheil ist bei allen Wandlungen der Grundsatz der Humanitätsbildung stets festgehalten, durch die Steigerung der wissenschaftlichen Anforderungen an den Offizier noch mehr hervorgehoben worden und wird als Grundsatz auch fernerhin bestehen müssen. Allein alle Grundsätze und alle Vorschriften sind ohne Werth, so lange sie nicht in dem richtigen Geiste gehandhabt werden; der verlangt für den Cadetten aber nicht die Befolgung eines umfänglichen Lectionsplans, keine Gelehrsamkeit, sondern Gründlichkeit in dem, was geleistet wird, Schärfung des Denkvermögens, Beweglichkeit und zweckmäßige Thatkraft des Geistes. Wenn nach dieser Richtung alle Kräfte immer nachdrücklicher auf den wieder betretenen Weg hingelenkt, auf die Aneignung alles unnützen, nur die Geistesfrische und Arbeitslust raubenden Stoffs verzichtet,*) dagegen die Lust an der spätern selbstständigen Beschäftigung immer mehr geweckt würde, so sind wir überzeugt, daß das Cadetten-Corps seinem Zwecke noch besser nachkommen, dem Könige und Vaterlande Diener heranbilden würde, welche durch ihre Geistesfähigkeit geschickt, in ihren Diensten die Gnade des Königs vergelten könnten.

Aus der Erziehung des Corps sollen Soldaten und Führer hervorgehen, und zwar vorzüglich brauchbare; daher müssen auch alle Eigenschaften in den jungen Leuten vorzugsweise zur Entwickelung gebracht werden, auf welche sie sich in Ausübung ihres Berufs stützen sollen: Charakterstärke, Gehorsam, Selbstbewußtsein, Kameradschaftlichkeit und vor Allem der Muth. Hierzu wäre es aber wünschenswerth, wenn man wieder den rein militärischen Ton und Zuschnitt im Cadetten-Corps einführte — ein Mittel hierzu scheint uns, wie gesagt, in der Vermehrung der commandirten Offiziere zu liegen. Dann würde neben der geistigen auch die körperliche Ausbildung wieder in der Weise gefördert werden, wie es früher stattfand, und wie es dem angehenden Soldaten dienlich ist. Gerade diese körperlichen Uebungen sind eine Schule zur Cultivirung und Stählung der höchsten Soldatentugend, des Muthes; sie erfüllen ihren Zweck aber nur, wenn sie nicht blos unter steter Aufsicht und Controle zur Verhütung von Unfällen stattfinden, wobei Entschluß und Courage am Ende drauf gehen müssen, sondern nur, wenn sie eben, in größter Ausdehnung freigegeben, die Vollkommenheit darin zum Gegenstande des allgemeinen Strebens gemacht würde.

*) Wir können nicht umhin, zu den Lehrobjecten, welche besser über Bord geworfen wurden, auch die lateinische Sprache zu zählen, welche zwar die Vernunft, aber nicht den Verstand entwickelt, und auch jene nur in den höheren Stadien des Unterrichts, welche aus Rücksichten der Zeit dem Cadetten nicht zu Theil werden können. Auch eine bloße Beschränkung auf dasjenige Maß, welches für die Aneignung der neueren Sprachen ersprießlich ist (und in denen das Latein immer noch formales Bildungsmittel bleibt), würde schon als Vortheil erscheinen.

Zu der Erziehung, welche das Cadetten-Corps bieten soll, gehört ferner auch, daß sie wieder mit der früher herrschenden Strenge gehandhabt werde; es paßt schlecht zusammen, wenn die Männer, welche dereinst in Ertragung der größten Mühseligkeiten dem Soldaten vorangehen, in ihrer Jugend nicht schon lernen sollen, wie man Bequemlichkeit und Wohlleben verachten muß, um ihren Mangel nie zu empfinden. Bisher haben die aus dem Corps hervorgegangenen Offiziere sich noch immer mit Freude sagen können, daß sie nicht verhätschelt worden sind — es wäre zu wünschen, daß es auch später so bliebe. — Der Zweck der Anstalt verlangt aber auch, daß das Prinzip, da nicht aus irgend welchen Rücksichten zu schonen, wo Strenge nöthig ist, auch bei den Bestrafungen durchgeführt werde. Es wird das Keiner so verstehen, als sollte durch die Furcht allein regiert werden; daß aber durch seltenere, dann jedoch durchgreifende, Strafen mehr erreicht, das Ehrgefühl weniger abgestumpft wird, als durch ewig in gleichem Maße wiederholte kleine, ist wohl allgemein anerkannt; etwas Furcht schadet außerdem hier nicht, wenn sie nur durch die Consequenz der Strenge erzeugt ist, die Liebe kommt aus ihr schon ganz von selbst. Hierzu gehört ferner auch, daß das Cadetten-Corps sich mehr Disposition über die ihm überwiesenen Zöglinge behalte, und nicht noch den Eltern derselben einen bestimmenden Einfluß gestatte, der nur hindernd in seine Thätigkeit eingreifen kann, — daß es solche Zöglinge, von denen man erkennt, daß sie nicht die Garantie bieten, einst würdige Glieder des Offizier-Corps zu werden, entläßt und ihre Stellen anderweitig besetzt.

Soll die ganze Thätigkeit des erziehenden Personals aber eine so fruchtbringende sein, wie sie sich bei richtig gewählten Elementen erwarten und erreichen läßt, so muß jeder Stellung auch die durchaus nöthige Selbstständigkeit und Freiheit des Wirkungskreises gelassen werden; diese allein ist im Stande, die zum segensreichen Schaffen nöthige Frische und Thatkraft zu erhalten. Wo erst die Manie unserer Zeit, Alles in Schema's und Formen zu bringen, die ganze Thätigkeit von einer Centralstelle aus zu dirigiren, wo der Bureaukratismus mit seinem Listen- und Rapportwesen, mit den ewigen Eingaben und Anfragen um sich greift, da erlahmen die Triebfedern jedes lebendigen Wirkens, da wird aller aufstrebende Geist erstickt.

Gehen so Leitung, Erziehung und geistige Ausbildung Hand in Hand, werden die dem Zweck des Cadetten-Corps entsprechendsten Mittel in der richtigen Weise verwerthet, so ist es im Stande, wenn auch nicht die den Forderungen der Zeit wünschenswerthen „vielseitig gebildeten Schöngeister" zu erziehen, die von Allem Etwas wissen müssen, dabei aber meist Nichts gründlich können — so doch den aus Treue und Hingebung, aus Ehre, Sittlichkeit und Muth zusammengesetzten Geist heranzuziehen, welcher unser Offizier-Corps von jeher gekennzeichnet hat, und der für das rühmliche Fortbestehen der preußischen Armee durchaus erforderlich ist, der Charaktere bildet, welche das als richtig Erkannte auch rücksichtslos und mit dem Muthe der Verantwortung durchführen, die der Verallgemeinerung der Zeit mit ihren Anforderungen einen Damm entgegenzusetzen vermögen und die Kraft haben, den Einflüssen derselben, wo es sein muß, selbst mit Schroffheit entgegenzutreten.

Den Beweis, daß das Cadetten-Corps diese Aufgabe erfüllen kann, liefern die 2jährigen Berichte der Armee über alle ehemaligen Cadetten, die es evident herausstellen, daß trotz vieler bestehender Mängel in dieser Anstalt alle militärischen Eigenschaften zu einer höheren Entwickelung gebracht werden, als auf Gymnasien und Universitäten, und daß trotz aller gegentheiligen Behauptungen die im Corps erzogenen Offiziere im Allgemeinen vor den anderen sich hervorthun.

Wenn daher eine augenblicklich hervorragende Partei das Cadetten-Corps zum Gegenstande principieller Anfeindung macht,

wenn sie in ihm die Wurzeln des Offiziergeistes sieht, der ihr ein so unbequemes Hinderniß ist, so beweist dies eben nur zu Gunsten dieser Anstalt, und wenn ihre beabsichtigte Vermehrung an dem Einwande jener Partei gescheitert ist, so bleibt es trotzdem doch wahr, daß die verstärkte Armee nicht ohne verstärktes Offizier-Corps, dieses nicht ohne Offizier-Erziehung und diese nicht ohne Cadetten-Corps bestehen kann.

Tagesereignisse.

Am ersten Juli ist die neue Organisation der Armee wiederum in ein neues Stadium getreten, indem die Form der Commandirung zu den neuen Regimentern aufgegeben und in eine definitive Versetzung verwandelt wurde. — Es ist diese Maßregel von großer Tragweite, denn die neuen Regimenter haben nunmehr auch eigene, in sich abgeschlossene Offizier-Corps, und die einzelnen Individuen wissen doch nun endlich, wohin sie gehören.

Die unteren Chargen sind zwar immer noch nicht geregelt, und wenn wir auch zugeben müssen, daß für die Offiziere aus der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten eine schwer zu bewältigende Arbeit vorlag, so wäre, bei der in der That so sehr großen Wichtigkeit der Sache für das innere Wesen der Offizier-Corps, die Ueberwältigung der Arbeit denn doch sehr erwünscht gewesen.

Der Oberstlieutenant v. Dewall ist aus der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten ausgeschieden und zum zweiten Militair-Bevollmächtigten in Frankfurt ernannt.

Das Garde-Füsilier-Regiment wird zuerst die Helme neuer Form mit dem ganz niedrigen Kopf anlegen. Einzelne Truppentheile der Berliner Garnison versehen den Wachtdienst bereits mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland" an der Kopfbedeckung. Diese Inschrift tritt indeß so wenig hervor, daß das gewöhnliche Auge einen Unterschied gegen die frühere Verzierung gar nicht bemerkt.

Der Plan zur Reorganisation der Armee wird dem Landtage in seiner nächsten Session nicht wieder vorgelegt, sondern die Kosten für die neuen Regimenter in den ordentlichen Staatshaushalt für 1861 übernommen werden. Wie man hört, ist bereits das Kriegsministerium mit dem Finanzministerium dieserhalb in Verbindung getreten.

Der Plan, die Preußische Artillerie statt in neun in vierzehn Regimenter zu formiren, ist gescheitert; dagegen möchte der Gedanke, die Festungs-Artillerie wesentlich zu vermehren — abgesehen von der projectirten Errichtung einer zweiten combinirten Festungs-Abtheilung — schließlich doch noch zur Ausführung kommen.

Auf den Danziger Schießplätzen hat sich neulich wiederum ein Unglück zugetragen. Die 7. und 8. Compagnie schossen auf zwei neben einander befindlichen Schießständen, wobei durch ein noch nicht aufgeklärtes Versehen ein Musketier der 7ten Compagnie den signalisirenden Tambour der 8ten Compagnie erschoß. — Ein Kamerad des 5ten Inf.-Regts. würde uns verbinden, wenn er uns etwas Näheres über diesen räthselhaften Fall mittheilen wollte.

General de la Moricière scheint die päpstliche Armee in der That völlig umzugestalten und den alten Sauerteig gründlich auskehren zu wollen. Neulich las man von der Entlassung von 72 Hauptleuten, von denen 14 zugleich verhaftet worden seien, und jetzt meldet die offiziöse Leipziger Zeitung wiederum die „Quiescirung von ungefähr 20 Capitains." Der Kaiser Franz Joseph hat der päpstlichen Armee eine Batterie von 8 Geschützen und 10 Munitionswagen, so wie 8 Ambulanzfahrzeuge geschenkt, welche bereits sämmtlich in Ancona eingetroffen sind.

Die „Magdeburgische Zeitung" bringt immer wieder aufs Neue sogenannte militärische Artikel, deren Verfasser unter dem Sinnbild des Merkur aus Berlin korrespondirt. Das halb Wahre, halb Falsche, offenbar aber von dem Verfasser selbst niemals Verstandene, was in diesen Correspondenzen enthalten ist, bringt uns im-

mer mehr auf den Gedanken, es möchte ein „gebildeter Feuerwerker a. D.", den seine „Bildung" in gewisse Konflikte mit seinem Batterie-Chef gebracht, die Fahne des Mars mit dem Merkurstabe vertauscht haben und ehemalige Schreiberbekanntschaften benutzen, um Stoff für seine Correspondenzen zu gewinnen. So schreibt er neulich wiederum Folgendes:

„Es erscheint nach allem mehr und mehr unwahrscheinlich, daß die von dem Könige von Würtemberg zwischen Preußen und den Deutschen Mittelstaaten in Aussicht gestellte Militärconvention sich verwirklichen wird, denn wie für die politische Einigung Deutschlands von derselben Seite her consequent die Unterordnung des Preußischen unter das Oesterreichische Interesse, oder vielmehr gleich weiter greifend, das völlige Aufgehen jenes in dieses gefordert wird, so steht nach allem, was darüber bisher in den dieser Frage näher stehenden Militär- und sonstigen Kreisen verlautet, auch hier wieder die Forderung eines Anschlusses Preußens an die Süddeutschen resp. Oesterreichischen Militäreinrichtungen obenan, was, ganz abgesehen von der Zweckmäßigkeitsfrage, unbedingt von vorn herein zu auffällig allen Anschauungen im Preußischen Heere sowohl wie im Preußischen Volke widerspricht, um je zur Ausführung kommen zu können. Es ist den desfalls umlaufenden Gerüchten vorläufig wohl nur eine geringe Glaubwürdigkeit beizulegen, aber vorbereitet ist allerdings diese Forderung durch die Süddeutschen Militärblätter schon lange, ja die unablässig fortgesetzten geheimen und offenen Angriffe jener Zeitungen wider die Preußische Heeresverfassung, sowohl im Allgemeinen wie in ihren speciellen Bestimmungen, haben in Bezug auf die künftige Gestaltung der Deutschen Militärverhältnisse in Süd- und Mitteldeutschland längst bereits eine, wenn vorerst auch nur darin übereinstimmende Auffassung begründet, daß ein Anschluß hierin an Preußen durchaus nicht statthaft sei. Jedenfalls gehört es mit zu den schwersten Versäumnissen des vorigen Ministeriums, der auf militärischem Gebiete seit den Tagen von Olmütz und früher schon gegen die Preußische Militärhegemonie thätigen Opposition so ganz und gar theilnahmlos zugesehen zu haben und nicht bei Zeiten durch Gründung eines eigenen, auf einen weitern Leserkreis berechneten Militärorgans auf ein passendes Gegengewicht wider jene meist von Oesterreich subventionirten Militärblätter bedacht gewesen zu sein. Doch derselbe Vorwurf trifft allerdings das jetzige Ministerium nicht minder und bei den Bestrebungen desselben zur Reform der Deutschen und Preußischen Militärverfassung jedenfalls mit noch schwerer wiegender Bedeutung, denn, während zu den in Süddeutschland schon seit vielen Jahren bestehenden oder auch nur gelegentlich aufgetauchten und dann wieder fallen gelassenen Organen dieser Art so eben noch in Darmstadt und Wien zwei neue officiöse und officielle Militärzeitungen in's Leben traten, besitzt auch jetzt noch Preußen kein einziges größeres Blatt, welches sich eine Wirksamkeit über die engsten militärischen Kreise hinaus zum Zwecke gesetzt hätte, und einzelne derartige Versuche sind an der Theilnahmlosigkeit der Preußischen Regierung schnell wieder zu Grunde gegangen. Die Folgen davon haben natürlich nicht ausbleiben können und machen sich je länger je mehr in ihrer ganzen Schwere fühlbar. Wie leicht möchte es z. B. nicht um 1848 und 1849, ja noch bis in die Mitte der funfziger Jahre gewesen sein, wo die bei weitem überwiegende Zahl der Deutschen Staaten sich beeiferte, die Preußische Uniformirung, Ausrüstung, Bewaffnung, wie das Preußische Dienst- und Exercierreglement bei ihren Contingenten einzuführen, ja wo sogar bei den kleineren Deutschen Staaten ein wahres Drängen danach stattfand, Preußische Offiziere für das Commando ihrer Truppen zu gewinnen, die jetzt vergeblich erstrebte Zweitheilung der Deutschen Bundesarmee durch einfache Militärconventionen vorzubereiten, während jetzt in Folge des von den erwähnten Blättern gegebenen Impulses und allerdings im Anschluß an die augenblicklich auf die Deutschen Regierungen wirkende politische Strömung alle diese Einrichtungen in dem Grade in Mißcredit stehen, daß in Hannover die bisherige Armeeorganisation nach Preußischem Vorbilde bereits durchaus auf Oesterreichischem Fuß umgebildet worden ist, und dem Vernehmen nach auch Baden, Kurhessen, wie noch einige kleinere Staaten sich anschicken, dieses Beispiel mehr oder minder durchgreifend nachzuahmen. Mit einem Worte, Preußen steht gegenwärtig auf militärischem Gebiete noch mehr als auf jedem andern völlig isolirt da, und bei der beinahe ausschließlichen Geltung, welche neuerdings die Französischen Heereseinrichtungen über die aller andern Armeen erlangt haben, ist auch für's erste hierin keine Aenderung abzusehen. Ein rascher Entschluß, die bisherigen Bestrebungen zur Um-

gestaltung der Deutschen Wehrverfassung, unter dem nochmaligen Hinweis auf den hierzu eingebrachten Vorschlag einer Zweitheilung des Bundesheeres und des Oberbefehls über dasselbe, lieber kurzweg abzubrechen, möchte sich bei der augenscheinlichen Fruchtlosigkeit dieses ganzen mühevollen Werkes für die Preußische Regierung noch am besten empfehlen. Die beiden jetzt bekannt gewordenen Oesterreichischen Noten über die Bundeskriegsverfassung dürften dazu in ihren bescheidenen Voraussetzungen und überschlauen Folgerungen und Unterstellungen in der That mehr als die gegründetste Veranlassung bieten."

Der Artikel klingt fast patriotisch, laborirt aber nur an dem Fehler, daß der Verf. die Verhältnisse gar nicht kennt und etwas blind dem Neu-Gothaismus huldigt. Die „süddeutschen Militärblätter" beschränken sich gegenwärtig auf die Darmstädter Allgemeine Militär-Zeitung, und wenn diese an den preußischen Einrichtungen etwas getadelt hat, so stammten diese Tadel jedesmal von Preußischen Offizieren her, welche durch ihren Tadel etwas zu bessern hofften. Die militärisch-politisch gehaltene „Wehrzeitung" ist den dahin zielenden Schritten des liberalen Kriegsministers v. Bonin erlegen, während die „reactionären" Vorgänger des Generals v. Bonin die Wehrzeitung gewähren ließen. „Einzelne derartige Versuche," die, an der Theilnahmlosigkeit der Preußischen Regierung schnell wieder zu Grunde gegangen" sein sollen, existiren nur in der Einbildung des Verfassers, und die militärische Hegemonie in Deutschland hätte sich schwerlich durch etwas bedrucktes Papier erkämpfen lassen. Wenn daher andererseits der Herr „Merkur" der Allgemeinen Militär-Zeitung den „Impuls" zu der angeblichen Starrheit der deutschen Fürsten in Bezug auf ihre militärische Unterordnung unter Preußen vindizirt, so bringt allerdings die Darmstädter seit einiger Zeit einige Phrasen über die Reform der Bundeskriegsverfassung, es hieße denn aber doch dem Blatte zu viel Ehre anthuen, wenn man glauben wollte, seine Artikel hätten auf den Gang der Ereignisse auch nur den unbedeutendsten Einfluß.

Allgemeine Rang- und Quartierliste für VIII., IX. und X. Armee-Corps und die Reserve-Infanterie-Division des deutschen Bundesheeres für 1860, von H. Kreisler, Lieutenant im I. Infanterie-Bataillon Lübeck. — Lübeck. Dittman'sche Buchhandlung.

Es liegt nun bereits der zweite Jahrgang dieses verdienstvollen Unternehmens vor. Die Form ist meist der Preußischen Rang- und Quartierliste nachgebildet, giebt aber bei mehreren Offizieren desselben Namens die Vornamen, von allen Contingenten die Uniformen und von einigen einen historischen Abriß. Das holsteinische Contingent fehlt wieder, weil dasselbe kein bestimmter, sondern erst ein eventuell zu bezeichnender der dänischen Armee ist Wenn der Herr Verfasser in demselben Maße wie in diesem zweiten auch in den folgenden Jahrgängen reichhaltiger wird, so ist er wirklich der deutschen Armee nützlich, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß er immer mehr auch von den Behörden bei seiner mühsamen Arbeit unterstützt werden möge.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Herrschaften und Herren, große und kleine.

II.

Der Eigennutz ist das wahrhaft humane Princip, denn er rechtfertigt alles Menschliche und alle Menschlichkeiten. Wird er vollständig anerkannt, so giebt es keine Sünde mehr. Was der Mensch auch thue, er thut es aus Eigennutz, folglich aus einem rechtfertigenden Grunde, und wenn er dadurch den Eigennutz Anderer verletzt, so — mögen sie sich ihrer Haut wehren. Mehr läßt sich nicht sagen.

Der Eigennutz als Princip anerkannt verlangt nur, daß jede ihm hinderliche Einrichtung falle. Wäre der Herr an seine Leute, die Leute an den Herrn gebunden, so würden zwischen ihnen noch andere Rücksichten als die des Eigennutzes walten müssen; folglich weg mit jedem Verhältniß von Herr und Leuten, an dessen Stelle aber ein Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Diese haben mit einander persönlich Nichts gemein und halten nur so lange zusammen, als Jeder seine Rechnung dabei findet: das Princip des Eigennutzes ist rein erhalten. Der Gutsherr hüte sich vor ansässigen Leuten und ziehe landläuferische vor, und der freie Mann hüte sich, mit dem Gutsherrn ein Verhältniß der Hingebung und Gebundenheit zu schließen und ziehe ein kontraktliches, kündbares vor. Der Meister hüte sich, in der Erziehung und Zucht seiner Lehrlinge und Gesellen seine Ehre zu suchen, und brauche sie lediglich zu seinem Nutzen im Geschäfte; Lehrlinge und Gesellen aber mögen in dem Meister Nichts sehen, als ein Werkzeug zu eigenem Meisterwerden. Die Zünfte, welche nicht einem bloß exklusiven Eigennutze fröhnten, sondern neben dem Eigennutz noch die Gewerbsehre als ein Motiv gelten ließen, müssen der Gewerbefreiheit weichen, in welcher der Eigennutz principiell regiert. Die Ortschaften und Gemeinden, welche herrschaftliche Bereiche für sich sein wollten, müssen jedem Zu- und Abzug offen stehen, damit, wer an ihnen seinen Eigennutz befriedigen will, hierzu volle Freiheit habe. Das gemeinschaftliche Eigenthum muß in die Hände der Privaten gegeben werden, weil nur durch deren Eigennutz es produktiv ausgebeutet wird. Das Grundeigenthum muß gänzlich mobilisirt und dem privaten Eigennutz preisgegeben sein, damit es nicht zu einer Basis für ein herrschaftliches Leben diene u. s. w.

Freilich gerathen nun die verschiedenen Interessen der Eigennützigen in Widerstreit, und es hilft wenig, daß die phantasiereichen Verfechter des Eigennutz-Princips in künstlichen Wendungen beweisen, alle eigennützigen Interessen

ſtänden in beſter „Harmonie"; aber der Widerſtreit wird dennoch zum Schweigen gebracht, indem das eigennützige Weſen terroriſtiſch zu einem Mechanismus geordnet wird. Dieſes terroriſtiſche Mechaniſirungswerk des zum alleinigen Princip erhobenen Eigennutzes übernimmt der Communismus, die humanſte ſociale Form nackter Humanität.

Im Staate endlich, der ſeiner weſentlichen Beſtimmung nach eine Herrſchaft iſt, d. h. ein Bereich principiell aufgegebenen und geſchichtlich immer mehr aufzugebenden Eigenwillens, des Eigenwillens ſowohl von oben als von unten: wie könnte da die nackte Humanität ihre Rechnung finden? Iſt es denn nicht gerade der Wille des Menſchen, zu deſſen Befriedigung die Menſchen dies Menſchenwerk, Staat genannt, aufgezimmert haben? Er ſollte die Beſtimmung haben, daß durch ihn des Menſchen Wille gebrochen werde? Nein, er hat den Zweck, des Menſchen Willen zu erhöhen.

Er iſt ein Ringplatz für Jeden aus dem Volke, ſich geltend und von ſeinen Kräften den vollſten Gebrauch zu machen, ein Tummelplatz für alle Beſtrebungen, ein Spielraum, auf welchem menſchliche Stärke allein ein Recht giebt, das „Recht des Stärkeren." Im Staate iſt Jeder auf ſeine Stärke verwieſen, und er möge ſie gebrauchen, ſo weit es geht. Nicht etwa bloß die Regierung hat das Recht, von ihrer Stärke Gebrauch zu machen, ſondern die Regierten haben das gleiche Recht, und es kommt eben nur darauf an, wer der Stärkere iſt. Der Gebrauch der Stärke iſt ein „unveräußerliches Volks- und Menſchenrecht." Wer nun aber jedes innigere Verhältniß zu dem Anderen verläugnet und bloß ſeine Stärke gegen ihn herauskehrt, der ſteht um jener Verläugnung willen mit ihm auf dem Fuße der Revolution, denn Revolution iſt Geltendmachung der Stärke und Gewalt als alleinigen Princips aller menſchlichen Beziehung, oder Aufſtellung des Grundſatzes: Unter Menſchen kommt Alles allein auf die Stärke und Gewalt an. Die Regierten lauern dann nur auf den Augenblick, wo ſie ſich ſtark genug fühlen, die Regierenden zu ſtürzen, und die Regierenden geben wiederum, wenn für ſie die Stunde der Stärke gekommen iſt, den Regierten nur ihre Ueberlegenheit zu fühlen, eine Abwechſelung von Stärke und Schwäche, von Revolution von unten und Revolution von oben.

Auch dieſe auf dem Rechtsboden der Stärke geführten Gefechte um die Gewalt werden terroriſtiſch zur Ruhe und in einen geordneten Mechanismus gebracht. Das Mechaniſirungswerk vollbringt endlich der rechte Demagog, der die Volks-Leidenſchaften zu gängeln verſteht, und ſein Despotismus iſt humaner als jene wilde Concurrenz um die Gewalt, weil in ihm das Princip der Revolution, die menſchliche Stärke, ganz und vollkommen triumphirt. Der humane Staat hat den Zweck, der menſchlichen Kraftentwickelung freien Raum zu geben, und der demagogiſche Despot vereinigt in ſich dieſe entwickelte Kraft. Was aber ſchwach iſt, das ſoll der Stärke erliegen, darum hält der Eine Starke alles Schwächere in abſoluter Unterwürfigkeit.

So ſind denn die Spitzen der nackten Humanität: im Hauſe die libertiniſtiſche Anarchie, in der Societät der egaliſirende Communismus, im

Staate die demagogiſche Despotie. Statt des Herrn im Hauſe der bloße „Mann und Vater", ſtatt des Herrn in der Societät der „Arbeitgeber", ſtatt des Herrn im Volke der „Demagog". Haus, Societät und Staat ſind ja nicht von Gott zur Erlöſung vom Eigenwillen geſtiftete Anſtalten, ſondern von den Menſchen zur Befriedigung ihres Eigenwillens getroffene Veranſtaltungen.

Darin liegt der ganze Unterſchied der humanen und chriſtlichen Anſchauung vom Staate: nach jener iſt er für den Eigenwillen, nach dieſer gegen den Eigenwillen gegründet.

Was heißt denn: Bruch des Eigenwillens? Bedeutet er, daß dem Menſchen nicht zu Theil werden darf, was er will, daß ſeine Wünſche unberechtigt ſind, ſein Wollen unbefriedigt bleiben ſoll? Bedeutet er, daß der Menſch ſich alles Willens entſchlagen ſoll? Durchaus nicht! Er bedeutet nur, daß der Wille erſt durch die Heilighaltung eines zweiten Willens zur Berechtigung gelangt, daß der Menſch ſeinen Willen von der Uebereinſtimmung mit einem andern abhängig macht, daß die Uebereinſtimmung erſt dem Willen die Weihe verleiht. Er bedeutet daſſelbe, was das „Gewiſſen", denn Gewiſſen iſt eben überall, wo uns unſer Wille als ungültig und unberechtigt erſcheint, wenn ihm nicht die Heilighaltung eines zweiten Willens zu Grunde liegt, und wenn wir nicht der Uebereinſtimmung deſſelben mit dieſem gewiß ſind. „Gewiſſenhaft" handelſt du nicht, wenn du allein mit deiner Handlung zufrieden biſt, ſondern erſt dann, wenn du weißt, daß auch der, welchen dein Handeln angeht, damit übereinſtimmen muß. Gewiſſenhaft handelt ein Vater an ſeinem Kinde nicht, wenn er bloß nach ſeiner Ueberzeugung handelt, ſondern, wenn er über ſeine Handlung der Uebereinſtimmung mit Gott und dadurch auch der dem Kinde ſelbſt noch unbewußten Uebereinſtimmung mit dieſem gewiß iſt, welche letztere Gewißheit ſich in den Worten ausdrückt: „Mein Kind wird es mir dereinſt danken."*) Gewiſſenhaft handelt ein Herr an ſeinen Leuten nicht, wenn er nur nach ſeinem, nicht auch nach ihrem Willen fragt, und ſeinen Willen nur dann gegen den ihrigen durchſetzt, wenn er der Uebereinſtimmung mit Gott gewiß und zugleich unabläſſig befliſſen iſt, wenigſtens die nachträgliche Zuſtimmung ſeiner Leute oder doch die Zuſtimmung in ihrem verborgenen Gewiſſen zu erhalten. Gewiſſenhaft handelt ein Monarch an ſeinem Volke nicht, wenn er nicht ſowohl vor Gott verantworten kann, was er thut, als auch der Zuſtimmung ſeines Volkes, wenigſtens aller treugeſinnten Gewiſſenhaften, ſich vergewiſſert.

Uebereinſtimmung alſo, gewiſſenhafte Uebereinſtimmung iſt das höhere Princip, von welchem der Wille erſt ſeine Berechtigung empfängt. Sie iſt nicht eine Verſagung des Willens, ſondern eine Weihe deſſelben.

Aber auch ein wirklicher Bruch des Willens wird durch die Obenanſtellung der Uebereinſtimmung vollbracht. Der Wille iſt nämlich gebrochen dadurch, daß er als alleiniger Wille ſchlechthin ungültig iſt und erſt als aus einem Ver-

*) Auch die Völker bleiben einem gewiſſenhaften Fürſten ſeiner Zeit den Dank nicht ſchuldig.

hältniß von Willen hervorgehend gültig wird. Er verliert darum ſelbſt ſeine Willensform und nimmt die Geſtalt des Verhältniſſes an: er wird zu Bitte und Erhörung. Es iſt ja möglich, daß zwei Willen zuſammenſtimmen und gleichwohl nichts als eine Summe von zwei Eigenwillen ausmachen. Vater und Kinder, Monarch und Volk können in einem und demſelben Willen zuſammentreffen, und es iſt doch nur ungebrochener Eigenwille. Denn beiden Theilen iſt es nicht um die Uebereinſtimmung als Erſtes, ſondern Jedem um ſeinen Eigenwillen als Erſtes zu thun, zu deſſen Verſtärkung er nur den gleichen Eigenwillen des Anderen heranzieht. Es geht keine Reſignation auf den Willen vorher.

Zeugniß dafür, daß der Eigenwille wirklich gebrochen iſt, giebt nur das, daß er ſeine trotzige Geſtalt verloren hat und nicht mehr als Wille, ſondern einerſeits in der Geſtalt der Bitte, andererſeits in der der Erhörung auftritt. So thut der Vater nicht, was die Kinder wollen, und nicht, was er will, ſondern das, was die Kinder bitten und er erhören kann. Er hat ein feines Gehör für die Bitten und hört ſie, ehe ſie ausgeſprochen werden, denn er weiß, um was die Kinder bitten würden, wenn ſie ſchon verſtändig genug wären, und erfüllt ihnen dieſe ſtillen Bitten ſchon im Voraus. Er iſt auch willig, zu erhören, wenn die Kinder bittend Etwas von ihm wollen, würde aber ebendaſſelbe ſtrenge verweigern, wenn ſie ohne Bitte es zu ertrotzen oder zu erſchleichen ſuchten. So thun gehorſame Kinder nicht, was ſie wollen, aber auch nicht, was der Vater nur will; ſie thun nicht, was der Vater nicht erhören könnte, aber ſie verhehlen es auch dem Vater nicht, wenn er von ihnen verlangt, was ſie verweigern müſſen, oder ihnen verweigert, um was ſie immer und immer wieder zu bitten ſich gedrungen fühlen. So findet alſo von Seiten des Vaters eine Reſignation auf das Unerbetene, von Seiten der Kinder auf das Unerhörte ſtatt. Jener iſt an die Bitte gebunden und dadurch von ſeinem Eigenwillen erlöſt, dieſe ſind an die Erhörung gebunden und dadurch gleichfalls von ihrer Eigenwilligkeit erlöſt.

Der an die Bitte Gebundene nun iſt der, den wir den „Herrn" nennen; der an die Erhörung Gebundene iſt der, den wir den „Gehorchenden" nennen. Und das Verhältniß, welches die beiden Verbundenen, der Herr und die Gehorchenden, mit einander bilden und in welchem nicht das Eigenwillige, ſondern das Erbetene und Erhörte geſchieht, iſt das, was wir eine „Herrſchaft" nennen.

Insbeſondere aber iſt derjenige zu einem „Herrn", d. h. zu einem an die Bitte Gebundenen, berufen, welchem das Vermögen gegeben iſt, Bitten zu erfüllen, und die Herrſchaft eines jeden Herrn hat an dieſem Vermögen ihre Grenze. Ein Herr im Hauſe hat zunächſt blos das Vermögen, die Bitten ſeiner Hausangehörigen zu erfüllen, ein Herr von Leuten das, den Bitten Mehrerer, ſeien es Wenige oder Viele, Gehör zu geben, der Herr des Volkes hat ſowohl das ganze Volk, als auch die Herren im Volke (Hausherren und ſociale Herren) zu beherrſchen, d. h. ſie bittend zu erhalten und von Unerhörtem abzuhalten.

Andererſeits iſt der Beruf des Gehorchenden wo möglich noch höher und ſchwerer als der des Herrn, denn er ſoll durch Gehorſam die Sünde, insbeſondere aber auch die des ſündigen Herrn überwinden. Dem Herrn liegt ja die Sünde ſo nahe, ſeine Herrſchaft zur Uſurpation zu mißbrauchen und dadurch nicht blos ſich zu verderben, ſondern auch die Gehorchenden in Verſuchung zu führen, daß ſie ebenfalls zu uſurpiren trachten. Da iſt es denn der Beruf der Gehorchenden, nicht bloß des Ungehorſams ſich zu enthalten, ſondern ganz poſitiv ihr Weſen, die Bitte, zu einer feſten Macht herauszubilden, an welcher ſich der Eigenwille des Herrn bricht. Sie müſſen darauf halten, daß der Herr ihre Bitte nicht überhöre, müſſen auf ſeine Gebundenheit an ihre Bitte halten. Das iſt der eigentliche Sinn der Kämpfe um die Verfaſſung. Wären ſie nur Kämpfe um die Gewalt, nur Kämpfe des Einen gegen den Andern, um von ihm möglichſt „frei" und ihm überlegen zu werden, ſo wären ſie revolutionär; ſie ſollen aber Kämpfe ſein nicht um Freiheit von einander, ſondern um die Gebundenheit an einander. Es darf nicht dahin kommen, daß an den Herrn Forderungen geſtellt werden: auch die Landtage haben „gehorſamſt zu bitten". Aber es darf auch nicht dahin kommen, daß der Herr, die Macht und das Recht der Bitte verkennend, an ſie nicht gebunden zu ſein glaubt. Dieſe Macht der Bitte, die wirkliche Macht der Gehorchenden, iſt ihr „Recht, gehört zu werden" und findet ihre Verwirklichung in dem Rechte der Zuſtimmung, welche der Herr nicht umgehen kann. Aus dieſem Grunde beginnen auch alle wahrhaft freien und organiſchen Verfaſſungen mit dem „Petitions-Recht", und dieſes bleibt der Cardinalpunkt und das weſentlichſte Recht jeder Verfaſſung, ein Recht, das ſich natürlich mit der Bewilligung und Feſtſtellung anerkannter Rechte in Bezug auf dieſe in ein Zuſtimmungs-Recht verwandelt. Dies Recht der Zuſtimmung iſt keine Beſchränkung des Herrn in ſeiner Herrſchaft, ſondern das unveräußerliche Recht des Gehorchenden, damit er eben ein Gehorchender bleibe und nicht ein Unterworfener und Unterdrückter ſei. Die Zuſtimmung iſt keine Uſurpation der Herrſchaft, nicht einmal eine Theilung derſelben, ſondern iſt die berechtigte Bitte. Was heißt denn Zuſtimmung? Es heißt: „Ja, wir bitten darum, bitten, daß es geſchehe." Und was heißt es, wenn nicht zugeſtimmt wird? Es heißt: Wir ſind nicht im Stande darum zu bitten; wir müſſen vielmehr bitten, daß das, wozu wir zuzuſtimmen aufgefordert werden, nicht geſchehe."

Die nämliche Macht der Bitte oder des Gehorſams, welche im Politiſchen das verfaſſungsmäßige Recht der Zuſtimmung herausgeſtaltet, hat auch das uſurpatoriſche Element im Feudalismus ausgeſchieden. Es war von den feudalen Herren gegen ihre Hinterſaſſen ein doppelter Uebergriff gemacht worden, einmal, indem ſie den Leuten kein Gebiet geſtatten wollten, worin dieſe ihre eigenen Herren ſein konnten, ihnen alſo das Heiligthum des Hauſes verletzten und in ihre häuslichen Angelegenheiten ſich anmaßlich einmiſchten, und zweitens, indem ſie den Herrn des Volkes nicht den unmittelbaren Herrn zugleich ihrer Leute ſein laſſen wollten, dieſe vielmehr von aller directen Beziehung zum Staate fern hielten und des Rechtes beraubten, „Bürger des Staates" zu ſein.

Einmiſchung in ihre Häuslichkeit einerſeits, Fernhaltung von der unmittelbaren Staatsangehörigkeit und Königsunterthänigkeit andererſeits: das konnten die Leute ſich mit Recht verbitten, denn in beiden Beziehungen ſtehen Leute und Herr in keinem herrſchaftlichen Verhältniß zu einander. Die Leute ſtehen zu ihrem Herrn im Verhältniſſe des Bittens und Gehorchens nur ſoweit, als ſie *ſeine* Leute ſind, nicht, in ſoweit ſie Hausangehörige oder Staatsangehörige ſind. Enthalten die Herren aber ſich jener Uebergriffe, ſo mag wohl die Zeit kommen, wo ſie, je weniger ſie uſurpatoriſche Feudalherren ſind, einen um ſo herrlicheren Adel *ſocialer Herren* darſtellen, zwiſchen denen und ihren Leuten ein adeligeres und reineres Gehorſams- und Herrſchafts-Verhältniß ſich herausgeſtaltet, als es jemals feudaliſtiſch möglich war; denn die Leute werden den Herrn ehren, wenn er ihr gleichſam verfaſſungsmäßiges Recht der Zuſtimmung ehrt und mit ihnen eine *ſociale Herrſchaft* voll herrſchaftlichen Lebens bildet.

In den Herrſchaften iſt kein Gegenſatz von *Stärke gegen Stärke*, weil darin das „Recht des Stärkeren" als ſolches kein Recht iſt. Da iſt keine zerſtörte Häuslichkeit, worin der Stärkere den „Herrn ſpielt," keine zerſtörte Societät, worin der Stärkere den Schwächeren ausnutzt, kein zerſtörter Staat, worin, je nach der Vertheilung der Stärke, die Revolution von unten mit der von oben abwechſelt, und wo das Alles mit Nothwendigkeit aus dem Principe folgt, wenn es auch mitunter nur wenig in die Augen ſpringt.

Aber es iſt darum doch keineswegs die *Verſuchung* ausgeſchloſſen, denn unſere Herrſchaften ſind nicht vollkommen, ſondern „kämpfende Herrſchaften," „kämpfender Staat." Im Principe iſt der Eigenwille ſchon gebrochen, aber im Leben ſoll er ſtets von neuem gebrochen werden. Der Eheſtand iſt gar oft ein Weheſtand, die Hausherrlichkeit eine Hausſchwächlichkeit, der Volksgehorſam ein Volksmurren u. ſ. w. Wenn aber nur das Gewiſſen noch nicht untergegangen iſt, ſo bleibt wenigſtens der Kampf gegen die Sünde.

Sind die Leiden im häuslichen, ſocialen und politiſchen Leben, ſind insbeſondere auch die *wirthſchaftlichen* Leiden der Zeit zu heben, ſo ſind ſie es lediglich von dem Principe des gebrochenen Eigenwillens aus, deſſen beide Faktoren Bitte und Erhörung ſind (wie die Faktoren des gebrochenen Unglaubens Gebet und göttliche Erhörung), ſo ſind ſie es von der Herrſchaft aus, die eben aus zwei Faktoren beſteht, ſo ſind ſie es vom Gewiſſen aus, deſſen eigentlichſtes Weſen ſich ja darin ausdrückt, daß der *alleinſtehende* Menſch kein Gewiſſen hat, noch haben kann, weil zum Gewiſſen gehört, daß der Menſch *zu Gott ſtehe*, alſo nicht allein ſtehe.

Vom Principe der Humanität, d. h. der allein ſtehenden Menſchen oder Menſchheit aus, können die Leiden, namentlich auch die wirthſchaftlichen, nur wachſen und immer giftiger werden.

So faßt ſich denn das Geſagte dahin zuſammen, daß herrſchaftliches Leben dem Hauſe, der Societät und dem Staate weſentlich iſt, und daß dieſe in dem Maße humaniſirt werden, als die Herrſchaften und die Herrſchaftlichkeit verſchwinden, in dem Maße aber chriſtianiſirt, als Herrſchaften und Herrſchaftlichkeit ſich bildete.

Die Kyriologie, nicht die Anthropologie iſt der Grund, auf welchem die chriſtliche Politik ruht.

Ich dien'!

Von da aus müſſen alle weiteren Forſchungen ihren Ausgang nehmen.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Hesekiel.**

Fünfzehntes Capitel.
Ehemals ſüdpreußiſche Beamte.

„Heil Denen, die pro patria,
Die kämpften und die ſtarben!
Erbarm' dich, Gott! pro patria,
Wir hungern und wir darben."

Am Schluß einer der zahlreichen Conferenzen, die der vornehme niederländiſche Herr Vertuilen in ſeiner Wohnung am Dönhoffs-Platz in Berlin mit Herrn Charles Laborde, wir wiſſen, daß der Sohn des alten Baron Grieben in Mittenwalde dieſen franzöſiſchen Namen führte, im Frühling und Sommer des Jahres 1809 hielt, ſagte der Ober-Agent Fouché's zu ſeinem Untergebenen: „Mein lieber Laborde! in Paris will man durchaus eine Demonſtration oder etwas Aehnliches; es verletzt dort an gewiſſen Stellen ſehr empfindlich, daß die guten Leute hier ſich ſo ganz ungeſcheut nach der Rückkehr ihres Königs ſehnen, um die Beſchleunigung dieſer Rückkehr bitten, ſich auf dieſelbe freuen und von derſelben eine weſentliche Verbeſſerung oder Erleichterung ihrer Lage hoffen. Auch das Preußiſche Volk ſoll, eingedenk der Wohlthaten, die es ſchon von dem großen Napoleon empfangen ſeit drei Jahren, für die Zukunft ſeine Hoffnung auf ihn ſetzen, der das Schickſal der Völker in ſeinen ſtarken Händen hält."

Laborde verſtand den Hohn wohl, der in dieſem Schlußſatz ſeines Vorgeſetzten lag; das eben hatte die beiden ſonſt ſo verſchiedenen Menſchen näher verbündet, ſie haßten Beide den großen Imperator, dem ſie dienten.

„Eine Preußiſche Vertrauens-Demonſtration für den großen Napoleon," entgegnete Laborde, ſein gemeines Geſicht zu einem höhniſchen Grinſen verzerrend, „Herr! das iſt ſelbſt in Berlin ſo leicht nicht zu haben, wie die Herren in Paris ſich einbildenmögen; indeſſen die Herren ſollen bedient werden, ich denke, daß ich etwas zu Stande bringen werde, was wenigſtens von Weitem ſo ausſieht."

„Sie können dafür," versetzte Vertuilen, „auf eine Extragratification rechnen, und die Summe derselben wird sich in demselben Maße vergrößern, je schneller Sie die Angelegenheiten ins Werk setzen."

Einen Augenblick besann sich Laborde, dann sagte er: „Es ist noch nicht Mittag; morgen, mein Herr, morgen früh sollen Sie sicher ihre Vertrauens-Adresse für den großen Imperator in Paris haben!"

„Ich bewundere Sie, mein lieber Laborde!" erwiederte Vertuilen aufrichtig, indem er den Agenten verließ.

Am Abend desselben Tages finden wir Herrn Laborde in einem Schanklokal sehr untergeordneten Ranges, Tabagie nennt es der Berliner Bürger, in der alten Jacobsstraße. Das ganze für die Gäste bestimmte Lokal besteht aus zwei niedrigen Zimmern, die ziemlich öde und nicht sehr reinlich aussehen. Der Wirth erfreut sich schon lange keines besonderen Zuspruches mehr und ist bereits daran gewöhnt, seine ganz sündhaft mit Wasser verdünnten Vorräthe an Weiß- und Bitterbier selbst zu genießen, was denn auch den starken Verbrauch an schändlichen Schnäpsen, um den übelen Folgen des Biergenusses zuvor zu kommen, hinlänglich erklärt.

Um einen mit Bier- und Schnapsgläsern besetzten Tisch hat Laborde mit drei andern Männern Platz genommen, deren fadenscheinige Kleidung und hohle Gesichter wirklichen Mangel verrathen. Das Gespräch ist lebhaft, es dreht sich um die große Noth, den bittern Mangel, die halbe Verzweiflung, in welche die untern Beamten, die Officianten gerathen, die in der ehemaligen Provinz Süd-Preußen angestellt waren und bei der Umformung desselben zu einem Herzogthum Warschau unter sächsischer Herrschaft aus dem Lande vertrieben und völlig brodlos gemacht wurden. Die Noth, in welche diese Männer zum größten Theil geriethen, war wirklich herzbrechend; die Polen handelten feindselig, die neue Regierung unmenschlich hart gegen sie, und der König von Preußen war bei der damaligen Lage des Staates völlig außer Stande, die Noth der Unglücklichen zu lindern. Das hatte bei den Meisten dieser Leute eine bittere, bei Vielen aber eine völlig verzweifelte Stimmung natürlich genug erzeugt.

Auf diese Meinung hin aber speculirte Laborde; er kannte Einige dieser Unglücklichen, und es war ihm ein Leichtes, durch sie eine Anzahl ihrer Leidensgefährten nach der verlassenen Tabagie in der alten Jacobsstraße laden zu lassen.

Als denn funfzehn oder sechszehn dieser fast hoffnungslosen Leute in der Tabagie versammelt waren und dem Getränk, Bier und Schnaps, was Laborde einschenken ließ, etwas zugesprochen hatten, erhub sich Einer der nähern Bekannten des französischen Agenten, setzte die jammervolle Lage, in der sie sich befanden, auseinander, beklagte, daß der König nicht im Stande sei, ihnen zu helfen; erzählte, daß sich neulich zu einer einzigen vacanten Policeistelle nicht weniger als dreihundert ehemalige südpreußische Officiere gemeldet hätten, daß also für die meisten unter ihnen noch lange keine Aussicht sei, wieder angestellt zu werden, zumal da die königlichen Behörden nicht einmal besondere Rücksicht bei den Bewerbungen auf sie nähmen, sondern ihnen oft ganz junge

Leute vorzögen, die noch gar keine Anſtellung gehabt hätten; dennoch hätten ſie ein Recht auf die Auszahlung eines dreijährigen Gehaltes von Seiten der ſächſiſch-polniſchen Regierung; dieſes Recht ſei ihnen durch einen Artikel des tilſiter Friedens geſichert, aber der König habe keine Macht, die Erfüllung dieſes Artikels zu erzwingen.

„Unter dieſen Umſtänden," ſchloß der Mann ſeine Rede, die mehrfach von der lauten Zuſtimmung ſeiner Leidensgefährten unterbrochen wurde, „unter dieſen Umſtänden dürfen und müſſen wir uns erinnern, daß es der Kaiſer Napoleon war, der den Frieden von Tilſit machte, daß er ſelbſt das Schickſal der ſüdpreußiſchen Beamten beſtimmte; gewiß iſt es ihm nicht gleichgültig, daß die von ihm ſelbſt auferlegten und einem Andern übertragenen Verbindlichkeiten unerfüllt bleiben. Wie wäre es, wenn die hier in Berlin anweſenden, ehemals ſüdpreußiſchen Beamten ſich vereinigten, wenn ſie ihm eine getreue Schilderung ihrer erbarmungswürdigen Lage zukommen ließen und ihn bäten, ſich großmüthig ihrer anzunehmen und in Warſchau die Auszahlung des dreijährigen Gehaltes zu befehlen? Es läßt ſich gegen dieſen Vorſchlag wohl mit Fug nichts aufbringen, meine Herren Collegen, wir machen nur einen Verſuch, uns vom Hungertode zu retten; ein übles Licht kann eine ſolche Bitte nicht auf uns werfen, im ſchlimmſten Falle erhalten wir eine abſchlägliche Antwort, die ich indeſſen nicht fürchte, da einer von unſern Collegen in einem vornehmen franzöſiſchen Herrn einen Fürſprecher für uns bei dem Kaiſer Napoleon gefunden hat!"

Man kann nicht ſagen, daß der Schluß der Rede den Beifall gerade der Anweſenden erhalten hätte; trotz Sorge und Noth, trotz Hunger und Kummer regte ſich in den Bruſten der Unglücklichen doch das preußiſche Herz dagegen, indeſſen ſprachen ſie nicht gegen den Vorſchlag, und es war deutlich zu ſehen, daß ſie ſich nach Ueberwindung der tiefen patriotiſchen Scrupel doch zu der Bittſchrift an den Kaiſer der Franzoſen bequemen würden.

Da drängte ſich plötzlich ein noch jüngerer Mann an den Tiſch, ſeine Kleidung war ärmlich im höchſten Grade, der fadenſcheinige Rock war ſichtlich um nur den Mangel an Wäſche zu verbergen, ſo ängſtlich zugeknöpft, auf ſeinem Antlitz las man nur Mangel und Entbehrung, in ſeinem ganzen Weſen aber verrieth ſich jenes ganz unbeſtimmbare Etwas, welches den Mann von beſſerer Erziehung von Andern unterſcheidet.

„Meine Herren Collegen," nahm er das Wort, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige Worte von mir ſelbſt ſage, die vielleicht aber hier an ihrer rechten Stelle ſind. Die Noth, mit der ich jetzt ringe, überſteigt alle Beſchreibung. Was ich Ihnen ſagen könnte, wäre immer nur der Abdruck einer viel traurigeren Wirklichkeit, Sie ſelbſt aber ſind Alle in bitterer Noth, Sie werden es ſich alſo ſelbſt denken können, aber ich will Ihnen mittheilen, welche Schickſale mich betroffen haben. Ich ſtand in Warſchau, und früh genug verbreitete ſich dort die Nachricht von dem großen Unglück, das über die Preußiſchen Waffen gekommen ſei; bald erfuhr man, daß ſich franzöſiſche Truppen der Grenze des ehemaligen Polen näherten, dann, daß ſie in dies Preußen einge-

rückt wären und sofort die ehemalige polnische Republik proklamirt hätten; die schrecklichsten Gerüchte jagen sich in unaufhörlicher Hast und stürzten alle Preußisch Gesinnten in Angst und Bestürzung, die Polen dagegen, leicht empfänglich, exaltirten sich in ihren Hoffnungen und begannen, eine neue, herrliche Zukunft für ihr Vaterland von Napoleon erwartend, in ganz ungemessener Weise zu jubeln und zu frohlocken. Auf der einen Seite klagte ängstlich die Besorgniß, auf der andern höhnte eine brutale Schadenfreude. Dennoch war unsere Lage noch nicht ganz unerträglich, denn noch hielten die Polen an sich, aus Furcht, weil die Heere des Kaisers von Rußland in der Nähe standen und sich ihrer Viele der letzten Erstürmung Warschaus durch die Russen mit Entsetzen erinnerten. Auch die, welche einen Umschwung der Dinge am lebhaftesten wünschten und fast überzeugt waren, daß die Heere Napoleons die Stadt bald besetzen würden, wagten noch nicht öffentlich sich uns feindlich zu zeigen. Hin und wieder zeigte sich zwar der Nationalhaß auch schon in jener Zeit, doch machte er sich höchstens in Schimpfworten Luft und wurde meist nur von den polnischen Priestern hervorgerufen, die allerdings unter der Preußischen Herrschaft wesentlich an Einfluß und Einnahme verloren hatten. Ich fürchtete für meine Person weniger als andere Preußische Beamte, da meine Dienstverhältnisse in keiner unmittelbaren Theilnahme an der Staatsadministration bestanden, dennoch wurde ich gerade zuerst mit ein Opfer der unseligen Verhältnisse. Ich hatte nämlich bei meiner Versetzung nach Warschau im Jahre 1804 mein baares Vermögen zur Cautionsbestreitung verwenden und mich zu meiner ersten Einrichtung in lästige Geldverbindungen einlassen müssen. Man hatte mich von Posen aus an einen Weinhändler gewiesen, der mich auch sehr freundlich empfing, mir Geld lieh und mir bald darauf in seinem Hause miethweise eine Wohnung abließ. Ich hatte anfänglich alle Ursache, mit diesem Manne zufrieden zu sein, wenn ich auch bemerkte, daß er ein eifriger Katholik und sehr abhängig von Klostergeistlichen war, die auch ziemlich fleißig bei ihm verkehrten. Kurz vor der Katastrophe bei Jena fand ich bei ihm zwei Mönche, welche in der Voraussetzung, daß ich nicht polnisch verstehe, die schändlichsten Dinge von dem Könige und namentlich von unserer Königin erzählten und sich dabei so ehrenrühriger, so nichtswürdiger Bezeichnungen bedienten, daß ich mich nicht enthalten konnte, mich zu erheben und ihnen eine derbe Lection zu geben. Das war nicht eben klug gehandelt, da ich, wie gesagt, die Abhängigkeit meines Gläubigers und Wirths von den Mönchen kannte, aber ich hielt es für meine Pflicht als Mann und für eine patriotische Pflicht, solche Nichtswürdigkeiten gegen eine edle Frau, die meine Königin war, nicht ungestraft zu lassen. So lange die Preußische Regierung in Kraft war, merkte ich nichts von der Rache der Bernhardiner-Mönche, sie kam aber um so empörender und schwerer über mich, als die Auflösung der bestehenden Ordnung wahrscheinlich wurde, als der Preußische General von Kühler sein Gouvernement verließ, und Unschlüssigkeit an die Stelle der kräftigen Handhabung der Gesetze trat. Mit dem Tage, da die Annäherung der Franzosen bekannt wurde, verwandelte sich das kriechende Wesen, mit dem mir die Mönche bis dahin widerwärtig geworden; mit boshaft höhnischen Mie-

nen ſchanten ſie mich an, wenn ſie mir auf dem Hausflur begegneten. Ich achtete dieſe Menſchen zu wenig und reizte ſie vielleicht eben dadurch, meinen Wirth zum Werkzeug ihrer Rache an mir zu machen, was ihnen um ſo leichter wurde, da dieſer Mann ihnen unbedingt Folge zu leiſten gewohnt war.

„Es war zwei oder drei Tage vor dem Einmarſch der Franzoſen in Warſchau, als ich, durch die niederſchlagenden Nachrichten verdrießlich geſtimmt, nach Hauſe zurückkehrte. Mein Wirth, der Weinhändler, ſtand mit den beiden Mönchen vor der Thür. Sie hatten auf mich gewartet, denn mit einer Ungezogenheit, die ihm ſonſt ganz fremd war, in einer völlig rückſichtsloſen, allen Anſtand verletzenden Form, forderte mein Wirth von mir die ſofortige Bezahlung meiner Schuld, die überdem erſt zu Johannis 1807 fällig war. Es war mir nicht möglich, bei dieſer Beleidigung ruhig zu bleiben, ich gerieth mit dem Weinhändler in einen heftigen Wortwechſel, die Mönche miſchten ſich hinein, es kam zu Drohungen, endlich zu Thätlichkeiten, andere Polen liefen herzu, und ich wurde auf offener Straße niedergeſchlagen und in der empörendſten Weiſe von ihnen gemißhandelt. Acht Tage zuvor war meine Frau entbunden worden, ohnmächtig und blutend brachte man mich zu ihr hinauf, ſie verfiel in einen gefährlichen Paroxismus bei meinem Anblick. Es war unmöglich Hülfe vom Geſetz zu erlangen, und ich wäre zufrieden geweſen, wenn dieſer der letzte traurige Auftritt geweſen wäre, den ich in Warſchau zu erleben gehabt hätte. Wir erhielten darauf eine halbjährige Gehaltzahlung, und meine Caution wurde mir zurückgeſtellt; ich befriedigte auf der Stelle meinen unbarmherzigen Wirth, die Rache der Mönche aber befriedigte ich nicht, im Gegentheil mochten die ſehr ungehalten ſein, daß ich durch die raſche Zahlung ihrem Beichtſohn den Vorwand zu weitern Mißhandlungen entzog.

„Endlich kam der Augenblick, da Warſchau von franzöſiſchen Truppen beſetzt wurde; ein wüſter Tumult durchtobte die Straßen, die alte Polniſche Wirthſchaft kam wieder oben auf, und die Preußiſchen Beamten konnten ſicher ſein, inſultirt oder gröblich gemißhandelt zu werden, wenn ſie ſich auf offener Straße blicken ließen. Einer meiner Bekannten wurde ſo entſetzlich geſchlagen und getreten, daß er wenige Tage darauf den Geiſt aufgeben mußte. Jeder, der auch nur im Verdachte Preußiſcher Geſinnungen war, hielt ſich ſo verſteckt als möglich. Mich führte die Angſt, mein krankes Weib zu verlieren, an dieſem Tage zu einem etwas entfernt wohnenden Arzt. Es dauerte lange, bevor ich ihn fand, und nur meine Kenntniß der Polniſchen Sprache half mir durch mancherlei Gefahren. Das Schwerſte ſollte ich bei meiner Rückkehr zu überwinden haben; ich fand meine Wohnung geplündert, alle meine Mobilien zerſchlagen, mein armes Weib ſich in Todeszuckungen neben den Trümmern windend."

Mitleidig blickten die Männer auf den Collegen, der nach einer kleinen Pauſe fortfuhr: „Gleich nach meiner Entfernung aus dem Hauſe waren mehrere Polen mit vier Soldaten gekommen und hatten mich zu ſprechen verlangt. Als ſie meine Abweſenheit erfahren, waren ſie zu meiner Frau ins Zimmer gedrungen und hatten die Spiegel zerſchlagen, den Schreibtiſch erbrochen, meine Baarſchaft geraubt und mit lautem Jubel Alles zertrümmert und zerſchmettert. Vergeblich

hatte mein Dienſtmädchen den Wirth und ſeine Leute zu Hülfe gerufen; er ließ ſich nicht ſehen, und ſeine Leute rührten ſich nicht von der Stelle. Die Mönche aber ſchlichen hohnlächelnd an mir vorüber, ſie hatten ihre Wette gewonnen.

„Am folgenden Morgen mußte ich von dem Bette meiner noch immer mit dem Tode ringenden Frau nach dem Conferenzſaale der Regierung, wohin uns der Präſident von Wibicki beſchieden. Es war ein Hohn, daß man uns Preußen zu dieſer Ceremonie beſonders-beſtellte; als Wibicki eintrat, ſtand auf der einen Seite ſchon ein ganz neues Regierungs-Perſonal, aus lauter Polen beſtehend, auf der andern ſtanden wir Preußen mit unſerm Präſidenten. Wibicki hielt nun eine Rede zum Lobe Napoleons und über die Wiederherſtellung der Republik Polen, von deren künftigen Flor er ganz unglaubliche Dinge vorher zu ſagen wußte, dann kündigte er uns Allen unſere Entlaſſung mit der Erklärung an, daß ſolches eine gerechte Wiedervergeltung der ehemals von Preußen gegen die polniſchen Beamten gebrauchten Maßregel ſei. Zwar habe Preußen den polniſchen Officianten damals bei ihrer Verabſchiedung einen dreijährigen Gehalt zahlen laſſen, und die großmüthige polniſche Nation würde gewiß mit Vergnügen ein Gleiches für uns thun, allein die Bedürfniſſe des Staates ſeien zu groß und die Hülfsquellen zu gering, um eine ſolche Ausgabe beſtreiten zu können, und wir müßten uns denn gegenwärtig mit dem Verſprechen begnügen, daß die Großmuth der polniſchen Nation etwas für uns thun werde, ſobald die Finanzen des Staates das erlaubten. Der Präſident ſchloß mit der Ermahnung, daß wir die Archive unſern Nachfolgern in gehöriger Ordnung übergeben möchten.

„Stumm drückten wir Leidensgefährten uns die Hände, faſt betäubt ging ich, um in meine Wohnung zurückzukehren. Ein lärmender und tobender Volkshaufen weckte mich aus meinem dumpfen Brüten. Der Pöbel hatte ein Preußiſches Wappenſchild mit dem ſchwarzen Adler von einem Amtshauſe abgeriſſen und ſchleppte nun höhnend und jubelnd das Sinnbild der Preußiſchen Herrſchaft im Koth durch die Gaſſen. Ein alter Pole erhitzte ſich darüber in lautem Unwillen, und ſchon war er in Gefahr, ſich ſchlimme Händel zuzuziehen, als er gutmüthig die auf ihn Eindringenden durch die Worte beſänftigte: „Kinder, es iſt ja unſer alter polniſcher weißer Adler, er hat ja nur das Trauerkleid angezogen, als die Preußen hier Herren wurden, und darum ſchleift ihr ihn durch den Koth? Nicht doch, ihr ſolltet ihm das Trauergewand ausziehen, und ihm ſeine ſchöne weiße Farbe wieder geben!“ Ein unermeßlicher Jubel folgte dieſen Worten. Man hörte nicht auf die Stimme eines wohlgekleideten Mannes, der den Begeiſterten zurief: „Thut's nicht, ſonſt wird er grau, und grau iſt nicht ſchwarz nicht weiß, gar keine reine Farbe!“ Uebrigens hatte der Alte recht, denn bei der Preußiſchen Beſitznahme Polens wurden an vielen Orten nur die polniſchen weißen Adler im rothen Felde überſtrichen und ſo Preußiſche ſchwarze im weißen Felde gemacht.

„Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, in welcher traurigen Stimmung ich meine Geſchäfte meinem polniſchen Nachfolger übergab, doch richtete mich in etwas die Hoffnung auf, daß mir Gott mein Weib laſſen werde; ich wußte da-

mals noch nicht, zu welchem Leiden ihr das Leben gefriſtet werden ſollte! Der Aufenthalt in Warſchau war entſetzlich für uns; es verging kein Tag, ja, ich möchte ſagen, es verging keine Stunde ohne eine Beleidigung, ohne empfindliche Kränkungen für uns. Als Napoleon nach Warſchau kam, und ihm zu Ehren die Stadt illuminirt wurde, glaubte man dem Sieger nicht beſſer ſchmeicheln zu können als durch Verhöhnung Preußens. Ich erinnere mich eines großen Transparents, das zeigte zwei Felſen aus Schilf emporragend, auf dem einen ſaß der franzöſiſche Adler und warf mit einem Schwert den ruſſiſchen Doppeladler von dem andern Felſen. Zu Füßen des franzöſiſchen Adlers lag verendend der Preußiſche, zwiſchen den beiden Felſen aber ſchoß der polniſche Adler hervor und ſtieß mit ſeinem Schwert den todten Preußiſchen noch durch's Herz. Der polniſche Adler erinnerte an den Eſel, der ganz muthig dem todten Löwen noch einen Fußtritt verſetzt.

„Der Mann, der dieſes allegoriſche Transparent erſonnen, war ein reicher Polniſcher Jude, der ſich von der Preußiſchen Regierung vieler Begünſtigungen und Unterſtützungen zu erfreuen gehabt hatte. So dankte er jetzt; überhaupt waren die Fabrikunternehmer und Handelsleute, für die der Preußiſche Staat ſo viel gethan hatte, die allereifrigſten in der Verhöhnung und Verſpottung Preußens. Ein anderer Jude hatte einen goldnen franzöſiſchen Kaiſer-Adler illuminirt, der in ſeinen Fängen eine Kette zerreißt, mit der Umſchrift: „Gleiche Freiheit, gleiche Rechte!" Dieſer Jude aber, der jetzt mit der Preußiſchen Kette prahlte, war in Frankreich geboren und hatte erſt mit vieler Mühe vor einigen Jahren die Aufnahme in den Preußiſchen Unterthanenverband erlangt, war reich geworden in Preußen und dankte nun auf dieſe Weiſe.

„Ich hatte meine Acten übergeben und rüſtete mich zur Abreiſe, da erſchien der Befehl, daß kein ehemals Preußiſcher Beamter abreiſen dürfe, oder Päſſe zur Abreiſe erhalte, bevor er nicht ſeine Schulden bezahlt habe. Es wurde die Art des Beweiſes feſtgeſetzt, und die Hauswirthe für ihre Miether verantwortlich gemacht. Darauf erſchien eine zweite Verfügung, durch welche allen Preußiſchen Beamten angekündigt ward, daß ſie innerhalb acht Tagen die Polniſchen Staaten zu verlaſſen hätten, nur Diejenigen, die mit Grundſtücken angeſeſſen waren, hatten eine Friſt von 14 Tagen. Man ging entſetzlich hart mit uns um, Viele ſtanden vor einer Unmöglichkeit, ſie ſollten in acht Tagen das Land räumen und hatten doch keine Möglichkeit, ihre Schulden zu bezahlen. Der fanatiſche Polniſche Haß handelte hier Hand in Hand mit der Gewinnſucht, man zwang die Preußiſchen Beamten, ihre Grundſtücke zu verſchleudern. Andere mußten den Wucherern in die Hände fallen, unter dieſen war auch ich. Es war in Warſchau ein Geldwechsler, der meine Familie kannte, an dieſen wendete ich mich wegen eines Darlehns und erhielt auch ein ſolches nach langen Verhandlungen gegen Verpfändung eines Erbrings, gegen 35 Procent Zinſen und einen Wechſel. In dieſer traurigen Lage war ich gezwungen, meiner unglücklichen Frau Heiterkeit und frohe Hoffnung zu zeigen, um ſie aufrecht zu erhalten. Die Reiſe wurde angetreten, mein krankes Weib und der Säugling

wurden auf dem Wagen in Betten verpackt, und ſo kamen wir endlich nach vielen Mühſeligkeiten hier in Berlin an.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich gleich nach meiner Ankunft hier meine Gönner und Freunde aufſuchte; doch, auf aller Stirn war Gram und Schmerz zu leſen, ſie ſelbſt hatten keinen Gehalt, ſie ſeufzten ſelbſt nach Erlöſung. Noch hatte ich eine Hoffnung, ich hatte einen wohlhabenden Schwiegervater, der Pächter eines adeligen Gutes, aber ich kam gerade noch zur rechten Zeit, um ihn mit zu begraben. Er war geplündert und gemißhandelt worden, er ſtarb an den Folgen. Von ſeinem Beſitz war nur ein geringer Reſt gerettet worden, den theilte ich mit meinem ebenfalls amtloſen Schwager und kehrte mit der Todesbotſchaft, und um die letzte Hoffnung betrogen, zu meinem unglücklichen Weibe zurück. Alle meine Bemühungen, wieder eine Anſtellung zu erhalten, waren völlig fruchtlos, es gelang mir nicht, auch nur den geringſten Subaltern-Poſten zu erhalten. Das Wenige, was mir aus der Erbſchaft meines Schwiegervaters blieb, nachdem der Warſchauer Wechſel gezahlt war, wurde bald aufgezehrt, um Almoſen bitten kann ich nicht, mein Kind iſt todt, mein Weib ſiecht rettungslos dahin, bald werde ich nun allein noch hungern und darben!"

Düſter vor ſich hinſtarrend, ſchwieg der unglückliche Mann, voll Theilnahme blickten die Andern auf ihn, ſie Alle hatten wohl auch großes Leid getragen und bittre, bittre Noth, aber dieſe Odyſſee des Unglücks machte doch Eindruck auf ſie.

Da richtete ſich der Sprecher wieder auf und ſprach mit ſtarker Stimme: „Und warum erzähle ich Ihnen das, liebe Collegen? Sie haben Alle ſelbſt genug am eigenen Unglück, ähnlich wie mir iſt's im Ganzen Ihnen Allen ergangen; ich erzählte Ihnen aber meine Leiden, um zu Ihnen jetzt warnend und bittend ſagen zu können: Seht, das habe ich gelitten, aber trotzdem werde ich mich nicht ſo weit erniedrigen, den Bonaparte um Hülfe zu bitten; wer ein preußiſches Herz in der Bruſt trägt, der darf, der kann keinen Napoleon um Hülfe bitten, und ſollte das Herz darüber brechen!"

Mit dieſen Worten verneigte ſich der bleiche Mann leicht und ging, ohne einen weiteren Gruß zu thun, hinaus. Erſtaunt ſchauten die Männer auf, am meiſten erſtaunt waren Herr Laborde und ſeine Helfershelfer, denn die hatten den Mann reden laſſen und ſich gefreut, ſo ganz unvermuthet eine Unterſtützung gefunden zu haben; den Schluß, ſolche Erklärung, hatte Niemand vermuthet.

Von allen Seiten ſprach man ſeine aufrichtige Bewunderung für den Muth und den Patriotismus des wackeren Mannes aus, es war aber trotzdem Keiner weiter, der ihm folgte und die Geſellſchaft verließ.

Man bewunderte den Mann, aber man folgte ſeinem Beiſpiele nicht.

So geht es oft im Leben.

Als nun Herr Laborde das Wort nahm und ſchlau erklärte, die Geſinnungen des Collegen, der eben hinausgegangen ſei, wären zwar höchſt vortrefflich, und man müſſe gewiß vor einem ſolchen Patriotismus alle Achtung haben, indeſſen werde doch dadurch ihre Noth nicht gelindert, und die Familie, die Sorge für Weib und Kind ſei immer noch eine höhere Pflicht als die Vaterlandsliebe,

da zollten ihm die unglücklichen Beamten ihren vollen Beifall und erklärten sich bereit, eine Bittschrift an den großmüthigen Kaiser Napoleon zu unterschreiben.

Wer will darum einen Stein auf diese hungernden Menschen mit darbenden Frauen und verschmachtenden Kindern werfen?

Herr Laborde aber erreichte seinen Zweck und überreichte am anderen Morgen Herrn Vertuilen eine Bittschrift, unterzeichnet: „Der Ausschuß der ehemaligen südpreußischen Beamten." Funfzehn Namen, die Niemand kannte, standen unter dem merkwürdigen Actenstücke.

„Wird das genügen, mein Herr?" fragte Laborde, nachdem Vertuilen das Blatt überflogen.

„Es ist nichts daran, nichts dahinter," entgegnete der Groß-Agent lächelnd, „aber es reicht vollkommen aus für den Zweck, es ist viel mehr, als ich gehofft habe!"

Er reichte Herrn Laborde ein Röllchen von zwanzig Napoleons.

Das war leicht verdient!

Vierzehn Tage später war in allen Zeitungen zu lesen, daß die ehemaligen südpreußischen Beamten die Großmuth und die Gerechtigkeit des Kaisers Napoleon angerufen hätten, weil der allein vermögend sei, ihnen zu helfen in ihrer Noth und ihnen zu verschaffen, was ihnen nach dem Tilsiter Vertrag zukomme.

Die kaiserliche Regierung hatte Veranlassung, die Großmuth und Gerechtigkeit ihres Herrn und Meisters zu preisen, ihn als den Hort aller Bedrückten in Europa hinzustellen, damit dem Könige von Preußen indirect einen Vorwurf machend, als habe der's fehlen lassen an Sorge und Verwendung für seine ehemaligen Beamten. Damit aber begnügten sich die Herren zu Paris, es erfolgte niemals eine Antwort auf die Bittschrift, die Großmuth und Gerechtigkeit des Kaisers Napoleon bemühete sich niemals, auch nur das Geringste für die südpreußischen Officianten zu thun. Was in der Folge, früher oder später, für diese unglücklichen Opfer der traurigsten Verhältnisse geschah, das kam in aller Stille lediglich von Friedrich Wilhelm III. und dem preußischen Staate selbst.

Umschau.

Auch die abgewichene Woche hat die auf uns lastende Schwüle durch kein Ereigniß von frischerem Hauche zerstreut. Die Revolutionirung Italiens, das Alles beherrschende und verschlingende Drama des Tages, schritt ihrem Ziele anscheinend zwar in gemäßigterem Tempo, aber mit desto gewichtvolleren Schritten entgegen. Dem Paroxysmus auf Sicilien, wie der verhängnißvollen plötzlichen Rührigkeit des Hofs von Neapel (einer Rührigkeit, die sich freilich ansieht wie die Aeußerungen eines galvanischen Körpers), ist ein eigenthümlicher Mittelzustand gefolgt, unter dessen trügerisch ruhiger Hülle sich neue und, wir fürchten, weitergreifende Entscheidungen vorbereiten. Auf der Insel, wie auf der Halbinsel, scheinen die Parteien erst jetzt sich gruppiren zu wollen, und ist

dies gelungen, dann wird man auf mannigfache Verwandlungen der Scenerie gefaßt sein müssen. Kläglich ist es, hierbei zu sehen, wie die durch die überraschende Verzagtheit Franz II. entmuthigte königliche Partei sich kaum so weit ermannen durfte, um mitten in der allgemeinen Verwirrung auch eine Stellung zu gewinnen und ein Wort mitsprechen zu können. Die königliche Sache gestaltet sich eben, wie sie nach einem so plötzlichen und totalen Principienbruche sich nothwendig gestalten muß. Bestürzung, Entmuthigung und Uebereilung, Eins mit dem Andern und Eins durch das Andere. An Stelle des ritterlich gewappneten Glaubens, daß das Königthum von Gottes Gnaden, jener durch den revolutionären Sirocco bis in die Sphären des Königs getragene Aberglaube, daß dieser Glaube ein — Aberglaube gewesen. Was ist unter solchen Umständen zu hoffen?

Während der König sich vergeblich bemüht, unter den Großen seines Landes Männer aufzufinden, die das Interesse seiner Krone wie seines Hauses vor dem französischen Gewalthaber und dem Piemontesenkönige verträten, übergeht Ld. Wodehouse, Unter-Staatssekretair des Auswärtigen, die an ihn von Ld. Normanby im Oberhause gerichtete Frage: ob die Regierung Ihrer Majestät einen Vertreter Garibaldi's empfangen werde mit einer solchen Miene ausweichender Vornehmigkeit, daß man in tiefster Seele darüber erröthet. Aber es scheint eben, als ob andere Mächte keine Zeit zum Mit-Sprechen und Mit-Handeln hätten: Rußland wahrscheinlich nicht, weil es „sich sammelt"; Andere nicht, weil es „zu früh" sein würde. Gut Ding will Weile haben. Schade nur, daß die Demokratie das Sprüchlein auch kennt.

Dem gegenüber äußert der „Erste Soldat der italiänischen Unabhängigkeit" eine unerwartete Großmuth. Er hat sich, wahrscheinlich aus Mitgefühl mit der bedrängten Lage seines königlichen Bruders, bereit finden lassen, ein Bündniß mit Franz II. einzugehen und zu diesem Behufe Präliminarien, in der Form von Bedingungen, zu erkennen gegeben. Man kann diese Bedingungen nicht lesen, ohne von der Thatsache Akt zu nehmen, daß die abgefeimten Ehrlosigkeiten der Revolutionäre aufgehört haben, nur das Eigenthum ihrer untersten Schichten zu sein. Die Bedingungen, unter denen der Piemontesenkönig das Bündniß gestattet, tragen das unverstellte Gepräge einer formula deprecationis, der sich der König von Neapel zu unterwerfen haben würde. Möglich, aber kaum noch wahrscheinlich, daß Franz II. den königlichen Stolz hat, das Bündniß unter diesen Bedingungen rund abzulehnen, er würde damit manchen übereilten Schritt sühnen und unter allen Umständen seine Sache — nicht verschlimmern. Der König muß jetzt eingesehen haben, daß die ihn umwogende Revolution den Händen des Franzosenkaisers wie denen des Piemontesenkönigs bereits entschlüpft ist, und daß sie ihren Weg machen wird, ohne abzuwarten, ob man ihr in Paris oder Turin den Paß visirt. Die Revolutionaire werden ihren störrigen Nacken so wenig vor diesem Bündnisse wie vor einer nach dem napoleonischen Muster zugeschnittenen Verfassung, beugen. Man scheint dies in Paris und Turin viel deutlicher zu erkennen als in Neapel selbst; und vielleicht steht die plötzliche Bündnißbereitwilligkeit mit dieser Erkennt-

niß ſogar in einigem Zuſammenhange. Immerhin ließ die eine der vorgeſchriebenen Bedingungen, die nämlich, daß das Volk Siciliens über ſeine Regierung aus eigener Wahl zu beſtimmen haben ſolle, wegen der eines Tages vielleicht erforderlichen legitimatio ad titulum (über die Legitimität geht doch nichts, und Uſurpatoren entbehren ſie viel empfindlicher als andere Leute!) das diplomatiſche Gaukelſpiel der Bemühung werth erſcheinen. . . . .

Von beinahe draſtiſcher Wirkung wie der Witz eines luſtigen Spaßvogels fällt in alle dieſe Trübniſſe die Nachricht, daß Frankreich zwei Schiffe nach Beirut ſchicken wird. Auch dieſe Komödie iſt wohl eine Wirkung der verdrießlichen Wahrnehmung, daß der nicht-officielle Einfluß Englands auf die Revolution in Sicilien den officiellen Einfluß des allgewaltigen Franzoſenkaiſers bereits beſeitigt hat, und daß es zweckmäßig ſei, die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit des britiſchen Cabinets auf einen andern Punkt hinzulenken. Denn hat man die (freilich recht blutigen) Prügeleien zwiſchen Druſen und Maroniten bis dahin ruhig gewähren laſſen — warum ſie auf einmal der europäiſchen „Civiliſation" in's Gewiſſen binden, in einem Augenblicke zumal, wo dieſe Civiliſation vollkommen würdige und ungleich nähere Arbeit in Palermo fände, inmitten der blutigen Metzeleien eines entfeſſelten Banditenpöbels?! Kaum glaublich indeß, daß die franzöſiſche Schiffs-Entſendung das überaus kühle Blut des britiſchen Premier-Miniſters ſehr erhitzen dürfte. . .

In England hat der über die Papierſteuer-Bill zwiſchen dem Ober- und Unterhauſe entſtandene Competenzſtreit durch die mit ungeheurer Mehrheit angenommenen Reſolutionen Lord Palmerſton's einen Ausgang genommen, der immer noch verträglich genug erſcheint, wenn man erwägt, daß ſelbſt Mitglieder des Cabinets dagegen wühlten und ſtimmten. Obwohl die Reſolutionen dem Oberhauſe das Recht, die Finanz-Politik des Unterhauſes zu controliren, abſprechen, und auch hier wieder die Erſcheinung hervortritt, daß die conſtitutionelle Staatsform naturgemäß auf demokratiſchen Despotismus hinausdrängt, gegen deſſen Uſurpationen Thron und Volk zuletzt ohne Schutz und Schirm daſtehen: ſo möchten wir mit Rückſicht auf die intrikaten auswärtigen Beziehungen Englands dieſen Ausgang des Handels für den Augenblick immer noch willkommener heißen als den wirklichen Eintritts eines Conflikts. Enthält doch dieſer Verlauf für Andere, die noch nicht ſo glücklich ſind, auf der conſtitutionellen Stufenleiter die nämliche Höhe erreicht zu haben, der ernſten und wohlthätigen Warnungen genug!.. Zu den die Reſolutionen aus beſonderem Radikalvergnügen bekämpfenden Cabinetsmitgliedern zählte u. A. auch Milner Gibſon, der britiſche Handels-Miniſter. Man ſchmeichelt ſich indeß keinen Augenblick mit der Hoffnung, daß der Ehrenmann deshalb aus dem Cabinet treten werde. Der Magen eines Handels-Miniſters kann was verdauen. Tout comme chez nous.

Iſt es doch, als ob die europäiſche Welt der offenen Wunden und Solcher, die aus ihrer Offen-Erhaltung ein Geſchäft machen, noch nicht genug hätte! Auch der eidgenöſſiſcher Bundes-Rath hat mit Beziehung auf

die (ehemals!!) neutraliſirten Gebiete von Savoyen in ſeiner Botſchaft vom 25. Juni sub 2. den Entſchluß angekündigt, „in der Wahrung der desfälligen Rechte und Intereſſen der Schweiz kräftig fortfahren zu wollen.“ Alſo auch dieſe Wunde wird offen erhalten werden! Wenn das zuletzt nicht ein Rieſenfieber giebt, von dem der alte europäiſche Staatskörper zuſammengeſchüttelt wird, daß ihm die Zähne klappern, dann hat aus dieſer Gefahr nur das Amulet einer — Pariſer Conferenz gerettet. Apropos Conferenz! Sie wird nun gewiß im — Oktober ſtattfinden... Im Oktober, welchen Jahres, wird zum Glück nicht gemeldet.

Die freilich auffällige Erklärung von Baring Brothers u. Co., daß auf die kürzlich zurückgezogene neue ruſſiſche Anleihe in London und Amſterdam bereits ⅔ der Ausſchreibung gezeichnet worden ſeien, hat in der Börſenwelt ein Befremden erregt, das für die nächſte Zukunft auf die ruſſiſchen Finanzoperationen nicht ohne Einfluß zu bleiben droht.

Mitten in dieſem Gewühl von Intereſſen und Kräften, die zum Theil ſelbſt, zum Theil gegenſeitig aufreiben, thut es wohl, zu bemerken, wie Oeſterreichs Regierung ſtill und geräuſchlos fortfährt, den Geſammtſtaat allmälig von dem „abſtrakten Rocke“ des Hrn. Ritters Bach zu entkleiden und dem Kaiſerſtaate ein freieres Gliedergefüge wiederzugeben. Auch für Croatien wurde der Gebrauch der Landesſprache, für den innern wie für den äußeren Dienſt, nunmehr als Amtsſprache angeordnet. Glück auf auf dieſem Wege!

H. L.

Preßproceß
zwiſchen Dr. Brunner in Wien und Ignaz Kuranda
oder:
Verhandlungen zwiſchen Deutſchthum u. Judenthum.

I.

In authentiſchem Abdruck liegt uns jetzt vor: „Preßproceß Dr. Brunner — Ignaz Kuranda, verhandelt am 10. Mai vor einem Dreirichter-Collegium des hieſigen Landesgerichts in Strafſachen, nach ſtenographiſchen Niederſchriften zuſammengeſtellt und mit erläuternden Noten ſammt Anhang herausgegeben von Wenzel Auguſt Neumann. Wien, 1860. Druck von Ludwig Mayer.“ Wir verſuchen es, in den folgenden Zeilen die Bedeutung dieſes Proceſſes darzuſtellen.

Sebaſtian Brunner, Doctor der Philoſophie und Theologie und Conſiſtorialrath, unerſchrockener und unermüdlicher Vorkämpfer auf chriſtlich-deutſcher Seite in dem Kampfe, in dem es ſich um die Erhaltung der chriſtlichen und deutſchen Grundlagen oder um die Judaiſirung Oeſtreichs und damit Deutſch-

lands handelt, iſt zu Wien 1814 geboren. Nachdem er ebendaſelbſt ſeine theologiſchen Studien abſolvirt hatte, war er von 1838 bis 1852 Kaplan und Pfarrverweſer, von 1853—56 Prediger an der Univerſitäts-Kirche und hat ſich, ſeitdem dieſelbe den Jeſuiten übergeben ward, ausſchließlich literariſcher Thätigkeit gewidmet. Schon vor 1848 hatte B. durch ſeine politiſchen Schriften die Aufmerkſamkeit des Fürſten Metternich auf ſich gezogen, der ihn auch zu ſich berufen ließ und 1845—47 zu mehreren Arbeiten verwandte. Nach einer Reiſe durch Deutſchland im Jahre 1846 überreichte B. dem Fürſten, der eine Rundſchau der ſocialen Verhältniſſe von ihm verlangte, ein kurzes Memoire, in welchem er das Thema durchführte, daß „die Revolution innerhalb zwei, längſtens drei Jahren losbrechen, und die geringſte Veranlaſſung zum Ausbruch derſelben genügen werde.“ Dieſer Aufſatz hatte das Schickſal, wie mehrere andere Arbeiten B.'s, die Metternich ſeinen Freunden vorlas, ſehr lobte und dann bei Seite legte. Ueber die Stellung Metternich's hat B. in ſeiner Schrift: „Woher und Wohin, Geſchichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben“ (Wien 1855) manches Intereſſante mitgetheilt und namentlich gezeigt, wie derſelbe keineswegs ſo allmächtig war, als man ſich gewöhnlich vorſtellte. Im April 1848 gründete B., damals Pfarrkaplan in der Wiener Vorſtadt Alt-Lerchenfeld, die „Wiener Kirchenzeitung“ und zog ſich durch die Bekämpfung des damaligen revolutionären Geiſtes die bitterſte Verfolgung von Seiten der herrſchenden radicalen Partei, namentlich von Seiten der jüdiſchen Tagespreſſe zu. Der Jude Mahler im „Freimüthigen“, der Jude Siegmund Engländer in der „Katzenmuſik“, der Jude Löbenſtein und Andere wandten in Zeitungsartikeln und in beſonderen Plakaten, die oft in 10,000 Exemplaren über ganz Wien vertheilt wurden, alle Mittel an, um B.'s Vertreibung aus Wien zu bewirken. Wie leidenſchaftlich und maßlos dieſe Angriffe der jüdiſchen Preſſe waren, läßt ſich unter Anderm daraus ermeſſen, daß Löbenſtein wegen eines gegen B. gerichteten Zeitungsartikels ſelbſt von dem damals demokratiſch und radical geſtimmten Gericht zu einer Gefängnißhaft von drei Wochen verurtheilt wurde. Die Unterſtützung, welche B. dem muthigen Bürger Franz Kargl in deſſen Auftreten gegen die republikaniſchen Tendenzen des Sicherheitsausſchuſſes gewährte, ſteigerte die Wuth der jüdiſchen journaliſtiſchen Angriffe gegen ihn. Als der Jude Joſeph Goldmark (den das Contumaz-Urtheil des Wiener Landesgerichts vom 14. März 1856 des Hochverraths und der Mitſchuld an der Ermordung des Kriegsminiſters Grafen Latour für ſchuldig erkannt hat) bei den Wahlverhandlungen für den Reichstag auf dem Bezirk Neubau durch die damaligen Phraſen von Einer Kammer und ähnliche Forderungen ſich den Beifall der Wahlmänner erworben hatte, war es B., der als Wahlmann die Rede des Agitators ſo kräftig widerlegte, daß derſelbe nicht Eine Stimme erhielt. Als endlich B. am Wahltage ſelbſt die Mitglieder der Wahlverſammlung für den Miniſter Weſſenberg gewann und den Plan der Gegner, die einen Radicalen aus Frankfurt haben wollten, vereitelte, brach der Sturm gegen ihn mit verdoppelten Kräften los, und wurden die heftigſten Placate gegen ihn in der Nähe ſeiner Wohnung angeſchlagen. B. ließ ſich jedoch durch die Agitationen der Aula nicht

abhalten, ſeinen Kampf gegen die Stichworte der Revolution fortzuſetzen, wie er z. B. im September in ſeiner Kirchenzeitung, als die Radicalen ſchon über Reaction und Verrath an der Volksſouveränetät klagten, das heuchleriſche Spiel derſelben mit der Phraſe der Volksſouveränetät enthüllte. Eben ſo muthig trat er gegen den Plan auf, Füſter zum Cultusminiſter zu ernennen, und erſparte der Wiener-Revolution wenigſtens dieſe Schande, indem er auch beim Miniſter Doblhoff gegen dieſes ungeheuerliche Vorhaben Einſprache einlegte. Den ganzen Ernſt ſeiner Thätigkeit bewährte er auch in den Octobertagen, wie er z. B. am 29. October, während des Kampfes in den weſtlichen Vorſtädten Schottenfeld und Alt-Lerchenfeld, es bewirkte, daß die Kanonen, die gegen das anſtürmende kaiſerliche Militär feuerten, von den Linienwällen bei dem letzteren Orte weggeführt und in die Stadt gebracht wurden. Für dieſe kühne That wurde er am Abend deſſelben Tages mit dem Strange bedroht, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Wüthenden von ſich abzuwehren und ſeine Wohnung zu erreichen. Wie er in dieſen Tagen des letzten Kampfes muthig in der Reſidenz aushielt und, trotz der bekannten Geſinnung ſeiner Feinde gegen ihn, ſeinen Platz behauptete, ſo war auch ſein Blatt das einzige, welches in den Octobertagen vollſtändig erſchienen iſt und durchaus keine Unterbrechung erlitten hat. Auch nach der Wiederherſtellung der äußeren Staatsordnung ſetzte B. in der Kirchenzeitung ſeinen Kampf gegen das Judenthum und deſſen bedrohliche Einwirkung auf die europäiſchen Völker fort. Es entging ihm nicht, daß der jüdiſche Radikalismus, nachdem es ihm 1848, wenigſtens in Deutſchland, nicht gelungen war, die Träger der beſtehenden Ordnung, deren äußere Zeichen und Symbole, ſo zu ſagen den Leib und die äußere ſichtbare Wirklichkeit der chriſtlichen und deutſchen Lebensordnung, zu ſtürzen, ſein Vernichtungswerk auf einem Umwege fortſetzte. Nothwendig, ſeiner innerſten Geſinnung nach, ſchon in der Wallung ſeines Blutes radikal, da es als ein fremder Eindringling mit keinem Intereſſe des deutſchen Lebens ſympathiſiren kann und bei der hartnäckigen Behauptung ſeiner Fremdlingſchaft dieſem ihm gleichfalls fremd bleibenden Leben den Untergang wünſchen muß, verfrchte das Judenthum nach 1848, da es den Leib nicht hatte tödten können, die Seele zu lähmen und zum Verdorren zu bringen. Es rief lauter als je nach Theilnahme an den Ehren und Rechten der deutſchen Obrigkeit, an ſtändiſchen Pflichten und Vorrechten, an jedem Zweig der Regierung, endlich an den Ehrenſtellen der Armee, — es wollte thatſächlich zeigen, daß alle dieſe Rechte und Ehren auch ohne die Geſinnung, von welcher ihre Uebung und Behauptung bisher beſeelt und abhängig geweſen wär, von Fremden mechaniſch verwaltet und zur Schau getragen werden könnten, und daß das Geld, welches auf ſeine allerhöchſten Rechte pochte, an die Stelle der Geſinnung und Ueberzeugung getreten ſei. Dieſer Profanation der ganzen deutſchen Staatsordnung — einer Profanation, die für die Deutſchen die Folge haben würde, daß ſie ſich in ihrer eigenen Heimath und in ihrem eigenen ſocialen Bauwerk — (der Schöpfung von Jahrtauſenden) — als Fremde fühlen und ihre Geſinnung als ein Verbrechen gegen den neuen Judenſtaat verpönen laſſen müſſen, trat B. mit um ſo größerer Entſchiedenheit entgegen, da ſelbſt

Oeſterreich, beſonders nachdem die Finanz-Wirthſchaft der letzten zehn Jahre das Geld in die Hände der jüdiſchen Finanz-Kreiſe gebracht hatte, und dieſe als die Verbündeten eines auswärtigen Imperatorenthums die deutſche Preſſe durch den Schmerzensſchrei nach Gleichberechtigung mit den deutſchen Beſitzern des deutſchen Bodens, nach dem Antheil an deutſcher Obrigkeit, d. h. nach der ihnen, wie ſie meinen, von Geldeswegen gebührenden Beherrſchung des deutſchen Volkes erfüllten, — da ſelbſt Oeſterreich, ſagen wir, durch dieſen Schrei nach politiſcher Anerkennung des Geldes und durch die Rückſicht, welche die bereits judaiſirten Staaten jenem Schmerzensſchrei ſchenkten, bewogen, dem Judenthum Zugeſtändniſſe zu bieten begann, die bei der ausdauernden Standhaftigkeit dieſes Schmerzensſchreies und bei dem europäiſchen Uniſono, zu dem ſich derſelbe mit den Zurufen der jüdiſchen Sieger in anderen Staaten verbindet, zu immer gefährlicheren Conceſſionen, endlich zur Niederlage der deutſchen Lebensordnung führen mußten. Der Eclat des jetzigen Prozeſſes wurde endlich durch den Juden Ignaz Kuranda, Redacteur der „Oſtdeutſchen Poſt", hervorgerufen.

Die Schärfe der hiſtoriſchen Kritik, mit welcher ſich die Kirchenzeitung B.'s gegen das Andringen der Juden waffnete, wurde nämlich den Letzteren beſonders ſeit dem Augenblick läſtig und empfindlich, als B. in raſcher Folge eine Reihe von Artikeln mittheilte, in denen er einen zwar oft gemachten, eigentlich abgenutzten, aber von Kuranda in ſeiner Zeitung mit ſchroffer Grellheit wiederholten Vorwurf gegen das chriſtliche Europa zurückzuweiſen ſuchte. „Man ſah ja," ſagte Letzterer in der „Oſtdeutſchen Poſt", „daß nicht Gottes, ſondern nur der Chriſten Fluch auf den Juden laſtete." Gegen dieſen Vorwurf, welcher die Fremdlingſchaft, die die Juden unter allen Völkern hartnäckig behauptet haben, den Chriſten zur Schuld anrechnet, theilte die Kirchenzeitung jene in der Prozeßverhandlung als Berliner Urſprungs bezeichneten Artikel mit, die den hiſtoriſchen Beweis führten, daß die Juden nicht nur unter den Chriſten, ſondern auch unter allen heidniſchen Völkern dieſelbe Behandlung durch ihre Abſonderung und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten hervorgerufen haben. Einem dieſer Artikel, in welchem der Haß der Juden ſchon gegen die Völker des Alterthums aus den Schriften des Alten Teſtaments nachgewieſen wird, hatte die Redaction der Kirchenzeitung zur Beſeitigung von Mißverſtändniſſen eine erklärende Anmerkung beigefügt. Wenn auch, ſagt die Redaction, der Verfaſſer dieſes Artikels ſich der deiſtiſchen Auffaſſung der hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments anzuſchließen ſcheine, ſo hätten doch die neueren Reformjuden, die lauteſten und aufdringlichſten Vorkämpfer für Emancipation, kein Recht dazu, ſich gegen die Benutzung der Zeugniſſe der Schrift von dem nationalen Gegenſatz zwiſchen den Juden und den Völkern und von dem widerlichen Eindruck, welchen der Völkerhaß der Juden auf die letztern machte, aufzulehnen. Nachdem der Talmud die poſitiven Elemente des Alten Teſtaments, die im Chriſtenthum ihre Erfüllung erhalten haben, ſo weit verflüchtigt hatte, daß ihre illuſoriſche Erhaltung gerade noch zur Behauptung des ausſchließlichen nationalen Vorrechts der Juden dienen konnte, haben die Reformjuden auch dieſe illuſo-

riſchen Gebräuche und Gebote des Talmud bis dahin verflüchtigt, daß ſie ihnen wiederum gerade noch als Zaun gegen die Völker, als Schutz ihres nationalen Vorrechts und als Baſis für ihre hoheprieſterliche Stellung und Weltherrſchaft als Lehrer und Prediger der allgemeinen deiſtiſchen Weltreligion, Dienſte leiſten können — und ſie, die an die Inſpiration des Jota im Alten Teſtaments längſt nicht mehr glauben, wollen in den Dunſt, in den ſie die Schrift verflüchtigt haben, auch die Stellen, in denen die Völker des Orients Haß mit Haß vergalten, aufgehen laſſen? Sie, die Reformjuden, ſagt jene Anmerkung der Kirchenzeitung, die die Schrift des Alten Teſtaments nur noch ihres „culturhiſtoriſchen" Inhalts wegen in Ehren halten und ſo weit ſie ihnen dazu dient, die Juden als das „per eminentiam cultur-hiſtoriſche Volk" den andern Völkern zu preiſen, — ſie haben auch kein Recht dazu, darüber empört zu thun, wenn man dieſe Culturhöhe einmal proſaiſch und mit profanen Augen mißt. Sie, die aus dem alten Gegenſatz der Völker und des geſetzlichen Volks nur die „allgemeine Menſchenliebe der Juden" herauszuleſen wiſſen, — die aus dem Kampf des alten Geſetzesvolks mit Babel, Aſſur und Aegypten nur den Rechtstitel zu dem reformjüdiſchen Hoheprieſterthum der Humanität entnehmen wollen, müſſen ſich allerdings hart betroffen fühlen, wenn man ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt und aus der Schrift, die ſie zu ihren modernen, profanen und nationalen Zwecken benutzen, auch einmal einen Haman, den perſiſchen Großen, als Zeugen von ihrer „Menſchenliebe und ihrer Humanität" auftreten läßt. Nachdem ſie die Schriften des A. T., nach dem Vorgang und mit Hülfe des Talmud, von ihrem univerſellen und chriſtlichen Ziel abgeſondert und nur ihren bornirten nationalen und völkerfeindlichen Zwecken dienſtbar gemacht haben, iſt es erlaubt und geboten, aus der Schrift auch ihre nationale Verderbtheit und die Schrecken, ſo wie den Widerwillen nachzuweiſen, mit denen ihre bloße, nackte und natürliche Nationalität alle Völker ohne Ausnahme erfüllt hat. Dieſe Hinwendung des Kampfes auf das Nationale war die richtige und natürliche Folge der Wendung, welche die Juden ſeit dem Talmud, darauf ſeit der Mendelsſohnſchen Aufklärung, endlich ſeit der neueren Reform, ihrem Verhältniß zu den Völkern und ihrem Widerſtreit mit ihnen ſelbſt gegeben haben. Der Talmud hatte Geſetz und Prophetie ſo weit von allem religiös-poſitiven Gehalt entleert, daß aus dem Jehovah des A. T. ein engherziger, für ſeine Zeit der Rache harrender Protector der Juden wurde. Mendelsſohn hatte die talmudiſchen Gebote dieſes Protectorts der gedankenloſen Beobachtung empfohlen, bis die Urſurpation, wie er es nannte, der andern Völker und ihrer Kirchen unter ihrem eignen Unrecht erliege. Die jüdiſche Reform war endlich von dem Verfall und der Niederlage ihrer Widerſacher ſo überzeugt, daß ſie den Völkern mit der bloßen Phraſe der weltgeſchichtlichen und hoheprieſterlichen Miſſion der Juden imponiren zu können glaubte. Je ärmer dieſe Phraſe iſt, je weniger die jüdiſche Nationalität ihr Vorrecht außer dem Gelde durch poſitive Leiſtungen zu bewähren vermag, je widerlicher daher die Aufdringlichkeit jener nationalen

Phraſe wurde, um ſo empfindlicher wurde den Juden die Hinlenkung des Kampfes auf das Nationalitätsgebiet, welches ihnen ſonſt und an anderen Punkten, vorausgeſetzt, daß ihnen ihre hoheprieſterliche Oberſtellung bleibt, ſo willkommen und viel verſprechend iſt. Der Redacteur der „Oſtdeutſchen Poſt", Ignaz Kuranda, machte ſich in dem, „Herr Seb. B., Wien, den 27. Jänner" (1860) betitelten Artikel zum Organ der unangenehmen Empfindungen, welche dieſe Veränderung der Strategie in den Juden erweckte. Tendenz und Haltung dieſes Artikels ergeben ſich hinreichend klar aus einem Satz wie folgender: „Herr Seb. B. hat die Judenhetze zu ſeinem literariſchen Induſtriezweig erwählt; er arbeitet in dieſem Artikel wie eine Fabrik, die aus Menſchenknochen Spodium bereitet. Beide Geſchäfte haben einen üblen Geruch, aber ſie finden Abnehmer, es wird Geld verdient und das genügt." B. begnügte ſich nach dieſem Angriff, der ihn feindſeliger Abſichten gegen die Juden als ſolche und der Judenhetze aus reiner Sucht nach Gewinn verdächtigte, in ſeiner Kirchenzeitung, Beilage Nr. 5 u. 7, Kuranda in Bezug auf deſſen Behauptungen in dem Artikel der „Oſtdeutſchen Poſt" eine Reihe von Aufgaben zu ſtellen und für die glückliche Löſung derſelben 100 Ducaten auszuſetzen. Er ſollte unter Anderm beweiſen, daß die Schaar der Gewährsmänner, heilige, große und bedeutende Männer der Kirche, des Staats, der Wiſſenſchaft und Kunſt, auf deren Urtheil ſich die Aufſätze der Kirchenzeitung berufen, dem „Kehricht der Literatur alter und neuer Zeit" angehören; er ſollte beweiſen, daß Eiſenmenger ein getaufter Jude geweſen ſei; er ſollte die „Tauſende von Widerlegungen" herbeiſchaffen, die gegen die Zuverläſſigkeit und Wahrhaftigkeit von Eiſenmenger's „neu entdecktem Judenthum" mit Erfolg zu Stande gebracht ſeien; er ſollte dann auch unter Anderm den Beweis führen, daß die neuere jüdiſche Theologie, trotz ihrer Erhebung der jüdiſchen Nationalität in einen noch transſcendenteren Himmel als derjenige war, in welchen der Talmud dieſelbe Nationalität erhoben hat, ein Recht hat, auf die ganze ältere jüdiſch-theologiſche Literatur, den Talmud mit eingeſchloſſen, als auf bloße Abfälle der Geſchichte herabzuſehen, und ob die jüdiſche Reform, trotz ihrer abſtracteren Verherrlichung des allein herrſchaftlichen Volks, die derberen Farben des Talmud und „ähnlicher Schriften" entbehren kann. Da weder der wiſſenſchaftliche Reiz dieſer Aufgaben, noch die ausgeſetzte Prämie Kuranda zu einer Antwort bewegen konnten, ſo entſchloß ſich B. zu einer Klage gegen ihn beim Wiener Landesgericht wegen Schmähung, die z. B. in dem Vorwurf der Judenhetze, der Aufſtachelung zum Haß gegen die Juden und der bloßen Scandalſucht lägen. Wir erlauben uns kein Urtheil darüber, ob es überhaupt angemeſſen geweſen ſei, den Weg der Klage zu betreten, um ſo weniger, da die Proceßverhandlungen am 10. Mai in der Selbſtvertheidigung Kuranda's ein ſo erheiterndes Bild gewähren, und die Gläubigkeit, mit der das Gericht die Geſchäftigkeit, Rührigkeit und Argumentation des Angeklagten aufnimmt, einen ſo belehrenden Blick in die gegenwärtige Lage Oeſtreichs und in die Rechtsſtimmung des Augenblicks überhaupt darbietet, daß wir mit dieſem Proceß viel verloren haben würden. Ergötzlich iſt es z. B., wie Ignaz Kuranda auf ein-

mal für die Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Buches Eſther auftritt, um Haman für ſein läſterndes Urtheil über die Juden das Maul ſtopfen und neben ihm noch fünfundſiebenzigtauſend Perſer als Opfer für das beleidigte Volk fallen zu laſſen. Erheiternd iſt es, obwohl auch zugleich eine gewiſſermaßen tragiſche und eine ernſtliche Behandlung verdienende Illuſion, die er mit ſeinen Landsleuten theilt, wenn er gegen die nationale Auffaſſung, welche die Kirchenzeitung von dem nach chriſtlichen, talmudiſchen und reformgemeindlichen Volk der Juden aufſtellt, ſich unter die chriſtlich-kirchliche Anſchauung des vorchriſtlichen Iſrael flüchtet und vergißt, daß eben der Talmud und die neuere Reform den alten Ruhm Iſraels zu einem Scheinweſen, ja, zu einem menſchenfeindlichen Geſpenſt umgewandelt haben. Nicht weniger ergötzlich iſt es, wenn Kuranda die Kühnheit, mit der er in ſeinem Zeitungsaufſatz die Kirchenzeitung mit Vehſe zuſammen und ſomit die Juden der Gegenwart mit dem Adel und Fürſtenthum deutſcher Nation in Eine Linie ſtellt, auch vor Gericht behauptet und über die Vehſe'ſche Methode der antijüdiſchen Kritik der Kirchenzeitung ein wahres Lamento anſtellt. Welche Emſigkeit und Promptheit der hiſtoriſchen Kritik entwickelt ſodann der Angeklagte vor dem Gerichtshofe, wenn er bei der Verweiſung B.'s auf das Verbot, dem Eiſenmenger's großes Werk Jahre lang, wie ſelbſt der König von Preußen in einem ſeiner Schreiben an den römiſchen Kaiſer bemerkt, in Folge der „kräftigen" von den Juden angewandten Mittel unterlegen war, höhniſch zankend einwirft: „weil die Juden es bezahlt haben." Schlagend iſt die hiſtoriſche Kritik, mit der er Eiſenmenger im Handumdrehen zum getauften Juden macht und deſſen Werk dadurch um alle Glaubwürdigkeit zu bringen meint. Wahrhaft erhebend iſt es, wenn er ferner aus den „ganzen Ladungen" von Widerlegungen des Eiſenmenger'ſchen Werkes, mit denen er ſich dem Gericht präſentirt, den Ritter Johann David Michaelis, der in ſeinem „moſaiſchen Recht" die Roſinante der Aufklärung tummelt, wegen ein paar oberflächlicher, aufgeklärter Zeilen gegen Eiſenmenger anführt. Erbaulich vor Allem iſt aber die Geduld und Ernſthaftigkeit, mit welcher der Gerichtshof dies literariſche Gewäſch anhört — ein Gewäſch, welches der juriſtiſche Vertheidiger Kuranda's, Dr. Berger, in ſeiner weitläufigen Rede noch in's Breite zieht, in der er auch unter Anderem mit kühner Gläubigkeit den Satz aufſtellt, das von Napoleon I. zuſammenberufene Rabbiner-Synedrium habe „in eingehender caſuiſtiſcher (!) Weiſe ſich dahin ausgeſprochen, daß in den Glaubens- und in den Sittenlehren und Geſetzen der Juden nichts Unverträgliches mit den Principien der chriſtlichen Staatsordnung zu finden ſei." Dies idiotiſche Hin- und Herreden der hiſtoriſchen Unwiſſenheit erſchien dem Gerichtshof ſo imponirend, daß er den Angeklagten freiſprach, dabei aber dem Kläger in den Beweggründen des Urtheils den Vorhalt machte, daß vielmehr verſchiedene antijüdiſche Artikel ſeiner Kirchenzeitung „nahezu an die im §. 302 des Strafgeſetzes verpönte Handlung (Aufreizung zum Haß und zur Verachtung) ſtreifen," und die „ſtrafgerichtliche Nichtbeanſtändigung" derſelben nur in dem Umſtande begründet ſein ließ, weil ſie mit ihrer „nicht nur den göttlichen Lehren der Religion, der Liebe und Humanität des Chriſtenthums, ſondern faſt

dem weltlichen Geſetz widerſtreitenden Tendenz" in einer nur wenig verbreiteten Zeitſchrift erſchienen ſeien. Ignaz Kuranda hat gleichfalls dieſen, wie er ſich in ſeiner Vertheidigung ausdrückte, „allgemeinen Geiſt, der ſich Bahn bricht für die Sprache, für den Geiſt der Geſchichte," citirt, als er die Verhandlung vom 10. Mai mit den großen Emancipations-Verhandlungen des weſtfäliſchen Friedens, des Wiener Congreſſes und der britiſchen Reform zuſammenſtellte und ausrief: „Wie wir als Volk oder als Nation oder Stamm die älteſten Träger der Civiliſation ſind, ſo ſind wir auch die Letzten, welche anklopfen an die Pforten der Humanität und Gleichberechtigung und um Einlaß bitten." Mit Vergunſt! B. hatte während der Proceß-Verhandlungen bemerkt: „Wir wollen keine Judenverfolgung, aber darum auch keine Judenherrſchaft." Judenherrſchaft wäre es aber ſchon, wenn die Deutſchen nicht mehr das Recht haben ſollten, ihre eigene Cultur und Geſinnung und Lebensordnung zu behaupten, und ſich dazu erniedrigen ſollten, ihre Cultur und Geſinnung mit der jüdiſchen als gleichberechtigt zu charakteriſiren, das heißt, aufzugeben und wegzuwerfen. „Das iſt, was zwiſchen uns Beiden heute vorgeht," rief Ignaz Kuranda in jener Rede aus. Und bei dieſem Streit und Stand der Sache wird es auch bleiben, bis die Juden Beſcheidenheit lernen und nicht mehr verlangen, daß die Deutſchen ihre e diametro von der jüdiſchen Civiliſation und Humanität verſchiedene Cultur und Lebensordnung als gleichberechtigt, gleichgültig und werthlos preisgeben ſollen. Bezeichnend wie die Entrüſtung des Kuranda'ſchen Vertheidigers und des Gerichtshofes über die Behſe'ſche Behandlung, die Adel und Majeſtät des jüdiſchen Civiliſationsvolks in B.'s Kirchenzeitung gefunden haben ſollen, iſt der Proteſt, den der Miniſterialbeamte Clemens v. Klinckowſtröm als ein Eingeſandt in der „Oſtdeutſchen Poſt" erſcheinen ließ, um den Schein zu erregen, daß ſein Bruder, der Jeſuitenpater Joſeph v. Klinckowſtröm, das Auftreten der Kirchenzeitung mißbillige, bis dieſer erklärte, daß er zu jenem Eingeſandt in keiner Beziehung ſtehe. Jedenfalls aber wird es eine der wichtigſten Folgen dieſes Proceſſes ſein, daß die Kritik der talmudiſch- und reformiſtiſch-jüdiſchen Nationalität — eine Kritik, die den ſchwebenden Streit allein zur Entſcheidung bringen kann, — einen Anſtoß zu erhöhter Anſtrengung erhalten hat; auch verſpricht die Broſchüre, in welcher der ſtenographiſche Bericht über jene Proceßverhandlung vorliegt, in der Kirchenzeitung eine gründliche Kritik der wiſſenſchaftlichen Fragen, die in jene Verhandlung gemengt worden ſind. Von den zahlreichen Schriften B.'s heben wir noch hervor: „Einige Stunden bei Görres" (Regensburg 1848), „Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde" (Ebend. 1849), „Aus dem Nachlaß des Fürſten Alexander Hohenlohe" (Ebend. 1851), „Clemens Maria Hofbauer und ſeine Zeit. Miniaturen aus der Kirchengeſchichte von 1780—1820" Wien 1858).

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Die Anweſenheit des Königs von Baiern hat hier in den verſchiedenſten Richtungen große Theilnahme erregt. Abgeſehen von dem Intereſſe, welches der Fürſt in wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Kreiſen, vermöge ſeiner anregenden Thätigkeit auf dieſen Gebieten, in Anſpruch nimmt, waren ihm in den letzten Wochen ſo erfreuliche Mittheilungen über ſeinen Antheil an der günſtigeren Geſtaltung der deutſchen Fürſtenpolitik voraufgegangen, daß man ſich gerade in hieſigen politiſchen Kreiſen ſeiner Herkunft gleichfalls freute. Schon vor einiger Zeit war hier bekannt geworden, daß der edel geſinnte Fürſt, deſſen deutſcher Sinn ſich auch ſchon im vorigen Jahre den galliſchen Anmaßungen gegenüber in männlicher Haltung bewährt hatte, neuerdings der Herſtellung der Einigkeit unter den deutſchen Fürſten eindringlich das Wort geredet, daß er namentlich den Verſuchen auf Wiederbelebung der traurigen Würzburger Politik, wozu Herr von Beuſt die Initiative ergriffen hatte, mit entſchiedener Zurückweiſung aller Sonderbündelei entgegen getreten war. Wir glauben zu wiſſen, daß das baierſche Cabinet beſonders ſeit der perſöhnlichen Ausſprache des Prinz-Regenten in der Schlußrede des letzten Landtages ſeinerſeits bemüht war, der Verſtändigung unter den deutſchen Regierungen weiter die Wege zu bahnen. Es iſt ſodann bekannt, welcher Antheil dem König Max an der Vorbereitung der deutſchen Fürſtenverſammlung in Baden-Baden zukommt, welche im engeren Umfange zunächſt von ihm angeregt worden war, und deren vorherige Feſtſetzung es unſerem Prinz-Regenten erleichterte, durch den großherzigen Entſchluß der Aufforderung aller deutſchen Bundesgenoſſen dem Badenſchen Congreß einen ganz andern Charakter aufzudrücken, als es ſich der Gaſt von der Seine ausgedacht haben mochte. Endlich ſoll auch bei den fürſtlichen Beſprechungen in Baden ſelbſt das Verhalten des Königs von Baiern weſentlich zur Befeſtigung des gegenſeitigen Vertrauens beigetragen haben, welches das höchſte moraliſche Reſultat des merkwürdigen Vorgangs iſt und hoffentlich bleiben wird, wenn ſelbſt weitere poſitive Ergebniſſe für jetzt nicht zu erreichen ſein möchten.

Dieſe vertrauliche Verſtändigung iſt, wie uns zuverläſſig verſichert wird, auch durch die Beſprechungen über die innere Politik der deutſchen Staaten, namentlich Preußens, keineswegs abgeſchwächt worden. Dieſelben liberalen Correſpondenten, welche durch ihre im Parteiintereſſe gefärbten telegraphiſchen Depeſchen den erſten Eindruck der Aeußerungen des Regenten für ihre liberalen Tendenzen auszubeuten verſucht haben, fahren fort, das Publikum durch übertreibende Darſtellungen jener vermeintlichen Diskuſſionen irre zu führen. Allerdings iſt in Baden, wie ſich bei dem vertraulichen Verhältniß, welches die Grundlage alles dortigen Verkehrs bildete, von ſelbſt ergab, auch von Preußens innerer Politik und noch mehr von dem politiſchen Treiben des Liberalismus offen und rundheraus geſprochen worden: man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß das liberale Parteitreiben, zumal in Betreff gewiſſer deutſcher Fragen, vornehmlich der Auffaſſung des beſtehenden Bundesverhältniſſes ſelbſt, Gegenſtand beſorglicher Aeußerungen von einzelnen deutſchen Fürſten geweſen, und daß ſich dem gegenüber unſer Regent mit der ihm eigenen ehrenhaften Unumwundenheit ausgeſprochen habe; daß aber weder der Ausdruck jener Beſorgniſſe, noch dieſe Erwiderung den Charakter gehabt, den

die liberalen Correſpondenten vorſpiegeln, das konnte man ſchon aus der augenſcheinlich halbamtlichen Mittheilung der »Karlsruher Zeitung« ſchließen. Darüber hinaus verlautet, daß der Prinz-Regent ſich zwar mit Entſchiedenheit für die Feſthaltung liberaler Regierungsgrundſätze als Regel ausgeſprochen habe, während die Beſchränkung nur Ausnahme ſein dürfe, dagegen aber ſoll aus ſeinen Worten eben ſo klar zu entnehmen geweſen ſein, daß die Verſuche, Parlamentsmajoritäten an die Stelle königlichen Regiments zu ſetzen, unter ſeiner Herrſchaft keine Ausſicht auf Erfolg haben. Eben ſo haben die deutſchen Fürſten in Baden die Beruhigung gewinnen können, daß die preußiſche Regierung weit davon entfernt iſt, die deutſche Politik der liberalen Preſſe und gewiſſer Kammerredner zu theilen, daß ſie vielmehr mit feſter Treue an den Pflichten einer deutſchen Bundesregierung auch in Zukunft feſtzuhalten entſchloſſen iſt, ſo ſehr ſie auf Verbeſſerung einzelner wichtiger Theile der Bundesverfaſſung dringt.

Ein bedeutſames Moment der neueſten preußiſchen Entwickelung aber ſtand in Baden, wie überall, wo jetzt von Preußen und preußiſcher äußerer oder innerer Politik die Rede iſt, im Vordergrund der Betrachtung: wir meinen die thatkräftige und entſchloſſene definitive Durchführung der Reform und Verſtärkung der preußiſchen Armee. Dieſe gewaltige That der Regentſchaft, für welche alle wahren preußiſchen Patrioten nicht dankbar genug ſein können, war nicht blos eine der wichtigſten Unterlagen für Preußens internationale Stellung bei dem Ereigniſſe von Baden-Baden, ſondern ſie fiel, wie uns beſtimmt verſichert wird, auch bei den Erörterungen über die Fragen innerer Politik bedeutend ins Gewicht. Es wurde empfunden und offen ausgeſprochen, daß die Entwickelung freier Inſtitutionen allerdings mit größerer Unbefangenheit befördert werden könne, wenn gleichzeitig das royaliſtiſche und conſervative Element in der Stärkung der militäriſchen Macht ein Aequivalent finde, und in dieſer Beziehung handelt es ſich nicht blos um die numeriſche Stärkung, ſondern auch um die Erhöhung und Kräftigung des militäriſch-royaliſtiſchen Geiſtes und Sinnes, welcher damit unvermeidlich verknüpft iſt.

Wir an unſerem Theil begrüßen in dieſer, wie in jeder anderen Beziehung die neueſten Thaten unſerer Regierung auf dem militäriſchen Gebiete mit rückhaltloſer Freude: es ſoll uns auch ziemlich gleichgültig ſein, wie Herr von Patow, der ein bloßes Proviſorium in Ausſicht zu ſtellen beliebte, als jeder Eingeweihte ein Proviſorium bereits für unmöglich hielt, ſich mit dem jetzigen Definitivum zurecht finden, oder mit wie großem Nachdruck Herr von Vincke im nächſten Jahre ſein »einſtweilig« in Erinnerung bringen wird. Für uns iſt neben der Sache ſelbſt, in der wir eine neue Gewähr für Preußens gebührende Machtſtellung ſehen, zugleich die Thatſache von erfreulichſter Bedeutung, daß unſer Landes- und Kriegsherr ſchließlich mit ſeiner vollen Autorität definitiv beſchloſſen und ausgeführt hat, was ihm und keiner anderen Gewalt im Staate zukommt, daß einer der gefährlichſten Verſuche parlamentariſchen Eingriffs in die königlichen Prärogative thatſächlich zurückgewieſen iſt, — daß ſich offenbar auch die Regentſchaft zu der Deviſe bekennt: »In Preußen muß der König regieren, deshalb will ich auch regieren.«

Aus London.

9. Juli.

Was wir an Mr. Gladstone erleben, iſt nichts Neues in England. Noch vor wenigen Wochen als Weisheitsquelle des Parlaments verehrt, liegt der Schatzkanzler jetzt verſchmäht im Sande. Die Engländer lieben es, ihren Staatsmännern Schläge zu verſetzen, wenn dieſelben zu hoch geſtiegen ſind oder ſich eine Dictatur anzumaßen drohen: nicht als ob das Volk darauf ausginge, ſeine großen Charaktere zu tödten, ſondern weil man es für klug und der Freiheit für zuträglich hält, ſelbſt dem Beſten und Weiſeſten die Schule der Niederlagen nicht zu erſparen. Man drückt die Staatsmänner darnieder, auf daß die urſprüngliche Kraft, die in ihnen lebt, ſich erproben könne; man preßt ſie zuſammen, man weiſt ſie auf ihre perſönlichen Hülfsmittel zurück, damit ihre Elaſticität in Uebung bleibe. Wie oft iſt Lord Palmerſton ſchon gefallen, und wie oft hat er ſich gehoben! Aehnlich ging es mit Sir Robert Peel, ähnlich ſogar mit dem Herzog von Wellington, deſſen Sonne zu wiederholten Malen am Horizont verſchwand. Und nun gar der glänzende Nebenbuhler Gladſtone's, Mr. Disraeli, welche Stöße hat er erlitten, und wie iſt er nach jedem Sturz mit geſteigerter Kraft auf dem Kampfplatze erſchienen! Er kam in das Parlament, als er ſich bereits durch die Originalität ſeiner Schriften einen Namen gemacht hatte, aber ſein literariſcher Ruf ſchützte ihn nicht gegen die Strafe, die ihn für ſeine Anmaßung, in die Werkeltags-Leiſtungen des Unterhauſes den Reiz des Abſonderlichen bringen zu wollen, erwartete. Seine Stimme wurde gleich bei dem erſten Auftreten in einer Sündfluth von Gelächter ertränkt, und er mußte Jahre lang die Rolle eines beſcheidenen Knappen ſpielen, ehe es ihm vergönnt war, ſich unter die vorderen Ritter des parlamentariſchen Turniers zu miſchen. Dann jedoch ſchwang er ſein Schwert mit unnachahmlicher Geſchicklichkeit gegen Sir Robert Peel. Und als nun die Stunde des Triumphes kam, als er das Ziel ſeines Ehrgeizes, den Platz des Schatzkanzlers, errungen hatte, zeigte ſich, daß er nur geſiegt hatte, um raſch wieder zu Boden geworfen zu werden. Sein Budget fand keine Gnade, — ein Schickſal, welches noch erträglich geweſen wäre, — aber was böſer war, was vielleicht in jedem anderen Lande einen öffentlichen Charakter für immer umgebracht haben würde, man entdeckte, daß die Gedenkrede, welche er nach dem Tode des Herzogs von Wellington als Leiter des Unterhauſes hielt, Wort für Wort dem Werke eines franzöſiſchen Schriftſtellers entlehnt war. Selbſt der Nachweis dieſes Plagiats that ſeiner Springkraft keinen Abbruch: während der Zeiten der Coalition befeſtigte er ſeinen redneriſchen Ruf, indem er die Schwächen der auswärtigen Politik Aberdeen's, Ruſſell's und Palmerſton's aufdeckte; er wurde von Neuem Schatzkanzler, er wurde von Neuem geſchlagen, und jetzt? In dieſem Augenblick beherrſcht er im Unterhauſe die Situation.

Die Laufbahn Gladſtone's hat nicht ſo ſtarke Contraſte dargeboten wie diejenige Disraeli's; vielmehr iſt ſie trotz mannigfacher Wankungen und Senkungen im Ganzen bei aufſteigender Richtung verblieben. Der Zuſammenbruch ſeiner finanziellen Lieblingspläne vom Jahre 1853 ſchadete ihm nicht viel; ſogar die Launenhaftigkeit, die man an ihm bemerkte, da er ſich dem Miniſterium Palmerſton bald anſchloß, bald feindſelig gegenüber ſtellte, ward ihm nicht zum Schlimmen angerechnet; ja, man vergab es ihm, daß er einmal plötzlich in das Boot, welches den Lord Derby und deſſen Glück trug, hinüberſprang und von den Tories eine Sendung nach den Jonlſchen Inſeln annahm. Trotz Allem erhielt ſich der Glaube an Gladſtone's geiſtige Gewalt, an Gladſtone's Zu-

kunft. Bei der Bildung des jüngſten Palmerſton'ſchen Cabinets wurde er mit Jubel als der finanzielle Ordner des Landes begrüßt. Das Geſchick des Miniſteriums ruhte in ſeinen Händen, ganz London beſchäftigte ſich eine Woche lang mit dem Huſten des Mr. Gladſtone, der ihn verhinderte, ſein Budget am beſtimmten Tage einzubringen. Und wie endlich der verhängnißvolle Huſten curirt war, wie der Schatzkanzler im Unterhauſe auftrat und die Geſetzgeber an ſeinen Mund feſſelte, der dem Wohlſtande eine neue Aera vorzeichnete, da ſteckte man ihm von allen Seiten den Lorbeerkranz auf das Haupt, England war ſtolz auf den Beſitz eines ſolchen Genies, die Feinde verſtummten, eine außerordentliche Majorität billigte Gladſtone's Finanzpläne, ſchon hieß er der zukünftige Premier Großbritanniens. War denn das ganze Palmerſton'ſche Cabinet etwas Anderes als ein Beiwerk zu dem ſoliden Gebäude, das Gladſtone aufgeführt hatte?

Alle dieſe Glorie iſt verblichen. Des Schatzkanzlers Bauwerk iſt eingebrochen, ſeine Majorität iſt zu einem Häuflein von Schwätzern zuſammengeſchrumpft, der Zauber ſeiner Stimme erregt nur noch den Spott der proſaiſchen Geſetzgeber, die froh ſind, daß der Druck eines beherrſchenden Geiſtes von ihnen gewälzt iſt; er heißt jetzt ein entbehrlicher Stümper, und ſtatt, wie früher, der ſtützende Pfeiler des Cabinets zu ſein, iſt er ein geduldetes Anhängſel, deſſen Abfall man von Stunde zu Stunde vorausſagt. Wenn er bisher von gründlichen Niederlagen verſchont war, ſo iſt dafür der Sturz, den er diesmal erlitten, deſto tiefer. Selbſt die patriotiſchen Motive werden ihm abgeſprochen. Disraeli durfte es während der Debatte am vergangenen Freitag wagen, dem einſt ſo gefeierten Mann „krankhaften Ehrgeiz" vorzuwerfen, dem es nicht geſtattet werden dürfe, die Beziehungen der geſetzgebenden Körperſchaften zu einander zu zerrütten. Gladſtone liegt weit unten: doch auch an ihm wird ſich die Heilkraft der britiſchen Gebräuche zeigen, er iſt gedemüthigt, aber nicht gefeſſelt, er iſt einer Armee beraubt, aber nicht entwaffnet; die Wehr, welche die Natur ihm verliehen, iſt ihm nicht entrungen, und die parlamentariſche Kampfbahn, wo er zeigen mag, was in ihm iſt, ward ihm nicht verſperrt.

Verſchiedene Umſtände ſind es, die ſeinen Niedergang herbeiführten. Zuerſt die Haltung eines unfehlbaren Prophetenthums, in die er ſich hineinkünſtelte, und die um ſo ſicherer die Züchtigung nach ſich zog, als der Gegenſatz zwiſchen den Gladſtone'ſchen Orakeln, die keine einzige Kiſte mit Goldſtücken füllen konnten, und der geldbedürftigen Wirklichkeit ſchleunigſt ſich geltend machen mußte. Sein Eigenſinn, welcher an einer finanziellen Theorie feſthielt, vermochte nicht das Deficit zu verſchleiern, welches hinter den Phraſen hervorguckte. Zweitens — und das iſt die Hauptſchache — hatte ſich inmitten der Triumphe Gladſtone's, welche von dem handelsverträglichen Freudengeſchrei über die Segnungen der engliſch-franzöſiſchen Allianz begleitet waren, ein patriotiſches, nationales, conſervatives Mißtrauen gegen dieſe Allianz heranzebildet; man wollte weder die hiſtoriſche Stellung, noch das induſtrielle und commercielle Geſchick Englands zu genau an das Schickſal des Kaiſerreichs binden; man ſehnte ſich nach einer Kundgebung britiſcher Selbſtſtändigkeit; man wollte zwar nicht das Allianzgewand, welches der Politik des engliſchen Reiches übergeworfen iſt, ganz und gar zerfetzen, aber man wünſchte wenigſtens ein Loch darein zu ſchneiden, damit der Eigenwille Englands offenbar werde. Dieſes Loch ſchnitten die Lords. Daher die Popularität der Handlung des Oberhauſes, daher die Unmöglichkeit, eine Volksbewegung wider die ſogenannte „Anmaßung" der Lords in Gang zu bringen. Vielmehr lief die Luſt zu Remonſtrationen auf entgegengeſetzter Bahn. Nicht ein innerer Feind, nicht das Oberhaus wurde der Angriffspunkt für die nationale Erregtheit, ſondern man waffnete ſich wider eine auswärtige Gefahr. In ſofern war die Revue, zu deren Abhaltung die Königin nach dem Hydepark zog, eine Ergänzung zu dem Votum des Hauſes der Lords. Beides war ein Kennzeichen der Aufraffung.

Durch dieſe Aufraffung iſt nicht blos Gladſtone abwärts geſchoben worden; auch die Bright'ſche Schule nimmt an der Beſeitigung des Schatzkanzlers Theil. Keine betroffenere Figur, als die Mr. Bright in der Freitagsſitzung kurz vor dem Schluß der Debatte darbot. So eben hatte Mr. Horsmann in einer meiſterhaften Rede die conſtitutionelle Nothwendigkeit der Handlung des Herrenhauſes entwickelt: „Die Lords," hatte Horsmann geſagt, „ſind eine Körperſchaft von Grundeigenthümern, ihren Reichthum aus dem Landbau ſchöpfend, welcher das productivſte Gewerbe im Königreiche iſt; ſie ſind eng mit dem Fortſchritt und der Hebung des Volkes verknüpft; ſie zeichnen ſich durch Kenntniß des Geſchäftes und der Menſchen aus, und es iſt unmöglich, die Tiefe und dauernde Sympathie zu überſchätzen, die ſie ſich im Volke durch dieſe Eigenſchaften erworben haben. Es iſt falſch, zu behaupten, daß ſie, weil ſie nicht gewählt ſind, keine repräſentative Körperſchaft ſeien. Sie üben ihre Macht im Namen des Volkes, für das Volk und als Theil des Volkes. Die Frage iſt nun, wie man die beſtändig wechſelnde Macht des Unterhauſes mit der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes in der Verfaſſung verſöhnen könne. Will man das Haus der Gemeinen zu abſoluter Gewalt erheben und die Pairs unter ſeinen Fuß ſtellen? Dann könnte das Haus der Gemeinen das Land in den Untergang führen, ohne daß eine hemmende und ſchützende Schranke vorhanden wäre. Das Haus der Gemeinen dachte alle Rechte zu verſchlingen und die Regierung des Landes an ſich zu reißen. Da muß das Haus der Lords ſeinen Nutzen zeigen, es muß vernünftig ſein, wenn das Haus der Gemeinen ausartet; es muß das Unheil vertagen, bis das Land wieder zu Verſtande gekommen iſt. Man ſpreche nicht von Präcedenzfällen; ſie paſſen nicht; ſie ſtammen aus einer Zeit, wo das Unterhaus in der Tha ſeine Rechte und Gerechtſame zu vertheidigen hatte, während es jetzt aus einem Vertheidiger des Rechtes ein Verſchlinger deſſelben geworden iſt, und das Haus der Lords die Aufgabe hat, Präcedenzfälle zu ſeinen Gunſten zu ſchaffen." Dieſe Gedanken hatte Horsmann entwickelt. Bright verſuchte es, ihm zu antworten. Doch er brachte es zu nichts Weiterem, als zu einem nichtsſagenden Ausfall wider die Geſchäftsordnung der Lords und zu einer Berufung auf das Andenken der alten Revolutionshelden, die eine deſto komiſchere Wirkung übte, als Bright ſelbſt weder ein Held, noch ein Verehrer des Alterthums iſt. Er, der moderne Fabrikherr, und die Soldaten Cromwell's, welche ihre Muskete im Namen Gottes ſchulterten: — wer kann das Bild ſehen, ohne zu lachen! In der That paſſirte dem Mr. Bright kurz vor der Abſtimmung etwas, was ihm im Unterhauſe noch nie geſchehen iſt. Er wurde überſchrieen, er mußte ſich niederſetzen, ehe er ſeinen Satz beendigt hatte; kurz, auch er war für einige Zeit zu den Entbehrlichen geworfen. Die Reformbill eines vorzeitigen Todes verblichen, das directe Steuerſyſtem, welches Bright und Gladſtone befürworteten, verurtheilt, der Friedensruf der Handelstractätler durch den martialiſchen Schritt der freiwilligen Schützen beantwortet: wahrlich, ſelten iſt eine Partei mit einer ſchlimmeren Cenſur in die Schule zurückgeſandt worden, damit ſie ihre Lehrjahre von Neuem und zu größerem Nutzen beginne.

Nun iſt die Grundlage des Palmerſton'ſchen Cabinets erſchüttert. Der Premier konnte nur ſo lange auf eine Majorität rechnen, als er die Bright'ſche Partei auf ſeiner Seite hatte. Palmerſton iſt genöthigt geweſen, die Hülfe der Tories gegen eine Fraction ſeiner eigenen Majorität anzunehmen; Disraeli hat den Beiſtand zwar geleiſtet, indem er ſeinerſeits den Premier benutzte, um den Bright's und Gladſtone's eine tiefe Wunde beizubringen und um eines der Außenwerke einzureißen, durch welche die Stellung des Miniſteriums vertheidigt war. Darf Palmerſton hoffen, daß es bei dem erſten Riſſe, der ſein Cabinet geſpalten hat, bleiben wird? Nein, Alles deutet darauf

hin, daß Disraeli die Strategie, die er gegen den Schatzkanzler anwendete, wiederholen und das nächste Mal gegen Russell wenden wird. Russell ſchwebt immer noch in dem Wahne, daß er wider den Einfluß des Kaiſerreiches einen Damm errichte, indem er die Revolution begünſtigt; er ſieht nicht, wie er, die Zuſtände in den Nachbarſtaaten Frankreichs aufwühlend, das Kaiſerthum mit verwandten Geſtaltungen umgiebt, die dem Grundſatze, daß Gleich ſich zu Gleich geſelle, zum Opfer fallen müſſen; er ſieht nicht, wie er durch die Demokratiſirung Europa's dem Imperialismus die Wege ebnet. Aber es kann nicht fehlen, daß die Ereigniſſe auch ihn in Rathloſigkeit und Oede führen, und dann wird es nur einer leiſen Anſtrengung Disraeli's bedürfen, um ihn und mit ihm das Cabinet über den Haufen zu werfen.

Freilich — ob mit der Machtgewinnung Disraeli's, der in Paris viele intime Zuſammenhänge hat — eine große Wandelung geſchaffen werden würde, iſt eine andere Frage, die wir uns für einen ſpäteren Brief vorbehalten müſſen.

Erlöſer-Orden.

Ungefähr vor einem Jahre bemerkte ich in dieſer Zeitſchrift, hinſichtlich des griechiſchen „Erlöſer-Ordens", daß gewöhnlich angenommen würde, es ſei hier von unſerm Erlöſer (Heiland) die Rede, daß aber das Bildniß des Königs Otto auf der Dekoration ſich finde, das griechiſche Wort „σωτηρ" daher beſſer durch „Erretter" oder „Befreier" überſetzt worden ſei ꝛc. Hierauf ward von Jemandem, eben auch an dieſer Stelle, bemerkt „bei der Stiftung des Ordens ſei urſprünglich allerdings an unſern Heiland gedacht worden ꝛc.; es ward alſo dort, was ich geſagt hatte, gewiſſermaßen berichtigt. Ich lege einen beſonderen Werth darauf, daß Alles, was ich an öffentliche Blätter berichte, durchaus wahr iſt; ich hatte jene Mittheilung von Jemandem, der den Orden beſitzt und ſelbſt in Griechenland geweſen iſt; ſo ſuchte ich, mir die Statuten und dadurch Gewißheit zu verſchaffen. Verwandte und Bekannte, an die ich mich wandte, hatten entweder den Orden aus den Händen des Königs oder der Königin von Griechenland ſelbſt, daher ohne Statuten, erhalten, oder dieſelben verloren, ausgeliehen ꝛc.; und ſo iſt es mir erſt geſtern gelungen, eine vollſtändige Abſchrift der Statuten aus Oldenburg zu erhalten. Ich ſchreibe hier die Artikel ab, die Bezug auf unſere Frage habe können: „Artikel 1. Es ſoll ein Verdienſtorden für das Königreich Griechenland errichtet werden, der zur Erinnerung an die unter dem Beiſtande der göttlichen Vorſehung ebenſo wunderbar als glücklich vollbrachte Rettung Griechenlands den Namen: „Orden des Erlöſers" tragen wird. §. 4. Das Ehrenzeichen des Ordens beſteht aus einem weiß emaillirten, achtſpitzigen, mit der Königskrone bedeckten Kreuz. Die mit einem Kranz von Eichen- und Lorbeer-Zweigen umgebene Mitte des Kreuzes zeigt auf der einen Seite das griechiſche Kreuz mit den Herz-Schildern, wie ſolche in dem königlichen Wappen enthalten ſind, mit der Umſchrift: (Griechiſch) „Herr, Deine rechte Hand iſt verherrlicht", auf der andern Seite das Bruſtbild des Stifters mit der Umſchrift: (Griechiſch) „Otto, König von Griechenland." In den andern Artikeln, es ſind überhaupt 12, iſt kein Wort enthalten über den Namen des Ordens. Es mag ſein, daß man vor Entwerfung der Statuten an „unſeren Heiland" gedacht hat, was ich nicht weiß und nicht bezweifeln kann, aus den Statuten ſcheint mir aber ein ſolcher Gedanke nicht hervorzugehen; vermuthen hätte er ſich allenfalls laſſen, wenn auf dem Ehrenzeichen nur das Kreuz und nicht das Bild des Königs geſetzt worden wäre. Den Statuten entſprechend, ſcheint mir, wäre es richtiger geweſen, den Orden „Erlöſung-" ſtatt „Erlöſer-Orden" zu nennen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 15. Juli 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 71, erbeten.

Geschichtskalender.

15. Juli 1710. Beginn der Belagerung von Bethune durch die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.
16. Juli 1758. Gefecht von Reichenau: Friedrich d. Gr. schlägt den General Laudon..
17. Juli 1715. Beginn der Belagerung von Stralsund durch die Preußen unter persönlicher Führung König Friedrich Wilhelm's I.
18. Juli 1762. Gefecht von Einsiedel: Gen. v. Kleist (der grüne Kleist) schlägt die Oesterreicher.
19. Juli 1812. Gefecht von Eckau: Gen. v. Kleist schlägt die Russen.
20. Juli 1761. Gefecht von Sommersdorf: Oberst v. Belling schlägt die Schweden.
21. Juli 1762. Gefecht von Leutmannsdorf: Friedrich d. Gr. schlägt den General Daun.

Inhalt:

Ueber den militairischen Geist. I.
Tagesereignisse.

Ueber den militairischen Geist,

besonders mit Rücksicht auf die Preußische Armee.

Ein Vortrag.

I.

Kameraden!

Eine Zeit, in der die Armee zum großen Theil eine neue Gestalt annimmt, und viele Truppentheile sich ganz von Neuem bilden, eine Zeit, in der diese Neu-Formation mit lauter und zum Theil glänzend beredter Stimme principiell angefochten worden, eine Zeit, die in so vielen Köpfen, namentlich auch in der Armee selbst, neue Ideen und Bestrebungen hervorgerufen hat, die zum Nachdenken und Prüfen auffordern; — eine solche Zeit ist wohl vor allem dazu angethan, daß wir uns in der Armee auch von Neuem das zum gemeinsamen klaren Bewußtsein bringen, was von Alters her, wie die Geschichte beweist, die Kraft eines jeden Heeres bedingt und gebildet hat,

— ich meine den wahren militairiſchen Geiſt, die Grundſätze, aus denen er erzeugt und entwickelt wird, und die Mittel, die ihn fortdauernd beleben und befeſtigen.

Den Leuten gegenüber, die ein ſtehendes Heer nur als ein nothwendiges Uebel, als eine möglichſt zu beſchränkende Laſt anſehen, die es höchſtens gelten laſſen wollen, wenn es einen Nebenzweck, der ſeinem Beruf zunächſt fern liegt, ich meine die Volkserziehung, zum Hauptzweck macht, — dieſen Leuten gegenüber gilt es vor Allem, in uns die Ueberzeugung unumſtößlich zu machen, wie wir unbeirrt und unverrückt unſern eigenen Zweck, unſern alleinigen Berufszweck zu verfolgen haben, um das möglichſt Tüchtige zu leiſten, — und daß dies nur durch Erhaltung und Pflege des beſondern, gemeinſamen militairiſchen Geiſtes geſchehen kann, darüber beſteht unter uns wohl kein Zweifel. Das Heer ſoll ein tüchtiges Heer ſein, nicht blos eine Gemeinſchaft von guten Bürgern und Bauern, die nebenbei auch mit den Waffen umzugehen wiſſen.

Ja, ein ſpecifiſch militairiſcher Geiſt ſoll im Heere lebendig ſein, als unterſcheidender Charakterzug von den übrigen Ständen, als die Macht, die alle die verſchiedenen Elemente, aus denen das Preußiſche Volksheer gebildet iſt, zu einem einheitlichen Ganzen geſtaltet, denn, um ſeine gemeinſame Aufgabe überall kräftig auszuführen, bedarf das Heer auch gemeinſamer Geſinnungen und Anſchauungen, es bedarf des bewußten Zuſammenwirkens der verſchiedenen Gaben und Kräfte zum gemeinſamen Zweck. —

Dieſen ſpecifiſch militairiſchen Geiſt zu lebendiger Anſchauung zu bringen, ihn in ſeinen weſentlichen Zügen darzuſtellen, ſeinen Einfluß auf die militairiſche Leiſtungsfähigkeit zu erkennen, endlich mit gewiſſenhaftem Ernſt zu unterſuchen, was dazu beiträgt, ihn groß zu ziehen, ihn zu kräftigen und auf der andern Seite, was ihn ſchwächen und unterdrücken kann, das ſei meine ſpecielle Aufgabe.

Möchte es mir gelingen, das, was Jeder von uns mehr oder weniger in ſich fühlt, zum vollen, richtigen, klaren Ausdruck zu bringen.

Ich hoffe, es wird ſich dann ganz von ſelbſt ergeben, daß, je mehr wir nur den Forderungen der rein militairiſchen Geſichtspunkte in unſerm Heer Rechnung tragen, um ſo mehr es nicht blos an innerer Tüchtigkeit, ſondern auch an Achtung im Volk, an ächter Popularität und an Einfluß auf den Volksgeiſt und die Volkserziehung gewinnen wird; daß wir aber jene Anſicht als eine durch und durch verkehrte und unſere Tüchtigkeit untergrabende weit von uns zu weiſen haben, als würde dann erſt die patriotiſche Geſinnung im Heer und auf der andern Seite die militairiſche im Volk recht lebendig, als würde dann erſt die preußiſche Armee wahrhaft national und populair werden, wenn mit der Heereseinrichtung dem Volk eine möglichſt wenig fühlbare Laſt aufgebürdet und Jeder in ſeinen ſonſtigen Geſchäften und Gewohnheiten möglichſt wenig geſtört würde.

Der ſpecifiſch militairiſche Geiſt, wie er dem Heere Noth thut, iſt nicht etwa blos guter Wille, Enthuſiasmus, Kriegsluſt, Muth, nicht blos Etwas nur für die Zeit der Noth Erforderliches, das man nachher bei Seite legen kann, nicht ein Gefühl, das etwa von ſelbſt im Volk erwacht, ſobald nur ein recht populärer Krieg im Anmarſch iſt, — o nein, ſein Urſprung muß dauerhafterer Natur, ſein Weſen kerniger ſein, ſonſt würde nimmer die Rede ſein können von ſeiner durchgreifenden, bildenden, umgeſtaltenden Macht, man würde ihn nimmer als die Seele und den Halt im Heere betrachten können.

Er iſt vor allen Dingen der Ausdruck eines bewußten innern Lebens und Strebens, er iſt ein Geiſt, der, wenn er im einzelnen Manne lebendig iſt, ſeiner gan-

zen Perſönlichkeit einen beſtimmten Charakter aufdrückt, ſeine Lebensanſchauungen und Lebensaufgaben bedingt; — und, wo er in einem Heer in Blüthe ſteht, da iſt er ſein eigenſtes Leben, ſein Stolz, ſeine Zuverſicht, der kräftige Ausdruck ſeines Geſammtgefühls, an dem Jeder ſeinen Antheil hat, an dem ſich die ſoldatiſche Geſinnung jedes Einzelnen heranbildet, durch den ſelbſt der Schwache und Unentſchloſſene zum tüchtigen Handeln gezogen und gedrängt wird, da iſt er ein gleichmäßiger Pulsſchlag, vom Herzen ausgehend und den ganzen Körper elektriſch durchſtrömend.

Ja, ein bewußtes und darum nach Entwickelung, nach Beſtätigung drängendes inneres Leben, das vor allem iſt der wahre militairiſche Geiſt, nicht, wie Manche wähnen, etwas ſtarres, ſtationäres, der Entwickelung gewaltſam widerſtrebendes, jedem Fortſchritt, jedem Denken im Prineip feindſeliges. Der militairiſche Geiſt iſt nicht Standesdünkel, hochmüthige Selbſtüberſchätzung, Ehrgeiz, Herrſchſucht, nicht Unterdrückung jedes individuellen Lebens; — nein, das alles können ſeine einzelne Auswüchſe ſein; es iſt ein Geiſt, der ideal gefaßt ſein will, um vollſtändig begriffen zu zu werden, ein Geiſt, deſſen Weſen darum auch nicht aus einer oberflächlichen Betrachtung der Wirklichkeit erkannt wird, — denn die Wirklichkeit bringt ja niemals das Ideale zu vollkommener Erſcheinung; — der aber doch ſelbſt in der unvollkommenen Wirklichkeit eine reale Macht iſt und immer mehr ſich im Heer zu realer Kraft zu entwickeln hat, wenn nicht mit dem Geiſt auch die Fähigkeit zu höheren Leiſtungen in ihm erſterben ſoll.

Woher aber die Züge nehmen zur Veranſchaulichung ſolchen Ideals, wenn es ſich doch einmal nicht vollkommen in der Wirklichkeit findet? — Vornämlich aus der Betrachtung der Aufgaben unſres Standes, aus der Auffaſſung des militairiſchen Geiſtes als eines Berufgeiſtes. Aber dieſe abſtrakte Betrachtung muß Hand in Hand gehen mit dem Hinblick auf die thatſächlich zur Erſcheinung kommenden Züge des militairiſchen Geiſtes, ſowohl in früheren Zeiten, namentlich in den Glanzperioden militairiſcher Entwickelung, als auch in der Jetztzeit; — ſie muß ſich ſtützen auf die Anſchauungen, Erfahrungen und Forderungen wahrhaft militairiſcher Naturen.

Laſſen Sie mich zunächſt durch Betrachtung und Zurückweiſung zweier entgegenſtehender, gleich falſcher Anſchauungen über die Eigenſchaften, die in einem Heere am meiſten Noth thun, um möglichſt viel mit ihm zu leiſten, mir den Weg ebnen zur genaueren und richtigeren Veranſchaulichung deſſen, was wahrhaft militairiſcher Geiſt iſt, und welche Bedeutung er für ein Heer hat.

Viele haben das Heer mit einer Maſchine verglichen und gemeint, die letzte Aufgabe des Heeres, der Sieg im Kampf, würde am ſicherſten erreicht, die Geſammtkraft des Heeres auf das höchſte erreichbare Maß geſteigert, wenn die Organiſation und der Zwang der Ausbildung des Heeres in der Art ſeine unverrückbare Stelle und ſeine beſtimmte Aufgabe angewieſen, daß es, gleich dem einzelnen Rade einer Maſchine, willenlos und bewußtlos, nur dem gegebenen Impulſe folgend, zum Zweck des Ganzen mitgewirkt hätte.

Was fehlt dieſer Anſchauungsweiſe? — Sie ignorirt vollſtändig die Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur im Soldaten, die der Mitthätigkeit ſeines eigenen Willens bedarf, um ihre Kraft ganz zu entfalten; ſie ignorirt die Eigenthümlichkeit des menſchlichen Geiſtes, der nur da ſich zu männlicher Kraft oder überhaupt zu einer Kraft im Menſchen entwickelt hat, wo er nicht mehr blind einem gegebenen Anſtoß folgt, ſondern aus Ueberzeugung oder aus einem anderen innern Impuls heraus handelt. Eine Armee, die allein nach ſolcher Anſchauungsweiſe geſchult wäre,

kann alſo im Kampf die Kräfte, die in ihr liegen, nicht im höchſten Maaß zur Entwickelung bringen: es wird vor allem der militairiſche Geiſt in ihr verkümmert ſein, es wird in ihr wie in jeder Maſchine die Friction, die in dem Trägheits- und Widerſtands-Moment jedes einzelnen Theils beruht, zwar künſtlich vermindert, aber nicht beſeitigt ſein; — ſie wird mit einem Wort jeder andern Armee unterliegen, in der der individuelle Wille mit zur Geltung kommt, in der die geiſtige Kraft des Einzelnen mitthätig iſt, um das Ziel des Ganzen zu erreichen.

Ja wohl, rufen Andere, der Geiſt iſt das Weſentliche, das Heer ſoll keine Maſchine ſein, ſondern gerade umgekehrt, es gilt, jeden Einzelnen zum ſelbſtſtändigen freien Handeln zu erziehen, ſeine perſönlichen Körper- und Geiſteskräfte zu entwickeln, — nur dann, nur auf Grundlage der individuellen Tüchtigkeit wird aus dem Heere ein Ganzes gebildet, von dem man die höchſten Leiſtungen erwarten kann. Und, fehlt es an der Zeit für dieſe vollkommene Durchbildung im Heer, ſo ſorgt dafür, daß dieſe Tüchtigkeit ſchon vorher durch Turn-Unterricht und zweckmäßige geiſtige Ausbildung auf den Schulen erzielt wird, ſo daß nachher weiter nichts nöthig iſt, als die nothwendigſte Uebung im Waffengebrauch, — und der Geiſt, der militairiſche Geiſt, geweckt durch den Gedanken an den bevorſtehenden Krieg, wird ſich von ſelbſt finden und das Uebrige thun. O, ihr Kurzſichtigen, die ihr ſo ſprecht! Ihr ahnt gar nicht, wie oberflächlich idealiſtiſch eure Anſichten ſind, — denn ihr meidet ja ſonſt den Idealismus und haltet euch für durchaus praktiſche Naturen! Wohl iſt das Turnen gut, auch als Vorbereitung zur militairiſchen Ausbildung; aber meint ihr wirklich, ſein ſegensreicher Einfluß würde weiter dringen, als bis in den gebildeten Bürgerſtand? Seht aber doch an, ob nicht das Heer nur zum allerkleinſten Theil aus ihm zuſammengeſetzt iſt? Fragt die Erfahrenen, ob es wohl möglich iſt, von dem ganzen Erſatz mehr als ein Drittel überhaupt zu ſelbſtſtändiger, individueller Tüchtigkeit, wenigſtens innerhalb 3 Jahren, heranzubilden? Und fragt im Volk, das ihr durch Turnen und Unterricht für eine kurze Dienſtzeit vorbereiten wollt, fragt, wie viel Väter gerade unter der Klaſſe, die das größte Contingent für das Heer liefert, geneigt ſein werden, ihre Söhne, die ſchon miterwerben ſollen, turnen zu laſſen, dadurch Zeit und Kräfte an etwas wenden, deſſen Nutzen ſie nicht vor Augen ſehen, — und ſich an ein ungebundenes Weſen gewöhnen, das ihnen die Luſt zu ſaurer, trockener Arbeit benimmt! — Solcher Anſchauung liegt die Täuſchung zu Grunde, als wäre der rohe kriegeriſche Geiſt dem geſchulten militairiſchen ohne Weiteres überlegen, man ſchlägt die individuelle Entwickelungsfähigkeit der menſchlichen Natur und des menſchlichen Geiſtes in der Maſſe viel zu hoch an, obgleich Jeder an ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung darüber andere Erfahrungen machen könnte; man ignorirt ganz die Natur der Maſſe, obwohl man wiſſen könnte, daß ſtrenge Gewöhnung und feſte Formen die einzigen Mächte ſind, die die Maſſe dauernd zu einem Ganzen zuſammenfügen, und daß der Gemeingeiſt, wenn er irgend einen bleibenden Einfluß üben ſoll, nicht allein auf momentanen Anregungen, ſondern auf dauernden Principien, auf längeren gemeinſamen Erlebniſſen und auf Erfahrungen in einer gemeinſamen Schule des Lebens beruhen muß.

Man meint, weil es von jeher einzelnen kühnen und begabten Männern gelungen iſt, Tauſende in Bewegung zu bringen und ſie ungeſchult eine geraume Zeit nach ihrem Willen zu lenken, ja, ſie ſogar nach momentaner Eingebung zu organiſiren, darum bedürfe es auch im Kriege nur weniger ſolcher Männer, um ein Heer von Hunderttauſenden, ſelbſt wenn es nur zum geringen Theil aus geübter Mannſchaft und Führern und aus entſchloſſenen gewandten Naturen beſtände, doch nicht allein

zum einmaligen Siege mit fort zu reißen, ſondern mit ihm Monate lang auf beſchwerlichem Marſch, im Bivouak, auf Vorpoſten, in Städten und Dörfern zu ſein, oft, ohne einen entſcheidenden Schlag zu thun, nicht allein mit ihm anzugreifen und zu verfolgen, ſondern auch ſich zu vertheidigen und ſich Angeſichts des Feindes, und vielleicht ſeiner energiſchen Verfolgung ausgeſetzt, zurückzuziehen. Man ſpricht: es ſind auch die beſtgeſchulten Heere ſo total und moraliſch geſchlagen worden, daß ſie ſich auf der Flucht vollkommen aufgelöſt haben, während umgekehrt unorganiſirte Haufen, wenn der rechte Mann zur Führung nur da war, oft in der Noth am Meiſten zuſammenhielten; — allerdings ein Beweis, wie wenig die Schule allein zum Siege ausreicht, wenn die Führer nicht in Uebereinſtimmung handeln, oder ihren Beruf nicht verſtehen; — aber man verſchweigt, daß in einer gut geſchulten Armee nach einem ſolchen Ereigniß das Gefühl der Schande ſo mächtig iſt, daß ſie nach der Gelegenheit brennt, ſie abzuwaſchen und ſich wieder ihrer alten ruhmreichen Traditionen würdig zu zeigen, während in einer loſen Maſſe, in der ein ſolcher Gemeingeiſt noch nicht durch eine Reihe rühmlicher Thaten erzeugt iſt, die vollſtändigſte Muthloſigkeit einer wiederholten Niederlage folgt, und ſie nur durch den äußerſten Zwang und den gewaltigſten Druck der Verhältniſſe von Neuem zu einer Maſſe vereinigt werden kann; man verſchweigt, daß oft ein unglücklicher Tag ausreicht, um die vollkommenſte Indisciplin, ja den Glauben an den Verrath der Führer zu erzeugen; und ſelbſt, wo ſchnell gebildete Volksheere unter genialer Führung und unter der Wirkung einer ſtrengen Zucht überraſchende Erfolge errangen, wie die Schaaren Cromwell's, oder die Huſſiten, oder die Schweizer, oder die Polen bei verſchiedenen Gelegenheiten, ſelbſt da hörten ſie, ſobald der Zweck erreicht ſchien, auch auf, unter der Hand der Führer noch lenkbar zu ſein, und es bedurfte neuer dringender Noth, um ſie ihnen zu unterwerfen, wenn nicht gar in der Zwiſchenzeit die Eiferſucht verſchiedener gleichbegabter Führer zur Selbſtzerfleiſchung geführt hatte.

Nein, wahrlich ebenſowenig, wie die mechaniſche Kunſt des Abrichtens der Maſſe zu einer Art Maſchine in ſich allein eine Garantie größerer Erfolge trägt, ebenſowenig das nicht gehörig verbreitete Zuſammenfügen einer im günſtigſten Falle blos von kriegeriſchem Geiſt beſeelten Maſſe, ſelbſt wenn der Einzelne in ihr ein noch ſo guter Schütze oder Fechter und Turner wäre. Stellt ihnen ein militairiſch geſchultes Heer gegenüber, dem der Gehorſam und das Zuſammenhalten und militairiſche Zucht durch gleichmäßige Disciplin eingeimpft worden, und bei dem die militairiſche Ausbildung allein durch die Rückſicht auf die Natur der Maſſe und des einzelnen Mannes, ſowie auf die Verhältniſſe des Krieges geleitet worden, und das letztere wird jedes Mal das volle Gefühl ſeiner innern Ueberlegenheit haben.

Nur in einem ſo geſchulten Heer kommt auch der wahrhaft militairiſche oder ſoldatiſche Geiſt zur Erſcheinung, — denn das Ziel einer ſolchen Schule iſt eben nicht blos die möglichſt ſchnelle und vollkommene Einübung des Mannes in den Waffen, ſondern da gilt es vor Allem, den Grund zu dieſem Geiſt in die Bruſt jedes Mannes ſo feſt zu pflanzen, daß das Weſentliche davon als etwas ihn für ſein ganzes Leben Kräftigendes in ihm haften bleibt, da wir nur durch ihn zu der ſiegverheißenden Zuverſicht gelangen, die ſich in dem bekannten Gebet des alten Deſſauer vor der Schlacht von Keſſelsdorf ausſpricht: «Lieber Gott, wenn Du mir nur verſprichſt neutral zu bleiben, ſo will ich ſchon mit dem Feinde fertig werden!» —

Die einzelnen Züge dieſes Geiſtes ſind ganz beſtimmte Geſinnungsweiſen des Soldaten, Anſchauungen, Grundſätze; jeder Zug für ſich durchaus mit der allgemein menſchlichen Natur zuſammenhängend; — wie könnte man ſonſt auch hoffen, Leute

verſchiedenſten Schlages nur zu einigermaßen erträglichen Soldaten heranzubilden? — aber in den feſtgeſteckten Grenzen jedes Zuges, in ihrem ganz beſtimmten Verhältniß zum militairiſchen Zweck des Ganzen, und der Nothwendigkeit, ſie in den Leuten zu entwickeln, wo ſie ſich nicht von ſelbſt zeigen, darin drückt ſich das ſpecifiſch Militairiſche aus.

Jeder für ſich genommen, mehrt ſchon, wenn er das Ganze durchdringt, die einheitliche Kraft des Ganzen; aber im militairiſchen Leben läßt ſich Keiner vom Andern losgelöſt denken, denn die verſchiedenen Lagen des Krieges fordern das gleichzeitige Wirken und Lebendigſein all dieſer Züge in möglichſt hohem Maaße, wenn das möglichſt Hohe geleiſtet werden ſoll.

Ich nenne im Beſondern zuerſt die militairiſche Treue, die bei uns nicht, wie Manche wähnen, ſich verflüchtigen darf in eine Treue für eine Partei, etwa für die conſervative oder die conſtitutionelle, oder für ein Princip; nein, ſie muß vor Allem perſönliche Treue gegen den König und ſein Haus ſein; eine Treue, unbeirrt durch Gunſt oder Ungunſt, durch Vortheil oder Schaden, durch Uebereinſtimmung mit ſeinen Befehlen oder durch etwaige entgegengeſetzte Anſichten. Wenn der König es fordert, läßt der Soldat die ſchon zum Siege gehobene Hand wieder ſinken, duldet Schmach und Beſchimpfung ſchweigend und iſt doch in jedem Augenblick mit derſelben Hingebung bereit, ſein Leben für ihn zu laſſen und Jeden zu züchtigen, der ſich eine Schmähung gegen ſeinen König erlaubte. Es iſt zugleich eine Treue gegen den Vorgeſetzten, der im Namen ſeines Königs befiehlt, es iſt die Fahnentreue und die Berufstreue, aber ſelbſt in ihrer freieſten Entwickelung zur treuen Hingabe an die Sache der Armee und des Vaterlandes überhaupt, muß jene perſönliche Treue gegen den König makellos und unwandelbar als das wahre Palladium der Armee dieſelbe bleiben.

Sodann nenne ich den Geiſt des Gehorſams, und zwar wieder zunächſt des unbedingten Gehorſams gegen die Perſon des Vorgeſetzten, der, ohne ſich abzuſchwächen, ſich erweitern ſoll, namentlich bei Offizieren und Unteroffizieren zu dem bewußten Gehorſam in der Erfüllung der Pflichten überhaupt und in der freien perſönlichen Unterwerfung unter die Geſetze und Principien der Geſammtheit, auch wenn ſie nicht im Geſetzbuch geſchrieben ſtehen, ſondern allein traditionell als richtig und nothwendig anerkannt und erkannt ſind, — auch wenn ſie ohne perſönliche Gefahr umgangen werden könnten, auch wenn ſie unbequem und für manche andere Verhältniſſe des Lebens hemmende Schranken aufrichteten.

Fühlt nicht ſchon Jeder, wenn er ſich dieſen, jeden Mann ergreifenden Geiſt der Treue und des Gehorſams vorſtellt, in ſolcher gemeinſamen feſten Grundlage der Geſinnung eine Garantie gegeben für eine durchaus einheitliche Geſammtheit im Handeln, die ſich bis zum Gefühl der Unüberwindlichkeit ſteigern kann.

Weiter nenne ich den Geiſt der Ehre, und zwar hier nicht allein den des perſönlichen mit Pflichtgefühl verbundenen Ehrgefühls, ſondern auch den ſchwungvolleren der Waffenehre, und den reicheren, vielſeitigeren der Standesehre.

Weiter den Geiſt der Kameradſchaft, und zwar wieder nicht allein den der perſönlichen Kameradſchaft, die dem Einzelnen gern förderlich iſt, ja, ſich ihm aufzuopfern und ſelbſt ſein Leben für ihn zu laſſen vermag, ſondern auch den erweiterten Geiſt der Waffenbrüderſchaft, und den zu ſeiner höchſten Lebensfülle entwickelten des kameradſchaftlichen Gemeingefühls in der ganzen Armee, auch zwiſchen Offizieren und Soldaten. Ferner den Geiſt der thatkräftigen und thatendurſtigen Entſchloſſenheit, nicht blos jenen, der der momentanen Kühnheit fähig iſt, ſondern auch den Geiſt der charaktervolleren, ſtetigen Energie und jener noch entwickelteren eines ſtets klar

bewußten und immer auf ein beſtimmtes Ziel losgehenden Willens, wodurch dem Untergebenen jene freudige Zuverſicht und erhöhete Hingebung eingeflößt wird, durch die er Wunder der Tapferkeit zu vollbringen vermag. Ich nenne den Geiſt des Selbſtgefühls und der Selbſtſtändigkeit, der, obwohl er ſich dem Höhergeſtellten unbedingt unterzuordnen weiß, doch den Augenblick freudig ergreift, wo auf eigene Verantwortung gehandelt werden muß, der in ſolchen Fällen die Verantwortung ganz allein auf ſich nimmt und zu ſtolz iſt, bei einem ungünſtigen Erfolg einen Untergebenen zu beſchuldigen, aber auch zu ſtolz, um dem Vorgeſetzten, der ihm etwa die berechtigte Selbſtſtändigkeit rauben wollte, darin einen andern Einfluß als den rechtmäßigen zu geſtatten; ferner den Geiſt der ritterlichen Mäßigung und Genügſamkeit, hervorgegangen aus der Zucht des Leibes und der Seele; den Geiſt ſtrengſter und wahrhaftiger Gerechtigkeit gegen das Ganze und gegen den Einzelnen um des Ganzen willen, verbunden mit dem Wohlwollen, das zur Härte nur als zu einem oft nothwendigen Mittel greift, um das Gute zu fördern.

Weiter den Geiſt der Achtung vor den Rechten und der Perſönlichkeit des Geringſten, der es ſich ſelbſt zum ehrenhaften Geſetz macht, auch da die gebotene und nothwendige Form nicht zu verletzen, wo es ungeſtraft geſchehen könnte, der aber doch, weil ihm das Weſen noch höher gilt als die Form, die ihm nur Mittel, nicht Zweck iſt, darum nicht ängſtlich ſich ſelber in enge Formen peinlich einſchnürt, noch darauf hauptſächlich ſieht, ob jeder Andere auch genau in der richtigen Form ſich bewegt. Er ſieht auf die richtigen Geſinnungen zuerſt, aber verlangt auch, daß vorgeſchriebene Formen nicht eigenmächtig verletzt werden.

Ich nenne endlich, zwar zuletzt, aber wahrlich nicht als das Unwichtigſte, den Geiſt des praktiſchen Strebens und Sinnes, der richtigen Erkenntniß des für den Kriegszweck erforderlichen, des Strebens nach immer vollkommenerer Aneignung des für den Beruf Nöthigen, der friſchen, praktiſchen Rührigkeit und Geſtaltungskraft, der Luſt am Wirken, Schaffen und Eingreifen, dieſen Geiſt, der das zur Erſcheinung zu bringen ſtrebt, was er Richtiges gedacht und gewollt hat, der das Weſentliche vom Unweſentlichen ſcheidet, der die richtigen, dem jedesmaligen Zweck entſprechenden Mittel zu ergreifen weiß, in deſſen Hand auch der geringfügigſte Zweck zum Gliede einer größern Kette wird, der darum auch nicht etwa immer hoch hinaus will und ſich die höchſten Ziele ſteckt, die er nimmer erreichen kann, ſondern gerade Befriedigung findet, wenn er, nachdem er das Nothwendige und Geſollte zu Stande gebracht, auch die erſten Schritte zur Verwirklichung des Wünſchenswerthen thun kann.

Siehe da die verſchiedenartigen einzelnen Züge in der Geſammtgeſtalt des wahrhaftigen, des lebendigen militäriſchen Geiſtes. Mich dünkt, wenn man ſich dieſe Geſtalt als im Leben verwirklicht, vor Augen denkt, man müßte im Geiſt ein neues Feuer die Adern der Armeen lebendig durchglühen ſehen, man müßte ein reiches, vielgeſtaltiges, theils freies, theils an beſtimmte Schranken gebundenes, aber nur um ſo energiſcheres Bewegen der Kräfte zu gemeinſamen, klar gedachten und empfundenen Zielen hin wahrnehmen; man müßte ein lebendiges Wechſelwirken ſehen, von einzelnen Perſönlichkeiten auf die Geſtaltung der Maſſe, und wieder zurück von dem empfänglichen, dankbaren Sinn der Maſſe auf die Belebung der Kräfte in den Perſönlichkeiten; mich dünkt, man müßte eine Armee vor Augen ſehen, wo Niemand mehr wagen würde zu behaupten, ſie wäre eine Laſt für das Land, oder ſie könnte ihre Aufgabe in kürzerer Zeit erfüllen, — denn da würden alle Väter, die je tüchtige Söhne in ihr gehabt hätten, rufen: „Greift uns die Armee nicht an, ſie hat unſere Söhne zu Männern und Bürgern gemacht, wir laſſen ſie mit Freuden drei Jahre von uns,

denn wir erhalten ſie an Seel' und Leib gekräftigt zurück!« — Zwar iſt es nur ein ideales, unerreichtes Bild, deſſen Züge ich Ihnen zu ſchildern verſucht, wer vermöchte aber zu läugnen, daß fortwährend ein gewiſſes Leben und Streben nach all dieſen Richtungen hin als ein ererbtes Gut in der Preußiſchen Armee thätig geweſen iſt?

Jedes Ideal iſt gemacht, um uns vorzuleuchten auf unſerm Wege, nicht, um zu blenden oder zu brennen.

Darum wird die Armee auch ſich gern ein ſolches zum Bewußtſein bringen, namentlich aber die Veteranen in ihr, die Offiziere und Unteroffiziere. Denn jedes gemeinſame Ideal fördert das gemeinſame Streben nach beſtimmten klaren Zielen hin — und ohne dies kein fruchtbares Einwirken auf die Untergebenen. Und Keiner wird muthlos oder zweifelhaft an ſich werden durch Betrachtung ſolchen Ideals, wenn er ſich ihm auch noch ſo fern fühlte, denn wo die Kraft und Begabung des Einen nicht ausreicht, da wird bei einem rechten Zuſammenwirken und gemeinſamen Streben aller beſſeren Elemente bald ſich jene glückliche Aushülfe thätig zeigen, wo die verſchiedenen Gaben und Kräfte einander vervollſtändigen und ergänzen, um eine möglichſt vollkommene Geſammtleiſtung zu Stande zu bringen.

Denn das iſt eben die rechte Frucht des militairiſchen Geiſtes, ſelbſt wo er noch keine ideale Höhe erreicht hat, daß er jeden Einzelnen von uns lockt, nöthigt, antreibt, ſeine Kräfte nicht zerſplittern zu laſſen durch allerlei auseinanderfallende Intereſſen, ſondern Geſinnung, Willen und Verſtand dem Gemeinſamen zuzuwenden, alſo nach militairiſchen Richtungen und Zielen hin zu entwickeln und ihnen dadurch an Kraft und innerer Tiefe zu geben, was ihnen etwa an äußerem Umfang und an Vielſeitigkeit genommen werden ſollte. Damit ſind zugleich die rechten Impulſe für ein übereinſtimmendes Wirken für's Ganze gegeben, indem auch das unbedeutendſte Glied, wenn es nur ſeine Stellung richtig erfaßt, durch den gemeinſamen Pulsſchlag in die richtige Bewegung geſetzt wird.

Der militairiſche Geiſt ruft in dieſem Ganzen gleichzeitig eine innere lebendige Theilnahme und Fürſorge der Einzelnen für die Ehre des Ganzen im beſten Sinne des Worts, für die gemeinſamen Intereſſen, für das gemeinſame Wohl und Wehe hervor, ja, erweckt die moraliſche Kraft, die die vorhandenen Mängel und Gebrechen nicht überſieht und in falſcher Weiſe zudeckt, ſondern, um des geſunden und kräftigen Fortentwickelns des Ganzen willen, ſie beim rechten Namen nennt und ſie abzuſtellen, zu entfernen trachtet.

Dann treten auch Leiſtungen ganz anderer Natur hervor: der mechaniſche Zwang hört auf; der Mann zwingt ſich von ſelbſt, um der Ehre, um des Ganzen willen, und wo ihm ein ſolch' feineres Gefühl abgeht, da zwingt er ſich aus Furcht, zu ſehr gegen andere abzuſtechen. Das ſyſtemloſe nicht in einander greifende Vergeuden der Kräfte in allerlei an ſich ganz guten Uebungen hört auf, denn entweder hat ſich ſchon eine beſtimmte Schule gebildet, in der bewußte, klar gedachte Ziele verfolgt und erreicht werden, oder der rege gemeinſame Geiſt bringt es von ſelbſt zu wege, daß nichts ohne Nutzen für den letzten militairiſchen Zweck betrieben wird; ſollten auch die Mittel in einzelnen Fällen noch nicht die zweckmäßigſten ſein.

Da treten endlich auch andere Anſprüche an die Einzelnen heran, denn es kann ſich Niemand mehr begnügen mit Scheinleiſtungen, bei denen Keiner weder ſeinen Willen noch ſeine Aufmerkſamkeit beſonders anzuſpannen braucht, um doch mit dem Ganzen mitzukommen, ſondern da fühlt Jeder, daß die militairiſche Aufgabe des Führers vor Allem darin beruht, nicht blos ſelbſt mit ſeinem Geiſte beſtändig gegenwärtig

und auf Alles gefaßt zu ſein, ſondern auch ſeine Leute ſo in der Hand zu haben, daß er ſich jeden Augenblick auf ihre Aufmerkſamkeit und ihr eifriges Mitwirken verlaſſen kann.

Mit einem Wort, der Einfluß des wahren militairiſchen Geiſtes zeigt ſich keineswegs erſt im Kriege durch die erhöhte Zuverſicht Aller auf einen glücklichen Erfolg, ſondern ſchon im Frieden wird er offenbar im ganzen Zuſtand, in der Geſinnung, in der Rührigkeit der ganzen Truppe, in dem Eindruck männlichen Selbſtgefühls und umſichtigen Weſens, verbunden mit gehorſamer Willigkeit, den der einzelne Soldat, namentlich nach vollendeter Dienſtzeit, macht, und in der kräftigenden, von der Armee ausgehenden Wirkung auf den Volksgeiſt, beſonders in dem immer neuen Impuls zu männlich-patriotiſcher, königstreuer Geſinnung und Weſen.

Freilich wird, wie alle Kräfte, die nur durch ein gemeinſames inneres Leben gewonnen werden, ſo auch die Kraft des wahren militairiſchen Geiſtes in der Armee bald ſchwächer, bald ſtärker zur Erſcheinung kommen, bald mehr, bald weniger reife Früchte zeitigen. Sie wird ihre Zeiten hoher Entwickelung und herrlicher Blüthe haben und dann wieder Zeiten geringerer Lebensentfaltung, nie aber dürfen und können für die Armee Zeiten vollkommener Ebbe oder Erſchlaffung, oder Zeiten der Zweifel an ſich ſelbſt, des inneren Zwieſpalts, der Ausartung oder gar des völligen Abſterbens eintreten. Denn offenbar iſt es ja das eigenſte Intereſſe eines Jeden ſo ſehr wie der Geſammtheit, daß Jeder nach ſeinem Theil zur klareren Erkenntniß und kräftigeren Bethätigung dieſes Geiſtes fortwährend mitwirkt, namentlich aber in Zeiten, die auf höhere Entwickelung hindrängen.

Welches ſind nun die uns dazu zu Gebote ſtehenden Mittel und Wege? —

(Fortſetzung folgt)

Tagesereigniſſe.

Durch die neue Benennung der Truppentheile iſt der Reform der Armee endlich das Siegel der Vollendung aufgedrückt worden, und nur der Artillerie ſtehen noch einige weſentliche Reformen bevor. Namentlich wird es die Armee mit Jubel begrüßen, daß einmal die neuen Regimenter nunmehr als ſelbſtſtändige Glieder in die Reihen der Armee eingetreten ſind, vor allen Dingen aber, daß jedem Regimente ſein eigenthümlicher, es wirklich charakteriſirender und bezeichnender Name, ſtatt der poeſieloſen Nummer, zu Theil geworden iſt. Die neuen Grenadier-Regimenter, deren Thaten ſchon bisher mit blutigen Lettern in die Annalen der Armee eingeſchrieben waren, werden in der neuen Bezeichnung um ſo mehr einen Sporn erblicken, ſich derſelben würdig zu zeigen, und die neuen Regimenter mögen ſich beeifern, in „Ernſt und Schimpf“ den alten ebenbürtig zu werden. Das Detail der neuen Bezeichnungen geht aus dem heutigen Militär-Wochenblatt hervor. In dankbarem Gefühle gegen den ſorgenden Kriegsherrn ſtimmt aber gewiß jedes preußiſche Soldatenherz ein in ein dreifaches Hurrah dem Prinz-Regenten!

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Zur Vertheidigung des Herrn von Vincke.

Da es jederzeit unser Grundsatz gewesen, uns der Unterdrückten und ungerecht Angeklagten anzunehmen, so wollen wir diese unsere Theilnahme auch dem jetzt von allen Seiten angegriffenen Freiherrn von Vincke nicht vorenthalten.

Selbstherrscher des Abgeordnetenhauses und höchst unbequemer Freund des „verfassungstreuen" Ministeriums, ist es jetzt besonders die liberale Presse aller Schattirungen, welche denselben für die einigermaßen prekäre Stellung der Minister verantwortlich zu machen versucht, und welche ihm gerade das zum Vorwurf macht, was wir als seine besten Qualitäten bezeichnen zu müssen glauben.

Herr von Vincke ein folgsamer Freund der Herren von Auerswald und von Patow: hat man sich wohl das Komische dieser Zumuthung deutlich zu machen versucht! Unsererseits haben wir uns stets gefreut, in dem sonst so überaus langweiligen Heerlager des Liberalismus wenigstens einen Mann zu finden, der Charakter und Entschlossenheit genug besitzt, seinen eigenen Weg zu gehen, mit dem sogenannten Programm des Ministeriums, wenigstens einigermaßen, Ernst zu machen und auch die Personen der Minister von Zeit zu Zeit aus dem Weihrauchs-Qualm ihrer mehr auf die kalte Küche zugeschnittenen Anbeter in die kühle Luft der Wirklichkeit zurückzuführen, ihre parlamentarischen Postulate und ihre ministeriellen Leistungen neben einander Revue passiren zu lassen und ihnen für schwaches Gedächtniß und sonstige officielle Gebrechen gelegentlich einen kleinen „Wischer" zu ertheilen.

In dieser schwächlichen Zeit ist ein Charakter so selten, daß wir demselben Manches, selbst parlamentarische Bocksprünge zu gute halten, und die unläugbare parlamentarische Bedeutung des Herrn von Vincke, sie beruht allein darauf, daß er den Muth hat, auch seinen vermeintlichen Gesinnungs-Genossen gegenüber das zu sagen, was er denkt, mögen seine Gedanken häufig noch so verkehrt und excentrisch sein.

Ohne das Auftreten des Herrn von Vincke standen wir unläugbar in der Gefahr, die schlimmste Art der parlamentarischen Regierung in Preußen sich entwickeln zu sehen, jenen stummen, gesinnungslosen Ministerialismus, welcher die Versumpfung alles höheren geistigen Lebens ist. Ihm besonders haben wir es zu danken, sowohl daß die „Verfassungs-Treue" der Minister und die Bedeutung der „Volksvertreter" so schnell auf ihr rechtes bescheidenes Maß zurückgeführt sind, als auch, daß die Koryphäen des Liberalismus und die Erbpächter

der Popularität bereits vor die leidige Alternative gestellt sind, entweder ihren Liberalismus oder ihr Portefeuille zu quittiren: eine Leistung, die um so anerkennenswerther ist, als Herr von Vincke bekanntlich nicht darauf ausgeht, selbst Minister zu werden, und also auch nicht das Bedürfniß hat, das Kohlenbecken unter dem Stuhle des Herrn von Patow mit Weihrauch zu bestreuen.

Alles natürlich mit Vorbehalt unserer sonstigen aufrichtigen Gegnerschaft.

Zwei Hauptfehler.

I.

Wer möchte es verkennen oder in Abrede stellen, daß die conservative Partei, daß unsere Gesinnungsgenossen insbesondere, mancherlei Fehler begangen haben und noch täglich begehen; Nichts aber fällt so schwer in das Gewicht, ihre Stellung und Wirksamkeit zu erschweren und zu verderben, als der Mangel jeder selbstständigen positiv-schöpferischen Action und das unnatürliche Bündniß mit der Büreaukratie, das man — wie es scheint — auch heute noch nicht zu lösen vermag.

Auch heute wie bisher nur Abwehr und Vertheidigung, selbstredend mit abnehmendem Vertrauen zu sich selbst und zu der eigenen Sache, und deshalb auch mit stets geringerem Erfolge. Auch heute wie bisher die ängstliche Scheu, die gewohnten Verwaltungs-Formen zu verlassen und in der Betheiligung und Allianz der gleichartigen und gleiche Interessen vertretenden Kräfte und Elemente des Volkes die unentbehrliche Ergänzung und Kräftigung zu suchen. Wie man seiner Zeit die Hand dazu geboten, die Schwur-Gerichte zu beseitigen und damit eine auf die Dauer unerträgliche Omnipotenz des verfassungstreuen Kreisrichters etabliren zu helfen, so schreckt man auch heute davor zurück, durch offene Befürwortung und thatsächliche Unterstützung aller auf reelle Selbstregierung gerichteten Bestrebungen des Volkes für den kleinen Rest eigener politischer und socialer Berechtigungen Bundesgenossen zu gewinnen und dadurch der täglich anwachsenden, alles eigene Recht absorbirenden Minister-Allgewalt einen Damm entgegenzusetzen.

Und worin man gesündigt, damit ist man denn auch gestraft. Man spricht von christlichem Staat und deutschem Recht und erhält aus der Tiefe des Volkes doch selten eine andere Antwort, als den Vorwurf selbstsüchtiger Standes-Interessen; man spricht von wahrer Freiheit und deutscher Selbstregierung und scheint es kaum zu bemerken, daß das Gängelband, an welchem die Geheime Raths-Weisheit die schöne Welt regiert, immer kürzer und unzerreißbarer wird.

Es ist dies um so beklagenswerther und verhängnißvoller, als nur die furchtsame Kurzsichtigkeit sich darüber zu täuschen vermag, daß Aristokratie und Büreaukratie die unversöhnlichsten Feinde, daß principielle Defensive und

Niederlage identiſch ſind, und daß gerade unſerer Partei, wie keiner ſonſt, die Möglichkeit gegeben iſt, alle anderen in wahrer Freiheit und Freiſinnigkeit weit hinter ſich zu laſſen und dadurch den trügeriſchen und heuchleriſchen Freiheitsſchwindel des Liberalismus ein für allemal der verdienten Verachtung Preis zu geben.

Aber freilich, noch erregt man in conſervativen Kreiſen, mit ſeltenen Ausnahmen, einen gelinden Schauder, wenn man dreiſt genug iſt, z. B. den Schwur-Gerichten, vielleicht ſogar auch für Civilſachen, offen das Wort zu reden: und doch iſt das Schwurgericht in dieſer oder jener Geſtalt — wir laſſen dieſe einſtweilen dahin geſtellt — die einzige Form und Handhabe, die gerichtliche Büreaukratie zu brechen und eine wirkliche, lebendige Selbſtregierung zu begründen. Wer mein Richter iſt, der iſt mein Herr, und der Kreisrichter wird dies in dem Maße mehr, als es ihm gelingt, die Königliche Gewalt auf dem Gebiete der Juſtiz zu einer bloßen Firma herabzudrücken.

Wie indeß ſchon Juſtus Möſer bemerkt, giebt es keine ſchlechtere Juſtiz, als wenn — wie dies heute der Fall iſt — rechtsgelehrte Richter in der Weiſe von Geſchworenen urtheilen, und man kannte damals die Staatsanwaltſchaft noch nicht einmal! Es iſt dies diejenige Form der Juſtiz-Verwaltung, welche den Schutz ſichernder Formen aufhebt, alle poſitiven Rechtsbegriffe zerſetzt und den Unterſchied von Meinung und Beweis austreibt, und welche deshalb vernünftiger Weiſe nur von denen empfohlen werden kann, welche von der Vorausſetzung ausgehen, daß ein dreimal examinirter, rechtsgelehrter Richter nur noch von Nectar und Ambroſia lebt und der ſonſt gangbaren Sympathien und Antipathien, Parteiſtellungen und Anſchauungen anderer gewöhnlicher, unſtudirter Erdenkinder völlig enthoben iſt.

Wie man ſagt, hat man ſeitdem in einigen Preß-Prozeſſen andere Anſchauungen gewonnen. Nichts deſto weniger iſt in der Praxis kaum ein Wechſel eingetreten.

Doch nicht auf dem Gebiete der Juſtiz allein, man hat denſelben Fehler auch auf dem Gebiete der Verwaltung und des öffentlichen Rechtes begangen. Die lediglich in der Natur des büreaukratiſchen Staates begründete Kluft und Weſens-Verſchiedenheit zwiſchen Privat- und öffentlichem Recht, welche dem engliſchen Rechte naturgemäß ſtets fremd geblieben, die Ausſchließung des Volkes und ſeiner geſchichtlichen Organe von der Findung und Handhabung des öffentlichen Rechtes, die Entkleidung der Adminiſtration von allen denjenigen Qualitäten, welche derſelben, wenn auch nur in geringem Maße, die Eigenſchaft eines Gerichts-Organismus gegeben und erhalten: diejenigen Mitglieder der großen conſervativen Partei, welche zu Allem dieſem ſtets bereitwillig die Hand geboten, ſie dürfen ſich heute nicht beklagen oder beſchweren, wenn die Handhabung des öffentlichen Rechtes je länger deſto mehr der Ausdruck der Privatanſicht der Perſon des jedesmaligen Miniſters und damit das öffentliche Recht ſelbſt ein perpetuum mobile wird, wenn die Regierungen wie die ſtändiſchen Körperſchaften ſich der Stellung der Präfectur- und Arrondiſſements-Räthe nähern, wenn die Landräthe, im ſonderbaren Widerſpruch zu ihrer ſtändiſchen Erwählung,

zu unbedingt absetzbaren Staatsbeamten herabsinken, und das erste Ministerium, welches sich in Preußen als ein „verfassungstreues" öffentlich proclamirt, die Aussprüche des höchsten Gerichtshofes mit unbedingter Naivetät völlig ignorirt.

Wollen wir dieser Entwickelung Stillstand gebieten, wollen wir der Staats-Verwaltung die Eigenschaft eines Gerichts-Organismus und damit die Möglichkeit wieder gewinnen, Autonomie und Selbstregierung zu einer Wahrheit zu machen: es ist dies — wie in diesen Blättern unablässig ausgeführt worden — nicht anders zu erreichen, „als durch einen über dem dirigirenden Minister stehenden, tüchtig besetzten und unabhängig gestellten Geheimen Rath, durch würdige Stellung der Räthe in den oberen und mittleren Verwaltungs-Collegien" und durch das Princip der Collegialität bei der Findung des öffentlichen Rechtes, oder — wie es von anderer Seite unseren Preußischen Verhältnissen entsprechender ausgedrückt ist — „Herstellung des Staatsrathes, des Staatsministeriums, der Regierungen und der Landräthe in ihrem ursprünglichen permanenten gerichtlichen Organismus und Bildung fester Kreis-Verfassungen mit den äußeren und inneren Rechten einer Corporation."

Es ist ja nur das Resultat einer inneren Nothwendigkeit, daß der parlamentarische Beamtenstaat überall in dem Imperialismus und der Präfekten-Wirthschaft seinen letzten Ausläufer hat. Was heute in den Kammern vorgeht, das sind häusliche Zwiste der Büreaukratie, Grenz-Streitigkeiten zwischen Justiz- und Verwaltungs-Beamten, Streitigkeiten zwischen dem Theile der Büreaukratie, welcher noch eine sociale Basis hat, und dem, welcher bereits von allen socialen Unterlagen abgelöst nur noch auf seinem Gehalte steht und den Uebergang zu dem Commis des französischen Präfektenthums bildet. Es ist nun einmal nicht anders, mit dem altpreußischen Königsthum hört auch das altpreußische Beamtenthum auf. „Jahrhunderte hindurch hat das Haus Hohenzollern in unermüdlicher Organisation dahin gestrebt, unseren Staatsrath, unsere Ministerien, unsere Provinzial-Collegien und Landräthe zum Gegentheil von dem zu machen, was das Wort verantwortlicher Minister ausdrückt," und es ist um das Preußische Wesen und den Preußischen Rechtszustand geschehen, wenn auch bei uns jene Verwechselung Platz greift, welche die Geschichte Frankreichs im letzten Menschenalter bestimmt hat: „die Verwechselung einer parlamentarischen Verfassung mit einer constitutionellen Verwaltung," ein Wechsel, „dessen Eintritt das Schlagwort verantwortlicher Minister bezeichnet."

Was aber die Autonomie und Selbstregierung selbst betrifft, so ist die Grundbedingung jedes Organismus die Gleichartigkeit der einzelnen Organe unter sich und mit dem Ganzen, mithin die Ausgleichung der niederen Obrigkeiten und ihrer Gestalt nicht allein unter einander, sondern auch mit der gegenwärtigen Form der höchsten Obrigkeit und — was dasselbe ist — die Fortsetzung der als richtig erkannten Form der unteren Organe auch in die höheren Regionen und Instanzen. Die Folgerungen, welche sich hieraus ergeben, liegen auf der Hand. Es folgt daraus erstens, daß, wie an höchster Stelle, so auch auf allen andern Gebieten des Staatslebens die patrimoniale und privat-

rechtliche Form der communalen und ſtaatsrechtlichen Platz machen muß, daß, wie in der königlichen Gewalt die executive, die legislative und gerichtliche unterſchieden ſind und doch zur Erfüllung ihres vollen Begriffes auch wieder vereinigt ſein müſſen, ſo dieſelbe Trennung und Verbindung auch nach Unten hin ihren Ausdruck finden und insbeſondere die Obrigkeit, wie in ihrem höchſten Träger, wo ſie mit Gott, ſo auch in allen ihren Organen, wo ſie mit den Menſchen unmittelbar handelnd in Berührung tritt, wieder höchſt perſönlich werden muß. Es folgt daraus ferner, daß die Selbſtregierung — wenn man ſie ernſtlich will — nicht auf die unterſten Kreiſe beſchränkt bleiben kann, daß die corporative und communale Freiheit, ſowie jede Art der Selbſtverwaltung unter bürraukratiſchen Oberbehörden nothwendig verkümmern muß, und daß man daher keine andere Wahl hat, als entweder — um uns concret auszudrücken — Landraths-Amt, Kreistage und ſtändiſche Gerichtsbarkeit auch in den höheren Inſtanzen in entſprechender Form herzuſtellen, oder aber in der Kürze die noch vorhandenen Reſte der Selbſtregierung von der Büreaukratie bis auf die Wurzel aufgezehrt zu ſehen. Es folgt daraus endlich, daß die localen Freiheiten ihre Garantie in der Krone und Landes-Vertretung, und Krone wie Landesvertretung die Baſis ihrer Kraft und Bedeutung in der ihnen ſelbſt entſprechenden Organiſation der unteren Kreiſe zu ſuchen haben, daß insbeſondere von einer politiſchen Bedeutung der höchſten Volksvertretung, ſowie von einer Selbſtſtändigkeit der Verwaltung des öffentlichen Rechtes nur dann und in ſoweit die Rede ſein kann, als die höchſte Inſtanz — wie in England — in eine Körperſchaft verlegt wird, welche die Bedingungen ihrer ſocialen und politiſchen Selbſtſtändigkeit in ſich ſelber trägt und als die oberſte Volksvertretung ihre unentbehrliche Baſis und ihren nothwendigen Rückhalt in einer entſprechenden Geſtaltung und Ausſtattung der unterſten Kreiſe findet.

Dabei muß allerdings die durch die Entwickelung der Neuzeit doppelt gebotene Einheit und Energie der Adminiſtration und Execution nicht nur erhalten, ſondern der durch die neueren Verkehrs-Mittel unendlich geſteigerten Concentration aller ſocialen und politiſchen Verhältniſſe gegenüber noch entſprechend gekräftigt werden. Zu dieſem Zwecke iſt geboten Trennung der Rechtfindung von der Execution, welche jetzt in unſeren Verwaltungs-Organen, die halb Executiv-Behörden, halb Gerichts-Behörden für das öffentliche Recht ſind, verbunden erſcheinen, oder, wie man es anders ausgedrückt hat, die Trennung der eigentlichen Adminiſtration von der öffentlichen Gerichtsbarkeit: Die Handhabung der Executive durch verantwortliche Individuen, die Verwaltung des öffentlichen Rechtes durch Civil-Geſchwornen-Gerichte, durch — je nach der Bedeutung des Gegenſtandes — in der Dreitheilung von Kreis, Provinz und Staat aufſteigende, aus Beamten und ſtändiſchen Elementen gemiſchte Collegien. Es iſt dies der einzige — dem urſprünglichen Plane des Miniſters Stein entſprechende — Weg, die Bedingungen der Selbſtverwaltung und den Verwaltungs-Bedürfniſſen des Gouvernements gleichzeitig Genüge zu leiſten.

Hinzutreten muß natürlich Ausſtattung der Corporationen mit reellen materiellen Rechten, insbeſondere der Steuer-Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Die

„eigene Wirthſchaft“ iſt bei den Corporationen wie bei den Individuen die unentbehrliche Vorausſetzung der politiſchen Vollberechtigung. Nicht minder iſt es die ſociale Selbſtſtändigkeit und Selbſtverwaltung, an welcher ſich deren politiſche Correlate entwickeln, und wie auf dem ſocialen Gebiete, ſo iſt auch auf dem politiſchen die ächte, dauerhafte Freiheit ausſchließlich die Frucht der politiſchen Arbeit.

Das obrigkeitliche Recht ſoll nicht mehr als Privat-Recht des Einzelnen, ſondern als politiſches Recht und damit auch als Pflicht des Standes betrachtet werden.

Was nun iſt bisher von unſeren Partei-Genoſſen auf dieſem Gebiete und in dieſer Richtung gethan oder auch nur vorgeſchlagen und beantragt?

Oder ſollte man gar in der Täuſchung befangen ſein, daß hier Alles normal, befriedigend und haltbar ſei, oder, daß die etwa nothwendige Beſſerung ſich von ſelbſt machen werde!

Umſchau.

„Eine Mimik der Zeit! ein Kaiſerreich für eine Mimik der Zeit!“ denn der Einfluß der lügneriſchen Geberdenſprache macht ihre Theorie von Tag zu Tag unentbehrlicher!

Wäre es erlaubt, anzunehmen, daß die Situation Keime des Friedens in ſich trage, wie freilich das Bedürfniß des Friedens, ſo würde es geſtattet ſein, aus den Erſcheinungen der abgewichenen Woche mit einiger Hoffnung auf manchen verſöhnlichen Ausgang zu ſchließen. Selten hat der enge Umkreis weniger Tage ein ſolches Enſemble von Vorkommniſſen vereinigt, die eins wie das andere von dem Triebe nach Annäherung, Ausgleichung und Verſtändigung geleitet ſchienen.

Gleichwohl war das Alles nur ein erborgter Schein, die ſchauſpieleriſche Aeußerung der erwähnten Geberdenſprache, auf ſeinem Grunde indeß nur die mehr oder weniger verbiſſene Fügung in den eiſernen Zwang der Verhältniſſe, mit denen Intereſſen und Leidenſchaften ſich abzufinden hatten, um dann, wohl oder übel, auch einmal vom entgegengeſetzten Ende her zu rechnen. Es ſind noch dieſelben Leute, dieſelben Grundſätze und Intereſſen, die handelnd auftreten: ſie legten eben nur andere Masken vor.

Ob in dieſem Sinne zunächſt auch die Beſuchs-Badereiſen zweier Preußiſcher Miniſter ausgelegt werden dürfen, wagen wir freilich nicht zu beſtimmen. Die liberalen Freunde des Miniſteriums werden dies jedenfalls beſſer wiſſen. Iſt aber Göthe's Wort: „zuletzt Kinder, kommt doch Alles auf den — Zuſammenhang an,“ kein bloßer Einfall eines gemüthlichen Poeten, ſondern ein recht wackeres geſundes Sprüchlein, das ſich allenfalls auch als ſtaatspolitiſches Axiom verwerthen ließe, dann möchten wir auch unſeren Miniſterreiſen ihren Antheil an der Mimik des Tags nicht durchaus abſprechen.

Innere und äußere Politik des Staates ruhen auf respectablerem Grunde als dem eines bloßen Verhältnisses der Gegenseitigkeit, mag man dieses Verhältniß durch die Bezeichnungen eines unbedingt gegenseitigen, solidarischen, oder wie man sonst will, noch so sehr potenziren. Es ist in der That wahr, es ist jener innere, wesentliche, in Preußen zumal naturwüchsige Zusammenhang, der nämliche, „Zusammenhang," von dem Göthe spricht, auf den es für die Aeußerungen des Staatslebens ankömmt; und sollten die reisenden Minister zur Herstellung desselben auf ihren Ausflügen da und dort ein Stündchen erübrigt haben: so wollen wir gern wünschen, daß sie darin glücklicher gewesen, als wir freilich zu hoffen wagen. Leider hören wir, daß Herr von Auerswald verstimmt zurückgekehrt ist, und die Zukunft ihm „trüb" erscheint. Möglich indeß, daß die trübe Meinung auch aus dem Minister-Verantwortlichkeitsgesetz erklärt werden darf, mit dem Herr von Vincke droht.

Durchaus das nämliche Gepräge mimischer Kunstfertigkeit tragen dann auch die Vorgänge auf dem weiteren Plane dieser Woche. Daß Garibaldi, als geschulter Abenteurer, ein wenig aus der Rolle fällt, darf nicht auffallen. Das ist eben das Salz in dieser mimisch-dramatischen Vorstellung! Während der Piemontesenkönig sich geneigt stellt, ein Bündniß mit Franz II. einzugehen, und gelegentlich bitterlich klagt, daß ihm fort und fort Kanonen aus den Zeughäusern, Pulver und fertige Munition aus den Fabriken „gestohlen" werden, um nach Sicilien „entführt" zu werden, wirft Garibaldi einen routinirten Verschwörer, Herrn la Farina, im kürzesten Wege aus dem Hause. Die Revolution in Italien ist eben, wie wir dies schon in der letzten Umschau bemerkten, den Fingern des Franzosenkaisers bereits entschlüpft; und erröthet man in Paris nicht, die gewaltsame Entfernung des Erwähnten einen „Staatsstreich" zu nennen: so beweist das nur, wie werth und wichtig derselbe den Maschinenmeistern von Paris und Turin war, und wie viel mit ihm verloren ging! Neben dem Allen aber in Paris Befleißigung der friedlichsten Mimik... Kein Auge würde zu vermuthen wagen, daß zwischen Lord Palmerston und Louis Napoleon auch nur ein leichter Dispüt stattgefunden.

Ist doch das Einverständniß zwischen Beiden augenblicklich wieder so wohlgeordnet, daß selbst die blutigen Hetzereien am Libanon darüber einen wahren Lichtglanz empfangen. Die französische Presse tritt keck mit der Behauptung hervor, daß die Nachrichten aus Syrien „besser lauten," unterdeß der Moniteur haarsträubende Telegramme veröffentlicht. So scheint denn auch der Theatercoup mit der Appellation an die „Civilisation" und den beiden nach Beirut entsendeten französischen Schiffen gänzlich mißglückt. Der britische Premier-Minister war eben nicht aus der Contenance zu bringen. Es ist ein hartes Ding um eine ausgekochte und dann — kühl gestellte Seele... Lord Palmerston hat sich ruhig darauf beschränkt, neben einigen Schiffen eine kleine türkische Armee von Konstantinopel nach Beirut zu dirigiren; und weil nun auch Oestreich Miene gemacht, daß es nicht geneigt sei, mit gekreuzten Armen zuzuschauen, hat sich die Nothwendigkeit der Verständigung, d. h. die Nothwendigkeit einer friedlichen Mimik auch für die orientalische Frage wieder fühlbar gemacht.

Zwei ſchlimme Spieler, die in dieſem Augenblicke um die Ordnung in Europa würfeln. Dennoch iſt der britiſche in gewiſſem Sinne — beſſerungsfähig; und da er augenblicklich unbeſtritten im Vortheil iſt, ſo werden die Freunde König Franz II. wiſſen, was ſie zu thun haben, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt geneigt ſind, ſich ihrer — Pflicht zu erinnern, und König Franz nicht genöthigt geweſen iſt, zu entſagen.

Freilich mißlich auch in dem günſtigſten Falle, denn, wie will man den Knochen befehlen, ſich ruhig zu verhalten, nachdem man das Blut ſieden gemacht hat?...

Eines Tags wird die neapolitaniſche Revolution auch den Händen Lord Palmerſton's entſchlüpfen.

Arbeiter-Vereine.

Herr Profeſſor Huber in Wernigerode hat ſo eben unter dem Titel: „Die gewerblichen und wirthſchaftlichen Genoſſenſchaften der arbeitenden Klaſſen in England, Frankreich und Deutſchland" außerordentlich lehrreiche Beiträge zur Geſchichte der ſocialen Zuſtände unſerer Zeit veröffentlicht.

In den letzten fünfzehn Jahren haben nämlich in England, Frankreich und Deutſchland ſich Arbeiter-Vereine gebildet, welche die Aufgabe, ſowohl das materielle Wohl als auch die Sittlichkeit und die geiſtige Ausbildung der Arbeiter zu fördern, in höchſt praktiſcher Weiſe löſen. Es erſcheint daher als in hohem Grade wünſchenswerth, daß die Kunde von den bedeutenden Erfolgen dieſer Genoſſenſchaften möglichſt verbreitet und dadurch die Nachahmung derſelben in weiten Kreiſen angeregt werde.

In England gedeihen hauptſächlich die Vereine, deren Hauptzweck iſt, ihren Mitgliedern zu möglichſt billigen Preiſen Lebensmittel zu verſchaffen. Der bedeutendſte derſelben nennt ſich „die Geſellſchaft der Pioniere in Rochdale," er begann im Jahre 1844 mit 28 Mitgliedern, die ſämmtlich arme Weber waren und nur mit vieler Mühe das winzige Capital von 28 Pfd. Sterl. zuſammenbrachten. Sie mietheten einen Laden, in welchem ſie Mehl, Butter, Zucker und Grütze verkauften, im März 1845 wurde das Geſchäft auf Thee und Tabak ausgedehnt, 1846 auf Fleiſch. Im Jahre 1849 konnte das Verkaufslokal erweitert, ein Lokal für Verſammlungen eröffnet und nothdürftig mit Büchern und Zeitſchriften ausgeſtattet werden. Seit Anfang der fünfziger Jahre machten die Pioniere immer raſchere Fortſchritte. Die Geſchäfts-, Verſammlungs- und Bibliothek-Zimmer wurden immer anſtändiger eingerichtet, und hierzu rings um den alten Laden mehrere Gebäude angekauft und umgebaut. Bald mußten mehrere Agenturen in der Umgegend errichtet werden. Der Fleiſchverkauf führte zur Einrichtung einer Schlächterei, die wöchentlich drei bis vier fette Ochſen und anderes Vieh nach Verhältniß einſchlachtete. 1852 wurde eine große Schuh-

macher- und bald auch eine Schneider-Werkstätte nebst Verkaufsmagazinen eröffnet, womit ein Lager der hierzu nöthigen Stoffe verbunden wurde. Dies führte 1855 zur Betheiligung an einem ebenfalls von Arbeitern allein gegründeten und geleiteten Fabrikgeschäft in der Nähe von Rochdale zur Selbsterzeugung der nöthigsten Webestoffe und der dazu erforderlichen Gespinnste. Zugleich wurde eine Mühle errichtet, in welcher viel preiswürdigeres Mehl bereitet wurde, als im Handel zu erlangen war. Diese Gesellschaft zählt jetzt 3000 Mitglieder und arbeitet mit einem Capital von 30,000 Pfd. St. und mit einem Geschäftsgewinne von 35 Procent!

In ähnlicher Blüthe steht die sogenannte Volksmühle zu Leeds; sie wurde erst im Jahre 1847 ebenfalls von armen Arbeitern errichtet, und zählte 1858 über 3000 Mitglieder, besaß schuldenfrei eine nach den neuesten Erfindungen eingerichtete Mühle mit angemessenen Lokalen für geschäftliche und gesellige Zwecke, verkaufte jährlich für 55- bis 60,000 Pfunde vollkommen reines Mehl, mit einem Betriebscapital von 10,000 Pfund und einem reinen Gewinn von 2- bis 3000 Pfd., also 20 bis 30 pCt. Neben dieser Dividende kaufen die Genossen das Mehl um 50 pCt. billiger, als es im Handel zu haben ist. Eine Eigenthümlichkeit dieser Gesellschaft ist das System der Agenturen, deren fünfzig und einige sind, meist gewöhnliche Mehlhändler, die sich bei diesem Geschäft besser stehen, als bei ihrem früheren Handel. Jeder zahlt eine Caution von 10 Pf., welche das Betriebscapital vermehrt; er darf kein anderes Mehl, als das der Volksmühle, verkaufen, und nur gegen baare Bezahlung. Obgleich diese Agenten nur 1½ Shillinge vom Sacke gewinnen, statt 3 Sh. im gewöhnlichen Verkehr, so stehen sie sich doch besser dabei, weil das Geschäft ganz sicher und leicht übersichtlich ist, und alle aus der Demoralisation des gewöhnlichen Handels erwachsenden Kosten wegfallen. Der Verkauf war Anfangs auf die Genossenschaft beschränkt, wurde aber später auf das ganze Publikum ausgedehnt. Schließlich hat der Verein bewirkt, daß das gewöhnliche Mehlgeschäft in Leeds sich zu billigeren Preisen und reinerer Waare bequemen mußte, woraus der allgemeinen Consumtion Vortheile erwachsen, die auf 250,000 Pfund berechnet worden sind. — Dergleichen Vereine bestehen in England und Schottland über 250!

Neben ihnen giebt es in England noch etwa 40 eigentlich productive Genossenschaften, größtentheils zum Betrieb der gewöhnlichen Handwerke, in einigen Fällen aber auch zum fabrikmäßigen Betrieb, besonders in den verschiedenen Zweigen der Spinnerei und Weberei. Im Ganzen bestanden im Sommer 1858 in Großbrittannien ungefähr 400 Arbeits-Vereine, von denen 120 Schottland angehörten. Seitdem sind deren noch viele neue gegründet worden.

In Frankreich sind die Vereine zu gemeinschaftlichem Geschäftsbetriebe vorzugsweise beliebt. Im Jahre 1848 wurden deren eine große Anzahl gegründet und einige sogar von der Regierung durch Vorschüsse unterstützt. Die meisten dieser Vereine wurden aber schlecht, einige sogar betrügerisch geleitet und gingen daher bald wieder ein. Nur 20 (17 in Paris und 3 in den Provinzen) haben sich erhalten. Die bedeutendste derselben ist die association des ouvriers

maçons, welche vom Staate nicht unterſtützt wurde. Mehrere Jahre hindurch vermochte auch dieſe Geſellſchaft durchaus nicht zu gedeihen. Erſt 1852 gelang es, ſie in zweckmäßiger Weiſe zu conſtituiren, und von nun an ſtieg der Geſchäfts-Gewinn ſehr raſch. 1852 betrug er nur 1000 Franken, 1853 ſchon 7000, 1854: 20,000, 1855: 15,000, 1856: 80,000, 1857: 100,000 und 1858: 130,000 Franken. Von dieſer letztern Dividende erhielt jeder Arbeiter durchſchnittlich 1000 Franken, faſt 50 pCt. des eingezahlten Capitals, natürlich außer dem gewöhnlichen Arbeitslohn! — Eine andere Geſellſchaft betrieb ein Buchdruckereigeſchäft, ſie wurde von der Regierung durch einen Vorſchuß von 80,000 Franken unterſtützt, den ſie aber mit 10 pCt. verzinſen mußte! Sie gewährte zehn Jahre hindurch ihren Mitgliedern nur einen mäßigen Arbeitslohn. Am Schluſſe des zehnten Jahres aber wurde der geſammte Geſchäftsgewinn vertheilt. Er betrug 1,550,000 Frs. und jedes Mitglied erhielt davon je nach Verhältniß ſeiner Einlagen und ſeiner Mitwirkung 7000 bis 18,000 Franken! Natürlich verbanden die Meiſten derſelben ſich ſogleich zur Fortführung des Geſchäfts auf weitere zehn Jahre.

In Deutſchland beſtehen die Arbeitervereine vorzugsweiſe in der Form von Creditvereinen. Von ihnen ſagt der Verfaſſer: Um die ganze Bedeutung dieſer Einrichtung, deren große Einfachheit wahrlich nicht ihr geringſtes Verdienſt iſt, zu ermeſſen, iſt es nicht etwa genug zu wiſſen, daß dadurch dem kleinen und mittlern Handwerker das in Gewerbe oder Haushaltung für außerordentliche Ausgaben nöthige Geld zu 8—9 Procent, die Anlage ſeiner Erſparniſſe zu 4—5 Procent und überdies ein Antheil an einem wachſenden Genoſſenſchaftscapital gewährt wird. Man muß ſich vielmehr auch den Gegenſatz bei demſelben Manne unter den gewöhnlichen Umſtänden einer ganz iſolirten oder durch unfruchtbaren Innungsverband mehr gehemmten als geförderten Lage anſchaulich machen. Handelt es ſich hier um eine Ausgabe von 100 bis 200 Thaler, z. B. für Rohſtoffe oder für eine Verbeſſerung des Arbeitslocals oder Geräths, ſo haben nur ſehr wenige auch der beſſergeſtellten Handwerker das Geld liegen; nicht viel größer iſt die Zahl derjenigen, die Credit genug haben, um es zu landesüblichen Zinſen borgen zu können; ſehr viele bekommen es nur unter ſolchen Bedingungen, die in Jahreszinſen formulirt, nicht ſelten auf 20—30—40 Procent zu berechnen ſind. — Dazu kommen denn oft mancherlei noch drückendere, noch verderblichere, ſittliche und ſociale Bedingungen, Beziehungen und Abhängigkeiten, die ſich ſo oft an ſolche Geſchäfte mit beſchnittnen und unbeſchnittnen Wucherern knüpfen. Und nun vergleiche man nicht nur die materiellen, ſondern auch die ſittlichen Vortheile jenes genoſſenſchaftlichen Geſchäfts, wo Jeder gewiſſermaßen nur mit ſich ſelbſt, oder der moraliſchen Perſon zu thun hat, deren integrirender Theil er iſt! — Man erwäge, was es heißt, wenn daſſelbe gewerbliche, ſociale Atom, welches noch eben völlig creditlos und ſchon deshalb dem allmählichen ökonomiſchen Ruin faſt ſicher verfallen war, jetzt in eine ſolche Lage verſetzt iſt, daß auch die Höhe der allgemeinen Geld- und Handelskriſe, welche die größten Firmen erſchüttert oder zertrümmert, ihn nicht im Mindeſten afficirt. Während der letzten Kriſe

waren manche jener Creditvereine häufig in der Lage Kapitalien zurückweisen zu müſſen! — Die Zahl der Creditvereine oder weſentlich gleichartiger Vereine in Deutſchland beträgt nach zuverläſſigen Nachrichten gegenwärtig 120, die mit einem Betriebscapital von wenigſtens einer Million Geſchäfte von drei Millionen Thalern jährlich machen. Mit andern Worten: etwa 25,000 Männer des kleinern und mittlern Handwerks und Gewerbes heben und ſtärken in jedem Jahre, in voller Selbſthülfe ohne irgend welche Unterſtützung, ihren Geſchäftsbetrieb mit drei Millionen Thalern! — Bei weitem die meiſten dieſer Genoſſenſchaften ſind nur zwei, drei oder vier, die ganze Bewegung erſt neun Jahre alt."

Neben dieſen Creditvereinen beſteht in Deutſchland auch eine Anzahl ſogenannter Rohſtoffvereine, deren Weſen und Bedeutung der Verfaſſer folgendermaßen ſchildert: „Hier wird das Betriebscapital der Genoſſenſchaft zum Ankauf des Rohſtoffs aus erſter Hand und mit allen dabei eintretenden Vortheilen des Preiſes und der Qualität verwendet, welche dann dem einzelnen Genoſſen zu Gute kommen. Man kann annehmen, daß z. B. der Schuhmacher auf dieſe Weiſe ſein Leder um wenigſtens 25 pCt. wohlfeiler kauft, als auf gewöhnlichem Wege, die beſſere Qualität und Ausnutzung nicht einmal gerechnet. Kommt nun hierzu noch der Vortheil des niedrigen Zinsfußes, den der Genoſſenſchaftscredit auch hier jedem Genoſſen gewährt, ſo wird er ſeinen Vortheil im Vergleich zu ſeiner frühern atomiſtiſch iſolirten Stellung gewiß auf etwa 50 Procent anſchlagen können. Stellen wir uns einen ehrſamen Meiſter vor, der vielleicht mit ſchwerem Herzen und zu wucheriſchen Zinſen 100 bis 150 Thaler aufgebracht hat, und der nun in Leipzig auf der Meſſe bei einem Großhändler ſein Leder ſelber einkauft. Dabei ſteht er ſich trotz der Reiſekoſten immer noch beſſer als ſein Nachbar, der an den Lederkrämer des Orts gebunden iſt und die ſchlechteſte Waare, — wo z. B. das Gewicht durch Lagerung im feuchten Keller künſtlich vermehrt iſt, — zu höchſtem Preiſe erhält. Aber dennoch muß auch jener ſich mit den Stücken begnügen, die ihm der Großhändler zuweiſt, dem an einem ſo kleinen Geſchäft gar nichts gelegen iſt, der den Meiſter kaum anſieht und anhört, und überdies ſich nur auf baare Bezahlung einläßt. Dort aber in Leipzig trifft er mit einem andern Meiſter vom Pfriemen zuſammen, der für ſich ſelbſt vielleicht nicht halb ſo viel Leder verbraucht als jener, und dennoch Einkäufe von 5 bis 6000 Thalern und mehr macht; er wird behandelt, wie ein bekannter, werther großer Geſchäftsfreund, hat die Auswahl von Allem und Credit, ſo viel und ſo lang er will. Woher dieſer Unterſchied, wie erklärt ſich das Räthſel? — Ganz einfach — dieſer Kunde iſt Geſchäftsführer oder Lagerhalter des Schuſtervereins in Delitzſch oder ſonſt einer kleinen oder mittlern Stadt!"

Genoſſenſchaften, die gemeinſchaftlich Waaren produciren, finden ſich in Deutſchland etwa 50, und zwar darunter 50 von Schuſtern, die übrigen von Tiſchlern, Webern, Nagelſchmieden, Buchbindern und Schneidern. Die Zahl der Genoſſen mag etwa auf 1500 anzuſchlagen ſein. Unter den Schuſtervereinen iſt der zu Magdeburg der bedeutendſte; er verbraucht jährlich für 200,00 Thaler Leder.

Einige dieſer Genoſſenſchaften beſtehn übrigens ſchon ſeit vielen Jahren. „In Lambrechts, etwa zwei Stunden von Neuſtadt, an der Hardt, erzählt Herr Huber, beſtand vor Einführung der Gewerbefreiheit eine Wollenweberzunft von etwa 50 Meiſtern. Als nun die revolutionäre Gewerbefreiheit eingeführt wurde, und ein großer Capitaliſt in der Nähe mit belgiſchen Maſchinen eine große Spinnerei und Weberei einrichtete, war Noth und Angſt und Klage groß, daß die Meiſter bald nur noch Fabrikarbeiter ſein würden, zumal der Preis einer ſolchen Maſchine, auf zehn Tauſende angeſchlagen, dem Einzelnen ganz unerſchwinglich war. Da rief in einer dieſer klagereichen Berathungen einer: „Mei, warum könne mer's dann net zſamme kaufe?" — Und der Funke gewöhnlichen Menſchenverſtandes oder pfälziſchen Extrawitzes zündet, und es thun ſich ſogleich zwanzig und einige der größeren Meiſter zuſammen, laſſen Maſchinen kommen und richten eine Spinnerei und Appreturanſtalt ein, wo jeder von ihnen abwechſelnd die monatliche Aufſicht führt. Später haben ſich dann noch zwei ſolche Genoſſenſchaften zu gleichem Zweck gebildet, und jetzt iſt kein Meiſter in Lambrechts, der nicht bei einer ſogenannten „Maſchine" betheiligt wäre. Die Weberei geſchieht nach wie vor mit Handſtühlen, aber der beſten Conſtruction; und in der Art von Stoffen, die ſie verfertigen, behaupten ſie, die Concurrenz mit großen Dampf- und Waſſerwebeſtühlen nicht ſcheuen zu müſſen. Der Rohſtoff wird nicht genoſſenſchaftlich eingekauft, doch thun ſich einige der größern Meiſter zuſammen, ſchicken einen aus ihrer Mitte auf die großen Wollmärkte, und laſſen dann den kleinern freundnachbarlich ihren Bedarf mit ſehr geringem Aufſchlag ab. Das Reſultat aber iſt, daß alle dieſe Leute jetzt entweder ſehr wohlhabend oder doch über alle Sorge hinſichtlich der Fabrikconcurrenz und deren Folgen hinaus ſind. Manche haben drei, vier und mehr Stühle ſtatt eines einzigen, mit dem ſie damals arbeiteten. Die allgemeine Wohlhabenheit des Orts iſt ſogar in der Pfalz auffallend."

Die Gleichgültigkeit, mit welcher dieſe Angelegenheit in der Preſſe und namentlich auch in conſervativen Kreiſen behandelt wird, beklagt der Verfaſſer widerholt. „Wenn wir beſonders hervorheben," ſagt er unter Anderem, „daß gerade die Kreiſe, die theils an ihrer Geſinnung, Bildung und Pretenſion, theils thatſächlich in ihrer, mehr oder weniger ariſtokratiſchen Stellung einen conſervativen Beruf finden ſollten, der ſich nirgends beſſer und fruchtbarer bewähren könnte, als auf dem Gebiet der ſocialen Fragen, — wenn wir es bitter beklagen, daß gerade dieſe Kreiſe dieſen Dingen gegenüber in dem Bann heilloſer Verblendung und ſelbſtverſchuldeter Impotenz abſurder, pſeudoconſervativer Doctrinen oder bornirter ſelbſtſüchtiger Standesvorurtheile beharren, ſo haben wir dabei weniger das ſpecielle Intereſſe der genoſſenſchaftlichen Bewegung ſelbſt als der allgemeinen Entwickelung des nationalen Lebens und die Zukunft einer überhaupt noch möglichen, volksthümlichen Ariſtokratie als integrirender und nothwendiger Theil zunächſt des ſocialen, dann des politiſchen Organismus im Auge. Wir verzweifeln durchaus nicht daran, daß in Deutſchland wie in England die arbeitenden Klaſſen ſich auf jenem Wege endlich doch werden ſelber helfen können, auch wenn ihnen

keine ariſtokratiſch hülfreiche, wohlwollende Hand entgegenkommt; wir aber ſind weit davon entfernt, dies als die für das Ganze des nationalen Lebens und Organismus wünſchenswertheſte Löſung dieſer Aufgabe anzuſehen. Wir können es uns nicht verbergen, daß damit die günſtigſte Gelegenheit und Friſt zur Entwickelung allſeitig wohlthuender und geſunder Beziehungen zwiſchen den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Klaſſen verſäumt würde, was für das Ganze und für jeden einzelnen Faktor nur nachtheilig, für die Ariſtokratie ſelbſt aber geradezu verderblich ſein müßte." Sehr richtig heißt es dann weiter:

„Wahr iſt nun, daß die ſehr große Mehrzahl der bei der cooperativen Bewegung, betheiligten working men für ihre Perſon Radikale, Chartiſten, Deiſten, wohl gar Seculariſten (bekanntlich der neueſte Ausdruck für die populariſirte Weisheit des modernſten atheiſtiſchen Materialismus in England) ſind, daß ſie keine Sympathie oder Pietät für Krone, Parlament, Kirche, Ariſtokratie (gleichviel ob der Geburt, des Adels, des Grundbeſitzes, des Kapitals oder der Induſtrie) und am allerwenigſten für die Bourgeoiſie (shopkeepers) haben, vielmehr ganz überwiegend mit wahrhaft demokratiſcher Bitterkeit gegen ſie erfüllt ſind. Aber das heißt nichts anders, als daß ſie eben die Gefühle und Anſichten der ſocialen Schichte theilen, der ſie angehören, und ſchließt keineswegs aus, daß nicht nach demſelben — ja vielleicht in noch günſtigerem Verhältniß im Ganzen ſich auch in dieſen kleineren Kreiſen ganz andere und mehr oder weniger politiſch oder kirchlich und ſocial conſervative Elemente finden. Die promotors von Lincoln's Inn ſind chriſtliche gentlemen und zum Theil churchmen und ſo conſervativ, als man es in England ſein kann. Ja, es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß mehrere Führer der cooperativen Bewegung aus dem Arbeiterſtand ſehr eifrige öffentliche Vertreter chriſtlicher Ueberzeugungen geworden ſind, nachdem ſie früher ſich als antichriſtliche Volksredner ausgezeichnet. Und wenn jene demokratiſche Verſtimmung noch viel allgemeiner und tiefer wäre, als ſie wirklich iſt, wer, welche Partei oder Klaſſe hat denn das Recht, den erſten Stein auf die demokratiſchen Maſſen zu werfen? Wer, welche Klaſſe hat denn jemals einen höhern ſocialen Beruf den arbeitenden Klaſſen gegenüber anerkannt und geübt und in Liebe und Weisheit den Samen geſtreut, aus dem Liebe und Vertrauen entſpringen könnte? In den erſten Jahren der cooperativen Bewegung war in dieſen Kreiſen ein unverkennbarer Zug des Vertrauens, der Hoffnung auf ariſtokratiſche Hilfe, eine Stimmung, ſie um ſo dankbarer anzunehmen, da man ſich einer guten, würdigen Sache, eines Strebens berechtigter und nach allen Seiten harmloſer Selbſthilfe mit geſteigerter Selbſtachtung bewußt war und eben deshalb ſich nicht gedemüthigt fühlte, indem man die Hand nach einer helfenden Hand ausſtreckte, der man keinerlei Opfer der Wohlthätigkeit zumuthete, ſondern eine Unterſtützung, die man ſowohl materiell als ſittlich verzinſen und vergelten zu können ſich bewußt war. Dieſe Stimmung verdiente um ſo mehr Beachtung, da ſie in der Elite der arbeitenden Klaſſen hauptſächlich ſich regte. Es war ein Silberblick in dem finſter wogenden Erz der arbeitenden Maſſen, der richtig verſtanden und benutzt zu einer bedeutenden und glücklichen ſocialen Kriſe und Wendung hätte

führen können, wobei die Ariſtokratie ſelbſt wahrlich am meiſten gewonnen hätte."

Nebenbei theilt Herr Huber auch lehrreiche geſchichtliche Nachrichten mit, z. B. von den Genoſſenſchaften zum Betriebe des Landbaues, welche in Frankreich mehrere Jahrhunderte hindurch beſtanden. „Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert", ſagt er, „waren in Frankreich viele Tauſende von bäuerlichen Genoſſenſchaften dieſer Art verbreitet. Ja, es gab eine Periode, wo ſie geradezu die Regel, die ganz überwiegende Form der ländlichen Gemeinen waren. Sie beſtanden aus etwa zwanzig bis hundert und mehreren Hausvätern, welche den Landbau durchaus gemeinſam betrieben, und den Ertrag deſſelben dann nach Bedürfniß zum Unterhalt der Genoſſen mit Einſchluß der Ausſtattung der Kinder u. ſ. w. verwendeten. Bei den meiſten (wie es ſcheint) gehörten die Mitglieder einer Familie an, oder trugen doch clanmäßig meiſt einen und denſelben Namen. Die meiſten der größeren bildeten Weiler oder kleine Dörfer, wo jede Familie in ihrem eigenen Haus und Hütte wohnte, obgleich ſie ihre Lebensbedürfniſſe aus dem gemeinſamen Vorrath erhielt. Andere dagegen bildeten wirklich convictoriſche Gemeinſchaften in größeren Gebäuden, wo jedes Ehepaar ſeine Kammer hatte, das junge Volk nach Geſchlechtern getrennt, ſeine gemeinſamen Schlafſtellen, die Mahlzeiten, Andachten und Feierabende gemeinſam. Zum Haupt der Genoſſenſchaft im Allgemeinen und zur Landwirthſchaft insbeſondere wurde der Tüchtigſte gewählt, aber wenn er ſich nicht bewährte, auch wieder abgeſetzt. Ebenſo wurde unter den Frauen die tüchtigſte (mit Ausſchluß der Ehefrau des Vorſtehers) zur Leitung der Hauswirthſchaft durch Wahl berufen, und nach Umſtänden entfernt. Glaubwürdige Nachrichten ſtimmen darin überein, daß dieſe Genoſſenſchaften ſich unter ſonſt gleichen Verhältniſſen meiſtens vor den umliegenden Gemeinen und Höfen ſowohl durch materielles Gedeihen, als durch Ehrbarkeit, Wohlthätigkeit, Stille und Frömmigkeit auszeichneten. Ihr Verfall wurde weniger durch die gewaltſameren Perioden und Kriſen der franzöſiſchen Geſchichte herbeigeführt, als durch die allmählich um ſich greifende Herrſchaft des römiſchen Rechts. In irgend bemerkenswerther Anzahl erhielten ſich ſolche Genoſſenſchaften nur noch bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, dann nur noch ganz einzeln als alterthümliche Merkwürdigkeiten, mit denen die Revolution dann ſo gründlich aufräumte, daß die letzte, welche in den vierziger Jahren ſich auflöſte, nur durch einen ſeltenen Zufall ſo lange gefriſtet, und dann gleichſam zur Todtenſchau entdeckt wurde."

Jedenfalls ſind die hier beſprochenen Angelegenheiten von hoher Bedeutung, und wir empfehlen daher die vorliegende Schrift unſeren Freunden zu ernſter Erwägung und Beherzigung.

Bunſen.

(Aus Wagener's Staats- und Geſellſchafts-Lexikon.)

Chriſtian Karl Joſias von Bunſen, preußiſcher Staatsmann, theologiſcher Forſcher und neuerdings chriſtlicher Gemeindereformer, geb. den 25. Aug. 1791 zu Korbach im Waldeck'ſchen, widmete ſich ſeit 1808 in Marburg, darauf von 1809 bis 1813 in Göttingen theologiſchen Studien. Die Collaboratorſtelle, die er am Gymnaſium der letzteren Stadt ſeit 1811 bekleidete, gab er 1813 auf, um ſeine Sprachſtudien in Holland, ſodann in Kopenhagen unter Jin Mageuſſen, in Berlin, wo er 1815 Niebuhr kennen lernte, endlich in Paris unter Sylveſter de Sacy zu vollenden. 1816 ging er nach Rom, nachdem er einen Amerikaner, den er auf einer Reiſe durch Europa, dann nach Indien begleiten ſollte, in Florenz vergeblich erwartet hatte, erneuerte mit Niebuhr, der indeſſen Vertreter Preußens am päpſtlichen Stuhl geworden war, ſeine Bekanntſchaft, wurde auf Empfehlung des gelehrten Diplomaten Geſandtſchafts-Sekretär und, nachdem er König Friedrich Wilhelm III. ſich durch ſeine liturgiſchen Arbeiten und Anſichten empfohlen hatte, 1824, nach Niebuhr's Rücktritt, deſſen Nachfolger als interimiſtiſcher Geſchäftsverweſer und 1827 als Miniſterreſident.

Die Reſultate ſeiner Wirkſamkeit in Rom ſind die in Gemeinſchaft mit Richard Rothe, damaligem Geſandtſchaftsprediger, in der preußiſchen Geſandtſchaftskapelle eingeführte Liturgie, über welche Bunſen 1828 an Friedrich Wilhelm III. Bericht erſtattete, und welche Letzterer mit einer eigenhändig von ihm verfaßten Vorrede drucken ließ, ſodann die Begründung des archäologiſchen Inſtituts zu Rom, für welches ſich auch der damalige Kronprinz von Preußen intereſſirte, die Gründung des proteſtantiſchen Hoſpitals auf dem tarpejiſchen Felſen, die Herausgabe des ſchon 1817 mit Cotta verabredeten Werks: „Beſchreibung der Stadt Rom", welches 1830—43 (Stuttgart, 3 Bde.) erſchien, und in welchem Bunſen ein großer Theil der archäologiſchen Unterſuchungen angehört, endlich das päpſtliche Breve über die gemiſchten Ehen vom 25. März 1830, über deſſen ſtrenge Beſtimmungen ſich die preußiſche Staatsregierung durch ein Abkommen mit dem Kölner Erzbiſchof Spiegel zum Deſenberg hinwegzuſetzen ſuchte, bis unter dem Nachfolger deſſelben, Droſte-Biſchering, der Kirchenſtreit ausbrach, der die Stellung Bunſen's in Rom unhaltbar machte und ſeine Abberufung 1838 zur Folge hatte.

Seit dem November 1839 als preußiſcher Geſchäftsträger bei der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft verwandt, wurde er 1841 nach Berlin berufen, mit den Verhandlungen wegen der Gründung des engliſch-preußiſchen Geſammtbisthums Jeruſalem betraut und, nachdem er dieſelben in England zu Ende geführt, zum preußiſchen Geſandten in London ernannt. Jetzt begann ſeine auf die proteſtantiſche Kirche und deren vermeintliche Fortentwickelung gerichtete Thätigkeit. Die Beunruhigung, ja, Aufregung, in welche die öffentliche Meinung in Deutſchland durch die Stiftung des neuen engliſch-preußiſchen Bis-

thums verſetzt wurde, ſodann der Verdacht, der ſich gegen ihn erhob, als ſei er Theilnehmer einer auf Einführung anglicaniſcher Kirchenreformen in Deutſchland gerichteten Verſchwörung, Beides veranlaßte ihn zur Herausgabe ſeiner Schrift: „Die Verfaſſung der Kirche der Zukunft“ (Hamburg 1845). Schwerlich aber kann man ihm nachſagen, daß er ſich in dieſer Vertheidigung gegen einen unklaren Verdacht und gegen eine eben ſo unklare Zeitſtimmung als Staatsmann und als gründlicher Kenner der kirchlichen Bewegungen der neuern Zeit bewieſen hat. In ſeinen römiſchen Verhandlungen und in dem rheiniſchen Kirchenſtreit hatte er Gelegenheit gehabt, die Kraft und Bedeutung der katholiſchen Reaction kennen zu lernen; in London hatte er die beſte Gelegenheit, die Regungen und Pläne der griechiſch-orientaliſchen und ruſſiſchen Kirche zu ſtudiren; wenn nun auch das Bisthum zu St. Jakob nur ein ſchwacher Verſuch des Proteſtantismus war, ſich auf dem orientaliſchen Kampfplatz der Kirchen und Völker zu etabliren, wenn auch ferner dieſer Verſuch von den Apologeten der preußiſchen Regierung nur ſchwächlich und zaghaft-entſchuldigend vertheidigt wurde, ſo hätte doch ein Staatsmann, deſſen kirchlicher Eifer ſeit einem Viertel Jahrhundert die Aufmerkſamkeit und Hoffnungen der Regierung erweckt hatte, über die Bedeutung jener Stiftung ein gediegenes Wort vortragen können. Und ſelbſt, je ſchwächlicher jenes Experiment unter ſeiner Leitung ins Werk geſetzt war, um ſo mehr war es Bunſen's Pflicht, durch die Eröffnung eines weitern Blickes und würdiger Ausſichten die Stellung des Proteſtantismus in dem großen Kirchenſtreit zu vertheidigen und zu deuten und ſo durch eine poſitive Leiſtung die verworrene Verſtimmung der öffentlichen Meinung aufzulöſen. Statt deſſen ließ er ſich von jener Verdächtigung ſo imponiren, daß er in dem Briefwechſel über „die deutſche Kirche und das Episcopat in Jeruſalem“ ihr die feierliche Betheuerung und den pathetiſchen Ausruf widmete: „Es wäre gottlos, wenn ich nicht gelobte, alle Kräfte meiner Seele (ſo gering ſie auch ſein mögen) und den letzten Tropfen meines Bluts opfern zu wollen, um vor einem ſolchen Episcopat die Kirche der Nation zu bewahren, zu welcher zu gehören ich ſtolz und hoffentlich auch dankbar bin. Und offenbarte mir ein Engel vom Himmel, daß durch Einführung oder Anpreiſung oder auch Begünſtigung des Einführens eines ſolchen Episcopats in irgend einem Theile Deutſchlands ich nicht allein das deutſche Volk ruhmvoll und mächtig über alle Völker des Erdbodens machen, nein, auch erheben könnte zu dem glücklichen Vorkämpfer gegen den Unglauben, den Pantheismus und den Atheismus des Tages, ich thäte es nicht, ſo wahr mir Gott helfe. Amen! Möglich, daß wir beſtimmt ſind, unterzugehen, Kirche und Staat: aber gerettet können und dürfen wir nicht dadurch werden, daß wir Leben in Aeußerlichkeiten anſtreben.“ Wenn auch das Pathos dieſer Betheuerung gegen die mißtrauiſche Tagesſtimmung jener Zeit nicht ſehr erfolgreich ſein konnte, ſo hat dieſer Satz doch den Schein eines Gehalts an der Alternative, in welcher er dem deutſchen Volk, trotz der Wahl zwiſchen kirchlicher und ſtaatlicher Größe und zwiſchen möglichem Untergang, die germaniſche Innerlichkeit und die innerliche Durcharbeitung und Löſung der großen Weltfragen bewahrt wiſſen will. Man wird dieſen

Ausruf wenigstens als einen desperaten Coup der Geschichtsbetrachtung und des patriotischen Gefühls anerkennen müssen. Schwerlich wird man es aber auch gehaltvoll nennen können, wenn Bunsen als die Kirche der Zukunft das Bild einer „gemeindlichen und volklichen" Kirche, einer evangelischen Nationalkirche, d. h. einer Kirche entwirft, welche das nationale Leben, in seiner Beziehung auf Gott im Gebiet der freien Sittlichkeit, eben so vollkommen und selbstthätig darstellt, als der Staat (im engern Sinne) dasselbe Leben, in seiner Beziehung auf die Welt im Gebiet des Rechts, verwirklicht. Den einzig wirklichen geschichtlichen Gehalt dieser Anschauung, die wirklichen historischen Landes- und Nationalkirchen, in welchen die protestantischen germanischen Völker sich religiös und kirchlich constituirten, erkennt Bunsen nicht an, höchstens als mißlungene Versuche. Seine gemeindliche und volkliche Kirche, welche die eigentliche Vollendung des Protestantismus sein soll, reducirt sich daher auf einen unbestimmten Protest gegen die bisherigen Landeskirchen und auf eine religiös sich bethuende, in religiösen Phrasen sich erbauende Repräsentation der Volksmeinung, der öffentlichen Meinung und jeder beliebigen individuellen Meinung. Dem entsprechend reducirt sich aber auch die ganze Bedeutung der Bücher-Masse, welche B. seit 1855 der Kirche der Zukunft gewidmet hat, auf einen phrasenhaften lichtfreundlichen Protest verbunden mit einer äußerlichen Erhitzung der religiösen Declamation. Sein Protest erhebt sich nur zur Würde und Bedeutung einer wissenschaftlichen und historischen Kritik — seine Organisation bleibt eine lichtfreundliche Erbauung. Seine Phrasen von 1845, die Kirche der Zukunft „brauche nicht alte Formen, nicht fremde Waffen, nicht ausgelebte Titel, aber eben so wenig todtes und kraftloses Schulgeschwätz, sondern sittliche Kraft und Thätigkeit, volksthümliches Leben aus dem eigensten Herzen, ursprüngliches und ewig junges und neubelebendes" — dieser phrasenhafte Gegensatz gegen die kirchliche Organisation und Dogmatik war unfähig, sich zu einer wirklich historischen Kritik zu erheben. Seine speciell der geschichtlichen Forschung angehörigen Arbeiten: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit" und „die drei ächten und vier unächten Briefe des Ignatius" (Hamburg, 1847), sowie sein „Hippolytus und seine Zeit" (1852, Leipzig) bewegen sich zu sehr auf dem Gebiet der Hypothese, um die Grundlage für kritische und umfassende Geschichtsanschauung zu bilden. Dem Vorkämpfer für die demokratische und kirchliche Gemeindebildung blieb daher nur die Waffe der gewöhnlichsten lichtfreundlichen Redensarten, und seine ganze Kriegführung mußte sich auf gelegentliche Ausfälle gegen das historische Kirchenthum beschränken. Diese Durchsichtigkeit und Armuth seiner Kritik stellte B. in seinen „Zeichen der Zeit" (2 Hefte, 1855) und in den anleitenden Ausführungen zu seinem (seit 1858) erscheinenden „Vollständigen Bibelwerk für die Gemeinde" blos. Den „edlen Zorn" von Worten, wie in den erstgenannten Heften: „Wer für Gewissensdruck und Knechtung des Geistes arbeitet — ja, wer nicht mit aller Treue und Kraft die Freiheit des Gewissens und Geistes im Glauben fördert, der arbeitet für den Jesuitismus und, so viel an ihm ist, für seiner eigenen Gemeinde und Heimath Untergang und Verderben. Ist er aber Protestant, so ist er doppelten Abscheues oder Mitleids

werth!" — den „edlen Zorn", der ſich in dieſem Ausruf ausſpricht, konnten nur diejenigen rühmen, die für ihre Demonſtrationspolitik jedes kleine Ereigniß des Tages benutzen und den „Zeichen der Zeit" eine gerechte Würdigung widerfahren ließen, als ſie dieſelben auch nur als ein Mittel der Demonſtration für ihre Tagespolitik benutzten. Andererſeits ſind die Ausfälle des Bibelwerkes gegen Luther's Abendmahlslehre, gegen Calvin's Theorien von der Gnadenwahl, gegen die proteſtantiſche Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts — Ausfälle, die in Einem Sprunge zugleich die byzantiniſchen Dogmenkämpfe und die päpſtliche Theorie von der Hierarchie treffen, kurz, allen Dogmatismus, Skepticismus und Hierarchismus niederwerfen ſollen, — dieſe Ausfälle ſind ſo abrupt und entbehren ſo ſehr der wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſch-kritiſchen Baſis, daß ſie nur einer eben ſo unwiſſenſchaftlichen und oberflächlichen Oppoſition eine augenblickliche Freude machen können, aber gewiß nicht in die Geſchichte der Forſchung einrangirt werden können. Neben den ſtehenden Klagen B's. über die „Bedrängniß und Verfolgung", welcher Bibel und Gemeinde gegenwärtig unterliegen, finden ſich regelmäßig Klagen über die Gleichgültigkeit der Maſſen, die Selbſtſucht und den Stolz der Gebildeten, über Lügenpropheten, Unglauben, Anarchie — kurz, über ein wahres Pandämonium der demokratiſchen Auflöſung. Mochte er nun bedenken, daß eben dieſe letzteren Geiſter der Unwiſſenheit und Suffiſance, deren drohende Herrſchaft ihm als der Beginn eines neuen Zeitalters erſcheint, grade ſeine Ausfälle gegen Dogmatismus und Scholaſticismus am eifrigſten willkommen geheißen haben — mochte es das bloße Gefühl von der Dürftigkeit und Armuth ſeiner hiſtoriſchen Kritik ſein — genug, er gab dieſer ſeiner Kritik ihre richtige Ergänzung, indem er ihr beſonders in ſeinem „Gott in der Geſchichte" (1857), in einem nicht weniger hohlen Echauffement über die in der Geſchichte ſichtbar gewordene Weisheit eine poſitive Leiſtung zur Seite zu ſtellen ſuchte. Keine paſſendere Parallele zu dieſer Erhitzung der Phraſe und zu dieſer äußerlichen Salbung der Dürftigkeit des Innern wüßten wir aber anzugeben als des bremiſchen Predigers Dülon Harangnen an das deutſche Volk — eine Miſchung von Predigt und Politik, die der Bunſen'ſchen Miſchung von Predigt und Wiſſenſchaft völlig ebenbürtig iſt. Was endlich das „vollſtändige Bibelwerk für die Gemeinde" betrifft, ſo iſt dies in dem Sinne und in demſelben Grade ein Nationalwerk, wie die Kirche der Zukunft, die ſich aus der demokratiſchen Einbildung und Suffiſance der Maſſen herausbilden ſoll, eine Nationalkirche iſt. Wie die „volkliche" und gemeindliche Kirche nach den wirklichen Landeskirchen, den Schöpfungen der Reformation, ein Anachronismus iſt, ſo die neue Bibelüberſetzung B.'s nach dem wirklichen Bibelwerk Luthers eine unfruchtbare Spielerei. Bunſen ſelbſt nennt das Bibelwerk ſeine Lebensaufgabe und ſagt, es ſei ſeit 40 Jahren das „bewußte Ziel und der Mittelpunkt ſeiner Forſchungen und Gedanken" geweſen. In Rom zur praktiſchen Laufbahn berufen, benutzte er ſein ſechsjähriges Zuſammenleben mit Niebuhr, die hiſtoriſche Kritik deſſelben auf die Bibel anzuwenden. Zwiſchen den Jahren 1823 bis 1834 entwarf er ſchon ein Leben Jeſu; dann wandte er ſich der Geneſis zu und begann die Propheten zu überſetzen und zu bearbeiten, 1842 die Pſalmen.

Im Jahre 1849 fand er die Muße, den Text einer vollſtändigen Harmonie der Evangelien, mit Voranſtellung des Johannes, zu vollenden; das ſchickſalsvolle Jahr 1850 gab ihm die fernere Muße, das Leben Jeſu ſo niederzuſchreiben, wie es den Schluß des Bibelwerks bilden wird; im Sommer 1854 endlich ward er von den diplomatiſchen Geſchäften entbunden und der vollen Muße zurückgegeben, in welcher er die Erfahrungen und Vorarbeiten von 40 Jahren in dem Bibelwerk zuſammenfaſſen wird. Vielleicht würden wir Gelegenheit haben, die Kraft eines Geiſtes zu bewundern, der neben einem zerſtreuenden und unermüdlichen wiſſenſchaftlichen Dilettantismus noch Muße und Rüſtigkeit genug beſaß, um neben den Beſchwerden der Repräſentation auch noch die Geſchäfte eines großen Staats an zwei der bedeutendſten kirchlichen und politiſchen Centralpunkte, zu Rom und zu London, zu vertreten. Leider verſagt uns das Dunkel, welches über diplomatiſchen Arbeiten zu ſchweben pflegt, die Mittel, um uns in dieſer Beziehung ein ſicheres Urtheil zu bilden. Wir wiſſen nur, daß Bunſen in Rom die Kraft und Strategie des Katholicismus verkannt hat und geſcheitert iſt, und daß es ihm auch nicht mit dem bereits 1848 veröffentlichten „Memoir on the constitutionel rights' of the dutchies of Schleswig and Holstein, presented to Viscount Palmerston 8. April 1848", gelungen iſt, den alten Sünder von Downing Street zu Gunſten der Herzogthümer und Deutſchlands zu ſtimmen. Die Verräthereien der Argsburger Allgemeinen Zeitung, beſonders aus dem Januar und Februar 1849, laſſen uns ferner nur dunkel etwas von den romantiſchen Plänen ahnen, die man damals am Londoner Hofe hegte, wie man daſelbſt für das Preußiſche deutſche Kaiſerthum, welches ſogar Prinz Albert in einer meiſterhaften Ode beſang, ganz Theilnahme und Sympathie war und daneben, um Deutſchland auch innerlich durch einige erweiterte Königreiche zu kräftigen, für den Prinzen Alfred, präſumtiven Nachfolger des Herzogs Ernſt von Gotha, die Stiftung eines neuen Königreichs Thüringen wünſchte; wie Bunſen, der mit ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Hemdsknöpfchen ſeine Begeiſterung für das wiedergeborne Deutſchland zur Schau trug, als ein Beförderer jenes Plans galt und auch mit König Friedrich Wilhelm IV. im Januar jenes Jahres perſönlich zu Charlottenburg conferirte. Endlich der Humboldt-Varnhagen'ſche Briefwechſel, dazu eine Note in der zu London bei Trübner erſchienenen engliſchen Ueberſetzung deſſelben, ſetzen es außer Zweifel, daß Bunſen noch 1854, zur Zeit des orientaliſchen Krieges, mit einer Umarbeitung der Landkarte Deutſchlands ſich beſchäftigte, wonach das Königshaus Sachſen in Warſchau das erneuerte Polen beherrſchen, und die engliſche präſumtive Secundogenitur in Coburg-Gotha auf Koſten des bisherigen Sachſen und nach der Annexion der thüringiſchen Lande, das neue Königreich Oſtphalen gewinnen ſollte. Dieſe Idee, Preußen zu den Weſtmächten, namentlich zu England zu ziehen, und Großbritannien außer dem Preußiſchen Beiſtand auch noch eine große deutſche Dependenz, gleichſam ein erneuertes Hannover zuzuführen, daneben noch Polen zu revolutioniren, widerſprach zu ſehr der Zurückhaltung der neutralen, wie der wohlüberlegten Selbſtbeſchränkung der kriegführenden Mächte, als daß Bunſen's Stellung als Vertreter Preußens noch hätte

haltbar sein können. Im Sommer 1854 der Muse zurückgegeben, konnte er seine vierzigjährige biblische Arbeit zum Abschluß führen, wie er sich selbst ausdrückt, „die begeisterten Gelübde der Jugend bezahlen." Daß es ihm jedoch bei alledem schwer wurde, der Politik zu entsagen, beweist seine Unterzeichnung der von der „Bonner Zeitung" mitgetheilten Erklärung vom 8. Juni 1860, in der er sich der Zustimmung mehrerer Gelehrten Bonns, seines jetzigen Aufenthaltsortes, zu einem Heidelberger Protest gegen Herrn v. Borries anschließt. Zur Charakteristik der Sprache Bunsen's müssen wir zum Schluß noch Einiges aus seiner Zuschrift an den Verleger seines Bibelwerks, Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig, vom 21. Januar 1858 aus Charlottenberg bei Heidelberg, (mitgetheilt von der „Deutschen Allg. Ztg.") anführen. Gewöhnliches Zeitungsgerede über seinen Wiedereintritt in die diplomatische Laufbahn und über seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses, sowie über seine Erhebung in den Adelstand, veranlaßten ihn zu dieser Zuschrift, die mit den ziemlich undiplomatischen Worten beginnt: „Ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie durch die Londoner Ente von meinen angeblichen Reisen und diplomatischen Bestimmungen sich eben so wenig haben irre machen lassen, als vor einigen Monaten durch die weniger schmeichelhafte, aber nicht weniger blaue Berner Ente, sondern mir nach wie vor meine Druckbogen hierher abfertigen lassen." Und der Schluß dieser für die Oeffentlichkeit von vornherein bestimmten Zuschrift — („Damit ich jedoch nicht schon bei Lebzeiten," heißt es nämlich nach jenen dem Zeitungsstyl entlehnten Worten, „ins mystische Dunkel gerathe, so werde ich Ihnen verbunden sein, wenn Sie folgendes Thatsächliche über meine geringe Person durch eines Ihrer geschätzten Organe in die Oeffentlichkeit gelangen lassen wollen.") — der Schluß und die Absicht dieses Schreibens bezweckt nichts Geringeres, als Bunsen selbst und seine literarische Thätigkeit, namentlich sein Bibelwerk, hinter dem schirmenden Rücken des Königs und unter dem Deckmantel der so eben empfangenen Standeserhöhung gegen vermeintlich ungerechte Kritik in Sicherheit zu bringen. Die ihm ertheilte „persönliche und Familienauszeichnung" — („Bei der ich," fügte er hinzu, „weder die mir errungene Selbstständigkeit und Muße gefährdet, noch den von mir immer bekannten Grundsätzen hinsichtlich der Stellung des Kerns der Nation, des gebildeten und besitzenden Bürgerstandes, welchem anzugehören ich stolz bin, ungetreu geworden bin") — bezeichnet er immer als solche, durch welche „der König eine Anerkennung jener Grundsätze und seine ermuthigende Theilnahme an der Fortführung seiner wissenschaftlichen Forschungen habe aussprechen wollen." Wenn diese Wendung, auf die das ganze Schreiben angelegt ist, unzart und unkönigisch ist, wie die Worte des Ganzen undiplomatisch, so ist sie außerdem unwissenschaftlich, und würde sie von einem Manne, der sich in seiner Wissenschaft sicher weiß, am wenigsten gebraucht sein. Fassen wir die Masse von Materialien, die Bunsen in dieser Hinsicht gegeben hat, zu einer kurzen Charakteristik zusammen, so können wir in ihm nur einen Dilettanten sehen, der sich in Vielem versucht hat, ohne in Einem etwas Gediegenes und Abgeschlossenes zu schaffen, — einen beständig angeregten Geist, ohne Tiefe und Kraft, dem es daher auch nicht gelingen konnte, seine Zeit gewaltig zu ergreifen und in

ihren Tiefen zu erregen — einen Mann von großer Vielgeſchäftigkeit, aber ohne die Sammlung, die zur Hervorbringung eines bedeutenden Werkes gehört.

Die Zuſtände Oberſchleſiens.

Je mehr die Statiſtik als die wichtigſte Grundlage der Staats- und Volkswirthſchaftslehre erkannt wird, um ſo erfreulicher iſt es, wenn Männer ihre Pflege übernehmen, deren äußere Stellung ſich glücklich mit der inneren Befähigung verbindet, das früher in den Regiſtraturen der Landesbehörden vermodernde Material zu einem treuen Bilde des Geſellſchaftslebens zu verarbeiten. Noch erfreulicher, wenn die Statiſtik dem Staats- und Volkswirth den ungetrübten Einblick in das gewerbliche und ſociale Leben von Landestheilen öffnet, welche trotz ihrer großen Wichtigkeit für das Verkehrsleben dem entfernteren Beſchauer ſich bisher als eine terra incognita verbargen, wie dies eine lange Zeit hindurch mit unſerm Oberſchleſien der Fall geweſen iſt.

Mit Bezug auf dieſen Landestheil iſt nun in dieſem Jahre die ſtatiſtiſche Literatur mit zwei wichtigen Büchern beſchenkt worden, von denen das zuerſt erſchienene (H. Solger, der Kreis Beuthen in Oberſchleſien Breslau, bei W. G. Korn. 1860.) ſich die Darſtellung des in gewerblicher Beziehung wichtigſten Kreiſes von Oberſchleſien zur Aufgabe gemacht hat, während ein unmittelbar darauf folgendes Werk (Th. Schück, Statiſtik des Regierungsbezirks Oppeln. Mit einem Vorworte des Regierungs-Präſidenten Dr. v. Viebahn. Iſerlohn bei Bädecker. 1860.) den ganzen Regierungsbezirk Oppeln umfaßt. Beide Darſtellungen, wenn gleich zum Theil von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, ſind amtlichen, mit beſonnener Kritik geſichteten Quellen entnommen, und gewähren daher ſo zuverläſſige Zahlenangaben, als ſie überhaupt zu erlangen möglich waren; ſie unterſcheiden ſich jedoch dadurch von einander, daß das Solgerſche Werk die Zahlen mehr benutzt, um die Einwirkung der berg- und hüttenmänniſchen Induſtrie, ſo wie der bürgerlichen Geſetzgebung auf die ſocialen und ſittlichen Verhältniſſe der Einwohner zu ſchildern; während das Schück'ſche Buch, vom objectiven Standpunkt aus, die Thatſachen in Zahlen zuſammenſtellt, und dem Leſer die Nutzanwendung überlaſſend, aus den Zahlenangaben den induſtriellen Fortſchritt nachzuweiſen ſich bemüht. Beide Werke ergänzen daher einander, und es kann der Regierungsbezirk Oppeln ſich rühmen, in ihnen ein ſtatiſtiſches Bild zu beſitzen, wie nur wenig andere Regierungsbezirke es aufzuweiſen haben.*)

Was namentlich das Werk von Th. Schück anlangt, welches ſich gleichzeitig als den zweiten Theil der »Gewerbeſtatiſtik von Preußen« angekündigt (der von derſelben Verlagshandlung herausgegebene erſte Theil umfaßt den Regierungsbezirk Arnsberg), ſo belehrt uns ein empfehlendes Vorwort des Regierungs-Präſidenten Dr. v. Viebahn über den reichen Inhalt. »Die erſte Aufgabe jeder Statiſtik«, ſo ſagt der als Statiſtiker in weiteren Kreiſen rühmlichſt bekannte Vorredner, »nämlich zuverläſſige und möglichſt vollſtändige Angabe der vorhandenen Zuſtände, Anſtalten und Werke, richtige Zahlen in dem was ſich numeriſch darſtellen läßt, — dieſe Aufgabe wird der Leſer mit großer

*) Herr v Viebahn gab in jüngeren Jahren ein ſchönes Vorbild ſolcher Arbeit in ſeiner Statiſtik des Regierungs-Bezirks Düſſeldorf, einem auch heute noch werthvollen Buche. Die Red. der „Berliner Revue.“

Gewiſſenhaftigkeit erfüllt finden« .... »der Herr Verfaſſer hat ſich aber nicht mit der Angabe der nackten Thatſachen und Zahlen begnügt, er hat auch den Nachweis des Zuſammenhanges und der Urſachen des Conſtanten in den Erſcheinungen, des Dauernden im Wechſel, kurz des weſentlichen Charakters bei den verſchiedenen Zweigen der Volkswirthſchaft und des Volkslebens, wobei ihm ſeine Kenntniß der Landesgeſchichte und der behandelten Gegenſtände zu Hilfe kam, in den meiſten Kapiteln, ſo weit es die Grenzen eines mäßigen Handbuchs geſtatten, mit darzuſtellen geſucht, und dadurch eine eingehende und kritiſche Erkenntniß des Landes und ſeiner Zuſtände weſentlich erleichtert.«

Der Herr Verfaſſer behandelt ſeinen Stoff in drei Haupt-Abſchnitten, von denen der erſte auf 151 Seiten die »Elemente der Statiſtik« umfaßt. Dieſer Abſchnitt giebt uns eine eben ſo zuſammengedrängte Naturbeſchreibung Oberſchleſiens, ſo wie die Darſtellung ſeiner politiſchen Eintheilung; in einer ferneren Abtheilung eine Darſtellung des Volkes, welche ſich auf die ſorgfältigſten Ermittelungen der Verwaltungsbehörden gründet und ein reiches und zuverläſſiges Zahlen-Material bietet; endlich eine topographiſche Ueberſicht des in vier Schwurgerichts-Bezirke zerfallenden Regierungs-Bezirks.

Der zweite Haupt-Abſchnitt, mit der Ueberſchrift: Volkswirthſchaft, und 473 Seiten umfaſſend, zerfällt in drei Unter-Abtheilungen, von denen die erſte: die Rohproduction, nämlich »Forſt- und Landwirthſchaft«, und »Bergbau und Hüttenweſen« behandelt, während der zweite die Gewerbe, und der dritte den Handel darſtellt. Es konnte bei den eigenthümlichen Verhältniſſen dieſes Landestheils nicht fehlen, daß dieſem Abſchnitt der größte Raum gewidmet werden mußte, und daß hinwiederum der größte Theil dieſes Abſchnittes ſich mit dem Berg- und Hüttenweſen beſchäftigt. Eben dieſe Induſtrie, mit ihren vielen Licht- und Schattenſeiten, giebt dem Landestheil, den wir Oberſchleſien nennen, ſein charakteriſtiſches Gepräge, in ihr ruhen die Hoffnungen und die Sorgen für die Zukunft. — Ein Anhang zu dem die Forſt- und Landwirthſchaft betreffenden Abſchnitt giebt die Ritterſchafts-Matrikel des Regierungs-Bezirks. — Jeder dieſer Unter-Abtheilungen des zweiten Abſchnitts gehen geſchichtliche Rückblicke voraus.

Der dritte Haupt-Abſchnitt endlich, mit der Ueberſchrift: »Ethiſche Verhältniſſe« — behandelt auf 105 Seiten, unter I. Geſetzgebung und Rechtspflege, unter II. die Verwaltung, unter III. die Künſte und den literariſchen Verkehr, und giebt unter IV. als »Schluß-Betrachtung« noch ein kurzes Reſumé der in vielfacher Beziehung in neuerer Zeit erſt gewürdigten, und ſeit der Beſitzergreifung Preußens vorzugsweiſe gepflegten, überaus wichtigen Beziehungen zu dem Geſammtleben des preußiſchen Staates.

Was die äußere Ausſtattung anlangt, ſo entſpricht ſie vollkommen dem innern Werthe des Werkes. Daß die am Schluß des Inhalts-Verzeichniſſes in Ausſicht geſtellte Induſtriekarte noch auf ſich warten läßt, haben wir ſehr bedauert.

Literariſches.

Was Oeſterreich noth thut, oder die Reformen in der innern Staatsverwaltung in Oeſterreich Von einem wahren öſterreichiſchen Patrioten. Leipzig bei Gülner.

Der Verfaſſer iſt offenbar öſterreichiſcher Beamter, er kämpft Anfangs lebhaft für den Miniſter Bach und die Einheit des Kaiſerſtaates und wider alle diejenigen, welche dieſer Einheit entgegen ſtreben, namentlich wider die altconſervative Partei in Ungarn,

gesteht dann aber doch zu, daß Bach den Begriff der Einheit wohl ein wenig zu straff aufgefaßt haben möge, und schlägt nun eine Menge Reformen vor. Zunächst wünscht er die schleunige Constituirung von Landesvertretungen, die er folgendermaßen zusammensetzt: „Jedes Interesse hätte seine Vertretung zu finden, als z. B. die Interessen des Adels durch Mitglieder dem Adelstande angehörig; die Interessen der Universitäten und der Volksschulen durch die Rectoren und die Kirchenvätern; die Interessen des großen und kleinen Grundbesitzes durch Mitglieder dieser Klassen; die Interessen der Städte durch Mitglieder aus dem Bürgerstande; die Montaninteressen durch Mitglieder, die denselben zu vertreten geeignet sind (!), die Handels- und Gewerbinteressen durch Mitglieder der Handelskammern u. s. w." Hierauf wird eine große Anzahl specieller Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung vorgeschlagen, z. B. Reformen des Taback- und Salzmonopols — In dem allgemeinen Theile der Schrift ist die Darstellung weitschweifig und unklar, und jene speciellen Reformen werden meist nur sehr flüchtig angedeutet Es ist daher nicht anzunehmen, daß diese Schrift auf irgend Jemand einen erheblichen Eindruck machen wird.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Also Herr von Auerswald in Wien — und im freundlichen Verkehr mit dem Grafen Rechberg! Ob Herr von Auerswald wohl vor drei Monaten den Weg über Wien genommen hätte, — oder, wenn er es gethan, ob er sich dort wohl aufgehalten hätte? Wir sind über die Antwort aller Derjenigen nicht im Zweifel, welche von der Entwickelung unserer auswärtigen Politik in den letzten Monaten Kenntniß haben: wir an unserm Theil begrüßen die Kunde von Herrn von Auerswald's „zufälliger" Anwesenheit in Wien als ein neues Anzeichen, daß sich die Politik, welche wir stets für die allein richtige gehalten haben, die Politik eines möglichst bundesfreundlichen Zusammengehens mit Oestreich, in den großen Fragen ohne Verzichtleistung auf die Erfüllung unserer Aufgabe für eine gesunde Entwicklung der deutschen Verhältnisse, schließlich siegreich Geltung zu verschaffen gewußt hat. Es ist ja gegenwärtig kein Geheimniß mehr, daß vor einem Vierteljahr etwa, als das Gerücht von einem Rücktritt des Freiherrn von Schleinitz allgemein verbreitet war, in der That eine ernste Krisis in Bezug auf die Wendung unserer auswärtigen Politik eingetreten war. Herr von Schleinitz hatte damals, wie seitdem vielfältig bekannt geworden, eine aufrichtige Annäherung an Oestreich, so wie an die deutschen Regierungen, gegenüber den damals drohenden neuen Verwickelungen und Gefahren, als das erste Erforderniß der preußischen Politik hingestellt. Es wird Niemanden Wunder nehmen, daß er damit bei seinen Collegen von der eigentlich liberalen Partei, und namentlich auch bei Herrn von Auerswald, auf heftigen Widerspruch stieß. Wie hätten die Gothaer nach ihrer ganzen Vergangenheit, nach allen ihren Neigungen und Abneigungen sich für ein solches Programm erklären können! Freilich will man wissen, daß es Herrn von Auerswald, seitdem er im Rath der Krone sitzt, mit der liberalen und gothaischen Postulatlan nicht mehr so feuriger und tiefer Ernst ist, wie zuvor, als er nach links hinter dem Fauteuil des Premiers „im Anschlage lag"; doch mußte es einem früheren Führer der liberalen Partei immerhin schwer fallen, sich so ganz von den Traditionen derselben loszusagen,

zumal da ſie zu derſelben Zeit von den Rednern der Partei täglich auf die unumwundenſte Weiſe aufgefriſcht wurden. Von der Rednerbühne des Abgeordnetenhauſes ergingen ſich gerade damals die „Freunde" der neuen Aera in den machtloſeſten Angriffen auf Oeſtreich und die deutſchen Regierungen, wie hätten die befreundeten Miniſter es über ſich gewinnen können, Angeſichts jener Declamationen ſich für das Schleinitz'ſche Programm zu entſcheiden. Ihr Widerſtreben war in ihrer politiſchen Wahlverwandtſchaft und in ihrer Situation tief begründet. Dennoch kam die erwähnte Politik noch während des Landtags zur Geltung und zur Ausführung. In diplomatiſchen Kreiſen wurde es bald nicht mehr bezweifelt, daß trotz der Connivenz, welche die Regierung gegenüber den gothaiſchen Extravaganzen in den Landtagsverhandlungen beobachten zu müſſen glaubte, doch die Verſtändigung mit der öſtreichiſchen und mit den deutſchen Regierungen bereits der leitende Geſichtspunkt der preußiſchen Politik geworden war, und daß dieſe mit entſchiedenem Willen angebahnte Verſtändigung auch durch die prononcirte Aufrechterhaltung des diesſeitigen Standpunktes in der kurheſſiſchen und ähnlichen Fragen, deren thatſächliche Beilegung man zuverſichtlich erwartet, nicht geſtört werden würde. Auch das Abgeordnetenhaus beſchlich damals inmitten ſeiner gothaiſchen Redeübungen die Beſorgniß vor einer Annäherung zwiſchen Preußen und Oeſtreich; man interpellirte bekanntlich den Miniſter darüber, er gab die lakoniſche Antwort, daß ein Vertrag mit Oeſtreich nicht abgeſchloſſen ſei, und die Liberalen hielten es für klug und weiſe, ſich bei dieſer ausweichenden Antwort zu beruhigen. Nach dem Schluß des Landtags trat die Schleinitz'ſche Politik der bundesfreundlichen Verſtändigung viel unumwundener hervor. Die wichtigen Tage von Baden-Baden und die ehrenvolle Stellung, welche Preußen dort einnahm, ſind zwar vor Allem der perſönlichen Loyalität des Prinz-Regenten zuzuſchreiben, aber der Gedanke, welcher denſelben bei ſeinem Verhalten leitete, ſteht eben im innigen Zuſammenhange mit der loyalen Bundespolitik, welche kurz vorher von ihm ſanctionirt worden war. Die Annäherung der Könige von Baiern und Württemberg an Preußen beruhte weſentlich auf der Genugthuung über jene vorhergegangenen Schritte der Verſtändigung; ſie wäre nimmermehr erfolgt, wenn nicht die Annäherung zwiſchen Preußen und Oeſtreich den Boden dafür gegeben hätte. So ungern es Oeſtreich dann geſehen haben mag, daß Preußen in Folge der fürſtlich edlen Inſpiration des Regenten in Baden-Baden thatſächlich als der Mittelpunkt und Leiter der deutſchen Staaten daſtand, ſo iſt doch durch alle dortigen Beſprechungen und Verhandlungen als Grundton und leitender Geſichtspunkt die Nothwendigkeit einer weitern aufrichtigen Verſtändigung zwiſchen der preußiſchen, öſterreichiſchen und allen deutſchen Regierungen hindurchgegangen. In ſofern iſt Baden-Baden zugleich ein erſter Triumph und eine Conſecration der neueſten Politik des preußiſchen Cabinets geweſen. In der That ſind alle vorherigen Widerſprüche und Machinationen gegen dieſe Politik, ſo vorlaut ſie zum Theil vorher aufgetreten waren, ſeitdem ſtill geworden. Dagegen tritt mehr und mehr bei allen Betheiligten das Beſtreben auf, ſich in der neuen Situation perſönlich zurechtzufinden und ins Gleichgewicht zu ſetzen. Deshalb halten wir es auch politiſch und pſychologiſch für bedeutſam, daß Herr von Auerswald einen Ausflug an den Traunſee dazu benutzt hat, ſich mit Graf Rechberg in freundlichen Verkehr zu ſetzen, und daß ihm ein anderer liberaler College, Herr von Patow, auf dem Fuße gefolgt iſt. Es ſollte uns nicht wundern, nächſtens zu hören, daß auch Herr von der Heydt, der ſeine ganze gewichtige Perſönlichkeit gegen die jetzt ſiegreiche Politik in die Waagſchale geworfen haben ſoll, ſich nachteäglich mit derſelben einverſtanden erklärte: den Abſchied wenigſtens wird er nicht darum nehmen.

Wir ſind übrigens weit davon entfernt, uns über die unmittelbaren praetiſchen Folgen der in Rede ſtehenden Annäherung Illuſionen zu machen: die Verhältniſſe ſind

in dieſer Beziehung zu ſchwierig, als daß der gute Wille der Verſtändigung auch ſofortige Reſultate haben könnte. In der gegenwärtigen geſpannten Situation von ganz Europa halten wir es aber ſchon für einen großen Gewinn und für die richtige deutſchnationale Politik, daß zunächſt durch gemeinſamen guten Willen alle nutzloſen Reibungen über untergeordnete Fragen zurückgedrängt und die Möglichkeit gewonnen werde, in entſcheidenden Momenten der europäiſchen Entwickelung feſt zuſammen zu ſtehen.

Dies iſt im gegenwärtigen Augenblick die einzig mögliche nationale Einheitspolitik, während das Treiben des Nationalvereins, wie der gothaiſchen und demokratiſchen Propaganda, theils in der wohlgemeinten Abſicht, theils unter dem Vorwande der deutſchen Einigung, auf den Wegen, die ſie einſchlagen, Nichts bewirken als Verwirrung, Entzweiung und Zerſplitterung. In dieſer Beziehung vor Allem, alſo grade in Bezug auf den oſtenſibeln Zweck des Vereins, halten auch wir ſeine Thätigkeit für »gemeinſchädlich.« Die preußiſche Regierung ſoll denſelben mehr oder weniger als ein harmloſes Spielzeug für politiſche Kinder betrachten und in ſolcher Ueberzeugung jeden Gedanken an eine Beeinträchtigung deſſelben zurückweiſen, obwohl in Frage gekommen ſein ſoll, ob nicht nach den Anforderungen des Vereinsgeſetzes die Verbindung und Unterordnung des hieſigen Zweigvereins gegenüber dem auswärtigen Hauptverein unzuläſſig iſt. Freilich iſt jedoch der Einfluß des Nationalvereins, als ſolcher, verhältnißmäßig äußerſt gering: das, was in ſeinem Namen geſchieht, würde auch ohne ihn von denſelben Leuten und in denſelben Blättern ziemlich eben ſo geſchehen. Deshalb möchte ſeiner Exiſtenz ſchwerlich eine beſondere practiſche Wichtigkeit beizulegen ſein.

Die Liberalen und Demokraten haben zudem jetzt noch ganz andere und ſchwere Sorgen über Preußens innere Verhältniſſe: die nach Allerhöchſtem Ausſpruch nunmehr beendigte Reorganiſation der Armee hat ihnen tiefen Kummer bereitet, ſowohl an und für ſich wegen der Stärkung des militäriſchen Elements in Preußen, als auch, und beſonders, weil durch die Art, wie die Sache zu Stande gekommen, die geträumte Parlaments-Regierung einen derben Schlag ins Geſicht bekommen hat. Man muß die Artikel der „National-Zeitung" leſen, um die Tiefe des Schmerzes zu ermeſſen, den die Regierung ihren „Freunden" bereitet hat. Beſonders und mit gutem Grunde wird Herr von Patow wegen ſeiner Aeußerungen über den proviſoriſchen Charakter der beabſichtigten Veränderungen, die jetzt als unabänderliches Definitivum daſtehen, hart mitgenommen. Der arme Herr von Patow wird wirklich dem nächſten Landtage gegenüber nicht zu beneiden ſein: neben der Sorge für die Beſchaffung der ſo beträchtlichen Mehrausgaben noch die Vorwürfe ſeiner Freunde über ſein vorjähriges Verhalten! doch iſt er ja ein ebenſo parlamentariſch wie finanziell gewiegter Staatsmann. Wir wollen ihm vor Allem wünſchen, daß er in finanzieller Beziehung die richtigen Wege finde, und daß ihm und uns zunächſt in Betreff des Zuwachſes der gewöhnlichen Staatseinnahmen das Wetter grade in dieſen jetzigen Erndtewochen günſtig ſei!

Aus Paris.

14. Juli.

»Wir haben Zeit und können warten«, ſo lautet hier der Wahlſpruch, nachdem England dazwiſchengefahren iſt und die kaiſerliche Hand, die bereits nach Süd-Italien ausgeſtreckt war, zurückgebeugt hat. Man war ein paar Mal nahe daran, auf England zu zürnen, doch ſieht man jetzt ein, welchen Dank die Tuilerien dem britiſchen Cabinet ſchulden. Was hätten wir denn erhaſcht, wenn wir mit voreiliger Begier zugegriffen

hätten? Unreife Trauben. Indem England die Einmiſchungsſucht des Kaiſers zügelte, indem es darauf drang, daß der Revolution freies Wachsthum gegönnt werde, hat es der Frucht, die am Ende ohne Anſtrengung dem Kaiſerthum in den Mund gleiten wird, die nöthige Friſt zur Reife verſchafft. Aergerlich auf England? Wahrhaftig, man nehme nur an, Frankreich hätte ohne das Hemmniß britiſchen Gegengewichts die Herrſchaft im Mittelmeer beſeſſen. Man nehme an, es hätte ſeit dem Frieden von Villafranca mit dem Vorrecht eines unbeaufſichtigten Einfluſſes auf Italien gedrückt. Die Geſchichte wäre ſtillegeſtanden. Keine Annexionen in Mittel-Italien, keine Agitation in den Provinzen des Papſtes, keine Seefahrt Garibaldi's nach Sicilien. Nur die ſteinerne, wuchtende, Bewegung-ertödtende Seite des Kaiſerthums hätte ſich herausgekehrt: die Seite, auf welcher die Phraſen von der Miſſion des Kaiſers, Friede, Ordnung und Vertragsrecht zu ſchützen, eingegraben ſind. Die andere Seite, die abenteuernde, bewegliche, aufreizende, wäre zu kurz gekommen. In dieſer Gefahr für die Fortſchritte des Imperialismus war es England, welches den Pariſer Bundesgenoſſen ſtets an ſeine Verwandtſchaft mit der Revolution erinnerte, ja, welches ihn zwang, der Quelle, aus der er ſeine wahre Kraft ſchöpft, das Sprudeln nicht zu verwehren. Der Garibaldi, der den Boden aufwühlt und die letzten Reſte der alten Inſtitutionen auf den Scheiterhaufen des allgemeinen Stimmrechtes wirft, iſt und bleibt ein Arbeiter auf dem Acker des Kaiſerthums. England ſorgt dafür, daß ſein Werk nicht zur Unzeit geſtört werde. Iſt das Garibaldi'ſche Glühfeuer über Italien dahingefauſt, iſt es nach ſeinem Ausgangspunkte, nach Piemont, zurückgekehrt — nun gut, was wird zurückbleiben, als der ſtürmiſche Ruf nach einer ſtarken, eiſernen Autorität? Und dann wird der Augenblick gekommen ſein, wo das Kaiſerthum auf die leergefegte Stätte ſeinen Thron verpflanzt. Das ſieht man jetzt hier ein. »Wir haben Zeit, wir können warten«

In der Befriedigung, welche nunmehr die Stelle des vorüberwallenden Aergers einnimmt, hat man ſogar angefangen, über die Organiſationspläne, mit denen das ſich ſelber mißverſtehende Frankreich ſeit einem Jahre die Italiäner plagt, herzlich zu lachen. Sind wir luſtigen Pariſer nicht beinahe in den Verdacht conſervativer Liebhabereien gerathen?. Haben wir nicht Entwürfe gemacht von italiäniſchen Conföderationen, als ob uns die Frage etwas anginge, wie die verkehrte Welt wieder in die Fugen zu heben ſei? Haben wir nicht für die Autonomie Toskana's geſchwärmt? Haben wir nicht noch ganz vor Kurzem aus dem geretteten Throne des Kaiſers Franz und aus dem erweiterten Throne des Königs Victor Emanuel die Herkulesſäulen machen wollen, bei welchen der Bewegung das No plus ultra zugerufen ſei? Mußte uns nicht das conſervative Kleid wie eine Narrenjacke ſtehen? Jetzt haben wir uns eines Beſſeren beſonnen. Jetzt erkennen wir, daß unſere Schöpfungsphantaſien nichts weiter waren als verhuſchende Anklänge an Gewalten, die uns im Grunde fremd und feindſelig ſind, und daß die wahre Grundlage unſerer Macht die Zerſtörung iſt. So fällt es uns nicht mehr ein, in den guten Cavour allzu emſig zu dringen, daß er in die Hand Francesco's von Neapel einſchlage. Wir denken uns, Cavour muß hinter der ernſten Maske unſeres Geſandten den Schalk hervorlugen ſehen. Cavour hat auch Zeit und kann warten, aber er hat nicht ſo viel Zeit wie wir!

Doch freilich, wenn wir auch warten, werden wir uns nicht faul auf die Bärenhaut ſtrecken. Die Zeiten ſind ſchlimm und die Menſchen ſind Mißverſtändniſſen unterworfen. Die demokratiſche Revolution, die im ſüdlichen Italien ihre Fahne erhoben hat, wird unſeren Grenzen näher kommen; vielleicht wird ſie gar in der wunderlichen Einbildung, daß ſie etwas anderes ſei als wir, und daß in Frankreich ihr Werk noch nicht vollendet ſei, über die Schlagbäume des Kaiſerreichs zu gleiten ſtreben. Inſofern

muß aufgepaßt werden: der Demokratie, falls ſie noch über ſich ſelber im Unklaren iſt, muß man es verdeutlichen, daß ſie nur das Kaiſerthum in einer roheren, vorbereitenden Entwickelungsſtufe ſei. Will ſie ſich mit Gewalt für verſchieden von uns dünken, will ſie ſich auf ihre revolutionäre Schlangenhaut zu viel einbilden, ſo muß ihr die Haut über die Ohren gezogen und der imperialiſtiſche Stempel aufgedrückt werden. Alle Demokraten, die nicht im napoleoniſchen Lager ſtehen, befinden ſich in einer ſchiefen Poſition. Man muß ſie über ihren wahren Charakter belehren. Dazu gehören möglicher Weiſe Gewaltmaßregeln, möglicher Weiſe ein Krieg Ein napoleoniſcher Krieg iſt eben einfach die Wirkung des Magnetismus, den die Demokratie außerhalb Frankreichs auf die bewaffnete und ſchlagfertige Demokratie innerhalb Frankreichs ausübt. Sobald die magnetiſche Wirkung kräftig genug geworden, ſetzt ſich Frankreich in Marſch, und ſeine Waffen erſcheinen auf dem Felde, das die Demokratie geebnet hat. Der napoleoniſche Krieg iſt einerſeits ein Ableiter für die franzöſiſche Demokratie, und andrerſeits ein Akt der Beſitzergreifung über diejenigen Gebiete, auf welchen die ausländiſche Demokratie alle Dämme, welche die imperialiſtiſche Fluth einengen könnten, niedergeriſſen hat. Jetzt verſtehen wir den Sinn des Satzes, daß die öffentliche Meinung ſtärker ſei als Armeen. Nicht als ob die öffentliche Meinung die Armee entwaffne! Sondern weil ſie die Armeen an ſich zieht, herbeiruft, ihnen Spielraum verleiht.

Die Pariſer, aus deren Seele ich geſprochen, mögen nicht ganz ſo unumwunden reden; aber ſo viel bleibt richtig, daß ſie ſich für die Erben der Revolution von 1848 halten. Dieſe Revolution war ihr Erzeugniß: wo daher im Jahre 1848 eine Barrikade geſtanden, da glaubt das Kaiſerthum eine berechtigte Heimath zu haben. Das Kaiſerthum iſt die romaniſche Ausbeutung der Revolution, wie der Jeſuitismus die auf romaniſches Gebiet verpflanzte Anwendung des Reformationsgedankens war. Das Kaiſerthum bemächtigt ſich der monarchiſchen Autorität, wie der Jeſuitismus ſich der päpſtlichen bemächtigte. Das Kaiſerthum borgt den Anſtoß von der Revolution, um den kaiſerlichen Zwang an die Stelle der naturgemäßen, herkömmlichen, legitimen Ordnung zu ſetzen. Der Jeſuitismus entkleidete die Reformation ihres Rüſtzeuges, nicht um das Papſtthum wirklich zu retten, ſondern um es zu einem Schatten herabzudrücken, neben welchem er der eigentliche Katholicismus war.

Vervollſtändigen wir die Parallele, und wir werden ſehen, wie ſehr ſie paßt. Gewiß war der Jeſuitismus die Fortdauer des Papſtthums. Aber er war das Papſtthum, welches der Reformation die Ungebundenheit des Ich abgetauſcht hatte Und wo noch etwas mangelt, wo noch ein Strich fehlt, da hilft uns Herr Billault nach, der ein Dekret gegen unanſtändige Romane erläßt. Der kaiſerliche Miniſter, der wider die Skeptik in der Moral zu Felde zieht, der Staatsmann, der, nachdem er die alten Moralſätze zertrümmert hat, in einer plötzlichen Anwandlung von Zerknirſchung nach dem Roſenkranze greift! Ganz und gar unterdrücken kann der imperialiſtiſche Beamte die Sittenloſigkeit nicht, er kann höchſtens verlangen, daß das Aergerniß vermieden, und daß die Welt nicht zu früh in das Geheimniß des ehebrecheriſchen Gedankens, der in dem Herzen der Geſellſchaft ſeinen Sitz aufgeſchlagen, eingeweiht werde. Es giebt nur ein Mittel, um die immoraliſche Peſt, welche gegen ſich ſelber zu wüthen beginnt, für das Kaiſerthum unſchädlich zu machen. Indem man ſie nämlich nach außen leitet. Der geiſtig Zerfreſſene muß auf auswärtige Haushaltungen, wo noch ein Art Zucht und ehelicher Treue beſteht, gehetzt werden. Begreift man nun, weshalb der demokratiſche Lüderjahn in zitternde Wuth geräth, ſobald er den Namen des „jungfräulichen" Englands nennen hört?!

Aus Paris.

16. Juli 1860.

Das Pamphlet „la Politique anglaise“, welches in der vorigen Woche erſchienen iſt, ſagt die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Richtig iſt, daß das Kaiſerthum eine Thorheit begehen würde, wenn es ohne Noth eine Invaſion Englands in Scene ſetzen wollte, denn Napoleon würde, wenn er England ruinirte, das nützliche Thier umbringen, das ihm die Trüffeln aus der Erde ſucht. Aber es iſt außerdem richtig, daß das Kaiſerthum den Invaſionsſchrecken aufrecht erhalten muß, weil ihm dieſer als Leitſeil dient, durch welches er jenes nützliche Thier unter ſeiner Gewalt hat. Wohlverſtanden, den Schrecken, den bloßen unklaren Schrecken, der nicht über ſich ſelber hinauskommt und deshalb ſich zu keiner befreienden That aufraffen kann. Das Pamphlet hat wieder Recht, wo es die Schwierigkeit einer engliſch-deutſchen Allianz hervorkehrt. Eine ſolche Allianz müßte über den bloßen Widerſtand, über das bloße conſervative Streben hinausgehen, wenn ſie Europa heilen wollte; ſie müßte ſchaffen und einſchneiden. So lange ſie ſich darauf beſchränkte, an die alten Verträge zu erinnern, oder das politiſche Gewand Europa's, das auseinander fällt, in ſolche Falten zu legen, welche die Blößen verdecken ſollen, — ſo lange würde ſie nur die Verwirrung erhöhen, weil ſie höchſtens zu einem Gezänk zwiſchen den Verbündeten Anlaß liefern würde. Wir haben den Beleg hierzu in den Negotiationen, die im Frühjahr zwiſchen Preußen und England in Betreff des Eigenthümerwechſels von Savoyen ſtattfanden. Der britiſche Geſandte verſicherte den preußiſchen Miniſter, daß England den Uebergang Savoyens in die Hände Frankreichs mit äußerſtem Mißfallen ſehen würde, und der preußiſche Miniſter betheuerte dem britiſchen Geſandten, daß Preußen nichts ſehnlicher herbeiwünſche, als ein Einverſtändniß der legitimen Mächte über die ſavoyiſche Frage. Und was war das Ende? Mißhelligkeiten wegen der Veröffentlichung einer Depeſche. Hätte man wirklich das Gefühl gehabt, auf feſtem gemeinſamen Boden zu ſtehen, ſo würde man ſich über eine Nebenſache nicht geſtritten haben.

Das Ziel, nach welchem das Kaiſerthum trachtet, iſt weniger die Vernichtung Englands, als die Gleichheit Frankreichs und Englands, Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit! Freiheit für Frankreich, auf dem Continent ſeinem Stern zu folgen, Gleichheit mit England in der Herrſchaft über das Meer, Brüderlichkeit mit Cobden in der Eröffnung und Ausbeutung neuer Märkte. Alſo keine mörderiſche Durchkreuzung, ſondern Parallelismus, Fortbewegung auf gleichlaufenden Linien. Frankreich will den britiſchen Freund keinen Fuß breit Bodens berauben, aber es will den Stellungen des Engländers gegenüber ſeine eigenen einnehmen. Parallel mit Portsmuth-Cherbourg, parallel mit Gibraltar-Marokko, parallel mit Malta-Tunis, parallel mit Corfu-Suez, parallel mit Indien-Anam, parallel mit dem Cap-Madagaskar, mit Auſtralien-Neucaledonien, mit Hongkong-Chuſan. Bis jetzt hat England dabei geholfen, daß Frankreich die Linien ſeiner neuen Größe ziehen konnte; durch der Krimkrieg hat es das Kaiſerthum im Mittelmeer gekräftigt, durch den chineſiſchen Krieg verpflanzt es die Kaiſerlichen Adler nach den Küſten des himmliſchen Reiches. Wir wollen die Möglichkeit nicht läugnen, daß ſpäter einmal an die Stelle der hülfreichen Allianz ein hülfreicher engliſch-franzöſiſcher Krieg trete. Aber dieſer Krieg wird nicht das ſein, was Romantiker einen Kampf auf Leben und Tod nennen, ſondern ein ſehr vernünftiges Duell mit Binden und Bandagen; der Krieg wird nur die verkleidete Allianz ſein, wie die Allianz der verkleidete Krieg iſt.

Aus London.

16. Juli.

Mr. Cooke erzählt, daß, als er einſt bei einem vornehmen Chineſen zu Gaſte war, und das Erndtewetter, das bisher ſchön geweſen, ſich in Regen umwandelte, ſein Wirth eine abenteuerlich ausgeputzte Puppe aus dem Inneren des Hauſes vor die Thür tragen ließ, über ſie herfiel und ſie mit Schlägen und Fußtritten jämmerlich zurichtete. Der Engländer fragte, was dies zu bedeuten habe, worauf der Chineſe antwortete, die Puppe ſei der Gott des Regens, und er beſtrafe ſie, weil ſie zur Unzeit ihre Allmacht ausgeübt habe. Auf die weitere Frage, was der Wirth machen würde, wenn er Regen brauche und ſtatt deſſen die Sonne ſcheine, erhielt Cooke den Beſcheid, dann würde der Gott des Sonnenſcheins herausgebracht und in ähnlicher Weiſe tractirt werden. Der Engländer konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihm das Benehmen des Chineſen thöricht erſcheine. Dieſer aber ſchnitt allen Streit durch den Ausruf ab: „Jedenfalls haben wir's bequemer als Ihr."

In der Religion mögen die Engländer ſich noch nicht zu dem Comfort der Chineſen emporgeſchwungen haben. In der Politik jedoch ahmen ſie die Weisheit ihrer bezopften Freunde nach. Da haben ſie ihre Wettergötter, die abwechſelnd an die Luft geſetzt oder im Inneren des Hauſes verehrt werden, und die man in bequemſter Weiſe für jede Wolke, die am Horizonte erſcheint, verantwortlich macht. Ueberzieht ſich der Himmel, ſo ſchafft man die Whigs vor die Thür und placirt die Tories auf die Ehrenplätze im großen Saale des Hauſes: wird der Sonnenſchein langweilig, ſo giebt man den Tories den Abſchied. Dies iſt die orthodoxe Art, in welcher man hier Politik treibt; neuerdings aber iſt eine Sekte mächtig geworden, welche im Uebermaaße von Skepticismus gleichzeitig gegen beide Gottheiten losfährt, ja, die ihren Abfall vom Parteikatechismus ſo weit treibt, daß ſie ein und denſelben Gott mit der rechten Hand liebkoſt, während ſie ihm mit der linken Backenſtreiche verſetzt.

Wir meinen die läſtige und zweifelſüchtige Sekte der Independenten, die Brights, Duncombes, Peels, Kinglakes, die natürlich, da ſie nur im politiſchen Atheismus einig ſind, auch widereinander ihre Fäuſte üben. Einer von ihnen, Sir Robert Peel, leiſtete kürzlich in Mißhandlung des Regengottes Ruſſell Uebermenſchliches. Es iſt wahr, die Atmoſphäre ſieht trübe aus, die Erndtearbeiten, die das engliſche Volk ſonſt mit ſo vielem Profit über die ganze Welt hin anzuſtellen pflegt, ſind geſtört, man weiß nicht, ob man nicht ſtatt voller Aehren nur leeres Stroh einfahren werde; aber es wird ſchwerlich etwas gebeſſert, wenn Sir Robert Peel nun ebenfalls leeres Stroh driſcht. Er nahm den Miniſter vor ſich hin und las ihm zunächſt wegen der „Demüthigung" und Iſolirung Englands den Text. Patſch, das war ein Schlag in's Geſicht. Dann ſtreichelte er ihn wieder und rühmte ihn wegen der „admirablen" Depeſche, die Ruſſell in der ſavoyiſchen Frage an den Grafen Cowley gerichtet habe. Dann zankte er über den Vorſchub, den Ruſſell dem Grafen Cavour und dem General Garibaldi, den „Werkzeugen Frankreichs" leiſte, endlich übermannte ihn die Heldenverehrung, die Ruſſell für Garibaldi empfindet, er verglich den italieniſchen Freiſchaarenführer mit Miltiades, und er hoffte, daß Lord John Ruſſell, auf den er trotz alledem noch volles Vertrauen ſetzt, die Dinge zum Beſten lenken werde.

Kein Wunder, wenn dem Miniſter der Kopf ſchwirrte, und wenn er ſich in unwirrſchen Klagen über die Launenhaftigkeit Sir Roberts erging. „Es iſt mir", rief er, „nicht klar, was der ehrenwerthe Abgeordnete eigentlich will. Nun," fuhr er fort, „da ich es Niemandem zu Danke machen kann, halte ich es für das Geſcheuteſte, wenn ich gar kein Wetter mehr mache. Ich bekümmere mich um nichts; mag die Geſchichte gehen, wie ſie will; mögen die Sicilianer ſich an Sardinien anknüpfen, oder mögen ſie

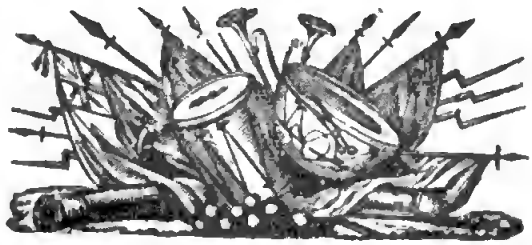
ihre Unabhängigkeit beſchließen; mögen die Neapolitaner den Bourbon, die Römer den Papſt behalten, oder mögen ſie ſich eine freie Regierungsform geben; mir iſt's Alles eins, mein Grundſatz lautet, daß England ſich nicht dahinein zu miſchen hat, und daß jedem Volke das Recht zukommt, über ſein Gouvernement nach Belieben zu verfügen."

Hierauf läuft der Satz von der unbedingten Nichteinmiſchung, den Ruſſell entwickelte, hinaus: der gewaltige engliſche Wettergott dankt ab, jede Gemeinde verfertigt ſich fortan ihr eigenes Wetter. Das heißt: es iſt gar kein Wetter mehr. Und dahin haben wir's alſo mit unſeren ohnmächtigen Zornausbrüchen und Quälereien gebracht; wir haben weder Sonnenſchein noch Regen, weder Klarheit noch Dunkelheit, weder Ruhe noch Sturm. Eine charakterloſe Schwüle liegt über uns, nicht blos über unſerer auswärtigen Politik, ſondern auch über der inneren. Die Finanzen, die Reform, die Verfaſſung, das Verhältniß des Unterhauſes zu den Lords, die Landesvertheidigung — Alles iſt in Nebel gehüllt. Das Miniſterium, exiſtirt es? Sind ſeine Mitglieder unter einander einig, oder trennen ſie ſich blos deshalb nicht, weil ſie vor lauter unterſchiedloſem Dunſt nicht ſehen können, wohin ſie laufen ſollen? Die Oppoſition, nimmt ſie eine feſte Stellung ein, hat ſie die Abſicht, die Whigs aus dem Amte zu treiben, oder erkennt auch ſie den Weg vor ihren Augen nicht, und fürchtet ſie in eine Falle zu gerathen, ſobald ſie einen ernſtlichen Angriff auf den Gegner macht? Umſonſt, auf dieſe Fragen eine Auskunft geben zu wollen. Palmerſton weiß nicht, wie es hergehen wird, Disraeli weiß es nicht, und Ihr gehorſamer Correſpondent weiß es am wenigſten. Das Einzige, was wir ſagen können, iſt, daß wir kein Wetter haben.

Die New-Yorker Zeitungen vom 3. d. M. ſind heut früh eingetroffen. Wir finden in denſelben mancherlei Nachrichten über deutſche Landsleute in Amerika. Eine Anzahl von deutſchen Arbeitern am Ohio, hauptſächlich von Cincinnati, hegt den Plan, eine Colonie in Nicaragua anzulegen. Als Pionier iſt der Geologe A. G. Adlersberg vorausgeſchickt worden. Dieſer hat von der Mosquitoküſte aus an Auguſt Willich, der ſeit etwa anderthalb Jahren zu Cincinnati ein Tagesblatt, den „Republikaner", redigirt, einen vorläufigen Bericht eingeſendet, der gerade kein tröſtliches Bild von den Deutſchen in Greytown entwirft. Die Leute dort ſcheuen die Arbeit, ſie hatten nur darauf ſpekulirt, daß eine neue Tranſitroute über Greytown in Gang komme, und daß ſie dann Gelegenheit erhalten würden, die Reiſenden auszuziehen. Sie denken immer noch an die ſchöne Zeit zurück, wo ſie für eine Taſſe Kaffee zehn Silbergroſchen und für eine kleine Paſtete einen Thaler einnahmen. Nur zwei Deutſche in Greytown, ein Herr Julius Wolff und ein Herr Dr. Dietzmann, haben Landbau begonnen, der Boden ſoll vortrefflich lohnen. — Bei der Hochzeitsfeierlichkeit, welcher zwei Mitglieder der japaneſiſchen Geſandtſchaft zu New-York beiwohnten, fungirten ein Poſener und eine junge Deutſche als Hauptperſonen. Der Poſener, der ſich Peterſen nannte, und die Deutſche, die Dora Gehs hieß, erſcheinen vor dem Polizeirichter, um ſich trauen zu laſſen. Die Japaneſen, die zufällig zugegen waren, baten, als Zeugen theilnehmen zu dürfen, und da der Bräutigam ſie willkommen hieß, ſo folgten ſie dem Paar in das Privatzimmer des Richters. Am Schluß der Ceremonie unterzeichneten ſie die Namen Su Ton und E Ton zu Thun Zodo. Der junge Ehemann führte ſie auf den Markt, um ſie mit Auſtern zu regaliren. Beinahe aber wäre dies Hochzeitsmahl ſchlimm ausgelaufen, denn Su Ton ſteckte die Auſter mit der Schaale in den Mund und gerieth vor Wuth über die harte Koſt in's Sticken. — Aus dem Weſten Amerikas klingen bekannte Namen herüber, uns erinnernd, daß ihre Träger noch geſund und wohl ſeien. Herr Theodor Olshauſen iſt in die Redaction der „Weſtlichen Poſt" zu St. Louis eingetreten, nachdem er den „Davenport Demokraten", den er in Gemeinſchaft mit Herrn Theodor Gülich geleitet hatte, aufgegeben. Ein Herr Rotteck gründet in Kerkuk ein neues deutſches Blatt, den „Jowa Republikaner."

Militärische Revue.

Sonntag, den 22. Juli 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

22. Juli 1761.	Groß-Rossen, Friedrich der Große schlägt und umgeht die Oesterreicher unter Laudon.	25. Juli 1758.	General Seydlitz schlägt die Oesterreicher im Gefecht von Königingrätz.
		26. Juli 1813.	Verlängerung des Waffenstillstandes zu Neumarkt.
23. Juli 1849.	Uebergabe von Rastatt.	27. Juli 1815.	Die Blokade von Laon durch die Preußen beginnt.
24. Juli 1793.	Mainz ergiebt sich an die Verbündeten.	28. Juli 1794.	Die Verschanzungen der Polen bei Wola werden von den Preußen erstürmt.

Inhalt:

Ueber den militairischen Geist. II.
Tagesereignisse.

Ueber den militairischen Geist,

besonders mit Rücksicht auf die Preußische Armee.

Ein Vortrag.

II.

Wir sehen oft Institutionen, die schon Manche als fast abgestorben betrachtet, plötzlich einen neuen Aufschwung nehmen, wir sehen, wie Wille und Leistungen der Einzelnen auf einmal kräftiger, bedeutsamer werden; — ist es, weil die Individuen im Ganzen sich geändert, weil sie an sich besser, tüchtiger, willfähriger geworden? — allerdings, zum Theil wohl auch; — hauptsächlich aber, weil allmählich die maßgebenden und leitenden Principien den wahren Aufgaben, dem Wesen solcher Institutionen entsprechender geworden und mit einsichtsvoller Kraft gehandhabt werden; — ein Verfahren, das sofort die kräftigere Unterstützung aller derer hervorruft, die es erkennen und sich fähig fühlen, kräftiger als bisher mit einzugreifen, weil sie es mit freudiger

Ueberzeugung des wirklichen Nutzens und der Anerkennung ihrer Anstrengungen thun können. Und solch' Beispiel ruft Nachahmung hervor, weckt die schlummernden Kräfte Vieler zu wetteifernder Thätigkeit; — das Leben beginnt sich zu regen, — aber noch ist es ein vereinzeltes, nicht ein gemeinsames zu einem gemeinsamen Ziel, das Jeden in seinen regeren Kreis hineinzieht.

Schon drängt es aber nach weiterer Entwickelung, schon dämmert in Vielen die Ahnung, es gelte noch ein Höheres zu erreichen; — es zeigt sich ein größerer Ernst im Suchen nach den rechten Zwecken und Mitteln, eine größere Willfährigkeit sich dem Ganzen unterzuordnen, sein selbstisches Streben dahin zu geben, nicht mehr seine eigenen Wege zu gehen und seine eigenen Zwecke zu verfolgen, ohne nach dem Wohl des Ganzen zu fragen: — das sind die wahren Zeichen der Wiederbelebung, der neuen Kräftigung des gemeinsamen Geistes, des gemeinsamen inneren Lebens, — da bricht bald Knospe an Knospe neben den sich immer schöner entfaltenden Blüthen auf, — es bedarf nur eines erfrischenden Hauch's, — und stehe da, am anderen Morgen siehst du nichts als duftende Blüthen am Baum.

So ist es auch mit dem militairischen Geist. —

Es ist ferner eine thatsächliche Erscheinung, daß bei den germanischen Völkern immer die glänzendsten Perioden wahrhaft militairischen Geistes diejenigen gewesen, in denen zugleich eine Wiederbelebung des religiösen Geistes stattgefunden. Wie kann es bei der germanischen Natur aber auch anders sein? — Der militairische Geist ist dem Germanen eben auch inneres Leben, nicht blos Trachten nach Ruhm und Ehre. Die Gesinnung unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an den Königlichen Herrn, die gewissenhafte Pflichterfüllung und selbstentäußernde Hingabe an das Ganze, wie der Deutsche sie mit Recht für sein militairisches Leben für nothwendig hält; — auf welchem Grunde können sie anders erwachsen und gedeihen, als auf religiösem? —

Und bedarf nicht der Deutsche vor allen andern Völkern, um seine volle Zuversicht und Kraft zu äußern, des Vertrauens auf seinen Gott und auf sein Recht? — wenn schon die Griechen es wußten, daß der mächtigste Hebel zur Belebung des unverzagten Geistes im Heer der Hinweis auf den gewissen Beistand der Götter sei, so heißt es bei uns als christlichen Streitern noch viel mehr, nach dem Beistand Gottes zur Mehrung unserer Kräfte zu trachten; aber nicht blos zur Zeit der Noth, sondern fortdauernd, sonst könnten wir ja nicht die höchsten Verheißungen, die allein dem treu Ausharrenden gegeben sind, uns anzueignen wagen. Ja fürwahr, der militairische Geist erhält erst sein wahres Element der Kraft und der fruchtbaren Entwickelung zum Gemeingeist auf dem Grunde religiöser Gesinnung.

Zwar scheint der Ehrgeiz eine noch gewaltigere Triebfeder in Erweckung soldatischer Kräfte, aber sein eigenstes Wesen ist selbstisch, darum kann er auch jeden Augenblick den Menschen zum selbstischen Handeln hinreißen, statt zum Handeln für das Gemeinwohl, und damit dem militairischen Gemeingeist geradezu entgegenwirken. Darum das erste Mittel, das Jedem von uns zur Förderung militairischen Wesens zu Gebote steht, es ist die Arbeit an unserer eigenen Persönlichkeit. Je vollkommener wir in unserem Auftreten, in unserer Erscheinung die Züge wahren militairischen Geistes darstellen, um so mehr wird schon unsere bloße Erscheinung zur Belebung des militairischen Geistes um uns her wirken. Je mehr wir strenge Selbstkritik nach bestimmten militairischen Ansprüchen üben und energisch auch an unserer innern Fortentwickelung in diesem Sinne wirken, um so mehr wird das Militairische eine Kraft in uns werden, die fähig ist, Andere nach uns, nach unseren Grundsätzen zu bilden. Was nicht bewußte, überlegene Kraft ist, kann auch auf Andere nicht wir-

ken; — aber freilich, ſoll die Wirkung überall die rechte ſein, ſo muß auch die Kraft auf dem rechten gemeinſamen Grunde, nicht blos dem militairiſchen, ſondern auch dem religiöſen erwachſen ſein. —

Neben dem Einfluß einzelner Perſönlichkeiten, namentlich einzelner Vorgeſetzten, der mächtig zur Förderung militairiſchen Geiſtes in einem Truppentheil beitragen kann, iſt bei uns aber zugleich der Einfluß der herrſchenden Meinung in den Offizier-Corps thätig.

Das iſt der Vorzug, den allein das Preußiſche Offizier-Corps durch ſeine Organiſation und Zuſammenſetzung beſitzt, daß in ihm geſetzlich, trotz ſeiner ſonſt ſtreng hierarchiſchen Gliederung und Unterordnung, für die Pflege des Geiſtes und der Sitte eine Art Selbſtregierung rein ariſtokratiſcher Natur beſteht, durch gewiſſe beſtimmte Formen und Geſetze geregelt und in letzter Inſtanz von unſerem Könige controlirt. Wir ſind durch das Geſetz berufen, ſelbſt zu entſcheiden über die Würdigkeit derer, die uns angehören wollen, über etwanige Vergehungen Einzelner gegen militairiſche und Standesehre, oder gegen Standesſitte, ſelbſt über die Nothwendigkeit des Ausſcheidens Einzelner, ſelbſt wenn ſie dienſtlich kein Vorwurf trifft. Dabei darf nicht einmal in directer Weiſe der Einfluß des Vorgeſetzten ſich geltend machen, oder ſeine Stimme ſchließlich entſcheiden, ſondern allein die Majorität von mindeſtens ⅔ des Offizier-Corps.

Welch' ſchönes Vorrecht! eine wahre Schule für den militairiſchen Geiſt; eine geſetzlich gebotene Verpflichtung für Jeden im Offizier-Corps, je nach ſeiner Stellung, auch im Kreiſe ſeines kameradſchaftlichen Umganges zur Förderung des rechten Geiſtes und zur Vorbeugung von Verirrungen oder zum Wiedergutmachen von Verſtößen gegen Ton und Takt, um des unbefleckten Ruf's der Geſammtheit willen, ſeinen Einfluß geltend zu machen! — Aber nicht auch ein gefährliches Vorrecht? — Kann es nie vorkommen, daß die herrſchenden Meinungen nicht die richtig militairiſchen ſind?

Die Macht der Kritik und das Dominiren der herrſchenden Anſichten iſt thatſächlich ſo groß den Einzelnen gegenüber, daß z. B. Perſönlichkeiten, denen es ſelbſt gelungen wäre, den Vorgeſetzten zu blenden, vor jenem Druck keine Gnade finden und ſich vor ihm auch nur retten können, wenn ſie einen verzweifelten Verſuch machen, endlich aus ihrer glatten Haut herauszufahren und ſich reellere Verdienſte anzueignen. — Freilich können auch verderbliche Einflüſſe herrſchend werden, wenn die hervorſtechendſten Perſönlichkeiten keine lauteren Charaktere ſind, ſondern Männer, die ihren Einfluß mißbrauchen.

Es könnte zum Beiſpiel vielleicht vorkommen, daß die ſchneidige Waffe der Kritik von einer Coterie geſchwungen wird, die nicht einen unbefangenen, militairiſchen Maaßſtab an ihr Urtheil legt, ſondern den Maaßſtab perſönlicher Sympathie, oder gar der Gunſt eines Vorgeſetzten. Es könnte vorkommen, daß zeitweiſe ein engherziger verkümmerter Berufsgeiſt ohne Gemeingeiſt, oder umgekehrt ein dünkelhafter Kaſtengeiſt ohne Berufsgeiſt zur Herrſchaft gelangt, oder daß beide Richtungen um die Herrſchaft ſtreiten. Dann freilich wird auch in der Truppe der Geiſt darnieder liegen, es wird von einem gemeinſamen Vorwärtsſchreiten nach beſtimmten, ächt militairiſchen Zielen hin, keine Rede ſein, man wird ein beſchränktes Verfolgen ſelbſtiſch geſteckter Ziele gewahren und die meiſten Leiſtungen zu Scheinleiſtungen herabſinken ſehen. Auch andere Ausſchreitungen können zur Herrſchaft gelangen, wie z. B. ein falſcher, politiſcher Geiſt, ſtatt eines militairiſchen u. dergl. Aber es iſt nicht möglich, daß ein ſolcher Zuſtand in einem größeren Offizier-Corps dauernd ſich erhalte, daß die verderblichen Einflüſſe dauernd die herrſchenden bleiben; es müßte denn ſein, daß es allen beſſeren

Elementen an Einſicht und Muth fehlte, dem entgegenzutreten, daß alſo ſchon faſt ein Zuſtand der Fäulniß eingetreten wäre.

Bei der heutigen Zuſammenſetzung unſerer Offizier-Corps, wo die alten militairiſchen Traditionen noch immer die herrſchenden ſind, weil ſo viele Elemente von Kindheit auf darin gelebt haben, — wo die Geſinnung der Treue gegen unſern König und Kriegsherrn ſich bis jetzt als ungebrochen bewährt hat; wo die im Ganzen gleichartige Bildung und Geſinnung auch dem Stande noch gemeinſame Anſchauungen von Ehre und Pflicht erhalten hat; bei ſolcher Zuſammenſetzung wird auch ſicher jeder vorübergehend ſchädliche Einfluß noch immer rechtzeitig, durch eine richtige Einwirkung des Vorgeſetzten, von dem beſſeren verdrängt werden; und wo es wirklich nicht wäre, nun da liegt ja in unſerer Organiſation ſelber das Gegengift. Dann thut euch doch zuſammen, ihr Alle, die ihr aufrichtig dem Beſſeren nachſtrebt, bildet eine geſchloſſene Phalanx und kämpft den verderblichen Einfluß nieder; glaubt an die ſiegreiche Macht geſinnungstüchtiger, wahrer und unpartheiſch das Innerſte ergründender Kritik, wenn ſie auf den richtigen, gemeinſamen, militairiſchen Grundſätzen beruht! und habt ihr den ſchädlichen Einfluß beſeitigt, dann ſchreitet muthig vorwärts, kündigt allem halben, ebenſo wie allem geſpreizten Scheinweſen den Krieg an und verſöhnt beſtehende Gegenſätze, wenn an ihnen noch irgend Geſundes iſt, durch die Hinleitung auf die höheren, militairiſchen Ziele, die nur durch gemeinſames Vorwärtsſchreiten bei gegenſeitigem Ergänzen und Unterſtützen erreicht werden können.

Die Erinnerung an 1806 ſoll uns ewig mahnen, nie lange zu zögern, um die beſſernde Hand anzulegen! War nicht damals ein ſchönes Streben in der Armee nach einem neuen Geiſt und neuen zweckmäßigen Formen? ſah man nicht Männer mit ſtolzem, unabhängigem Geiſt unter den Offizier-Corps, namentlich auch in höhern Stellen, von denen man große Thaten erwarten konnte? war nicht in jeder Truppe ein Esprit du Corps von ſolcher Stärke, daß er jedes fremdartige Element, ſelbſt dem höheren Willen gegenüber, aus ſich auszuſcheiden vermochte? waren das nicht Alles Spuren eines gewiſſen militairiſchen Geiſtes? — Und dennoch, wie iſt dieſer ſtolze Geiſt gebrochen und zerſchmettert worden! — Wohl offenbar, weil er vielerlei Zwecke verfolgte, aber am wenigſten ernſt die Berufszwecke; weil Viele darin das militairiſche Weſen ſuchten, wenn ſie mit Leidenſchaft und Rückſichtsloſigkeit ihre ſelbſt geſteckten Ziele verfolgten und die Bahn und Schranken ihres Berufs nicht kennen wollten; weil im Kriege kein gemeinſames Wirken ſtattfinden konnte, da ſchon im Frieden von einer rechten Uebereinſtimmung und Gemeinſamkeit wenig die Rede geweſen. Wie Viele fühlten ſich zum Rathen berufen! und die Gewohnheit, jeden gegebenen Befehl, wenn es ungeſtraft hinging, eigenmächtig zu deuten und nach eigener Willkühr zu handeln, war gleich einer Seuche eingeriſſen.

Auf der andern Seite war damals jenem Geiſt excluſiver Selbſtüberſchätzung mit nicht minder verderblichem Einfluß der falſche verknöcherte Berufsgeiſt gegenüber getreten, jener Geiſt, der jede freie Entfaltung militairiſchen Gemeingeiſtes fürchtete und für ſchädlich hielt, der ſeine Pflicht erfüllt glaubte, wenn der tägliche Dienſt in gewohnter Weiſe und zur Zufriedenheit der Vorgeſetzten abſolvirt wurde, und die Compagnie im Uebrigen gut ajuſtirt und verwaltet war; deſſen Gedanken nicht über die engen Intereſſen der Compagnie und etwa der Familie, ſo wie über die Zeiten von einer Beſichtigung zur andern hinausreichten. Und auch dieſer Geiſt, der das einzig nothwendige für die Armee im blinden Gehorſam wähnte, mußte ſelbſtverſtändlich zu Schanden werden und zu ſeiner Beſchämung ſpäter erkennen, wie 1813 der durch das Gefühl der Noth und Rache zu ganz eigenthümlicher Kraft entflammte, kriegeriſche

Geiſt einer nur theilweiſe durchgebildeten Armee die Macht gab, Thaten zu vollbringen, die man früher allein bei anhaltender ſtrengſter militairiſcher Erziehung für möglich hielt.

Vorgreifend erwähne ich indeß hierbei gleich, obwohl ich noch nicht von dem Einfluß der Ausbildung auf den militairiſchen Geiſt geſprochen, daß damals auch der Gegner nur zum allerkleinſten Theil kriegsgeübt und durchgebildet war, ſo daß die preußiſche Armee von Neuem 1815 bei Ligny erfahren mußte, daß auch der bewundernswürdigſte perſönliche Muth des einzelnen Mannes und der herrlichſte Gemeingeiſt ohne den Halt gründlicher, militairiſcher Ausbildung nicht ſtark genug waren, um dem Andrang der Veteranen-Armee Napoleons erfolgreichen Widerſtand zu leiſten. Erſt, als zwei Tage ſpäter ſich der preußiſche jugendliche Ungeſtüm mit dem ſtoiſchen und in der ſtrengen Zucht der alten Schule feſtgewurzelten Muth der Engländer zur ſchönſten Waffenbrüderſchaft verbunden, erſt da wurde durch das Zuſammenwirken und das gegenſeitige Ergänzen dieſer beiden verſchiedenen Elemente, von denen jedes für ſich dem kriegsgeübten Gegner nicht zu widerſtehen vermocht hatte, der ſchönſte und vollſtändigſte Sieg errungen; — gewiß die lehrreichſte Mahnung für uns, erſt in der harmoniſchen Vereinigung jenes Geiſtes der alten Zucht mit dem freieren der individuellen Entwickelung und Wirkung der Kräfte unſere höchſte militairiſche Aufgabe gelöſt und den für die Jetztzeit nothwendigen Geiſt gegründet zu ſehen.

Und damit komme ich denn ſchließlich auf die beiden Hauptfactoren in Entwickelung militairiſchen Geiſtes, auf die am entſcheidenſten ihn fördernden oder hemmenden Kräfte: auf die Art der Disciplin und die Art der Ausbildung in der Armee — die allerdings beide weſentlich als Producte der von oben herabkommenden leitenden Principien anzuſehen ſind und darum nur theilweiſe von mir in Betrachtung gezogen werden können.

Auch hier wird es aber unumſtößlich feſtſtehen: »was nicht aus militairiſchem Geiſt entſprungen iſt, das kann auch keinen ſolchen ſchaffen.«

Erwarten Sie von mir hierüber keine Theorien, denn ich bin mir wohl bewußt, daß eine einzige Leiſtung im richtigen Geiſt zu ſeiner weiteren Förderung mehr und dauernder hilft, als die vollkommenſte Unterſuchung über die anzuwendenden Principien. Aber das Falſche vom Richtigen zu ſondern ſuchen, das ſei auch hier meine Aufgabe.

Schon in der Handhabung der Disciplin ſtehen ſich von Alters her zwei Anſchauungen gegenüber, die, wo ſie bei derſelben Truppe gleichzeitig auftreten, gradezu Verwirrung erzeugen können, wenn ſich ihr Einfluß durchkreuzt: die eine will allein durch die Furcht, die andere allein durch Erweckung des freien Gehorſams den militairiſchen Geiſt erzeugen. Schon zu Xenophons Zeit tritt dieſer Gegenſatz im Heere der zehntauſend Griechen in charakteriſtiſcher Weiſe hervor; — ein Beweis, wie tief er in der Verſchiedenheit der menſchlichen Natur und in der Stammverſchiedenheit begründet iſt.

Xenophon ſagt von dem wortkargen Spartaner Klearchus: ſeine Regel war: »Der Feldherr ſei mehr zu fürchten als der Feind.« Er fügt hinzu, in der Gefahr ſei ihm Jeder gefolgt, in gewöhnlichen Zeiten nur der, welcher bei ihm aushalten mußte; unter dieſen hätte er aber eiſernen Gehorſam und damit ein Gefühl der Stärke zu erzeugen gewußt, das ſchon vor dem Kampf ihnen Siegesgewißheit gab.

Iſt das nicht der Urtypus altpreußiſcher Zucht, gegründet durch die Schule Friedrich Wilhelms des Erſten? iſt denn nun dieſe Zucht etwa blos todtes, mechaniſches

Weſen, wenn man als Reſultat davon rühmen muß, daß der Gehorſam Siegesgewißheit, alſo wahren militairiſchen Geiſt hervorruft?

Xenophon ſelbſt aber, der kluge Athener, und in der demokratiſchen Anſchauung groß geworden, daß der Führer auch der Zuſtimmung ſeiner Untergebenen bedürfe, — Xenophon ſtrebte im Gegenſatz dazu nur darnach, den willigen Geiſt in Allem zu wecken und dadurch eine möglichſt einheitliche, tüchtige Leiſtung des Ganzen zu erlangen. Die Folge war: ſeine Autorität hörte auf, ſobald die Noth vorüber war, weil Niemand ihn fürchten gelernt hatte. Aber hat er nicht wirklich damit erreicht, was er wollte? hat er nicht Größeres geleiſtet als Klearchus je vermochte? bezeichnet nicht auch in der That der freie bewußte Gehorſam eine höhere Entwickelungsſtufe? — Allerdings, aber, obwohl die Maſſe zeitweiſe auch wirklich fähig iſt, ſich zu dieſer höheren Entwickelungsſtufe zu erheben, ſo iſt ſie doch unfähig, bei ihr zu beharren und jedem ſchlechten Einfluß Widerſtand zu leiſten, wenn nicht die Furcht mithilft, ſie im Gehorſam zu erhalten.

Daraus geht offenbar als das richtige Princip hervor, daß bei uns zunächſt die ſtrenge Zucht des Spartaners herrſchen muß, aber verbunden mit dem Streben, auf der Grundlage dieſer Zucht, namentlich unter Offizieren und Unteroffizieren, den freien zur bewußten Ueberzeugung entwickelten Gehorſam dadurch zu wecken, daß man bei dem beſtimmten Befehl in der Regel auch den Zweck des Befehls durchblicken läßt, und daß man die Leiſtungen jedes Einzelnen mit unpartheiiſchem, geübten Blick im Auge behält und nach richtigem Maaßſtab neben dem Tadel auch Anerkennung zu zollen weiß.

Wie aber mit der Ausbildung? Wird dieſe nicht erſt dann auf den militairiſchen Geiſt in der Geſammtheit fördernd wirken, wenn nicht blos in hervorſtechenden Einzel-Leiſtungen die richtigen militairiſchen Principien zur Durchführung kommen, ſondern wenn ſie in der ganzen Geſammtheit in gleichartiger Anwendung, nach gemeinſamen Ideen in die Erſcheinung treten? Wenn zum Beiſpiel von zwei Regimentern derſelben Brigade das eine gelernt hat, ſich mit Leichtigkeit in den verſchiedenſten Formationen nach allen Seiten hin zu bewegen, während das andere als Gefechtsformation nur ein und dieſelbe Schablone kennt, — wird da der Brigade-Commandeur beide Regimenter in der Schlacht gleichmäßig verwerthen können? wird er nicht das eine hinter dem andern zurückſetzen müſſen, ſo daß ſchwerlich eine kräftige Geſammtleiſtung in einem gemeinſamen Geiſt daraus hervorgeht? — Zwar ſchreibt das Reglement die Exercitien vor, aber der Standpunkt, den der Commandeur dazu einnimmt, kann ein ſehr verſchiedener ſein. Der Eine glaubt vielleicht ſeiner Pflicht nur zu genügen, wenn er peinlich alle angegebenen Evolutionen und Formationen durchgeübt hat, ohne zu beachten, daß im Reglement ſelbſt auf eine größere Mannigfaltigkeit in der Combination, je nach den verſchiedenen Gefechtsverhältniſſen, hingewieſen und dem Commandeur hierfür Spielraum gelaſſen iſt; — während der Andere im Gegenſatz dazu vielleicht etwas darin ſucht, ſich über das Reglement hinwegzuſetzen, ſo weit es ihm geſtattet wird, um ſelbſterfundene Formen einzuführen, oder um jede beſtimmte Form, jede feſte Geſchloſſenheit aufzugeben und der lockeren, franzöſiſchen Ungebundenheit nachzuſtreben. Mit einem ſo verſchiedenen Geiſt und Princip der Ausbildung innerhalb derſelben Armee, auch wenn die Gegenſätze ſich niemals in ſolcher Schroffheit zeigten, könnte zuletzt jeder Truppentheil nur zweckmäßig verwerthet werden je nach ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeit. Aber jedes Zuſammenwirken in derſelben Schlachtlinie, unter demſelben Commando würde offenbar bei ſo verſchiedenartig ausgebildeten Truppentheilen nur zu Mißverſtändniſſen, zu Verwirrungen, vielleicht gar zu Eiferſüchteleien, mit einem Wort, nur zu halben Leiſtungen führen.

Darum wiederhole ich es: „Kann der kräftige militairiſche Geiſt und die höchſt mögliche Geſammtleiſtung nicht erſt dann gefördert werden, wenn die beſſeren Principien der Ausbildung auch wirklich Gemeingut in der Armee geworden?“ Und dieſe beſſeren Principien ſind offenbar die, wo der letzte Zweck aller Uebungen die Steigerung der Leiſtungsfähigkeit der Armee in den mannigfaltigſten Lagen und Verhältniſſen des Krieges iſt, und wo man bei jeder Uebung einen beſtimmten, klargedachten Zweck zu erkennen vermag.

Aber ſollte es nöthig ſein, um dies zu erreichen, mit der alten preußiſchen Tradition zu brechen, ein ganz neues Syſtem zu ſchaffen? Mit Nichten, das Syſtem König Friedrich Wilhelms des Erſten war ja nicht etwa, dem langſamen Schritt oder jedem Griff eine beſtimmte unabänderliche Norm zu geben, ſondern das Ziel, das er kräftig und erfolgreich in's Auge faßte, war: durch die beſondere Energie der Ausbildung in Allem für die damalige Art der Kriegführung erforderlichen, ſo wie in der Zucht, eine wahre Ueberlegenheit der preußiſchen Armee über alle andern Armeeen und damit ein höheres Selbſtgefühl, einen ganz beſondern militairiſchen Geiſt in ihr zu erzeugen.

Wenn alſo eine neue auftretende Fechtweiſe neue Formen und Mittel fordert, um ihr überall gewachſen zu ſein, ſo iſt es grade im Geiſt der altpreußiſchen Traditionen, dieſe Mittel und Formen, ſo weit es bei der jetzigen verbeſſerten Bewaffnung und der mit ihr zuſammenhängenden Taktik im Reglement als nothwendig erſcheint, in der ganzen Armee ſofort mit Energie feſtzuſtellen und durchzuführen, um eben in der Armee das ſchöne Selbſtgefühl überlegener Ausbildung zu erhalten.

Aber dazu bedarf es doch einer durchgreifenden Aenderung der Methode? Nein, mehr einer Erweiterung als einer Aenderung. Das geſchloſſene Exercitium mit denſelben ſcharfen Anforderungen wie bisher muß als Grundlage der Ausbildung beſtehen bleiben, als das vorzüglichſte Mittel, um in einer Maſſe in kurzer Zeit den unbedingten Gehorſam und den Sinn für geſchloſſenes Zuſammenhalten zu erzeugen und jeden Einzelnen zu einer ziemlichen Beherrſchung ſeiner Glieder und ſeiner Waffe auszubilden.

Zugleich hängt auch die Sicherheit und Geſchloſſenheit aller Bewegungen in der Colonne und namentlich im Carrée von der ſicheren Uebung in den elementaren Bewegungen des Front-, Kehrt- und Reihenmarſches ab.

Aber ſtehen bleiben darf man dabei nicht, denn der Zweck unſerer Methode iſt ja nicht etwa, gewiſſe Evolutionen bis zur gleichmäßigſten Vollkommenheit einzuüben, ſondern Friedrich Wilhelm der Erſte hat die peinlichſte Gleichmäßigkeit feſtgeſetzt, als beſtes Mittel der ſoldatiſchen Zucht, um Jeden gleich herauszukennen, der mit ſeinem Weſen und Gedanken noch nicht Soldat wäre. Wir bleiben alſo durchaus im Geiſt der altpreußiſchen Methode, auch wenn wir eine noch ſo große Mannigfaltigkeit in unſeren Uebungen einführen, oder die verſchiedenſten Mittel ergreifen, um dem einzelnen Mann nach allen Seiten mehr Sicherheit und Selbſtgefühl zu geben, ſobald wir nur fortwährend darauf bedacht ſind, nichts zu üben, wo wir nicht auch die Anſpannung der Kräfte des einzelnen Mannes wecken und controlliren können, und wo Offiziere und Unteroffiziere nicht auch die Aufmerkſamkeit und das ſoldatiſche Weſen jedes Mannes in ihrer Abtheilung prüfen. Wir bleiben im Geiſt der alten Methode, wenn wir grade da, wo die geringſte Anſpannung vom einzelnen Mann gefordert wird, am achtſamſten darauf ſind, wie er ſich in ſeinem Weſen zeigt, ob er noch die bäuriſchen- und Handwerks-Gewohnheiten in ſeinen Bewegungen an ſich hat, oder ob ihm das Militairiſche ſchon ein wenig in Fleiſch und Blut übergegangen.

Wir müſſen aber auch darüber hinaus gehen, wenn wir uns nicht der Täuſchung hingeben wollen, als wäre es ein und daſſelbe: eine militairiſche Erſcheinung und ein brauchbarer Feldſoldat zu ſein. Aeußeres militairiſches Weſen iſt erſt die Grundlage, der Anfang einer gründlichen militairiſchen Erziehung; aber der wahre Geiſt fährt offenbar erſt in den Soldaten, wenn er allerlei gelernt hat, wovon er fühlt, daß er es auch im Kriege gebrauchen kann. — Noch näher hierauf einzugehen, liegt nicht in meiner Aufgabe; es kommt mir nur darauf an, nichts unberührt zu laſſen, was mit dem wahren militairiſchen Geiſt und ſeiner Förderung in Verbindung ſteht.

Halten wir nur auch feſt, daß gerade in gründlicher Durchſprechung all' ſolcher Fragen ſich auch der lebendige militairiſche Geiſt unter uns dokumentiren wird, ja, daß wir für unſern Beruf an Erfahrungen zu ſammeln haben, was nur zu ſammeln iſt, und dazu eine Gemeinſchaft im weiteren Sinne des Worts zu ſuchen haben.

Alle brauchbaren Erfahrungen, die der Einzelne macht, müſſen Gemeingut werden, namentlich aber all jene kleineren, die hauptſächlich die innern Erlebniſſe kleiner Abtheilungen im Kriege betreffen, die uns um unſerer Leute willen gerade am nächſten liegen müſſen.

Sollte es unter all den Kriegsveteranen Niemand geben, der z. B. von einer Compagnie, die nimmer in beſonders gutem Ruf geſtanden, zu erzählen wüßte, wie etwa der Hauptmann es angefangen, daß ſeine Compagnie immer die wenigſten Kranke, namentlich Fuß- und Sonnenſtich-Kranke, und doch die ſtärkſten Märſche gehabt hat; woher Schuhzeug und Bekleidung im guten Stande geweſen; wie ſeine Leute immer am erſten warm Eſſen gehabt, ohne je in irgend einem Ort Gewalt zu brauchen; — wie er immer die beſten Nachrichten vom Feinde bekommen und doch die wenigſten Leute dazu gebraucht; wie er einmal aus einem ganz beſonders ſchlappen Kerl, den er nicht hätte zurücklaſſen wollen, zuletzt doch noch einen ſtrammen Burſchen gemacht; wie ein ander Mal, nach einem tüchtigen Marſch, ſeine ganze Compagnie als Freiwillige zum Schanzenbau vorgeſprungen; wie ſie ein Mal über Graben und Mauer mit Gewehr und Taſche geſetzt, oder vielleicht ein Haus geſtürmt und dabei gleichzeitig durch Thür und Fenſter eingebrochen, oder einmal einen ſteilen Abgang hinaufgeklettert und oben ſofort zuſammengeſchloſſen und eine Salve gegeben, bei der kein einziges Gewehr verſagt hat.

Sind alle ſolche und ähnliche Erfahrungen nicht ganz beſonders des Erzählens und Beſprechens werth?

Wir können noch weiter gehen. Es wird oft geklagt, daß alle Militär-Beamten, Geiſtliche, Aerzte, Auditeure und Intendantur-Beamte in den innern Verhältniſſen der Truppen ſo wenig orientirt ſind, zum Schaden für die Truppe und für ihr eigenes Wirken; — nun, da gilt es ja auch, mit ihnen in eine außerdienſtliche Gemeinſchaft zu treten, um das Wohl des Ganzen, — und in ihnen den militairiſchen Geiſt zu fördern. Iſt dies auch zuerſt etwas Ungewohntes, ſo hängt ja doch unſer eigenſtes Intereſſe innig damit zuſammen.

Und iſt dieſes Intereſſe nur erſt einmal belebt, ſo reiht ſich auch von ſelbſt eins an das andere, ſo fühlen wir bald je mehr und mehr, wie der wahre militairiſche Geiſt, dieſer Geiſt, der ſo vielſeitig iſt, daß es mir keineswegs gelungen ſein wird, ihn nur einigermaßen erſchöpfend zu behandeln, wie er uns treibt, an Allem den wärmſten Antheil zu nehmen, ja, wie er die rechte Poeſie des militairiſchen Lebens iſt und uns Erinnerungen ſchafft, die wir zu den ſchönſten unſeres Lebens rechnen.

Ja wahrlich, es tritt uns in ihm ein reiches, vielſeitiges, zum Theil noch unentdecktes, jedenfalls unerſchöpfliches Leben entgegen!

Nun wohlan denn! Iſt doch unſere Aufgabe eine gemeinſame, ſo ſei es auch fortdauernd unſer Streben, unſer Wirken, unſere Geſinnung, unſere Grundſätze, unſere Einſicht, unſer Wille! mit einem Wort, es wirke fort in uns in immer höherem Maße der lebendige, der wahre, der gemeinſame militairiſche Geiſt!

Tagesereigniſſe.

Das Definitivum. Die liberale Preſſe ſcheint endlich den richtigen Standpunkt der Armeereform gegenüber gefunden zu haben und macht zu dem jetzt eingetretenen Definitivum beau mine à mauvais-sujet. Die „Nationalzeitung" argumentirt nämlich ſehr richtig, daß alle Einmiſchungen in Detailfragen der Armee von Seiten der Kammern abgeſchmackt wären, und daß man nur zweierlei thun könne, wenn die militäriſchen Autoritäten eines Staates erklärten, die Heereseinrichtungen wären denen der Nachbarſtaaten nicht conform, nämlich: entweder gewähren, was dieſe Autoritäten verlangen, oder warten, bis andere Autoritäten kommen, die das Gegentheil ſagen.

Dieſe Anſicht hat, da ſie aus dem entgegengeſetzten Lager entſprungen, einen bei weitem patriottiſcheren Klang, als die überreizten Artikel während der Kammerperiode, blickt doch aus ihr der gemeinſame Endzweck, das Vaterland nach Außen ſtets groß und mächtig zu ſehen, klar hervor, und man würde an eine Ausſöhnung glauben, wenn nicht der Nachſatz: „oder abwarten, bis andere Autoritäten kommen, die das Gegentheil ſagen," den Pferdefuß ein wenig zu ſtark hervorblicken ließe. Es giebt aber für dieſen frommen Wunſch oder Schmerzensſeufzer keinen andern Troſt, als daß man hervorhebt, Gründe ſind mächtiger als Perſonen und werden es auch wahrſcheinlich noch lange bleiben. Denn wahrlich, nicht der feſte Wille des Miniſteriums hat die Reform zu Wege gebracht, ſondern die unüberwindliche Thatſache, daß unſere Armee mit den bisherigen Landwehrverhältniſſen ein Unding für die Anſprüche einer Großmacht war. Dieſer Grund, der allerdings von militäriſchen Autoritäten allein in vollem Maße gewürdigt werden kann, mußte dieſe und daher auch den Kriegminiſter dazu beſtimmen, endlich das für die Armee ſo nachtheilige Proviſorium zum Abſchluß zu bringen und der Armee feſte Formen zu geben, ohne welche ſie nicht beſtehen kann.

Ob hiermit dem künftigen Votum der Kammer präjudicirt worden, ob die Verſicherungen des Herrn v. Patow dadurch in Frage geſtellt ſind, ob es möglich ſein wird, aus dieſem Definitivum wieder in den status quo überzugehen, darüber ſcheint es am klügſten, Herrn v. Vincke Auskunft geben zu laſſen, der ja mit bekannter Zungenfertigkeit bei der Bewilligung der 9 Millionen dieſes neu eingetretene Präjudicium durch allerlei hübſche Gründe zu verſcheuchen bemüht war. Ihm war es damals egal, ob die Regierung die neuen Regimenter definitiv mit Commandeuren verſah, oder dieſe mit ſolchen oder anderen Namen benannte; nach dem Verbrauch der 9 Millionen kömmt ja Alles wieder auf den Ausſterbe-Etat.

Stehen jetzt die Sachen etwa anders, können am Schluß des Jahres nicht die Mannſchaften der neuen Regimenter entlaſſen und die Offiziere anderen Regimentern aggregirt werden, oder in ihre alten Verhältniſſe zur Landwehr übertreten? Daran hat alſo das ſogenannte Definitivum nichts geändert.

Aber vielleicht waren jene Gründe des Herrn v. Vincke und die wüthende Oppoſition der Preſſe nur Scheingründe, die im Augenblick der Leidenſchaft gegen eine beſſere Ueberzeugung entſtanden; denn heute ſcheinen die Sachen anders zu ſtehen und dieſe beſſere Ueberzeugung wirklich mehr Platz gewonnen zu haben. Wenn militäriſche Autoritäten die Nothwendigkeit einer Reform bezeugen, ſagt die „Nationalzeitung", ſo muß man ihren Anſprüchen genügen. Das iſt, Dank der Opferwilligkeit des Landes, geſchehen und wird muthmaßlich auch für die ferneren Jahre und alle Zeiten geſchehen, um damit der Regierung die Mittel in die Hand zu geben, den ſchönen Reden in der Kammer über Heſſen und Schleswig Nachdruck zu verleihen. Denn 100,000 Bajonette mehr ſprechen deutlicher als die rühmlichſt bekannte, preußiſche Diplomatie,

und die Zuſammenkunft in Baden-Baden iſt wahrlich zum großen Theil von dieſen Eiſenfedern dictirt worden.

Die Zuſammenkunft in Baden-Baden hat auch in militäriſchen Kreiſen ihre Wirkung gehabt, indem Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent auf das Anſuchen der deutſchen Fürſten Befehl gegeben, daß alle in Preußen befindlichen militäriſchen Anſtalten, vorzüglich aber die Geſchützgießereien und die Anfertigung der gezogenen Geſchütze fremdherrlichen Officieren in allen ihren Details gezeigt werden ſollen. Zu dieſem Zweck ſind nun auch aus Baden, Würtemberg, Sachſen, Hannover, Mecklenburg, Oldenburg, Heſſen und andere Staaten Artillerieofficiere in Berlin eingetroffen, welche der Schießübung des Garde-Artillerie-Regiments beiwohnen, die in dieſem Jahre beſonders intereſſant iſt, da verſchiedene neue Uebungen dieſelbe vermehrt haben. Zunächſt ſind es die gezogenen Geſchütze, die das allgemeine Intereſſe auf ſich ziehen, und welche auf alle Entfernungen von 1000—2400 Fuß mit Kartätſchen, Shrapnells wie Granaten ihre Vortrefflichkeit bewähren. Das Ziel bilden 3, ſechs Fuß hohe mit 12½ Schritt Abſtand hintereinander aufgeſtellte 96 Fuß lange Scheiben, welches von Granaten ohne, von Shrapnells mit Preller getroffen werden müſſen. Es zeigt ſich hierbei nicht allein die vortreffliche Conſtruktion der Röhre und der Viſirreinrichtung, ſondern auch die Güte der Perkuſſionszünder, welche, nachdem ſie kurz vor dem oder in das Ziel eingeſchlagen ſind, die Granate oder das Shrapnell ſofort zum crepiren bringen. Die Treffſähigkeit iſt eine ſo genaue, daß oft von 10 Schuß alle 10 im Umkreiſe zweier Armslängen zuſammenſitzen und meiſtbin 100 Procent Treffer erzielt werden. Auch die größeren Caliber, die 12pfündigen und 24pfündigen gezogenen Kanonen ſind in derſelben Weiſe probirt worden, und hat man mit den letzteren auf eine Entfernung von 5000 Schritt, alſo eine halbe deutſche Meile, gegen dieſelbe Scheibe ähnliche Reſultate gehabt. Da auf eine ſolche Entfernung das Ziel dem unbewaffneten Auge meiſtbin unmöglich zu ſehen iſt, ſo hat man nur die Richtung durch Stäbchen anzeigen können, aber dennoch, nachdem dieſe corrigirt worden, obige Reſultate mit Leichtigkeit erzielt.

Ferner werden Verſuche mit gevolten Kugeln angeſtellt, die nach dem Vorbild der Granate mit dem Schwerpunkt nach oben oder nach unten gelegt werden und ſo eine rotirende Bewegung in ihrer Flugbahn annehmen. Es herrſcht dieſes Syſtem, der Excentricität nur in Preußen und wird mit demſelben gewiſſer Maaßen der Fehler zur Tugend gemacht, d. h. man kann die Geſchoſſe doch nie ganz concentriſch gießen und deshalb gießt man ſie von vornherein excentriſch, oder benutzt die ſchon vorhandene Excentricität.

Allen dieſen Verſuchen wohnen die fremdherrlichen Officiere ungenirt bei, und wird ihnen auf Verlangen auch die Geſchützgießerei in Spandau gezeigt, um ſelbſt Zeichnungen, Modelle, Maſchinen u. ſ. w. anzuſehen. — Man hat ſomit vernünftiger Weiſe mit der Geheimnißkrämerei gebrochen und anderen denkenden Köpfen Gelegenheit gegeben, die gemachten Erfindungen zu vervollkommnen, während auf der andern Seite nicht zu befürchten ſteht, daß derartige Geheimniſſe gemißbraucht werden. Denn einmal haben kleine Staaten nicht die Mittel zu ähnlichen Einrichtungen, und große ſind eiferſüchtig auf ihre eigenen Erfindungen; überdieß aber iſt es für einen gewandten Officier leicht, auch ohne Erlaubniß vom Kriegsminiſterium ſich Einblick ſelbſt in die kleinſten Details zu verſchaffen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

ZEITUNGS-STEMPEL

Ollmütz und Wien.

Faſt zehn Jahre ſind es heute, daß der Liberalismus die Zuſammenkunft in Ollmütz als eine ſeiner Haupt-Couliſſen verwerthet und die ganze Blumenleſe ſeiner ſittlichen und patriotiſchen Entrüſtung auf das Haupt Desjenigen häuft, der ihm damals beſonders im Wege ſtand, und ſiehe da! plötzlich erſcheint Abwechſelung auf der Bühne, „ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten" — wie der Dichter ſagt — und der Staats-Miniſter und der Finanz-Miniſter Preußens, ſie reiſen, nicht einmal auf gemeinſchaftliche Koſten, nach Wien, um nach langem Hader, wenn möglich, ihren Frieden, natürlich nicht für Preußen — das deſſen nicht bedurfte — ſondern nur für ihre eigenen Perſonen mit dem dortigen Cabinet zu machen.

Ihren Frieden: wir ſind nicht ſelbſtſüchtig und unpatriotiſch genug, um nicht die Selbſtverläugnung zu würdigen, die ein ſolcher Entſchluß bedingt; Ollmütz im Kleinen, ganz im Kleinen, wie der Liberalismus Alles macht, es war ein ſaurer Gang für Männer, welche faſt zehn Jahre hindurch von den Broſamen gelebt, die von jener Tafel fielen. Und was das Schlimmſte iſt, ſelbſt die Aehnlichkeit ſchlägt noch zu ihrem Nachtheile aus.

Herr v. Manteuffel, welcher den „ſauren Gang" nach Ollmütz machte, er war nicht der, welcher die damals ſehr ernſte Verwickelung mit Oeſtreich heraufbeſchworen. Er nahm die Folgen auf ſich und mußte ſich dafür von Denen ſchmähen laſſen, bei denen die ſchuldbare Veranlaſſung zu ſuchen war. Heute haben wir es dagegen mehr mit einem kleinen Luſtſpiele zu thun, mit einem Luſtſpiele, in welchem dieſelben Perſonen zuerſt in der Rolle des Gothaer's „mit Gut und Blut" und ſodann als einfache Berliner Vergnügungs-Reiſende erſcheinen, wie alle Reconvalescenten mit ſtarkem Appetit, und die auch im Bade Nichts davon erfahren haben, daß inzwiſchen eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Kaiſer von Oeſtreich und dem Regenten von Preußen verabredet worden war!

Wie wird ſich der deutſche Michel bei dieſem Luſtſpiel amüſiren, und was werden die hingebenden Freunde dazu ſagen, welche bis ſo lange im Vertrauen auf das Einverſtändniß von oben mit ſolcher Unbefangenheit und Treue in Kurheſſen und Schleswig-Holſtein, in Concordat und Oeſterreichs Zerfall gearbeitet, daß ſie ſelbſt dem Herrn Mathis und v. Carlowitz Beifall geklatſcht, Männern, die in ihrer Art als „Staatsmänner" eben ſo ausgezeichnet ſind, wie Herr von Vincke als Militair.

Herr von Auerswald hat bei dem Grafen Rechberg zu Mittag gespeiset, und Herr von Patow — nun er hätte eigentlich bei dem Kardinal Rauscher soupiren müssen. Beide sollen übrigens, wie man sagt, an Ort und Stelle die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der östreichische Kaiserstaat auf festeren Füßen steht, als mancher klein-deutsche Minister.

In der Sache selbst legen wir natürlich dem jüngsten Auftreten der genannten beiden Minister nur den Werth eines Symptomes bei. Es hat nicht an ihrem guten Willen gelegen, daß die Zusammenkunft in Teplitz zu Stande gekommen, und sie werden es auch nicht verhindern, daß die Gestaltung, welche dort angebahnt worden, sich nach ihren eigenen Gesetzen weiter entwickele.

Mit um so größerer Freude begrüßen wir aber den Entschluß Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten, der definitiven Reorganisation der preußischen Armee deren deutsche Ergänzung auf dem Fuße folgen zu lassen, und damit die auswärtige Politik Preußens in dasjenige Fahrwasser zu leiten, welches Er Selbst stets in so prägnanter Weise als das allein sichere bezeichnet.*)

Nicht, daß wir uns der Täuschung hingäben, als ob die Herren Graf Rechberg und Freiherr von Schleinitz die deutsche Einheit fertig in der Tasche mit hin- oder wenigstens zurückbringen würden. Wäre die Einigung Deutschlands so leicht, dann wäre allerdings auch Herr von Carlowitz — der mißlungene sächsische Patriot — ein großer Mann.

Wir, und mit uns alle einsichtigen und besonnenen Männer, wir finden die Bedeutung jenes historischen Ereignisses zunächst und vor allen Dingen darin, daß damit die Integrität und Untheilbarkeit unseres deutschen Vaterlandes feierlich und thatsächlich proclamirt, daß die beiden deutschen Großmächte in der Person ihrer Herrscher vor Europa erhärtet, daß sie alle ihre häuslichen Zwiste vor der großen äußeren Frage in den Hintergrund gestellt, daß Niemand, selbst der Kaiser in Paris nicht, darüber zweifelhaft bleiben kann, daß die Localisirung des Krieges gegen eine deutsche Macht ihre Enoschaft erreicht, und daß man am Rhein wie in Italien fortan dem ganzen Deutschland begegnen wird.

Außerdem aber ist jene Zusammenkunft noch der unzweideutige Beweis und Belag, daß bei uns im Innern der Einfluß Derjenigen beseitigt und gebrochen ist, welche in neuester Zeit, wie es Anfangs schien nicht ohne Erfolg, bemüht waren, die Politik Preußens in die entgegengesetzten Bahnen zu drängen, die unbedingte Verurtheilung nicht nur aller jener Partei-Bestrebungen, sondern auch deren Träger, welche seit Jahren auf Nichts, als auf Erbschleicherei auf Kosten des vermeintlich sterbenden Oestreichs und auf die Vergewaltigung der deutschen Fürsten und Stämme bedacht gewesen waren.

Wie nun aber, wenn die Repräsentanten der verkehrten und jetzt gerichteten auswärtigen Politik Preußens gleichzeitig die Träger des falschen Liberalismus

*) Zur Vermeidung von Mißverständnissen oder Verdrehungen bemerken wir hier noch ausdrücklich, daß wir nicht Teplitz, sondern nur Wien mit Ollmütz vergleichen.

D. Red.

im Innern wären! Wir ſind begierig auf das politiſch-anatomiſche Experiment, die eine Hälfte dieſer Herren zu conſerviren und die andere zu verwerfen! Selbſtredend wollen wir damit nicht geſagt haben, daß wir irgend einer fremden Macht, und ſei es ſelbſt die deutſche Großmacht Oeſtreich, das Recht zugeſtänden, internationale Arrangements an innere Bedingungen zu knüpfen und etwa einen Miniſter-Wechſel in Preußen zur Vorausſetzung ſeines weiteren Entgegenkommens zu machen. Nichts deſto weniger bedarf es nur eines ſehr geringen Maßes von Menſchenkenntniß und politiſcher Pſychologie, um zu wiſſen, daß das geſammte übrige Deutſchland den Ernſt, die Stärke und die Zuverläſſigkeit der preußiſchen Entſchlüſſe und Verſprechungen an der Qualität ſeiner leitenden Perſönlichkeiten bemeſſen wird.

Es tritt hinzu, daß — wenn nicht Alles täuſcht — der Kaiſer der Franzoſen und der vorgeſchrittene Theil der deutſchen und der preußiſchen Demokratie einander erkannt haben, und daß wir daher vorausſichtlich bald das, wenn auch etwas aufregende, doch ſehr intereſſante Schauſpiel erleben werden, die deutſche Einheit auf den Wegen von 1848 unter lebhafter Theilnahme der mitfühlenden franzöſiſchen Nation in Angriff genommen zu ſehen. Der Kaiſer Napoleon, nachdem er es — wie es ſcheint — vergeblich verſucht, die deutſche Einheit auf ſeine Art mit Hilfe der deutſchen Fürſten zu Stande zu bringen, er ſcheint jetzt Erſatz bei den deutſchen Volksmännern zu ſuchen, und in der That bei einer gewiſſen Allance, insbeſondere dem orientaliſchen Quartiere des deutſchen Patriotismus, eine beſſere Aufnahme zu finden.

Es würde nicht unintereſſant ſein zu erfahren, mit welchen Waffen der einheimiſche Liberalismus dieſe Allianz und Evolution zu bekämpfen gedenkt; doch davon das nächſte Mal.

Umſchau.

Welcher Politiker, mag er ein Freund des raſchen oder des gemäßigten oder des Fortſchrittes mit Hinderniſſen ſein, wäre nicht im Laufe der letzten Woche wiederholt an das eben ſo einfache wie tröſtliche Sprüchlein erinnert worden, daß es noch nicht „aller Tage Abend" iſt?

Abend wird es täglich, und das ſublunare Geſtirn liebt es ſogar, uns damit auf den Punkt genau, nach ſehr gekürzten Pauſen, aufzuwarten; aber aller Tage Abend — in dem Ausdruck liegt wirklich ein ganz eigenthümlicher hochpoetiſcher Zauber.

Und welch' eine Poeſie! Faſt eine politiſche, nur ungleich anmuthiger als alle Herweghiaden zuſammen. Wäre das Sprüchlein, wie es freilich den Anſchein hat, wirklich von nur beſcheidner Herkunft, aus der Dorfſtube hervorgegangen, wer darf zweifeln, daß es trotzdem Anſpruch auf Hoffähigkeit hat? Klopft es doch in dieſem Augenblick nicht nur an die Thür der hochgelehrten

Professoren, die vor lauter Deutsch-Schauerei Deutschland aus den Augen verloren, sondern mit eben so dreistem Finger an die vergoldeten Pforten manches imperialen Salons! . . .

In der That ist es auch von so guter Ebenbürtigkeit wie irgend ein anderes, das vielleicht weit mehr in der Welt gilt. Denn, eins zum andern gerechnet, ist es nur der aus dem Purpur in gewöhnliches Hausliinnen umgekleidete Ausspruch einer weisen Königin: „Man soll der Zeit Zeit lassen, denn man darf es."

Unsererseits haben wir nun zwar zu allen Zeiten ganz ebenso gedacht und geurtheilt, gelehrt und nach Umständen sogar geweissagt, nicht weil wir uns gelehrter dünkten als Andre, sondern weil wir die Demuth besaßen, mit den reellen Größen und Verhältnissen zu rechnen, während Andere vorzogen, ihre Rechnung mehr mit der unbestimmten X-Größe chimärischer Potenzen, insbesondere mit derjenigen der — Idee zu machen. Dennoch darf es uns wohl thun, den error in calculo mehr in einiger Entfernung von uns zu gewahren.

Baden-Baden — welche ehrliche und ehrenwerthe Erwiderung der französische Gewalthaber von dort auch mit hinweg nahm, es bedurfte in dieser Zeit, wo nur noch die „vollendeten" Thatsachen Anspruch auf Achtung machen dürfen, auch der vollendeten Antwort; und sie ist heute erfolgt.

Teplitz, welch' glänzendes Gestirn an dem tief dunkeln Himmel, in dessen Nacht die Anschläge der Feinde Deutschlands um die Wette lustig gediehen mit den Träumen jener unseligen Freunde, die das romantische Gebäude einer neuen deutschen Einheit auf die Abtragung des historischen Gebäudes seiner alten Einigkeit in aller Harmlosigkeit zu gründen versuchten. Wahrhaftig, der neufranzösische Napoleonismus konnte für vieles Geld keinen glücklicheren Mitarbeiter gewinnen, als diesen neu-deutschen Nationalismus! Hätte der alte Bonaparte, der den Gang der Entwickelung nach der Zahl der Batterieen und Regimenter zu berechnen pflegte, die Tage des Nationalvereins gesehen, es ist keine Frage, daß die „deutsche Ideologie," sonst der Gegenstand seiner grimmigen Verfolgung, ihn mit der höchsten Sympathie und Bewunderung erfüllt haben würde. Die Ideologen von damals strebten noch, Einer wie der Andere, Jeder in seiner Bahn, dem reellen deutschen Mittelpunkte zu, während die heutigen sich schlechtweg in der centrifugalen Schweifung gefallen. Allein viel zu wenig gesagt und darum viel zu viel zugestanden. Die ganze Bewegung des Nationalvereins war eine kometarisch-irreguläre, die zwar auch ein Centrum suchte, aber wo? wie? und — welches? Wir sagen: war, denn allerdings hoffen wir, daß das mächtige Gestirn von Teplitz den irregulären Umschweifer nöthigen wird, entweder seine dermalige Constellation zu wechseln, oder aber ganz und gar am Horizont zu verschwinden. Für unschuldige Spaßmacherei könnte diese großartigste Verirrung im Ernste doch wohl niemals angesehen werden . . .

Dessenungeachtet wäre das nur eine negative Wirkung der fürstlichen Zusammenkunft in Teplitz, die kleinere Folge desselben, die sich nunmehr, nachdem der Nationalverein schon Baden-Baden, das doch viel schwerhörigere Leute ver-

nommen haben ſollen, überhört zu haben ſcheint, leicht und ohne Schmerzen einſtellen dürfte. Erwägt man, daß der deutſche Nationalverein auf ein Nimmerwiederſehen der beiden mächtigſten deutſchen Fürſten nicht weniger befliſſen hinarbeitete, als ſein ſublim gelehrter (übrigens anonym zeichnender) Freund an der Seine, dann erſcheint dieſe Wirkung ſogar als vollkommen ſelbverſtändlich. Einen bei weitem betonteren Accent legen wir für den Augenblick auf das poſitive Gewicht, mit dem ſich Teplitz nach außen hin fühlbar zu machen beſtimmt iſt, und wollen aus dieſem Grunde denn auch gern die Frage vermieden haben: ob es nicht eben die höchſte Zeit, nicht ganz nahe vor dem verhängnißvollen „zu ſpät!" war?

Denn wer, der es bisher beanſtandet hätte, möchte heute noch zaudern zuzugeſtehen, daß der Bonapartismus vor dem unerbittlichen aut — aut einer kläglichen inneren Verblutung oder einer neuen convulſiviſchen Aufrappelung, mit andern Worten vor der Nothwendigkeit angelangt iſt, entweder im Innern Frankreichs auf ein eben ſo unfruchtbares wie undankbares Syſtem ihn demüthigender Beſchwichtigungen zu ſpeculiren, oder aber die Aufmerkſamkeit der Nation von den heillos verfahrenen inneren Zuſtänden auf das Ausland abzulenken? In einer ſo acut zugeſpitzten Lage wie heut befand ſich der Bonapartismus noch nie, und ſein Lenker fühlt und empfindet ſehr wohl, daß es ſo oder ſo werden müſſe, um nur nicht ſo zu werden, wie es doch am Ende wird werden müſſen. Die Nothwendigkeiten, unter denen der franzöſiſche Gewalthaber heut auf eine Excurſion zu denken hat, ſind nach Art und Urſach himmelweit verſchieden von jenen, unter deren Einfluß er die Excurſion nach Kolchis und jene in die lombardiſche Ebene unternahm. Dieſe waren, ihrem ganzen Zwecke nach, noch auf die Dekorirung des neuen imperialen Reliefs beſchränkt, heut, wenn nicht alle Zeichen trügen, handelt es ſich bereits um ein weniger poetiſches Intereſſe, nämlich einfach um die Exiſtenz des dekorirten Imperiums ſelbſt. Die alten Pulſe Frankreichs fangen an ſichtbar zu palpitiren. Wir erinnern nur an den Prozeß Paradol, an den Aufſtand im geſetzgebenden Körper, an Larrabüre, der die ganze Finanzwirthſchaft ein vollendetes Schwindelſyſtem, an Ollivier, der dieſe bonaparte'ſche Art von Demokratie die Knechtſchaft Aller nennt, an den unnachgiebigen Widerſtand des Papſtes, an die ſtarke Pille, welche die imperiale Omnipotenz in Palermo verſchluckte, an das ſchwindſüchtige Hinkränkeln des kaiſerlichen Glanzes in England, in der Schweiz, in Belgien, in den zu Piemont annectirten Gebietstheilen, endlich an das friedliche Geſicht Lords Feuerbrands, des herrlichen Bekannten, der ſich ſo trefflich darauf verſteht, zweifelhaften Freunden das Licht vor der Naſe auszuputzen, genau und pünktlich zur — rechten Stunde. Die Lage iſt unheimlich, ſehr unheimlich, ſo viel ſteht feſt.

In einer bis zu dem Grade vorgerückten Spannung wirken Palliative nur noch ſehr unvollkommen, und der moderne Cäſar iſt überhaupt kein ſonderlicher Freund dieſes ſchwächlichen Flickapparats unerfahrener Aerzte. Einfach aus dieſem Grunde müſſen wir uns denn auch verſagen, in den angekündigten Erleichterungen der Preſſe mehr wittern zu wollen, als einen

echt bonapartiſtiſchen Puff, einen Puff, der ſeinen Zweck, auf 8 Tage weiter zu helfen und den Aufſtand der Legislativen vergeſſen zu machen, heute ſogar ſchon erfüllt hat. Ein Puff von der nämlichen Sorte war denn auch wohl das für den Senat einſtudirte Verlangen nach Stiftung eines großen, auf Grundbeſitz baſirten Adels —; einſtudirt, ſagen wir, damit Herr v. Heekeren, der tiefvertraute Freund des Gewalthabers, den Franzoſen die Lehre in's Ohr werfen könnte, daß eine Ariſtokratie den demokratiſchen Tendenzen der Zeit, Frankreichs und daher Napoleons widerſpreche. Zeuge — Garibaldi! „Sein Freund ſagt's ja!“ . . . Im Uebrigen hatte der weiſe Redner vollkommen recht. Ob eine Ariſtokratie mit Grundbeſitz oder eine aus dem Börſenſchwindel (ſchreibe: Auriſtokratie) oder gar keine, auch dieſe Art von Verfaſſung bliebe doch die „l'esclavage pour tous.“ Darin hat nun wieder Ollivier Recht. Mehr Ernſt war es wohl mit der von einem anderen Freunde des Gewalthabers, dem Grafen d'Ornano befürworteten Reform des ganzen Verwaltungs-Syſtems, mit der ſtrafferen, von unten bis oben uniformirten Centraliſation. Dieſes Syſtem liegt tief im Weſen des Cäſarismus, und des bonaparte'ſchen insbeſondere, und erſcheint ſchon heut im Hintergrunde als die nothwendig gegebene, abſchließende Entwickelungsform derſelben. Inſofern lohnt es kaum bei dem Projekt zu verweilen. Wichtiger für den engen Zweck einer Umſchau ſcheint es, nicht unerinnert zu laſſen, daß auch dieſe Ankündigung aus der unheimlichen Beklommenheit der augenblicklichen Stellung des Imperators hervorzugehen ſcheint. Auch die alte Garde ſcheint allmälig Süffiſance zu äußern, ſie iſt gerade noch auch feiſt genug geworden und bedarf, um in der Welt leidlich als Rentier fortkommen zu können, eines Imperators eigentlich nicht mehr. . . Aus allen dieſen Gründen iſt es dann gut, an die Erzeugung einer neuen Generation von Gardiſten zu denken, deren hungrige Mitglieder auf die kaiſerliche Munifizenz noch erſt angewieſen ſind, und die nebenbei den auch in Anſchlag zu bringenden Vortheil gewährt, daß ſie jedem „unbehörigen“ Nachfolger im Regime die Partie von Grund aus verdirbt, wenn nicht geradezu unmöglich macht. . . Mehr Ernſt, meinten wir, war es mit dieſer Ankündigung, nur aber heute noch nicht. Ganzer Ernſt wird es erſt mit der Ausführung dieſer Idee werden können, wenn Frankreich wieder ſo groß geworden iſt, wie es gemäß ſeiner „natürlichen Grenzen“ zu werden die Beſtimmung hat.

Im Intereſſe dieſes unmittelbar nächſten Zweckes und als würdiges Vorſpiel zu demſelben ſchlagen ſich nun Druſen und Maroniten ſchon jetzt und ſeit Wochen die Köpfe ein. Sie ſind prompte Leute, dieſe Herren Gläubigen und Ungläubigen des Libanon, von denen die Einen gerade ſo viel vom Chriſtenthum haben wie die Anderen vom Muhammedanismus, und deren ganz gleichartige Wildheit nur den einen Unterſchied geſtattet, daß die an Zahl drei Mal überlegenen Maroniten um zehn Mal feiger ſind als ihre erhitzten Brüder.

Seit Jahrhunderten lebten dieſe Halbwilden, ſo zu ſagen, in gemiſchter Ehe friedlich neben einander, ja mit einander, denn Beide entſtammen demſelben ſyriſchen Blut, und Beide ſprechen dieſelbe Sprache. Am wenigſten hat der

religiöſe Gegenſatz, da ſie im Grunde Beide keine Religion haben, ſie jemals beunruhigt oder beläſtigt, und ſicherlich erfreuten ſie der Segnungen dieſer ungetrübt friedlichen Miſchehe ſich noch heute, hätte nicht europäiſche Ländergier eine — orientaliſche Frage auf's Tapet gebracht. Erſt ſeit dieſer Zeit und merkwürdig! immer gerade in dem Augenblick, wenn die Frage irgendwo aus dem Porteſeuille gezogen wird, greifen die wackern „Arbeiter im Weinberge europäiſcher Civiliſation" zu den Waffen, um das verſchlafene Europa, dem die Ohren noch von dem italiäniſchen Schmerzensſchrei zerriſſen ſind, mit einem neuen orientaliſchen zu erfüllen. Eben ſo im Augenblicke. Seitdem das Cabinet von St. Petersburg den Mächten die Frage unterlegt hat: ob die osmaniſche Regierung fähig ſei, ihren chriſtlichen Unterthanen den im Pariſer Frieden zugeſagten Schutz zu gewähren, finden Druſen und Maroniten à tempo, daß ſie wirklich in hohem Grade ſchutzbedürftig ſind, und zerbläuen ſich in usum der aufgeworfenen Frage, gleichſam in gegenſeitiger Vorausbezahlung, das einigermaßen verlüderte Fell nach Kräften.

So lange ſie in der Welt iſt, konnte die orientaliſche Frage nicht berührt werden, ohne das Gerede von der „natürlichen Grenze" im Gefolge zu haben. So auch jetzt wieder. Behalten wir das Gewicht dieſes Zuſammenhangs im Auge! Gegenüber der mit ſichtlich vernichtender Kraft wirkenden Thatſache, daß die letzten Reſte von Treue und Glauben, von Vertrauen und Sicherheit aus der europäiſchen Politik verſchwinden, erſcheint die Aufforderung um ſo dringender, daß unſere Fürſten die deutſche Widerſtandskraft ſtärken, indem ſie in Einigkeit an der Einheit arbeiten. In dieſem Sinne blicken wir noch einmal auf Teplitz zurück; und wenn Oeſtreichs Kaiſer das verheißungsreiche Manifeſt von Laxenburg Schritt für Schritt jetzt zur Ausführung bringt: ſo begrüßen wir darin eine unendlich wichtige Bürgſchaft für die Gelingung jenes einzigen, weit überwiegenden Zweckes, ja für die endliche Ehrenrettung der vormals tiefgekränkten chriſtlich-politiſchen Wahrheit überhaupt und werden in unſerm Nächſten des Genaueren darauf zurückkommen. Die Vorzeichen ſind in der That hoffnungsverheißend genug. Paris und Wien! welche Gegenſätze! Dort die revoltirende, nach Hauſe geſchickte Legislative, hier ein mit neuen, weit reichenden Befugniſſen bekleideter Reichsrath, der das denkwürdige Kaiſerliche Handſchreiben vom 17. Juli im freudigſten Dankgefühl mit einem aufrichtigen Lebehoch auf den Landesherrn beantwortet. Welcher Quell erhebender Betrachtungen!

Daß das Königthum in Neapel eines „ſanften Todes" ſterben werde, möchten wir nicht geſagt haben. Möglich, ja faſt unvermeidlich ſcheint uns wohl die Nothwendigkeit einer — Erholungsreiſe. An den nahe bevorſtehenden Tod des Kranken werden wir indeß nie glauben. Es iſt noch nicht aller Tage Abend.

Die Börse und deren Bedeutung.

I.

Die Börse ist mit ihrem rechtlichen Begriffe „die unter Genehmigung des Staats stattfindende Versammlung von Kaufleuten, Maklern, Schaffnern und andern Personen, zur Erleichterung des Betriebes kaufmännischer Geschäfte aller Art.“*) Die ursprüngliche Idee der „Börse“ war unstreitig, den Verkehr zwischen Producenten und Consumenten, beziehungsweise zwischen den beide Theile vertretenden Kaufleuten durch dazu geeignete, eidlich verpflichtete Personen (Makler) zu vermitteln und durch eine gegenseitige Schätzung des Angebots und der Nachfrage die Preise je nach dem vorhandenen Bedürfnisse zu regeln. Würden Consumenten und Producenten, Käufer und Verkäufer sich gegenseitig aufsuchen müssen, so würde eine Ueberschreitung des Preises nach der einen oder der andern Seite hin unvermeidlich, und stets der eine Theil gegen den andern in ungebührlichem Vortheil oder Nachtheil sein. Dadurch, daß der Makler von Käufern und Verkäufern gleichzeitig unterrichtet wird, also das Bedürfniß Beider kennt, ist er im Stande, Nachfrage und Angebot gegen einander abzuwägen und diese beiden Hauptfactoren der jedesmaligen Preise zum richtigen Werthmesser der im Verkehr befindlichen Producte zu machen. Diese ursprüngliche Idee und diese ethisch allein richtige Auffassung des Begriffs der „Börse“ ging aber bald in der umfassenden Verbreitung des dritten, Handel und Verkehr beherrschenden, Factors: „der Speculation“ verloren. Die Speculation suchte, indem sie die Umstände erforschte und abwog, welche auf die künftige Gestaltung des Verhältnisses zwischen Production und Consumtion, zwischen Angebot und Nachfrage von Einfluß sein konnten, die voraussichtlich daraus entstehenden Wirkungen schon vorher dadurch für sich auszubeuten, daß sie nicht blos wie ein guter Hausvater, je nachdem ein Fallen oder Steigen des Preises zu erwarten stand, durch vorherige Verkäufe oder Käufe schon im Voraus für die künftigen Bedürfnisse sorgte, sondern indem sie entweder in Erwartung einer künftigen Preissteigerung sich der vorhandenen Vorräthe bemächtigte und diese bis dahin dem öffentlichen Verkehr entzog, oder indem sie in Erwartung eines künftigen Sinkens des Preises nicht blos die vorhandenen Vorräthe an den Markt brachte, sondern auch spätere Vorräthe in Form von Lieferungsverträgen schon im Voraus realisirte und dadurch einen künstlichen Einfluß auf Nachfrage und Angebot und eine unnatürliche Einwirkung auf die Normirung der Preise ausübte, die von da ab meist eine abnorme Gestaltung gewonnen und nur noch in wenigen Fällen als das richtige Product des Verhältnisses zwischen Producenten und Consumenten zu betrachten waren. Durch diese Lieferungs-Verträge auf noch nicht vorhandene Vorräthe, also durch die Speculation auf's

*) Begriff der Börse nach § 1 der Allerhöchst unter'm 15. Juli 1805 vollzogenen und unter'm 7. Mai 1825 revidirten Börsenordnung für die Corporation der Kaufmannschaft zu Berlin.

Fallen, entstanden die Zeitgeschäfte, die später zu all' den verschiedenen Auswüchsen des Börsenspiels und Börsenschwindels führten. Die Speculation auf's Fallen (à la baisse) ist dadurch schon von vorn herein vorzugsweise als das unsittliche Princip der Börse bezeichnet, wie auch die Speculanten auf's Fallen (Baissiers) vorzugsweise angefeindet sind und meistentheils, wiewohl sehr oft, wie wir später zeigen werden mit Unrecht, als die Veranlassung der Entwerthung der Preise und der Verluste der Producenten und der reellen Besitzer gelten. Während der Speculant auf's Steigen (à la hausse) der Haussier — seiner Idee von künftiger Gestaltung der Verhältnisse folgend, spätere Bedürfnisse im Voraus zu decken sucht oder sein Geld in Produkten oder Effekten anlegt, von denen er nach seiner individuellen Ansicht ein Steigen der Preise erwartet, verkauft der Baissier, indem er später zu erfüllende Lieferungsverträge eingeht, in der Regel nicht, oder doch wenigstens nur in sehr wenigen Fällen, eigne, später ihm zugehende Vorräthe, sondern er verkauft meistentheils die Vorräthe Andrer, in der Erwartung, daß bis zum Lieferungstermine auf die Gestaltung der Preise ungünstig wirkende Conjuncturen eintreten, welche die Besitzer nöthigen, ihre von dem Baissier schon im Voraus verkauften Vorräthe diesem zu einem billigeren Preise wieder zu überlassen. Der Baissier bereichert sich also an dem Verluste Andrer und sucht seinen Vortheil nur in dem Verluste, möglicherweise auch in dem Ruin Andrer, während der Haussier, wiewohl beide ihre Haut in gleicher Weise zu Markte tragen, doch nur an dem Gewinne Andrer Theil nimmt, seinen Vortheil also nur in dem Nutzen Andrer findet. Es ändert daran nichts, wenn der Haussier nicht blos vorhandene Geldvorräthe auf diese Weise anlegt, sondern im Vertrauen auf seine Ansicht selbst für erst später eingehende Gelder sich durch später zu erfüllende Kaufverträge eine nach seiner Meinung vortheilhafte Anlage sichert. Der Abschluß solcher Lieferungs- und Kaufverträge konnte aber selbstredend nicht lange nur auf diejenigen Personen beschränkt bleiben, welche sich dadurch die Verwerthung resp. Anlage später eingehender Vorräthe oder Gelder im Voraus sichern wollten, sondern es mußte dies bald eine darüber hinausgehende Speculationslust erzeugen, und es wurden dergleichen Kauf- und Lieferungsverträge auch von solchen Personen abgeschlossen, welche schon von vorn herein gar nicht die Absicht hatten, diese Verträge durch effective Beziehung resp. Lieferung der in den Verträgen besprochenen Werthe zu erfüllen, sondern nur den Unterschied (die Differenz) des in dem Vertrage stipulirten Preises gegen den am Fälligkeitstage stattfindenden Preis zu bezahlen oder zu erheben. Es sind dies die sogenannten Differenzgeschäfte, welche das eigentliche Börsenspiel, den Börsenschwindel, die Börsenjobberei involviren. Der Speculant, welcher einen solchen Vertrag abgeschlossen hat, braucht indeß nicht den Fälligkeitstag abzuwarten, sondern er kann nach seiner Convenienz auch schon an einem beliebigen früheren Tage die vorhandene Differenz dadurch feststellen, daß er dieselbe entweder mit seinem Gegenpart durch Rückkauf oder Rückverkauf nach dem Tagescourse regulirt oder seine Verpflichtung gleichfalls nach dem Tagescourse einem Dritten überträgt, welche Uebertragungen dann am Fälligkeitstage, in der Regel die Mitte oder

der Letzte des Monats (medio — ultimo), sämmtlich regulirt und geordnet werden (Medio- oder Ultimo-Regulirung, Liquidation). War die Richtung der Speculation in der Zwischenzeit à la hausse, d. h. auf's Steigen der Preise gerichtet, so müssen zur Liquidation noch Kaufverträge realisirt werden, und die Course werden dann weichen, wogegen bei vorwiegender Speculation à la baisse die Course zur Liquidation steigen müssen. Nach beiden Richtungen werden daher die Speculanten in solchen Fällen, wo die Tendenz der Speculation nach der einen oder der andern Seite hin überwiegend hervortritt, gut thun, ihre Verträge schon früher, resp. vor dem Medio oder Ultimo, zu realisiren und damit nicht den allgemeinen Regulirungstag abzuwarten. Oft will indeß der Speculant seine Idee noch über dieselben hinaus verfolgen und daher seine Verträge auf eine spätere Zeit übertragen, also dieselben prolongiren. Es geschieht dies in der Regel aber nicht durch eine einfache Prolongation, sondern indem der alte Vertrag nach dem Tages-Course realisirt und ein neuer Vertrag auf später, meistens auf den nächsten Medio oder Ultimo eingegangen wird. In Fällen, wo die Speculation keine vorwiegende Richtung hat, der Geldmarkt in normalem Zustande ist, und Nachfrage und Angebot sich ziemlich gleichmäßig gegenüberstehen, geschieht eine solche Prolongation einfach zum Tages-Course, ist aber die Speculation vorzugsweise nach einer Seite hin gerichtet, so muß, wenn sie auf's Steigen gerichtet war, und daher noch viele Kaufsverträge zu realisiren sind, für Käufe auf spätere Zeit ein höherer Cours bezahlt werden; man nennt dann dieses Verlängern des Vertrages „réportiren" und den Unterschied des bezahlten höheren Courses gegen den Tages-Cours „Réport"; im entgegengesetzten Falle aber, wo vorzugsweise Lieferungsverträge prolongirt werden sollen, und die neuen Verkäufe nur zu einem niedrigeren Course ausgeführt werden können, heißt das Verlängern „Déportiren" und der Coursunterschied „Déport". Das Verkaufen von Werthen, welche der Verkäufer nicht besitzt (Verkäufe in blanco oder à découvert), geschieht selbstverständlich auf einen späteren, festen Termin (fixe), und man nennt daher die Verkäufer in blanco, also die Speculanten à la baisse, für gewöhnlich auch „Fixer" und das Speculiren auf's Fallen einfach „fixen". So sehr nun auch die „Fixer" von Besitzern und Capitalisten gehaßt werden, da sie meistens auf eine durch irgend ein ungünstiges Ereigniß herbeigeführte Entwerthung des Eigenthums Anderer speculiren, so sind sie doch für die Börse ein nothwendiges Uebel und werden oft als die Stützen derselben und als Wohlthat betrachtet. Wenn die Speculation à la hausse ihre Kräfte überschrittten und à tout prix realisiren muß, oder bei irgend einer ungünstigen Conjuntur oder finanziellen oder politischen Krisis die Börse von einem panischen Schrecken ergriffen ist und Speculanten und Capitalisten sich mit Verkäufen überstürzen und ihre Effecten maßlos auf den Markt werfen, dann ist die Baissepartei (auch Contremine genannt) diejenige, welche zur Deckung ihrer früheren Verkäufe à découvert als Käufer auftritt, und die Fixer sind es dann, welche durch ihre Käufe die Course halten und der, nicht von ihnen, sondern von den Haussiers und

Besitzern selbst ausgehenden Entwerthung des Eigenthums entgegentreten und dadurch in den meisten Fällen wieder einen Umschwung herbeiführen.

Die ursprüngliche Idee der Börse, wie wir sie im Eingange hingestellt: die Vermittelung des Verkehrs zwischen Producenten und Consumenten und eine daraus hervorgehende Normirung der Preise je nach dem gegenseitigen Bedürfnisse — hatte vorzugsweise den Handel in landwirthschaftlichen Produkten, Colonialwaaren u. dergl. im Auge. Dieser ethische Begriff der Börse ist aber, wie gesagt, nirgends mehr vorhanden; die maßlosen Uebergriffe der Speculation haben ihn selbst da gestört und verwirrt, wo er sich, wie in den See- und Hansestädten, noch am meisten erhalten hat. An den anderen Börsenplätzen, namentlich in Paris, Wien, Frankfurt a. M. und Berlin, dominirt nur die Jobberei in Fonds und Aktien. Durch die in Besorgniß erregender Weise gestiegene und noch steigende Ausdehnung der Staatsanleihen und Aktien-Gesellschaften hat der Börsenschwindel mit all' diesen selbstgeschaffenen, ideellen Werthen den Produkten- und wirklich kaufmännischen Verkehr fast ganz in den Hintergrund gedrängt, und selbst der Handel in landwirthschaftlichen Producten ist hier nur reines Speculationsgeschäft, so daß der Verkehr mit Producenten und Consumenten nur noch als ein integrirender Theil und als den Zwecken der Speculation dienstbar betrachtet werden kann. In den Seestädten — Bremen, Lübeck, Hamburg, Danzig, Amsterdam, Antwerpen u. a. — gilt dagegen der Kaufmann noch in seiner höheren Bedeutung und scheidet sich sorgfältig vom Speculanten. Der Kaufmann, der Schiffe zur See hat, der Welthandel treibt, den Verkehr der verschiedenen Welttheile und die Ausgleichung der Erzeugnisse und Bedürfnisse derselben vermittelt, nimmt hier eine Art Patrizierrang ein, wogegen der Speculant nur eine sehr wenig geachtete Stellung hat und der Handel in Fonds und Aktien nur an einem entlegenen und vom anderen Verkehr abgesonderten Flecke der Börse stattfindet.

Börsen-Revue.

An der Börse geht es trotz der saison morte ziemlich lebendig zu. Unsere Bourſiers haben sich nachgerade für inländische Effecten von den lästigen Einflüssen der Pariser und Wiener Coursnotirungen und, so weit Deutschland nicht direct davon berührt wird, auch von den politischen Einflüssen emancipirt, und sie lassen diese nur noch bei denjenigen Papieren zur Geltung kommen, welche von den Pariser und Wiener Börsen abhängig sind, also namentlich bei östreichischen Effecten und den östreichisch-französischen Staatsbahnactien (den „Autrichiens" der Pariser und den „Franzosen" der deutschen Börsen). Das Publikum beschränkt seine Capital-Anlagen auf inländische Fonds und Eisenbahn-Prioritätsactien, und nur in wenigen Fällen nimmt es an den Unternehmungen der Börse Theil, welche hauptsächlich den Eisenbahnen zugewendet sind, die

durch ihre steigende Verkehrs-Entwickelung und den so bedeutenden Einnahme-Plus dieses Jahres auch diesen Vorzug in vollem Maße rechtfertigen. Freilich wird bei der Wahl der Actien nicht immer mit der richtigen Sorgfalt zu Werke gegangen, da man auch oft solche Bahnen zum Gegenstande der Speculation macht, bei denen, wie z. B. bei Oppeln-Tarnowitz und Cosel-Oderberg, möglicherweise niemals, jedenfalls noch in vielen Jahren nicht an irgend eine Dividende zu denken ist. Auch für Oberschlesische Actien zeigt sich nur vereinzelte Theilnahme, da die Speculation darin mit einer wenig anlockenden Ostentation und in einer Weise gehandhabt wird, daß man nie recht weiß, was dahinter steckt, besonders weil man sehr gut weiß, wer dahinter steckt. Dagegen sind offenbar die Actien des linksrheinischen Bahnnetzes (rheinische und Mainz-Ludwigshafen) die bevorzugten Kinder der Börse und seit längerer Zeit in steigendem Verkehr und steigenden Coursen, wiewohl auch hier die leitenden Hände nicht zu verkennen sind, welche, wenn sie auch nicht den Verwaltungs-Mitgliedern angehören, doch offenbar von diesen geleitet werden, so daß letztere in dem Steigen ihrer Actien gewiß eine mehr als gewöhnliche Befriedigung ihrer — Strebsamkeit finden. Das Geheimniß der Verwaltungen der rheinischen Bahnen besteht offenbar darin, die Bahnen nie zur Vollendung kommen zu lassen, sondern stets Verlängerungs- und Zweigbahnen zum Bauen zu finden, bei denen es dann stets nicht nur viele Millionen zu bewirthschaften und zu verwalten*), sondern auch Bau-Entrepriſen, Lieferungen und neue Stamm- und Prioritäts-Actien zu übernehmen giebt; und die gewiegten Banquiers, welche der rheinischen Bahn schon seit deren Beginn vorstehen, haben darin nachgerade eine sehr glückliche Routine erlangt. Sie werden nächstens ihr silbernes Hochzeitsfest mit der Bahn begehen, mit der sie seit fast 25 Jahren so eng verbunden sind, und haben es auch glücklich bis zu „Kindern" und „Enkeln" (Bezeichnung für die später emittirten Stamm-Actien) gebracht, doch haben ihnen diese nicht blos nichts gekostet, sondern sie haben ihnen sowohl gleich eine recht hübsche Zuckertüte, als auch später recht hübsche Erziehungsgelder eingebracht.

Die Frankfurter Banquiers wissen ihre Eisenbahnprojecte nicht mit gleichem Geschick und Glück durchzuführen. Ob es ihnen dazu an der nöthigen Genialität fehlt oder ob sie nicht in gleicher Weise die Interessen der vorgesetzten Behörde mit den ihrigen zu indentificiren verstehen, oder endlich ob man im Handelsministerium eine Begünstigung der rheinischen Unternehmer mehr dem staatswirthschaftlichen und politischen Interesse förderlich hielt als eine angemessene Berücksichtigung der Frankfurter Unternehmer eines dem Staate in jeder Beziehung nützlichen Bahnprojects, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls ist das unglückliche Schicksal der Rhein-Nahebahn von Umständen begleitet, welche viel zu denken geben. Es mag hier kurz Platz finden: nachdem man schon im Jahre 1839 das Project in die Hand genommen und die Kostenanschläge im

*) Herr Daniel von der Heydt hat sich bei der Bergisch-Märkischen Bahn auch stets dieser Last unterziehen müssen.

Jahre 1847 vollendet waren, trat man endlich damit im Jahre 1856, unter dem Schutze des damaligen Projecten-Schwindels an die Oeffentlichkeit. Von den für den Bau veranſchlagten 9 Millionen behielten die Gründer (drei große Frankfurter Bankfirmen) 6 Millionen Thaler Actien zum Preiſe von 95 pCt. für ſich und legten hier nur eine Million zur Zeichnung auf; es war dies der erſte große Fehler, der ſich ſpäter hart beſtrafte. Der zweite Fehler war, daß dieſe Herren, nachdem ſtatt der einen Million das Sechszigfache gezeichnet worden, ſie die vorhandenen Zeichnungsſcheine mit 8 pCt. Agio aufkaufen ließen, um dadurch zum Kaufe anzulocken, ſtatt ſich ihrer eigenen Actien mit geringerem Nutzen zu entledigen. Die Folge davon war, daß das Publikum ſich davon zurückzog und die Herren Gründer ihre Actien behielten. Nachdem nun die Königliche Regierung am 4. September 1856 die Direction übernommen, erklärte dieſe nach erfolgter Prüfung der bereits 10 Jahre alten Anſchläge, obgleich ſeit jener Zeit Boden, Material und Arbeitslohn bedeutend geſtiegen war, am 6. November 1856 der General-Verſammlung, daß „das Baucapital von 9 Millionen zur betriebsfähigen Herſtellung der Bahn ausreichen werde.“ Nachdem nun inzwiſchen noch ähnliche Erklärungen abgegeben waren, trat die Königliche Direction plötzlich im April 1858 mit einem durch ſorgfältigſte Reviſion erlangten neuen Koſtenanſchläge von 15 Millionen Thalern hervor. Die unterdeß eingetretene totale Veränderung der finanziellen und politiſchen Situation machte die Beſchaffung des Mehrbedarfs von einer ſtaatlichen Zinsgarantie abhängig, die denn nun auch endlich, nachdem die Kammern dieſelbe in der vorigen Seſſion abgelehnt hatten, in dieſem Jahre erfolgte. Die durch die inzwiſchen erfolgte Siſtirung des Baues gehabten Koſten, der Verluſt an den nur zu 93½ pCt. verwertheten Prioritäten und noch andere Umſtände verringerten den Ertrag des Baucapitals auf 14 Millionen, ſo daß noch eine Million Baucapital, außerdem aber noch das Geld der den Actionären ſtatutenmäßig aus dem Baufond bis zum Schluſſe des Jahres, in welchem die Bahn vollſtändig eröffnet worden, alſo für 1859 und 1860, zuſtehenden Zinſen à 4 pCt. fehlt, ebenfalls noch eine Summe von 720,000 Thlr. Mag auch dieſe ſtatuariſche Beſtimmung eine Rechtsanomalie involviren und nur gemacht ſein, um Zeichner anzulocken, ſie beſteht doch nun einmal, und es fragt ſich jetzt, ob den Actionairen dieſe Zahlung vorenthalten werden kann, ob die Actionaire darauf gegen die Direction klagbar werden können, und endlich, woher-ſchließlich das Geld dazu genommen werden ſoll? Die General-Verſammlung hat in richtiger Conſequenz die Zahlung der Zinſen beſchloſſen, obgleich der Königliche Commiſſarius erklärt hatte, daß kein Geld dazu vorhanden ſei. Die Moral von der Sache iſt, daß die Herren Gründer den größten Theil ihrer Actien noch beſitzen, und daß ſie heute 35 pCt. ſtehen!

Unter den Bank- und Creditpapieren beſchränkt ſich der größere Verkehr ebenfalls hauptſächlich nur auf zwei Actienſorten, obgleich ſich auch daran nur ein ſehr geringes Publikum betheiligt. Es ſind dies erſtens die Actien der Darmſtädter Bank, bei deren Verwaltung wir jene rheiniſchen Banquiers wiederfinden, deren wir bereits oben gedacht. Sonderbarerweiſe findet es ſich bei den

Verwaltungen industrieller Unternehmungen so häufig, daß die Herren, welche für sich stets so entschieden günstig und mit voller Benutzung aller Verhältnisse zu operiren verstehen, mit ihrer Intelligenz total banquerott sind und sich sofort ein so entschiedenes Zeugniß von Geistesarmuth ausstellen, sobald es darauf ankommt, ihre Intelligenz zum Nutzen Anderer geltend zu machen. Da alle diese Institute nicht auf solide Geschäfte zugeschnitten sind und diese ihrem ganzen Charakter von vorn herein widerstreben, die Zeit der Schwindelgeschäfte — man nannte dies früher „Förderung von Handel und Industrie" — aber vorüber ist, Ertrag und Tantième aber doch à tout prix geschafft werden muß, so ist man zu dem sinnreichen Auskunftsmittel gelangt, sich an dem Verluste der eigenen Actionaire zu erholen, indem man die durch schlechte Leitung der Institute entwertheten Actien aufkauft, sie dann für voll (al pari) unter den Activis der Gesellschaft aufführt und den Verlust der ausgeschiedenen Actionaire (d. h. die Coursdifferenz zwischen dem Ankaufspreise der Actien und deren Nennwerth) beim Jahresabschluß als Gewinn figuriren läßt, resp. als Gehälter, Tantièmen und, wenn dann noch etwas übrig bleibt, als Dividenden unter die übrigen Actionaire vertheilt. Die Verwaltungen haben dabei noch den Vortheil, durch diese Ankäufe den Cours der Actien und damit das Vertrauen zu dem Unternehmen zu heben, dessen Güte man ja in der Regel nach dem Coursstande der Actien beurtheilt. — Ferner findet in den unglücklichen Actien der Dessauer Landesbank ein namhafter Verkehr zu den Coursen von 20 bis 25 pCt. statt, nachdem dieselben von 170, welchen Cours sie lange Zeit hindurch bei einer mehrjährigen Dividende von circa 10 pCt. behaupteten, durch leichtfertige Verwaltung so weit heruntergekommen sind. Zur Untersuchung derselben ist eine Commission niedergesetzt worden, und wir werden ausführlicher darauf zurückkommen, sobald dieselbe ihren Revisionsbericht veröffentlicht hat. Die kleinen Spekulanten spielen sich außerdem noch mit den Ridicules der Börse, den Dessauer Creditactien, welche sich noch auf 13 bis 14 pCt. behaupten, und mit Genfer Bankactien, welche noch den Cours von 22 bis 23 pCt. inne haben, dabei wohl nur von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß wer einmal hoch gestanden, niemals ganz fallen könne, — weiter hat es aber keinen Zweck! —

Der Verkehr in östreichischen Effekten ist immer noch der hervorragendste der Börse, nur beherrscht er nicht mehr wie sonst ausschließlich die Stimmung derselben, wogegen er selbst vollständig unter dem Einflusse der politischen Nachrichten und der Rentecourse, vorzugsweise aber auch der Wiener Notirungen steht. Es kann daher auch nicht fehlen, daß hier der Kampf der Meinungen und Ansichten am entschiedensten hervortritt. Während die Einen die erhöheten Befugnisse des Reichsraths freudig begrüßen, halten die Andern den ganzen Reichsrath noch für eine Phantasmagorie oder sehen in dem Umstande, daß ohne dessen Genehmigung neue Steuern oder Anleihen nicht gemacht werden sollen, bereits den Vorboten einer neuen Anleihe; während die Einen die Zusammenkunft in Teplitz als günstig für die Hausse betrachten, finden die Andern darin ein Mißtrauensvotum gegen Louis Napoleon und dessen Friedensversicherungen in Baden-Baden; Allen aber schallte das „partant pour la Syrie" aus den

französischen Häfen in diesen Tagen sehr disharmonisch in die Ohren, da man die Tragweite der französischen Expedition nach Syrien, wenn auch für jetzt im Einverständnisse der übrigen Mächte, eben so wenig zu übersehen vermag, wie die Gestaltung der Dinge in Italien, obgleich der modernisirte Bart Viktor Emanuels offenbar auf einen Bruch mit Garibaldi und der Revolution deutet und die Flucht des Königs von Neapel, die Eli Samter's „Deutsche Zeitung" aus ihrem „eigenen Depeschen-Büreau" von Paris zur größten Bestürzung der allabendlich an der Kranzler'schen Ecke versammelten Börsen-Jobber meldete, sich nicht bestätigt hat. Es ist erklärlich, daß unter diesen Umständen der Cours der östreichischen Effekten im Nachtheile bleiben mußte, wogegen russische Fonds sich ziemlich wieder von ihrem Rückgange erholt haben, den sie unter dem Eindrucke des ungünstigen Ergebnisses der neuen englisch-russischen Anleihe erlitten hatten.

Im Getreidegeschäft ist eine vollständige Lethargie eingetreten; die Ungewißheit über das Ernteresultat ist allein noch im Stande, je nach der Verschiedenheit der Ansicht, einige Bewegung zu verursachen, da der heute bei trübem Wetter versuchte Anlauf zur Festigkeit morgen wieder vor dem sich erheiternden Himmel schwindet, um einer neuen Flauheit Platz zu machen, und auch die vereinzelten Nachrichten aus Schlesien über hin und wieder hervortretende Spuren der Kartoffelkrankheit sich so regelmäßig alle Jahr um diese Zeit wiederholen, daß man sie für jetzt noch nicht weiter beachtet.

Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte

von W. Menzel, 6 Bände in 36 Lieferungen, Stuttgart bei Krabbe. (Bis jetzt 15 Lief.)

I.

W. Menzel hat schon früher die Geschichte Europa's von 1789 bis 1815 und von 1816 bis 1856 erzählt; in dem vorliegenden Werke fügt er die Geschichte Europa's in den Jahren 1740 bis 1789 und von 1856 bis 1860 und außerdem die der wichtigsten Ereignisse in den außereuropäischen Ländern während der letzten hundert Jahre hinzu. So ist ein Werk entstanden, das viel Gutes enthält, aber sehr ungleich gearbeitet ist. Die gründlichsten Studien, die der Verfasser jemals gemacht hat, beziehen sich auf Geschichte der Religion, daher sind auch hier die Abschnitte, welche religiöse Zustände schildern, mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Unter ihnen ist namentlich der, welcher „die Jesuiten und die Freimaurer" überschrieben ist, hervorzuheben. Die Vertreibung der Jesuiten aus fast allen Ländern Europa's und die geschichtliche Bedeutung, zu welcher fast gleichzeitig die Freimaurer gelangten, sind hervorragende Momente in der religiösen Bewegung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Herr Menzel hat Beide sehr gut gewürdigt und geschildert. Den Orden der Jesuiten charakterisirt er also:

„Die Gesellschaft Jesu setzte dem Freiheitsrufe der Reformation, wie der Verfleischlichung der alten Kirche eine gleich strenge Buße und Ascese entgegen, erweckte dadurch in der katholischen Welt eine edle Begeisterung und gelangte rasch zu großem Ansehen, also, daß sie vom römischen Stuhle zum geistigen Rüstzeug ausersehen wurde, um die lutherische und calvinische Bewegung zum Stehen zu bringen, wenn nicht zu überwinden. Allein in dieser neuen Weltstellung, in den Rath der weltlichen Herrscher berufen und den höhern Unterrichtsanstalten vorgesetzt, verloren die Jesuiten ihren ursprünglich ascetischen Charakter und wurden Diplomaten und Sophisten. Von der Einfachheit des evangelischen Geistes und Lebens immer mehr sich entfernend, strafen sie den Machiavellismus der Cabinette nicht, sondern dienten demselben, verwarfen sie das classische Heidenthum nicht, sondern pflegten es in ihren Schulen und selbst in den der Kirche dienenden Künsten, und lebten nicht, wie Mönche sollten, nach dem Gelübde der Armuth, sondern häuften einen unermeßlichen Reichthum zusammen. Wenn sie als die große Hülfsmacht der katholischen Fürsten zur Zeit der Glaubenskriege furchtbar angefeindet und auch in ihren bessern Elementen verhaßt gemacht und verleumdet wurden, so hätten sie doch eigentlich vielmehr von einem streng katholischen Standpunkte aus im wohl verstandenen Interesse der alten Kirche getadelt werden müssen, weil sie zu viel mit den weltlichen Mächten kokettirten und die heidnische Schule emporbrachten. Sobald der Geist des Jesuitismus die katholische Welt durchdrang und beherrschte, wurden die ehrwürdigen altromanischen und gothischen Kirchen durch die im antiken Style erbauten, heidnischen Tempeln ähnlichen Kirchen der Renaissance ersetzt; die heilige Demuth der alten Kirchenmalerei durch eine neue heidnische voll theatralischer Efferte, die alte innige Dichtungsweise durch steife und schwülstige Nachahmungen classischer, also heidnischer Vorbilder. Auch in den Lehrbüchern der Jesuiten wurde die apostolische Einfachheit vermißt und machte sich eine bis zu einer verdächtigen Moral hinüberschwindelnde Sophistik breit. Abgesehen von den ausgezeichneten Leistungen einzelner gelehrter Jesuiten, verfehlte die ganze jesuitische Erziehung ihren Zweck, indem sie auf die Nationalitäten keine Rücksicht nahm, die Landessprache vernachlässigte, den eigenthümlichen Volksgeist nicht beachtete, und in ihrem ewigen Latein keinen Ersatz dafür gab. Die deutsche, englische, französische, selbst die spanische und italiänische Literatur entwickelte sich zu neuer, schöner Blüthe, nicht mit Hülfe der zahllosen Jesuitenschulen, sondern trotz derselben, und diente, weil sie von dem mächtigen Orden nicht gepflegt wurde, einem der Kirche feindselig entgegentretenden Geiste. Das Jesuitenlatein selbst aber konnte die alte Kirche um so weniger schützen, als es ganz vom classischen Geiste durchdrungen war und das Evangelium und die Traditionen der Kirche selbst in die Formen des Horaz und Virgil übertrug, den christlichen Himmel in den heidnischen Olymp übersetzte. Indem die Jesuiten das Volksthümliche, die heilige Einfalt und die tiefe Innerlichkeit der gothischen Form verachteten und in classischer Form sophistisch und deklamatorisch das Christenthum gleichsam forcirten, gaben sie der katholischen Welt seit der Reformation ein neues Gepräge und zerstörten systematisch in den katho-

liſchen Bevölkerungen den tiefen, angebornen Zug zum Romantiſchen, den ſie vielmehr hätten zum Grundzug ihres eigenen Wirkens machen müſſen, um die Claſſicität im proteſtantiſchen Lager zu bekämpfen. Nur das Miſſionsweſen der Jeſuiten blieb rein, ächt apoſtoliſch, weshalb auch vorzugsweiſe die gutmüthigen und gewiſſenhaften Deutſchen als Miſſionäre verwendet wurden, während die an den Höfen mächtigſten Jeſuiten von minder reinem Charakter faſt immer Italiäner und Franzoſen waren."

Dieſe Schilderung iſt jedenfalls ſelbſtſtändig gedacht und auf ernſte Studien gegründet; zugleich aber zeigt ſich in ihr bereits die eigenthümliche puritaniſche Strenge, welche den Verfaſſer oft zu Uebertreibungen verleitet, und die wir noch näher kennen lernen werden. — Der auf jene Schilderung zunächſt folgende Bericht über die Vertreibung der Jeſuiten und die Aufhebung ihres Ordens und die ſich daran anſchließende kurze Geſchichte der Freimaurer zählen zu dem Beſten, was über dieſe Gegenſtände geſchrieben worden iſt. —

Nachdem Herr M. die Anfänge der Maurerei bis zum Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchildert hat, fährt er alſo fort:

„Aus den engen geographiſchen und politiſchen Grenzen, welche ihren Urſprung bezeichnen, trat die Freimaurerei bald heraus, um ſich über die ganze gebildete Welt auszubreiten. Dazu half hauptſächlich der Reiz des Geheimniſſes, die magiſche Wirkung des ſehr theatraliſchen Logenceremoniels, die Spannung der Seele in der ahnungsvollen Erwartung wunderbarer Enthüllungen hinter dem Vorhang der höheren noch verborgenen Grade; ferner die Brüderlichkeit unter allen Mitgliedern des Ordens und die eitle Einbildung, der Orden ſei im Beſitz, wenn nicht immer von Wunderkräften, doch von großer Macht. Das letztere wurde nach und nach wahr, inſofern die Brüder wirklich einflußreich genug wurden, um ſich und ihre Kinder gegenſeitig bei Beförderungen, in Geſchäften ꝛc. zu unterſtützen. Die Loge muß aber vornehmlich als ein damals zeitgemäßes Surrogat der Kirche angeſehen werden. Die Gebildeten waren der Kirche entfremdet, die Aufklärung duldete keinen Wunderglauben mehr; aber das menſchliche Gemüth kann dennoch des Wunderbaren nicht entrathen. Dieſelben engliſchen Deiſten, franzöſiſchen Freigeiſter und deutſchen Rationaliſten, die in der Verwaltung der Sacramente durch chriſtliche Prieſter in ihrem Ornat nur noch Baalsdienſt ſahen und über die Wunder in der Bibel ſpotteten, ließen ſich doch wieder in der Loge von heiligem Schauer überlaufen, wenn ſie den Meiſter vom Stuhl in magiſcher Beleuchtung, angethan mit der himmelblauen Schürze, mit dem Hammer klopfen hörten, oder den Dreiſchritt über den Sarg des todten Meiſters thun mußten ꝛc. Etwas ſpäter, erſt ſeit Rouſſeau's Auftreten, entwickelte ſich aus den brüderlichen Gefühlen der Maurer auch eine gewiſſe Schwärmerei für die geſammte Menſchheit, ſofern man eigentlich jeden Menſchen als Bruder anſehen ſolle. Inſofern griffen die Maurer auch in die großen Humanitätsfragen der Zeit ein, z. B. in Betreff der Aufhebung der Leibeigenſchaft und Sclaverei, in Betreff einer humanen Reform der Geſetzgebung, des Armenweſens ꝛc.

„Von England aus verbreitete ſich die engliſche, mehr nüchterne Maurerei

nach Skandinavien, ſogar nach Rußland, wo man ſie aber nicht lange duldete, nach Deutſchland, Spanien und Amerika, von Frankreich aus aber die ſchottiſche, mehr phantaſtiſche Maurerei hauptſächlich nach Deutſchland, Schweden und Amerika. Ein Freiherr von Hund gab ſich ſeit 1742 alle Mühe, die Templergrade in Deutſchland einzuführen, nachdem in Holland, Hamburg, Berlin ꝛc. bereits die engliſche Maurerei eingeführt war. Es gelang ihm auch, weil ihm überall Eitelkeit und Wunderſucht, zumal an den kleinen Höfen, wo man Langeweile hatte, entgegenkam. Sogar die große Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin ließ ſich damals von ihm bethören. Am tollſten aber trieb man es in Frankreich, denn unter den Großen dieſes Reichs nahm in gleichem Maaße mit der Religionsſpötterei und ſchamloſeſten Lüderlichkeit auch die Wunderſucht überhand. Ganz wie in der verderbten Zeit des altrömiſchen Kaiſerreichs. Despotismus, Verachtung der Religion und Sitte, ſinnliche Ausſchweifung, ſündhafte Uebertreibung in allen Genüſſen führen immer zum Aberglauben, weil die Schwelger durch Zaubermittel den entfliehenden Geiſt feſſeln und die Schrecken der Krankheit, des Alters und Todes verbannen wollen. So wurden die ſchottiſchen und Templergrade in Frankreich nach immer neu entſtehenden Syſtemen immer phantaſtiſcher ausgedehnt, und pfropften ſie der Maurerei neue Orden mit neuen Namen auf, nicht blos zu dem Zweck, der Eitelkeit müßiger und geiſtesſchwacher Großen mit neuen prachtvollen Ordensinſignien und Ceremonien zu ſchmeicheln, ſondern auch, um ſie glauben zu machen, ſie könnten, wenn ſie erſt die höheren Grade erlangt haben würden, Gold machen, das Leben verlängern, Geiſter ſehen ꝛc. Ueberall aber waren die Stifter und Lenker ſolcher neuen Orden Abenteurer, welche die Corruption und Wunderſucht ausbeuteten, um ihren eigenen Beutel zu füllen."

„Das Unweſen der Schotten, Templer, Roſenkreuzer einerſeits und die ſtaatsgefährliche Tendenz der Illuminaten andererſeits rief unter den loyalen Maurern eine Gegenwirkung hervor. In England war das Unweſen nicht eingedrungen, in Frankreich wurde es ſeit 1776 eingeſchränkt, indem die Logen ſich unter dem grand Orient de France (Großmeiſter war der Herzog von Orleans) vereinigten. In Deutſchland herrſchte die größte maureriſche Confuſion. In den freien Städten, ſonderlich zu Hamburg, wo 1733 die erſte deutſche Loge eröffnet worden war, und bei den Kaufleuten blieb das einfache engliſche Syſtem in Kraft; an den kleinen Höfen aber, unter dem müßigen Adel, den abhängigen Büreaukraten und Schulmännern übten die Templergrade einen romantiſchen Zauber aus, dem nichts widerſtand. Baron Hund verfocht dieſes franzöſiſche Unweſen mit ſeltener Energie, beſchwor ſelbſt in die Hand einfältiger Fürſten die heilige Wahrheit deſſen, was er ihnen vorlog, und behandelte alle deutſchen Maurer, welche nicht ſeiner ſogenannten „ſtricten Obſervanz" folgten, d. h. ihm nicht blinden Glauben und Gehorſam ſchworen, mit Verachtung. Gleichwohl unterwarfen ſich ihm bei Weitem nicht alle Logen, und als die Illuminaten auftauchten, kam eine ſtarke Bewegung in die büreaukratiſchen Kreiſe Norddeutſchlands, welche bisher für die Tempelgeheimniſſe geſchwärmt und um ſo weniger etwas Arges dabei gedacht hatten, als

Friedrich der Große ſelbſt ſich in eine Loge hatte aufnehmen laſſen, und der Erbprinz Ferdinand von Braunſchweig, ſeit 1783 nach dem Tode ſeines Vaters Carl regierender Herzog, Großmeiſter der deutſchen Logen war. Loyale Beamten und Unterthanen konnten unmöglich das revolutionäre Gebahren der Illuminaten billigen und durften die von den Fürſten protegirte Maurerei nicht in den Ruf der Staatsgefährlichkeit bringen laſſen. Vielleicht hatte man im proteſtantiſchen Norddeutſchland auch einige Beſorgniß vor den kühnen Plänen Joſephs II., welcher die Maurerei in Oeſtreich förmlich organiſirte und damals noch in enger Verbindung mit Frankreich ſtand. Vielleicht dachte man an die Möglichkeit, die ſchottiſch-franzöſiſche Maurerei und die illuminatiſtiſchen Tendenzen könnten von der franzöſiſch-öſtreichiſchen Politik als Mittel gebraucht werden, um das proteſtantiſche Norddeutſchland zu unterwühlen. Genug, man rüſtete ſich dort zur Abwehr, und auf einem großen General-Congreß der deutſchen Maurer in Wilhelmsbad bei Hanau wurde unter dem Vorſitz des Herzogs Ferdinand ſowohl die ſtricte Obſervanz, als der Illuminatismus verworfen, 1783. Allein man wagte nicht, die höheren Grade ſchlechterdings zu beſeitigen, ſondern beſchloß, nur die drei urſprünglichen engliſchen Grade (Lehrling, Geſell, Meiſter) zur Bedingung zu machen. Es war noch nicht möglich, die romantiſchen Selbſttäuſchungen zu überwinden, in welchen ſich damals gerade die nüchternſten Verſtandesmenſchen und Philiſter gefielen. In Berlin z. B., wo der Buchhändler Nicolai mit ſeiner Allgemeinen deutſchen Bibliothek damals Alles niederſchlug, was irgend noch an ein religiöſes oder poetiſches Gefühl mahnte, und nur waſſerklaren Verſtand und proſaiſche Nützlichkeit verlangte, gerade hier wollte man von den Geheimniſſen des Tempels nicht laſſen, und der aus Wien entſprungene Kapuziner Feßler, welcher in Berlin als Reformator auftreten durfte, brachte am Ende nur die ſogenannte eclectiſche Maurerei zu Stande, die angeblich von allen Syſtemen das Beſte behielt. Als zweiter großer Reformator der deutſchen Maurerei trat der berühmte Schauſpieler Schröder in Hamburg auf, deſſen Syſtem auf Vereinfachung im engliſchen Sinne hinauslief. Daß gerade ein entſprungener Kapuziner und ein Schauſpieler als Reformatoren auftreten mußten, iſt bezeichnend.

„Papſt Clemens XII. hatte ſchon 1738 die Freimaurerei verdammt und deren Glieder mit Bann und Interdict belegt, und das war ſehr natürlich, denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß die Grundrichtung des Ordens eine antikirchliche war und blieb. Nicht, daß in der engliſchen Maurerei Proteſtanten den in der ſchottiſch-franzöſiſchen Maurerei zuſammengeſchaarten Katholiken gegenüberſtanden, rechtfertigt das päpſtliche Verdammungsurtheil, welches ja die eine Partei ſo gut wie die andere trifft. Entſcheidend war und blieb für Rom immer nur, daß in den Logen von allen ſichtbaren Kirchen abgeſehen und an eine unſichtbare appellirt wurde, welche künftig einmal, und zwar durch die Arbeit der Maurer, ſichtbar hervortreten und alle bisherigen Kirchen überflüſſig machen ſollte. Denn auch die gemäßigte engliſche und die deutſche eclectiſche Maurerei hielten an dem Grundſatz feſt, daß in den Logen allein die

Wahrheit und das Licht, außerhalb aber Finsterniß, und daß das höchste Ziel der Menschen nur auf dem maurerischen Wege zu erreichen sei.

„Ist nun auch die reformirte und von den früheren Schwindeleien zurückgekommene Maurerei weit entfernt, jene geschichtlichen Fabeln buchstäblich zu glauben, so faßt sie dieselben doch symbolisch auf und versteht unter dem Tempelbau den Aufbau der Menschheit selbst nach dem maurerischen Plane, dessen letztes Ziel die Ueberwindung aller die Menschheit trennenden und feindlich gegeneinander aufreizenden Nationalitäten, Kirchen, Stände 2c. und die Verwirklichung einer brüderlichen Vereinigung aller Menschen ist. Sie erkennt in den einzelnen Menschen, sobald sie maurerisch ausgebildet sind, lebendige Steine, aus denen der künftige lebendige Tempel erbaut werden soll, und das letzte Geheimniß ist, daß das Göttliche eigentlich mit der Menschheit selbst, wenn diese von aller Finsterniß erst durch das Licht der Maurerei gereinigt sein wird, in Eins zusammenfällt. „Daß der Mensch ein Theil des göttlichen Wesens ist, dieses Bewußtsein ist das heilige Licht, dessen Funke in jeder Menschenseele verborgen schlummert. Die Weisen aber bewahren das reine Licht, da kann ein Jeder seinen innern Funken entzünden." Das englische Ritual verlangt, daß der in den Maurerorden Aufzunehmende das erste Capitel des Evangelisten Johannes aufschlage und darin lese: „Gott ist das Licht der Menschen, und das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsternisse haben es nicht begriffen." Darum hießen auch die drei englischen Grade die Johannisgrade und ist der höchste Festtag der Maurer der Johannistag, nämlich der längste im Jahre, an welchem das Licht die größte Macht ausübt.

„Um den Argwohn nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch gläubiger Protestanten zu beschwichtigen, wurde Hiram mit Christus identificirt (Homo Iesus Redemptor Ani Marum = Hiram) und Christus zugleich als Grundstein des zu erbauenden lebendigen Tempels anerkannt, allein auch scharf betont, daß es sich um eine Zukunftskirche handele, zu welcher sich die bisherige christliche Kirche eben nur wie verschiedene Farbenverdunkelungen zum reinen Lichte verhalte. Dieses Anschmiegen der Maurerei an das Christenthum ist aber ein blos conventionelles, nicht principielles, da im Gegentheil die ächte Maurerei den Christen als solchen mit dem Muhamedaner, Juden und Heiden völlig gleich nimmt und sie allesammt nur als Unmündige, Verdunkelte und Barbaren ansieht. „Die Maurerei," sagt ein gewiegter Bruder Redner, „ist nach dem bürgerlichen Verein wahrscheinlich die älteste Stiftung der menschlichen Gesellschaft und dasjenige Institut, welches unter der Hülle von Sinnbildern verborgen die reinen Lehren der Vernunft, der Wahrheit und des Rechts durch alle Jahrhunderte der Barbarei hindurch als die heiligsten Mysterien der Menschheit aufbewahrt."

Die Bedeutung der Judenfrage in Preußen.*)

Einem großen Irrthum unterliegen in der Judenfrage und in deren bisheriger gesetzlicher Lösung in Preußen, wie der Verfasser oben genannter kleiner, aber gehaltvoller Schrift auseinandersetzt, die Minister und das Publikum, welches im Stillen und in einem unfruchtbaren Schmerz sich auf den Untergang des deutschen und christlichen Staatslebens gefaßt macht. Die Minister glauben sich auf die Majorität des Volks in dieser Frage stützen zu können; derjenige Theil des ehrenwerthen Publikums, welcher die Fortschritte der Gesetzgebung zum humanitären Staat beklagt, resignirt schon, weil er sich für die Minorität hält; nur die Entschiedenen, die sich klar bewußt sind, um was und um wessen Zerstörung es sich in diesem legislativen Proceß handelt, wissen recht wohl, daß sie in dieser Frage die Minorität sind, und daß sie dem Ministerium wie dem Volke nur imponiren, weil beide sich nicht darüber klar sind, welche Güter des deutschen Lebens auf dem Spiele stehen.

Einem zeitgemäßen Gouvernement, führt der Verfasser aus, welches sein Regiment unter dem Damokles-Schwert der Revolution in gehörigen Schick zu bringen hat, kann man es nicht verdenken, wenn es sich vor Allem fragt, wo die größere Masse von Urwähler-Verstand und von Urwähler-Fäusten sich befindet, damit es im Disput der Wähler und bei eventueller Faustübung und Schlägerei immer oben auf bleibe. Es folgt hierbei nur der Methode alles heutigen Regiments, welches die Schwerkraft nicht mehr in der göttlichen und menschlichen Wahrheit, sondern in der Revolution erblickt, und demnach auch gegenüber der letzteren seine Position nehmen muß. So fragt Louis Napoleon vor Allem, was gegen sein Regiment am meisten wuchte; die Antwort für ihn ist: die Revolution, und er findet es daher nothwendig, sich mit dieser abzufinden und seine Politik nach ihr zu regeln. Ebenso fragen die europäischen Mächte vor Allem, was am meisten gegen ihren Thron wuchte. Ihre Antwort lautet: die in Louis Napoleon zusammengefaßte Revolution! Die Parole ihrer Politik ist demnach: Abfindung mit dieser concentrirten Revolution!

Daß auch diese Berechnung der europäischen Kräfte ein Irrthum, daß diese Redaction des europäischen politischen Programms ein falscher Calcul, daß das Ende Europa's nicht die Revolution ist — diesen Satz, der uns noch oft beschäftigen wird, lassen wir zunächst bei Seite. Genug, der Verfasser weist schlagend nach, daß wir, die mit unserer Lebensansicht nicht zu einer (von Herrn von Bethmann-Hollweg concessionirten) Secte, mit unserer deutschen Lebensordnung nicht zu einer Clique werden wollen, vielmehr die unverhältnißmäßig überwiegende Majorität sind. Er weist nach, daß die Judenfrage, sofern sie eine Nationalitäten-Frage ist, im deutschen Blut die Antwort des entschiedenen Nein! findet — Nein! wir wollen den Juden nicht gleich sein.

*) Schwerin, 1860. 26 Seiten.

Er weist nach, daß die wirthschaftliche Seite derselben Frage zu dem gleich entschiedenen Nein! führt — Nein! wir wollen keine Ausbeutung durch jüdisches Capital. Er weist nach, daß die Gesinnungs-Frage, die in der Judenfrage liegt, in der Antwort endet: Nein! wir wollen nicht, daß unsere Aemter, Ehren und Rechte als käuflich und als Preis des Geldes prosanirt und als ein gesinnungsloser Schmuck unter uns zur Parade und zur Verhöhnung unserer Gesinnung umhergetragen werden. Er weist endlich nach, daß die Herrschafts-Frage, in welcher die Judenfrage ihre Spitze findet, ihre Antwort in dem gleich festen Nein erhält: Nein! wir wollen nicht, daß zuletzt, nachdem unsere Nationalität, unsere Wirthschaft, unsere Gesinnung und unsere Amts- und ständischen Ehren dem Gelächter bloßgestellt sind, unsere deutschen Leiber und Seelen auf den Sclavenmarkt des Imperialismus hinausgeworfen werden! Wir wollen keine Judenherrschaft!

Diese Antwort, die so fest steht, wie der Satz, daß Europa von der Revolution sich noch lange nicht zu einem Sclavenmarkt (mit dem Zwischenspiel und den Erheiterungen italienischer Staatsactionen) wird machen lassen, führt nun den Verfasser zur praktischen Schlußfolgerung und Nutzanwendung, daß es unsere deutsche Pflicht und, nach den Grundsätzen eines zeitgemäßen Gouvernements, auch unser Recht ist, durch die einfache Erklärung: wir wollen keine Judenherrschaft — wir wollen an der Stelle der deutschen Ordnung keine Judenordnung — zu zeigen, daß wir die Majorität sind. Das Gouvernement balancirt höchst unglücklich und mit traurigem Erfolg auf einer fictiven Majorität — zeigen wir ihm, wo die wirkliche Majorität sich befindet. Auf die geistvollen Ausführungen, die der Verfasser mit diesem praktischen Rath verbindet, werden wir bald wieder zurückkommen und weiter eingehen.

Die Lorgnette Salome's.

(Brief aus einem böhmischen Bade.)

Die Lorgnette, mit der ich so eben die gelomächtige Salome vom Balkon der Bel-Etage herab die Fürstin messen sah, die — bei den so hohen Saisonpreisen in den böhmischen Bädern — wirklich nur einer Parterre-Wohnung vermöglich war, unten im selbigen Hause ... —: sprechen wir von dieser so instructiven, welthistorischen Lorgnette Salome's?! Oder sollten die von der Salome seitab verschlagenen Crinolines nicht doch noch Interessanteres bieten?? — Sollten sie nicht theilweise der preußischen armen Aristokratie angehören — zwei Treppen hoch, hinten heraus, so daß Salome's Lorgnette dahein sie nicht durchhecheln kann, denn Salome blickt nicht mehr nach oben, nur noch vom Gipfel nach unten, und wo sie sitzt, da ist Bel-Etage, gesellschaftlicher Gipfel! — Wahr ist es, nicht alle Landsmännimen „gehen's mit dem Strickstrumpf"; man tritt auch hie und da herrschaftlicher auf, aber Salome schlägt sie sicher um Nasenlänge! Aber was sagen wir, sandte nicht Oestreich, der weitverbreitete Slawe und das stolze Albion ihre Besten, und sehe ich nicht dort den Egypter Arbazes, und es schimmert in seinem Knopfloch wie eine Lotosblume?

Recht ſo, und da giebt's wirklich noch auf der Arena einen Wettlaufsverſuch! Ohnmächtiger Verſuch, denn Salome's Gatte, der Salomo, ſtreckt ſich auf dem Balkon an der beherrſchenden Ecke der Kaiſer-Straße und — überſchlägt das Ganze, derweilen Salome's Lorgnette ſie ſämmtlich Revue paſſiren läßt, ſie Alle taxirend und Alle ſchlagend um Naſenlänge.

Aber vielleicht iſt's Ihnen lieber, von Anderem zu erfahren. Sei es vom ſchauderhaften Wetter allhier, oder vom geringen Stand des preußiſchen Thalers (190 — 189 — 188 Kreuzer) und vom zahlreichen Badebeſuch, da es ja jetzt wie eingemauert feſtſteht: „l'empire c'est la paix!“

Doch ich weiß, das möchten Sie am liebſten erklärt wiſſen, wer die ſind, die bei der mit einem Choral beginnenden Morgenmuſik plötzlich die Schritte einhalten und andächtig von der Heilquelle ab ſich zur Heilsquelle wenden. Die Evangeliſchen ſind es, die hier in der Diaspora ſich inniger um ihr Kleinod ſchaaren.

Doch nun genug mit dieſem Quodlibet! Aber halt, der zahlreich vertretene öſtreichiſche Officier iſt vergeſſen, wie er, dieſer Braven Braveſter, unter dem Schlag, der ihn ſchlug, ungeſchlagen einherſchreitet, weil männiglich bekannt iſt, daß es nur der Schlag iſt, der ihn zum Ritter ſchlug. — Verbreiten wir uns denn über ihn! — Doch wie kann ich! 's wäre nur untergeordnetes Werk! auch er iſt ſubſummirt unter Salome's Lorgnette, iſt nur Paſſant und Paſſageres vor dem feſten bleibenden Maße ihres Glaſes, und auch er iſt mit in Salomo's Sack geſteckt, iſt nur eine Zahl in dem Ueberſchlag, den Salomo von beherrſchender Kaiſer-Straßen-Ecke aus über das Ganze macht.

Aber haben wir eigentlich mit alledem mehr ausgeſagt, als die „Herrſchaft des Reichthums?“ Und herrſchte der nicht immer?

Zunächſt wäre correcter, nicht ſowohl von der Herrſchaft des Reichthums, ſondern von der des Geldes zu ſprechen. Iſt auch keineswegs identiſch! — Es gab eine Zeit, wo ein Iſraelit mit Juwelen und Zechinen immerhin tauſend Bauern auskaufen konnte, ſo viel war er reicher, dennoch waltete der einzelne chriſtliche Bauer ihm herrſchaftlich weit voran! — Nicht weil er reich iſt, herrſcht der Iſraelit, ſondern, weil er reich an Thalern iſt, und weil außer dem Thaler es kein Recht zur Herrſchaft mehr giebt: um deshalb herrſcht Iſrael mehr und mehr.

Wir ſind ungenau, denn freilich giebt's noch ein Recht zur Herrſchaft aus Geburt her, wir meinen das Recht der Erbfürſten! Doch was hat's auf ſich mit ſolcher Anomalie, ſolchem Anachronismus? Seitdem das Recht aus Geburt im Volke nicht mehr beſteht, ſeitdem hat das vereinzelte Fürſten-Geburts-Recht keinen Boden mehr im Volke! Der Wald iſt ausgerottet, nur eine Königseiche ſteht noch abſterbend auf der öden Stätte, krank an ausgehobenen Wurzeln! — Wer wüßte, wer ſähe es nicht. Iſt das Geburtsrecht zur Krone nicht nothwendig aus den Geburtsrechten im Volke emporgewachſen und beſteht es dennoch, ſo beſteht es eben willkürlich in und aus dem Willen des Volkes und: »meine Herren, bleiben Sie mir mit Ihrer Legitimität vom Halſe!« Allerdings iſt die beſte Probe des Volkswillens deſſen neue Wahl zur Sache!

Der Erſtling der Wahl-Urne iſt dann ſelbſtredend der Aelteſte, Legitime: Louis Napoleon der älteſte legitime Fürſt, die Anderen von jüngerem Datum!

Was in der Lorgnette nicht Alles zu leſen ſteht! Nicht alſo der Reichthum giebt der Lorgnette den ſcharfen Schliff, ſondern die Herrſchaft giebt ihn, die dadurch mehr und mehr in den Thaler gelegt wird, daß er allein als das geltende Recht übrig bleibt, indem die Quellen, aus denen ſonſt noch Rechte herfloſſen, z. B. aus der Religion,

aus Geburt, aus Wiſſenſchaft u. ſ. f. trocken gelegt werden. Ach ſiehe da, ſo fänden wir denn in der Antwort an Graf Botho v. Stolberg, eine Petition in Juden-Sachen anlangend, ſo etwas von dem Schleifſtein, der unſerer welthiſtoriſchen Lorgnette ihren ſcharfen Schliff giebt. Wir finden ſo die Wächter am Throne als Schleifer wieder für die Gläſer, mit denen Salome die Fürſten hechelt!

Da ſteht in der Antwort an den Herrn Grafen Botho ungefähr auch zu leſen, daß die Herren Vorgeſetzten mit der Leiſtung jüdiſcher Schulzen ganz zufrieden geweſen wären! Das iſt eine tröſtliche Mittheilung und wird den Nothſchrei des Landes ſtillen, denn ſicher iſt er nur deshalb ausgeſtoßen, weil man allgemein annahm, die jüdiſche Race ſei zu ſo ſchwierigen Geſchäften nicht befähigt und würde nie der Herren Vorgeſetzten Zufriedenheit erwerben können!!

Soll die „Zufriedenheit der Vorgeſetzten...“ die Bedeutungsloſigkeit der Judenfrage beweiſen?

Hat uns Graf Schwerin doch verantwortlich dafür gemacht, das Volk möglichſt darüber aufzuklären, was dieſe Frage eigentlich bedeute. Alſo munter zugegriffen und friſch daran. — Die Judenfrage iſt aber nur zu löſen mit der Frage nach den Urwahlen, die ſelbſt einem ſpecifiſch antichriſtlichen Prinzipe entſtammt. Man höre endlich auf, am Deichwall dämmend hin und her zu laufen an den einzelnen Stellen, wo die Fluth eindringt, man laſſe dieſe Krähwinkel-Arbeit! Man wende alle Kräfte gegen die Veranlaſſung, welche die Fluth aus ihrem Bette austreten macht. Dort gilt es den Kampf, dort, wo die Spottgeburt jenes Princips, aus dem die Urwahlen ſtammen, ihr Schlangenhaupt erheben will.

Daß es eine Spottgeburt ſei — nur an der Judenfrage wird das Volk es begreifen. Man leſe meine Schrift*), thue nach ihr, und Salome zieht ſich vom Balkon ins Innere ſeines Gemaches zurück, macht noch ſeinen Ueberſchlag, aber nur über ſein Haus und ſein Geſchäft, nicht mehr über das Ganze, und Salome bekommt wieder ihre naturgeſunden Augen, bedarf des Augenglaſes nicht fürder, ſagt: „Küß die Hand Ihre Durchlaucht!“ und verkauft an dieſelbe ihre

Lorgnette!

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

26. Juli.

Die Nachricht von der Zuſammenkunft in Teplitz hat ſelbſt Diejenigen überraſcht, welche ſeit Monaten mit freudiger Zuſtimmung und Hoffnung die Bemühungen unſerer Regierung für ein freundſchaftliches Zuſammengehen mit Oeſtreich begleitet hatten; mit beſonderer Genugthuung begrüßen wir darin eine Beſtätigung alles deſſen, was wir ſeit Wochen zum großen Aergerniß verblendeter Gothaer über Preußens dermalige auswärtige Politik überhaupt, wie über die Bedeutung und Reſultate des Fürſtentages in Baden-Baden geſagt haben. Der Wunſch des Kaiſers Franz Joſeph nach einer per-

*) Ueber die Bedeutung der Judenfrage in Preußen, ein Wort aus Preußen nur für Chriſten, Moſaiſten ꝛc. Schwerin 1860, Hofbuchdruckerei von Sandmeier (Stillerſche Buchhandlung) Preis 5 Sgr.

ſönlichen Begegnung mit unſerm verehrten Regenten iſt unzweifelhaft als ein weiterer moraliſcher Erfolg der hoch loyalen deutſchen Bundespolitik aufzufaſſen, welche der Prinz-Regent in vollem Einverſtändniß mit Herrn von Schleinitz ſeit längerer Zeit ſchon mit voller Klarheit und Feſtigkeit verfolgt. Wir haben jüngſt angedeutet, wie dieſe deutſche Politik, welche freilich ſchnurſtracks im Gegenſatz gegen die gothaiſchen Neigungen und Poſtulate ſteht, der rechte und ſicherſte Weg zu moraliſchen Eroberungen iſt, und ſchneller, als ſelbſt wir es geahnt, kommen die Thatſachen zur Beſtätigung dieſer Auffaſſung. Zuerſt nach des Regenten unzweideutigen Worten beim Schluß des Landtages, die Annäherung Baierns und Würtembergs nach langer Entfremdung, dann bei Louis Napoleons Anmeldung für Baden, in Folge des bundesfreundlichen Verhaltens des Regenten, der Congreß deutſcher Könige und Fürſten geſchaart um Preußen, — endlich zur Vervollſtändigung ſolcher Bemühungen für Deutſchlands Einigkeit das herzliche Entgegenkommen Oeſtreichs.

Für Viele, ſelbſt unter unſeren Freunden iſt freilich jede nähere Begegnung mit der öſtreichiſchen Politik immer ein Gegenſtand der Beſorgniß und des Mißtrauens; man kann ſich nicht entſchließen an Oeſtreichs Aufrichtigkeit in der Freundſchaft mit Preußen zu glauben, man ſieht vielmehr in jeder anſcheinenden Annäherung nur einen Verſuch, uns einzufangen und in der freien Entwickelung innerer und äußerer Politik zu vinculiren. Wer möchte im Hinblick auf eine lange Vergangenheit und auf die ganze Tradition öſtreichiſcher Politik die Berechtigung ſolcher Beſorgniß in Abrede ſtellen; ſelbſt Oeſtreichs jetzige Bedrängniß vermag an und für ſich eine Garantie für ſichere Freundſchaft nicht zu gewähren; denn es iſt eine alte Erfahrung, daß der Kaiſerſtaat in Tagen der Noth von jeher grade um ſo zäher und anſpruchsvoller geweſen iſt. Dennoch halten wir dafür, daß die Erkenntniß des beiderſeitigen Vortheils in der gegenwärtigen europäiſchen Situation eine ſichere Grundlage für ein gutes Einverſtändniß der beiden deutſchen Großmächte iſt, und daß eine Gefahr für Preußen nur dann daraus erwachſen könnte, wenn es in ſentimentaler, doctrinärer Politik ein herzliches Einverſtändniß um jeden Preis erſtreben wollte und dabei das Gewicht ſeiner eigenen ſtarken Poſition irgendwie zu gering anſchlüge. Doch dafür bürgt uns die nichts weniger als ſentimentale, noch der Doctrin zugängliche Perſönlichkeit unſeres ritterlichen Regenten, daß er die Realitäten preußiſchen Weſens und preußiſcher Politik ſehr wohl geltend zu machen wiſſen wird. Der Fürſt, der ſoeben Preußens Geltung in der europäiſchen Politik mit bewußter Energie auf die Verdoppelung unſeres Kriegsheeres baſirt hat, der wird ſicherlich nicht geneigt ſein, Preußens Freundſchaft leichthin oder zu billig zu vergeben. Nachdem die Reorganiſation der Armee nunmehr beendigt iſt (gleichviel ob als „proviſoriſches Definitivum“ oder als „definitives Proviſorium“), wird Preußens Kriegsheer auch im Rathe des Fürſten mit Nachdruck die Worte verwirklichen, die Friedrich der Große ſeinem Geſandten in London als maaßgebende Rückſicht bei allen Verhandlungen empfahl: eingedenk zu ſein, daß er zweimalhunderttauſend Bajonette hinter ſich habe.

So finden wir denn auch bei dem jetzt vorliegenden wichtigen Ereigniſſe die vollendete Erhöhung unſerer Kriegsbereitſchaft weſentlich im Vordergrund aller Betrachtung; auch hier tritt uns der Zuſammenhang der inneren und der äußeren Politik klar entgegen.

Kein Wunder, daß die liberale und demokratiſche, ebenſo wie die philiſteriſche Preſſe zu beiden Ereigniſſen gleich ſauer ſieht.

Aus Paris.

23. Juli.

Den Zug nach Aegypten in zweiter Auflage wiederholen? Alexandria beſetzen? jene intereſſante Landenge, welche die Verbindung zwiſchen Europa und Indien beherrſcht, perluſtriren? Syrien erobern? Ja, warum nicht! Nur machen wir es beſſer als unſer unüberiegter Oheim. Wir thun das Alles mit der Billigung und unter dem Beifallgeklatſch Europas. Es lebt etwas vom Kreuzfahrer in uns, aber von demjenigen, der das Kreuz der Verträge mit ſich ſchleppen und ſeine Abenteuer dieſem Kreuze vernünftig anpaſſen muß. Was alſo von vorn herein hier feſtſtand, war, daß Frankreich nicht eher einen Schritt nach Syrien thun dürfe, als bis der Stimmung der anderen Mächte auf den Puls gefühlt ſei. Unter allen Umſtänden wollte man ſich davor hüten, in eine Falle zu gehen, da man in der Geſchichte bewandert genug iſt, um zu wiſſen, daß der Orient oft genug für ſonſt geſcheute Leute eine Grube war, in der ſie ſich den Hals brachen. Daher Verhandlungen mit England, Anerbietungen an Oeſtreich und Preußen, die Campagne zur Rettung des Chriſtenthums im ſtrengſten Einvernehmen mit den deutſchen Mächten zu entrepreniren. Die edle Abſicht des Kaiſers tadeln, das durfte ja Niemand. England freilich machte im Anfang Umſtände: man müſſe hören, was die Pforte zu ihrer Rechtfertigung zu ſagen habe, man müſſe die Berichte der Conſuls abwarten, man müſſe ſehen, ob Fuad und ſein Armeecorps nicht hinreiche, die Unruhen zu unterdrücken. Dann, als die böſen Nachrichten aus Beyrut und Damascus einander jagten, Einwilligung Englands, daß die chriſtlichen Mächte handeln ſollen; nur müßte ſich die Einmiſchung auf navale Manöver beſchränken, die Admiräle möchten ſich vor die bedrängten Häfen legen, im äußerſten Nothfalle möchten ſie wohl auch Marine-Soldaten landen, aber nie, um einen Platz dauernd zu beſetzen, oder um in das Innere des Landes einzudringen. Ob die Zugeſtändniſſe Englands bereits weiter gegangen, wiſſen wir nicht; die offiziellen Blätter ſagen, England billige die Abſendung eines franzöſiſchen Landungsheeres nach dem Oſten; möglicher Weiſe jedoch hat man dieſe Billigung nur zwiſchen den Zeilen einer unbeſtimmten telegraphiſchen Depeſche geleſen.

Mag dem ſein, wie ihm wolle: man iſt hier feſt entſchloſſen, den Beifall Europas als abgemachte Sache zu betrachten und einſtweilen in der Rolle des Repräſentanten der Chriſtenheit voranzugehen. Man hält dafür, daß England ſowohl durch die bisherigen Verhandlungen wie durch ſeine frühere orientaliſche Politik hinlänglich gebunden iſt, um den Maßregeln Frankreichs keinen wirkſamen Widerſtand entgegenſetzen zu können. Hat denn England nicht die Stadt Dſcheddah bombardirt, ohne abzuwarten, ob der Sultan ſtark genug ſein würde, um ihm Genugthuung zu verſchaffen? Da man hier mit Sicherheit annimmt, daß Lord Malmesbury, der jene Beſchießung anordnete, binnen Kurzem in London am Ruder ſein wird, ſo freut man ſich ſchon auf den Augenblick, wo man den Einwürfen des engliſchen Miniſters das Bombardement von Dſcheddah als Präcedenzfall gegenüberſtellen wird. Hat nicht England ferner in dem Kriege 1854 und 1855 geholfen, den Sultan civiliſatoriſch für die heutige Kataſtrophe zu appretiren? Was jetzt geſchieht, iſt ja nur das Einheimſen der Erndte, deren Samen im letzten Kriege gelegt wurde.

Ja, und wenn England trotz alledem daran denkt, die Fortſchritte des Kaiſers zu durchkreuzen, ſo könnte es ja nicht ohne continentale Bundesgenoſſen handeln. Aber für den Continent iſt geſorgt. Die Bombe, welche dort die Reſte von Ordnung zerſprengt, iſt einweilen von kaiſerlichen Agenten wohlumwickelt in Sicilien aufbewahrt.

Kommt ein Augenblick der Noth, ſo holt man ſie hervor. Dann wird es heißen: Garibaldi iſt bei Neapel gelandet; es wird heißen: der Papſt hat ſich nach Ankona zurückgezogen; es wird heißen: der Italiäniſche Nationalverein hat ſeine unterbrochenen Arbeiten in Venedig begonnen; es wird heißen: Italien iſt einig, das Recht der Nationen ſiegt u. ſ. w. u ſ. w. Wenigſtens rechnet man darauf, daß es dann ſo weiter geht.

Aus London.

23. Juli.

Bankruptcy made easy! Die Bill des Generalſtaatsanwalts, welche am Donnerſtag durch die Hand ihres eigenen Erzeugers den Tod fand, konnte man ein Geſetz zur Erleichterung und Verallgemeinerung des Bankerdtts nennen. Offenbar verſteht der Generalſtaatsanwalt ſeine Zeit, und er kennt den Pfad, auf welchem die Civiliſation wandelt. Nach dem bisherigen Gebrauch war es nur den Handels- und Geſchäftsleuten möglich, ohne viele perſönliche Beſchwerden oder Weitläufigkeiten die Operation des Bankerotts an ſich zu vollziehen. Privatleuten war's nicht ſo bequem gemacht: ſie mußten, ehe der Coneurs über ihre bewegliche und unbewegliche Habe eröffnet werden konnte, unbedingt ins Gefängniß wandern; nur vom Schuldthurm aus durften ſie auf den Concurs antragen. Dieſer Härte wollte Sir Richard Bethell abhelfen: er ſchlug in ſeiner Bill vor, es möchten fortan die Privatleute den Handelsleuten in Hinſicht des Rechtes, ohne Umſtände Bankerott zu machen, gleichgeſtellt werden. Das war die Beſtimmung, die er ſeinem legislativen Kinde als das Hauptverdienſt anrechnete, und die er noch in der Leichenrede mit Wohlgefallen hervorhob. Allgemeine Gleichheit und Bankbrüchigkeit: daß die Bill zunächſt unterging, thut nichts zur Sache, ſie mußte natürlich den Grundſatz, dem ſie den Sieg verſchaffen wollte, vor Allem an ſich ſelber erproben.

Bankruptcy made easy — was iſt die Seſſion, die nun zu Ende geht, anderes geweſen, als ein Beweis der Zahlungsunfähigkeit der Parteien? Sie begann mit ſcheinbar glänzenden Geſchäften: Friede, Handelstriumphe, Volkswohlſtand, Fortſchritt, Verſöhnung der Nationen durch commereielle Traktate, welche beſtimmt waren, das Band der Einigkeit immer feſter zu ſchlingen, Verſöhnung der Klaſſen innerhalb der engliſchen Nation durch eine Wahlreform, welche jedem ehrlichen Mann die Theilnahme an der Geſetzgebung zugeſtand — ſo lautete das Programm des Miniſteriums. Parlament und Publieum waren überraſcht; wenn ſich eine Actiencompagnie gebildet hätte mit einem Capital von einer Million Pfund Sterling und mit dem Verſprechen, den Stein der Weiſen zu finden, der jedem Actionär ſein Eingezahltes tauſendfach zurückſchaffen würde, ſo hätte das Entzücken nicht größer ſein können. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde aus dem Stein der Weiſen ein ganz gewöhnlicher Feldſtein und zuletzt ein Mühlſtein, der ſich der Nation um den Hals zu hängen und ſie in einen Abgrund von Schwierigkeiten zu ziehen drohte. Der Friede verwandelte ſich in Zwietracht und Aergerniß, die Handelstriumphe in Niederlagen, die durch das Bewußtſein, daß man ſelber leichtfertig die Verluſte herbeigeführt, verbittert wurden; der Volkswohlſtand artete in eine hülfloſe Verwirrung der Finanzen aus. Die Verſöhnung der Nationen war nur ein bemalter Vorhang, der, als er hinweggezogen wurde, dem Volke

Feſtungen, Kanonen, Kriegsſchiffe enthüllte. Statt der Verſöhnung der Klaſſen und ſtatt des Ausbaues des parlamentariſchen Gebäudes hat man das Mißvergnügen der niederen Stände, den Zwiſt der Gemeinen mit den Lords, die Erſchütterung der Grundlagen, auf denen die alte Conſtitution ruht.

Auf ſolche Weiſe trat die Bankbrüchigkeit der Whigs zu Tage. Nun frägt es ſich, ob auch die Tories ihren Credit gänzlich ruiniren werden. Sie würden es, wenn ſie dem Miniſterium erlaubten, ſich durch die letzten Wochen der Seſſion hindurchzuſtehlen. Einen lebendigen, productiven Zuſammenhang haben die Mitglieder des Cabinets längſt nicht mehr unter einander; wenn der Körper eines Miniſteriums ſich auflöſte, ſobald die Seele aus ihm gewichen iſt, ſo müßten die ſterblichen Reſte des Palmerſton-Cabinets ſchon ſeit langer Zeit in alle Winde zerſtreut ſein. Aber der Tod durch Selbſtauflöſung iſt in der Politik etwas ungemein ſeltenes: politiſche Körper beſitzen die wunderbare Eigenſchaft, ſich äußerlich zu ſchminken, ſelbſt wenn ſie innerlich ſchon Staub und Aſche ſind: es muß der Anſtoß eines Dritten hinzukommen, damit der Einſturz erfolge. Werden die Tories jenen Anſtoß wagen? Wenn ſie nicht geſtehen wollen, daß ihre Betheuerungen von der rettenden Kraft der conſervativen Partei leere Phraſen ſeien, wird es ihnen obliegen, die Fauſt entſchloſſen gegen das Miniſterium aufzuheben.

Das Schlimmſte, was ein Correſpondent thun kann, iſt, zu prophezeihen. Nicht, als ob er dadurch den Leſern ein Leid zufügte. Dieſe werden ſich mit vieler Gemüthsruhe ſeine Phantaſieen gefallen laſſen und ſie im nächſten Augenblicke vergeſſen haben. Doch er ſchadet ſich ſelber, trübt ſeinen eigenen Blick und trägt nichts zur Aufklärung der Sachlage bei. Ich will mich daher nicht in Vorausſagungen ergehen, wie die parlamentariſche Debatte über die Geldforderung, die Lord Palmerſton heute Abend für den Bau von Küſtenbefeſtigungen ſtellen will, auslaufen wird. Ebenſo wenig will ich mich mit Betrachtungen abmühen, ob die Tories den Vorſchlag Gladſtone's, den Einfuhrzoll auf Papier herabzuſetzen, als Anlaß zu einem Sturm wider die Regierung benutzen werden. Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß Beides einem muthigen Feinde die Breſche öffnet. Der Premier verlangt Geld, um die von der Vertheidigungs-Commiſſion entworfenen Pläne auszuführen. Entſprechen aber dieſe Pläne dem Zweck? Iſt England ſicherer, wenn die Dockyards von Portsmouth oder Plymouth mit Batterieen umgeben ſind, die von Armſtrong-Geſchützen ſtarren? Iſt einem Feinde die Landung an der Küſte von Kent und Surrey, der Marſch auf London, die Beſetzung der Hauptſtadt unmöglich gemacht, wenn die ferntreffenden Kanonen von Portsmouth ihren Mund nach den Gewäſſern des Canals aufſperren? Lord John Ruſſell entwarf neulich ein ergötzliches Bild von den Chineſen, die, um den Feind zu ſchrecken, allerlei Ungethüme auf ihre Schilde malen. Würden aber die Verſchanzungen Portsmouths einen höheren Werth beſitzen als den von bepinſelten chineſiſchen Schilden? Dies Alles iſt zu überlegen, ehe man dem Miniſterium durch Bewilligung von Millionen ein Vertrauensvotum ertheilt. Und dann: der Antrag Gladſtone's, die Eingangsſteuer auf Papier zu vermindern! Der Schatzkanzler behauptet, England ſei durch die Verpflichtungen des Handelsvertrages mit Frankreich zu einer ſolchen Maßregel gezwungen. Darf man jedoch in einem Moment, wo die politiſche Lage Europa's verwickelter iſt als je, einen neuen Riß in die Finanzen des Landes bringen? Und iſt es vom Miniſterium klug gehandelt, wenn es gar zu ſehr die Thatſache offenbart, daß der Handelstraktat, weit entfernt, die verheißenen Segnungen zu verwirklichen, nur Laſten und Opfer auferlegt? Daß Gladſtone an jenem Vorſchlage feſthält, iſt begreiflich. Er will ſich für die Verwerfung ſeiner Papierſteuerbill rächen, er will auch wo möglich den Lord Palmerſton, der ihn bei dem Streite mit dem Oberhaus im Stich ge-

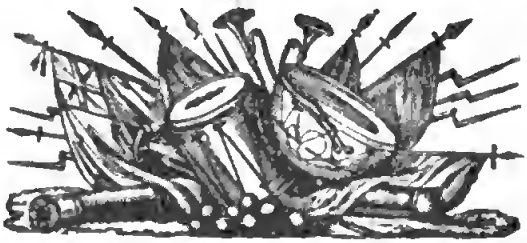
laſſen, in eine Maßregel hineinreißen, welche mit mißlichen Folgen ſchwanger geht; er fühlt, daß ihm der Boden unter den Füßen ſchwindet, und ſo möchte er wenigſtens in aller Eile ſeinen Premier, der ſchon genug zu thun hat, um ſich aufrecht zu halten, auf denſelben ſchlüpfrigen Boden locken. Wie man hört, ſind im Schoße des Cabinets Anſtrengungen gemacht worden, um den Schatzkanzler von ſeinem Project zurückzubringen. Aber bis jetzt war Gladſtone unerbittlich. Bei dem Miniſterrathe, der am Sonnabend Nachmittag ſtattfand, erſchien er nur auf eine Viertelſtunde, und als er merkte, daß der Premier ihm von Neuem mit Vorſtellungen zu Leibe rücken wolle, verſchwand er. Nach dem Conſeil reiſte Lord Granville nach Osborne, vielleicht, um die perſönliche Dazwiſchenkunft der Königin zur Schlichtung der Zwiſtigkeiten, die in der Regierung herrſchen, anzurufen. Heute Nachmittag, bevor die Sitzung des Unterhauſes beginnt, werden ſämmtliche Miniſter aufs Neue in der Amtswohnung des Premiers zuſammenkommen. Das ſieht Alles verfänglich aus. Aber, wie geſagt, nur nicht prophezeihen! Auch unſere politiſche Weisheit könnte Bankerott erleiden.

Wie wirkt die innere Kriſis Englands auf die auswärtige Politik des Landes zurück? Iſt das Reich gelähmt? Iſt der benachbarten Großmacht ein Freibrief ausgeſtellt, nach Belieben im Mittelmeer zu wirthſchaften? Wir ſehen die Sache anders an. Die Neutralität Großbritanniens, ſeine Gleichgültigkeit wider die Zuckungen, unter denen das alte Recht auf dem Continent ſtirbt, ſeine Enthaltung von dem Ehrgeizfieber hatte nur ſo lange einen Sinn, als es im Innern mit fruchttragenden Arbeiten beſchäftigt war. Die gelingende Reform im Jahre 1832 ſtimmte England friedlich. Sobald jedoch die conſtitutionelle Regſamkeit ruht, muß ſich die Kraft des Volkes nach außen werfen. William Pitt konnte erſt dann den größten Krieg, den England je überſtanden hat, beginnen, nachdem die Reformparteien im Lande ſelber zum Stillſchweigen, das Reformwerk, an dem er ſelber anfänglich gearbeitet, zum Stillſtande gebracht war. Inſofern betrachten wir den Bankbruch der Parteien von heute für ein kriegeriſches Symptom. — — —

Der ſtatiſtiſche Congreß ſchloß am Sonnabend ſeine Sitzungen. Lord Shaftesbury betheuerte, es habe mit dem Congreß »eine neue Seite in der Geſchichte der Menſchheit begonnen«. Heute, bei fürchterlichſtem Regenwetter, dejeunirt der Congreß im Cryſtallpalaſt. So erfüllt er ſeinen Beruf. Er dient dem Cryſtallpalaſt als Annonce und ſtellt ſich auf gleiche Höhe mit den Orpheoniſten.

Militärische Revue.

Sonntag, den 29. Juli 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

29. Juli 1709. Uebergabe von Tournay, nachdem die Werke durch die Preußen erstürmt worden.
30. Juli 1656. Schlacht von Warschau: Schweden und Brandenburger unter Kurfürst Friedrich Wilhelm schlagen die Polen in dreitägiger Schlacht.
31. Juli 1761. Gefecht von Klempenow, die Schweden werden von den Preußen geschlagen.
1. August 1715. General v. Arnim erobert Wollin.
2. August 1777. Gefecht von Gabel: Gen. v. Belling schlägt die Oesterreicher.
3. August 1695. Eroberung von Namur durch die Brandenburger.
4. August 1758. Gefecht von Nachod: Prinz Moritz von Dessau schlägt die Oesterreicher.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. II.
Etwas über die Zukunfts-Taktik.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire“, nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

II.

Ordre de Bataille der österreichischen Armee.

General en Chef der zweiten Armee: Feldzeugmeister Graf Gyulai.
Chef des Generalquartiermeisterstabes: Oberst Kuhn.

8. Armee-Corps.

Feldmarschall-Lieutenant Ritter v. Benedeck.

Division des Feldm.-Lieut. v. Lang.

Brigaden:

Gen.-Maj. v. Boer:	Inf.-Regt. Weigl 3. Jäger-Bat. 2 Divisionen Kaiser Huf.-Regts.	5 Bats. 4 Esc. 1 Battr.

Brigaden:		Uebertrag:	5 Bats.	4 Esk.	1 Battr.
Gen.-Maj. v. Lippert:	59. Inf.-Regt. Erzherz. Rainer 9. Jäger-Bataillon		5 „	— „	1 „
„ „ v. Roden:	11 Inf.-Regt. Kronpr. v. Sachsen 2. Bat. Szluyner Grenzer		5 „	— „	1 „
	Division des Feldm.-Lt. v. Berger.				
„ „ v. Waterfliet:	7. Inf.-Regt. Prohaska 2. Bat. Kaiser Jäger-Regts.		5 „	— „	1 „
„ „ Philippowich:	17. Inf.-Regt. Hohenlohe 5. Bat. Kaiser Jäger-Regts.		5 „	— „	1 „
Geschützreserve			— „	— „	4 „
			25 Bats.	4 Esk.	9 Battr.

5. Armee-Corps.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Stadion.

Division des Feldm.-Lt. v. Paumgarten.

Gen.-Maj. v. Bils:	47. Inf.-Regt. Kinsky Oguliner Grenz-Bataillon 2 Divisionen König von Sicilien Ulanen-Regts.		5 Bats.	4 Esk.	1 Battr.
„ „ Prinz Alexander v. Hessen:	31. Infanterie-Regiment Culoz 4. Bat. Kaiser Jäger-Regts.		5 „	— „	1 „
„ „ v. Gaal:	3. Inf.-Regt. Erzh. Carl Ludwig Liccaner Grenz-Bataillon		5 „	— „	1 „
	Division des Feldm.-Lt. Gr. Sternberg.				
„ „ Gr. Festetics:	21. Inf.-Regt Raischach 6. Bat. Kaiser Jäger-Regts.		5 „	— „	1 „
„ „ v. Koller:	32. Inf.-Regt. Erzh. Ferd. d'Este 1. Bat. Oguliner Grenzer		4 „	— „	1 „
Geschützreserve			— „	— „	4 „
			24 Bats.	4 Esk.	9 Battr.

3. Armee-Corps.

Feldmarschall-Lieutenant Fürst Edmund Schwarzemberg.

Division des Feldm.-Lt. Martini.

Gen.-Maj. v. Hartung:	14. Inf.-Regt. Großh. v. Hessen 23. Jäger-Bataillon König v. Preußen Huf.-Regt.		5 Bats.	8 Esk.	1 Battr.
„ „ v. Wetzlar:	58. Inf.-Regt. Erzh. Stephan 15. Jäger-Bataillon		5 „	— „	1 „
	Division des Feldm.-Lt. v. Schönberger.				
„ „ v. Ramming:	27. Inf.-Regt. König der Belgier 25. Jäger-Bataillon		5 „	— „	1 „
„ „ v. Dürrfeld:	5. Inf.-Regt Eduard Liechtenstein 1. Ottochaner Grenz-Bataillon		5 „	— „	1 „
Geschützreserve			— „	— „	4 „
			20 Bats.	8 Esk.	8 Battr.

Digitized by Google

7. Armee-Corps.

Feldmarschall-Lieutenant v. Zobel.

Division des Feldm.-Lt. v. Raischach.

Brigaden:

Gen.-Maj. v. Gablenz:	54. Inf.-Regt. Gruber 3. Bat. Kaiser Jäger-Regts. 2 Div. Kaiser Husaren-Regts.	5 Bats.	4 Esk.	1 Battr.		
„ „ v. Lebzeltern:	1. Inf.-Regt. Kaiser	4 „	— „	1 „		
Division des Feldm.-Lt. v. Lilia.						
„ „ v. Dondorff:	22. Inf.-Regt. Wimpffen 2. Ottochaner Grenz-Bataillon	5 „	— „	1 „		
„ „ v. Weigl:	53. Inf.-Regt. Erzh. Ludwig	5 „	— „	1 „		
Geschützreserve		— „	— „	4 „		
		19 Bats.	4 Esk.	8 Battr.		

2. Armee-Corps.

Feldmarschall-Lieutenant Eduard Liechtenstein.

Division des Feldm.-Lt. Gr. Jellacic.

Gen.-Maj. v. Kubelka:	46. Inf.-Regt. Pr. Alex. v. Hessen 21. Jäger-Bataillon 4 Esk. Haller Husaren-Regts.	5 Bats.	4 Esk.	1 Battr.
„ „ v. Szabo:	12. Inf.-Regt. Erzh. Wilhelm 7. Jäger-Bataillon	5 „	— „	1 „
Division des Feldm.-Lt. v. Herdy.				
„ „ v. Baltin:	9. Inf.-Regt. Hartmann 16. Jäger-Bataillon	5 „	— „	1 „
„ „ v. Kintzel:	45. Inf.-Regt. Erzh. Sigismund	4 „	— „	1 „
Geschützreserve		— „	— „	4 „
		19 Bats.	4 Esk.	8 Battr.

Reserve-Cavallerie.

Feldmarschall-Lieutenant Graf v. Mensdorff.

Gen.-Maj. v. Holstein:	1. Ulanen-Regiment Civallart . . .	6 Esk.	1 Battr.	
„ „ Graf Palfiy:	5. Dragoner-Regiment Savoyen 6. „ „ Horvath	12 „	1 „	
		18 Esk.	2 Battr.	

Recapitulation.

8. Armee-Corps	25 Bats.	4 Esk.	9	Batterieen.
5. „ „	24 „	4 „	9	„
3. „ „	20 „	8 „	8	„
7. „ „	19 „	4 „	8	„
2. „ „	19 „	4 „	8	„
Reserve-Cavallerie	— „	12 „	2	„
	107 Bats.	42 Esk.	44	Batterieen.

Von der ersten Armee waren in Italien oder kamen bald dorthin:

9. Armee-Corps.

General der Cavallerie Graf Schaafgotsche.

Division des Feldm.-Lt. v. Mandl.

Brigaden:						
Gen.-Maj. v. Blumencron:	52. Inf.-Regt. Erzh. Franz Carl 4. Jäger-Bataillon	}	5	Bats.	1	Battr.
„ „ v. Braun:	40. Inf.-Regt. Roßbach . . .		4	„	1	„
„ „ v. Caſtiglione:	19. Inf.-Regt. Erzh. Rudolph 2. Bat. Gradiskaner Grenzer	}	5	„	1	„
			14	Bats.	3	Battr.

1. Armee-Corps.

Feldmarſchall-Lieuten. Graf Clam-Gallas.

Division des Feldm.-Lt. v. Cordon.

Gen.-Maj. v. Burdina:	60. Infanterie-Regiment Waſa 2. Jäger-Bataillon	}	5	„	1	„
„ „ v. Rezniczek:	37. Inf.-Regt. Erzherz. Joſeph 2. Bat. 2. Banat-Grenz-Regts.	}	5	„	1	„
			10	Bats.	2	Battr.

Von der erſten Armee:					
Vom 9. Armee-Corps	14	Bats.	—	Esk.	3 Battr.
„ 1. „ „	10	„	—	„	2 „
	24	Bats.	—	Esk.	5 Battr.
Hierzu die zweite Armee	107	„	42	„	44 „
Summe der Oeſterreicher bis zur Schlacht von Magenta:	131	Bats.	42	Esk.	49 Battr.

2. Die franzöſiſche Armee.

Obgleich der Etat der Kriegsſtärke eines Infanterie-Regiments 3000 Mann beträgt, *) ſo iſt es doch gewiß, daß keins der 62 Regimenter der italieniſchen Armee dieſe Zahl erreichte. Das Maximum, das wir annehmen können, wäre 2500 Mann per Regiment; aber wir können nicht verbürgen, daß nicht auch dieſe Zahl noch übertrieben iſt. — Von dieſer Vorausſetzung ausgehend, würde jedes der ſechs Armee-Corps im Durchſchnitt zu 26,666 Mann, die Infanterie der italieniſchen Armee zu 160,000 Mann, die Cavallerie (20 Regimenter zu 1000 Pferden) **) zu 20,000 Mann, die

*) Das franzöſiſche Infanterie-Bataillon beſteht aus 8 Comp. zu 3 Off., 14 Unteroff., 2 Spiell. und 99 Gemeinen; das Regiment einſchließlich der Offiziere aus 2863 Mann und 134 Nicht-Combattanten. Ein Jäger-Bataillon zu 8 Comp. à 3 Off., 15 Unteroff., 4 Spiell., 2 Sappeurs und 128 Gemeine zählt 1223 Mann und 52 Nicht-Combattanten. Dieſe Etats waren allerdings wohl nirgends erreicht. Anmerk. d. Ueberſ.

**) Das Cavallerie-Regiment beſteht aus 6 Escadrons zu 8 Off., 27 Unteroff., 4 Tromp., 149 (die leichte Cavallerie 159) Gemeinen. Das Regiment zählt daher incl. Stab 1147, reſp. 1207 Mann, doch waren die 6. Escadrons nicht mit ausgerückt. Anmerk. d. Ueberſ.

Artillerie zu 354 Geſchützen, die Genietruppen zu 15 Compagnieen und der Train zu 9 Compagnieen anzunehmen ſein.

Alle aus Afrika herangezogenen Regimenter, die der Garde und die Jäger zu Fuß waren mit Miniégewehren nach dem umgeänderten Modell von 1842 bewaffnet; die öſterreichiſche Armee, deren geſammte Infanterie gezogene Gewehre führte, war nach dieſer Richtung der franzöſiſchen bedeutend überlegen. Das neue Gewehr hatte ein Staud = Viſir, war kürzer als das alte Perkuſſionsgewehr und trug bis auf 600 Meter. Für eine Diſtance von 200 Meter und darüber genügt eine einfache Bewegung des Daumens und Zeigefingers nach einer gewiſſen Inſtruction. — Seit 1858 iſt die franzöſiſche Infanterie in zwei Gliedern rangirt. Die Märſche aus der Flanke werden in Doppelreihen ausgeführt, *) und zwei nebeneinander ſtehende Rotten bilden eine Gruppe, welche man in der Armee überein gekommen iſt, Gefechtskameraden (camerades de combat) zu nennen. In der geſchloſſenen Colonne beträgt die Diſtance zwiſchen den Zügen fünf ſtatt ſechs Schritt. Faſt alle Geſchütze der Artillerie waren gezogen (Syſtem des Kaiſers). In dieſer Richtung hatte wieder die franzöſiſche Armee einen ungeheueren Vortheil vor der öſterreichiſchen voraus, welche nicht ein einziges gezogenes Kanon beſaß und eine große Zahl Geſchütze von ſehr ſchwachem Kaliber mitführte. —

Was die Cavallerie betrifft, ſo galt die öſterreichiſche für die beſte und zahlreichſte in Europa; indeſſen wurde dieſer Vortheil für Oeſterreich in Italien dadurch faſt aufgehoben, daß die Natur des Terrains die Bewegungen großer Cavalleriemaſſen nicht erlaubte, und daß die Thätigkeit dieſer Waffe ſich überdies erſt nach erfochtenen Siegen entfalten kann.

Anmerkung. Den Oberbefehl über die verbündeten Heere führte Louis Napoleon perſönlich, alſo ein Mann, dem ſeinen Unterbefehlshabern gegenüber jede Praxis in der militairiſchen Technik und Truppenführung abging. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Louis Napoleon durch unausgeſetzte Studien das zu erſetzen geſucht hatte, was ihm an Praxis abging; nichts deſto weniger hatte es einer längern Zeit bedurft, ehe ihn der franzöſiſche Soldat für ſeinesgleichen gelten ließ, und als der „Prinz-Präſident" zum erſten Male in der Uniform eines General = Lieutenants erſchien, wurde er von den verſammelten Truppen mit ſchlechten Witzen über dieſe ſelbſteigene Creirung empfangen, und Ohrenzeugen verſichern, mehrfach den Ruf „péquin en uniforme" aus den Gliedern heraus gehört zu haben. Es hatte ſich dieſe Anſicht über den „Kaiſer" zwar nach und nach verloren, indeſſen traute der Soldat ſeinen „Afrikanern", d. h. den in Afrika kommandirt habenden Generalen, immer noch ganz andere Dinge zu als Louis Napoleon. Chef des Generalſtabes war der 69 Jahr alte Marſchall Vaillant, ein Ingenieur und alter, verdienter Soldat. Er hatte indeß als Kriegsminiſter die Vorbereitungen zum Feldzuge nicht zur Zufriedenheit Louis Napoleon's geleitet und wurde in dieſer Stellung durch den Marſchall Randon erſetzt, einen Cavalleriſten, der ein nicht unbedeutendes Verwaltungsgeſchick beſitzt. Marſchall Vaillant wurde nunmehr Chef des Generalſtabes bei der mobilen Armee, doch behauptet man, daß der eigentliche Leiter der Dinge im Hauptquartier der General Martimprey geweſen ſei, der als aide-major-général dem Marſchall zur Seite ſtand und bereits in der Krim als Generalſtabs-Chef fungirt hatte. Im Ganzen beſtand das große Hauptquartier aus 11 Offizieren, während die „maison militaire de l'Empereur" durch 11 Adjutanten und 14 Ordonnanz-Offizieren gebildet wurde. Die Corps-Führer

*) Dieſe Bewegung haben die Oeſterreicher ebenfalls. Anmerk. d. Ueberſ.

waren tüchtige Generale, meiſt in Afrika bewährt, und folgten beſonders dem Grundſatze, dem Schalle des Kanonenfeuers nachzugehen, ohne ſich ſclaviſch an den Buchſtaben ihrer Inſtructionen zu binden. Als Marſchall Canrobert bei Solferino nach der Meinung ſeiner Collegen von dieſem Grundſatze abgewichen war, hatte er eine Menge ſehr heftiger Angriffe zu erfahren, die beinahe zu einem Duell geführt hätten. — Dieſer Geiſt der Selbſtſtändigkeit — das sentiment individuel — war übrigens nicht nur auf die Marſchälle beſchränkt, ſondern bildet einen durchgehenden Zug des franzöſiſchen Soldaten, den er der Kriegführung in Algerien verdankt. Das Heer war in allen ſeinen Theilen, von oben bis unten, kriegsgewohnt, kriegsgeübt und kriegsluſtig und von einer außerordentlichen Zuverſicht zu ſich ſelbſt beſeelt. Die Führer aller Grade waren nicht übertrieben jung; denn wir finden kommandirende und Diviſions-Generale in den Sechszigen, die Maſſe der Letzteren in den Funfzigen, Brigade-Generale und Regiments-Commandeure in demſelben Alter, und noch Hauptleute hoch in den Vierzigen. Aber ſie waren im Kriege alt und geſtählt worden! So hatte General Camou, der Commandeur der Garde-Voltigeur-Diviſion, 1809, 1810, 1811, 1813 und 1815 unter Napoleon, 1823 in Spanien, 1830, 1831, 1841, 1842, 1843, 1844 in Algerien und 1855 und 1856 in der Krim gefochten; General Picard zählte bei 28 Dienſtjahren 25 Feldzüge und 9 Wunden u. ſ. w. Die große Mehrzahl der höheren Offiziere iſt aus den gebildeten Ständen hervor und durch die Militairſchulen gegangen; jedoch haben auch einige, wie Randon, Camou und Vinoy von der Pike auf gedient. Wenn daher der bei Montebello gebliebene Oberſt Méric de Belle-fond ſeinen Leuten in der Krim zugerufen haben ſoll: „Soldats, les canons des ennemis sont chargés jusqu'à la gueule de croix d'honneur, en avant!“ ſo waren es doch nicht nur die Kreuze allein, ſondern auch weit reellere Ausſichten, denen man einen Einfluß auf das Verhalten der Soldaten zuſchreiben mußte.

Bei dem großen Selbſtvertrauen des Soldaten beſtand aber keine geringe Gefahr für die Armee in dem verhältnißmäßig geringen Anſehen, deſſen die Führer genoſſen, unter denen ſich trotz aller Kriege keine entſchiedenen Talente entwickelt hatten, bei der Natur derſelben auch ſchwer entwickeln konnten. Geordnete Gefechte und Schlachten kommen im Kampfe gegen wilde Völkerſchaften nicht vor. Man kämpft entweder einzeln oder in kleinen Abtheilungen, oder bedient ſich in größeren Maſſen ſowohl offenſiv wie defenſiv gewiſſer ſtereotyper Formen. Selbſt bei den Kämpfen um Sewaſtopol hatte es ſich kaum um etwas Anderes gehandelt, und alle dieſe Kämpfe waren zwar eine ausgezeichnete Schule für den Krieger, aber nicht in demſelben Grade auch eine Schule des Krieges geweſen. Wenn aber der Einfluß hiervon auf die Gefechtsdisciplin nicht ausbleiben kann, ſo würden Rückzüge den Mangel an Autorität von Seiten der Führer noch evidenter herausgeſtellt haben. „En avant les épaulettes!“ war ein ganz gewöhnlicher Ruf der Soldaten beim Vorgehen; und drückten die Offiziere den oben beregten Mangel durch die Worte aus: „nous n'avons point de tacticiens“, ſo ſagte der Soldat ungefähr daſſelbe durch die bei ihm Mode gewordene Behauptung: „C'est le général „Soldat“ qui a gagné les combats d'Italie.“ Dabei darf nicht überſehen werden, daß die Truppen durchaus nicht von gleicher Güte waren. Die Elite-Abtheilungen haben ſich überall ohne Tadel gezeigt, von den Linien-Regimentern dagegen hat man beim Anmarſch zu den Gefechten ganze Sectionen aus wirklicher oder vorgeblicher Erſchöpfung an den Wegen liegen ſehen.

Die Ausrüſtung der **Infanterie** beſtand in dem Kepi — die Czakots waren eigenmächtig und mit nachträglichem Conſens Louis Napoleons in den Garniſonen zurückgelaſſen worden — aus dem Capotmantel, einer Aermetweſte, einem Paar Hoſen,

zwei Paar Schuhen, von denen ſich das eine im Torniſter befand, und dem Zelt. Alles Uebrige wurde in Genua deponirt, und nur die Zuaven und Turkos nahmen die Lagerdecken und den Capotkragen mit. Den Offizieren war das Mitführen großer Zelte unterſagt worden, weshalb man ihnen geſtatten mußte, während des Bivuakirens die nächſt gelegenen Häuſer zu benutzen. Nur die Avancirten und Eliten führen Seitengewehre, die Leute von den Compagnien des Centrums dagegen tragen das Bajonnet in der Scheide und dürfen auch nicht den Knebelbart am Kinn tragen. Die gewöhnliche Colonne iſt die par peloton oder par division (2 Compagnieen) rechts abmarſchirte. Das Reglement kennt zwar auch die nach der Mitte, doch kömmt ſie ſelten zur Anwendung. Das Tirailliren geſchieht zunächſt durch die auf dem linken Flügel (in der Colonne an der Queue) ſtehende Voltigeur-Compagnie, erſt wenn dieſe nicht ausreicht, wird die Grenadier-Compagnie vom rechten Flügel (von der Tete) vorgezogen, und nach und nach können auch die übrigen Compagnieen von den Flügeln her zur Unterſtützung der Schützen verwendet werden. Das Carree iſt ein hohles und wendet die Spitze dem Feinde zu, durch ſchräges Anſchlagen (feu oblique) der Facen kann hierbei aber auch die Front unter Feuer gehalten werden.

Etwas über die Zukunfts-Taktik.

Jetzt, da der kurze aber merkwürdige Feldzug in Italien ſo überraſchende Reſultate ergeben hat, iſt jedem berufseifrigen Offiziere das Geſpräch und das Nachdenken über die wahrſcheinliche künftige Taktik zu einem unabweisbaren Bedürfniſſe geworden, und die getheilten Anſichten der letzten Jahre, die ſich in Wort und Schrift Luft machten, tauchen mit erneuerter Lebhaftigkeit wieder auf, und die Tagesfragen der Linie und Colonne, der Schützenſchwärme, der Eingrabungen u. ſ. w. beſchäftigen jedes Soldatengemüth. Hiezu kommt noch, daß beſonders die Anwendung des vorzüglichen Zündnadelgewehres dazu beiträgt, die Löſung der Räthſel noch complicirter und dadurch ſchwieriger zu machen, und ſo die Meinungsverſchiedenheit noch zu erhöhen, indem Manche mit Hand und Fuß die franzöſiſche Zuaven-Taktik annehmen wollen, während Andere auf die ſalvengebenden Linien unſerer Füſiliere alle Erfolge für die Zukunft bauen.

Es ſtehen bei der Löſung der Fragen oft die tiefen Colonnen der franzöſiſchen Taktik den Linien Friedrichs des Großen und der Engländer gegenüber, und Beide ſuchen durch ſcharfe Deduktionen ihre Vorzüge geltend zu machen. Eben ſo fragt es ſich, ob maſſenhafte Schützenſchwärme, durch welche, wie bei den Zuaven und Voltigeurs, mit einem Schlage Großes geleiſtet wird, oder die ſpärliche Verwendung ausgeſuchter Schützen, die bei großer Oekonomie der Kräfte verhältnißmäßig doch bedeutende Truppen im Schach zu halten vermögen, vorzuziehen ſeien. Ob man ſofort in aufgelöſter Form dem Feinde mit dem Bayonnet beizukommen ſucht, ehe er ſich's verſieht, oder ob es beſſer iſt, in ſicherer Deckung durch ein wohlgezieltes, langſames Feuer den Angreifer mürbe zu machen und ihn dann zu überfallen. Ob man in einer für das neue Gewehr ſo vortheilhaften Defenſivſtellung den Feind ruhig erwartet, oder ob man, dieſen Vortheil verloren gebend, mit friſchem Muthe und Hurrah! angriffsweiſe gegen ihn verfährt.

Zu dieſen Fragen kommen noch unzählige andere, die ſich damit beſchäftigen, ob

zwei- oder dreigliedrige Stellung vorzuziehen ſei, ob beſſer die Compagnie die taktiſche Einheit werden könnte, ob die Cavallerie in ihrem Gebrauche zu beſchränken wäre oder nicht?

Sind auch viele dieſer Fragen durch die neueren Begebenheiten in den Hintergrund gedrängt, ſo beſchäftigen ſie doch lebhaft den Geiſt der Kameraden, haben in Verſuchen, Entwürfen und Brochüren vor dem Kriege 1859 Deutſchland unſicher gemacht (obgleich ihr fortſtrebender Zweck nicht verkannt werden kann) und ſcheinen für viele Offiziere durch die Begebenheiten in Italien vollſtändig für eine der Formen beantwortet zu ſein, was für die Zukunft ſehr gefährlich werden kann, ſobald nach einem *Syſtem* gehandelt wird, ſtatt nach der *Lage der Dinge* zu verfahren.

Es iſt überhaupt eine müßige Arbeit, glaube ich, dieſe Fragen alle abſolut beantworten zu wollen, indem höchſtens dieſelben kritiſch zu beleuchten oder durch Fälle der Kriegsgeſchichte *vergleichsweiſe* zu erläutern ſind.

So lau der folgende Vergleich in der Jetztzeit der aufgeregten militäriſchen Gemüthsſtimmung klingen mag, ſo könnte er doch dazu dienen, ſanguiniſche Anſchauungen zu mildern und übertriebene Reformen zum Maaße zurückzuführen.

Gehen wir nämlich auf den *Begriff* der Taktik zurück, ſo iſt ſie eine *Kunſt* und gleicht in ihrer Entwickelung jeder andern Kunſt, z. B. der Muſik, die mit der Erweiterung und Verfeinerung der Mittel, auch Erweiterung und Complicirung in ihren Compoſitionen und ihrer Ausübung erfuhr, während doch nur rechte, aus der Natur des Menſchen geſchöpfte, einfache Mittel die wahren Empfindungen im Herzen hervorlockten.

Sie entſtand aus einfachen Accorden, die zu den heroiſchen Erzählungen auf der Lyra angeſchlagen wurden, aus Poſaunenchören und Flötentönen, die die Feſte der Alten verherrlichten, und ging durch alle Stufen der Entwickelung bis zur neueren Muſik über; auch hier rang ſie ſich durch Rondo, Sonaten und unzählige andere Formen zur freien Symphonieform mit Chor, zur Oper mit allen nur erdenklichen Freiheiten der Inſtrumentation, ja bis zur Alles, ſelbſt die faſt nothwendigen Formen überſpringenden Zukunftsmuſik empor.

Ebenſo haben ſich die Taktik und Strategie aus den einfachſten Elementen zu allen möglichen Variationen der Formen und Evolutionen emporgearbeitet bis ſie ſich zu den noch ungeborenen Problemen der neuen Schriftſtellerei, reſp. zu der noch unbekannten alle Formen überſpringenden Zuaven- und Zukunftstaktik verſtiegen hat.

Die Muſik wirkt in großartigen Melodien oft durch einfache Mittel großartiger wie durch den kombinirteſten Harmonienknäuel, und gerade durch die entgegengeſetzte Art zu componiren, wird von verſchiedenen Meiſtern oft ein und dieſelbe Wirkung erreicht; es kommt nur darauf an, daß der Meiſter die Natur des menſchlichen Herzens recht gründlich ſtudirt hat. Allein auch die *Vervollkommnung* der Inſtrumente war auf die Muſik nicht ohne Einfluß, indem ſie derſelben eine *freiere* Form gab; ebenſo konnte ſich die menſchliche Stimme bei ihrer *größeren Ausbildung* auch in größeren Effekten und tieferen Wirkungen ergehen und war im Stande, losgebunden von der Hülle der Methodik, ſich immer freier den Empfindungen der Natur anzuſchließen; allein es gehörte in Folge deſſen ein immer größeres Studium der Methoden, der Meiſter, ein tieferes Eingehen in das Weſen der Muſik und gründliches Erkennen der Momente ihrer Größe dazu, um Etwas Erhebliches zu leiſten.

Ebenſo wirken auch bei der Taktik einfache und natürliche Mittel am beſten, obgleich hier und da Feldherrn gerade auf entgegengeſetzte Weiſe zum Ziele gekommen ſind, und wie bei der Muſik macht auch bei ihr die Vervollkommnung der Feuerwaffen die For-

men frei, ſtatt ſie einzuengen; durch Methode iſt bei der Menge des Materials, dem ſchnellen Wechſel des Terrains und der Ausgebildetheit der Gewehre Nichts zu machen, frei will ſich auch die Kriegskunſt entfalten und in ungezwungenen Formen einhergehen; doch gebraucht ſie dazu Meiſter, die genau die Formen kennen, recht ernſtlich die Vorgänger und ihre Werke ſtudirt haben, ſowie geſundes Urtheil mit den andern Eigenſchaften eines Feldherrn verbinden, die Clauſewitz ſo ſchön in ſeinem oft geiſtreichen doch wenig geleſenen Werke entwickelt hat.

Je freier aber die Gefechtsformen ſich geſtalten, deſto größer muß das Genie und die ächte Geiſtesbildung (nicht Methodik oder Wiſſenskram) des Feldherrn ſein, deſto mehr muß er die Fäden des Gefechtes zuſammenhalten, mit deſto größerem Adlerblicke die Chancen des Terrains ermeſſen und erwägen, und mit deſto energiſcherer Kraft und unzerſtörbarem Willen den einmal gefaßten Entſchluß durchſetzen um wahrhaft Großartiges zu vollbringen.

Lieſ't man nun die Werke Clauſewitz's, dieſes Philoſophen nicht frei von Pedanterie, die Friedrich des Großen, Hoepfner's, Bernardi's und Brandt's ꝛc., ſo geht einem, der noch keinen Feldzug mitmachte, eine Art Schimmer über das auf, was Freiheit der Form in Verbindung mit Intelligenz und Genialität, und in Verbindung mit dem rechten Wiſſen des Krieges zu leiſten vermag.

Faſſen wir das Geſagte kurz zuſammen, ſo ſoll der Vergleich nur das Herausgehen aus den engen Formen durch ächte Anwendung und wahre Kenntniß derſelben predigen, welches durch die neuen Feuerwaffen bedingt wird.

Und daß die neue Waffe unſre Formen vervielfältigt und dadurch eine größere Freiheit in der Wahl der Mittel geſtattet, zeigt Folgendes:

Die neue Waffe begünſtigt die Oekonomie der Kräfte bedeutend mehr wie früher; Sie leiſtet dafür auch Großes (Zuaven) bei intenſiven Feuer- und Bajonettangriffen in größeren Schwärmen.

Sie führt gerne zum Salvenfeuer langer Linien im Schnellfeuer bei zu haltenden Stellungen und Poſten zwingt dagegen die im Terrain ſich ſchmiegenden Truppen zu tiefen Colonnen, um ſich am Leichteſten dem Angriffe entziehen zu können.

Sie iſt die ſchützende Kraft der Defenſive, und doch drängt ſie wieder hin zur energiſchſten Offenſive, weil ſchnell das mörderiſche Feuerterrain ihres weit und ſicher treffenden Geſchoſſes zu durchſchreiten iſt. —

Bald iſt die Cavallerie vor ihrem Balle eine Beute ſicheren Unterganges, bald iſt ſie die einzige Waffe, den zerſtreuten, gefährlichen Schützen und Schwärmen Einhalt zu thun, und den ſo unmäßig ſich ſteigernden Exponenten Zeit und Raum etwas »Parall« zu bieten.

Warum fragt ihr, welche Form gebrauchen? Alle, ruft euch die Geſchichte der Kriege zu, alle!

Es wirkt nicht nur die klagende lyriſche Melodie des Herzens, nein auch die Violinen in ihren brennenden Tönen, Flöten und Trompeten wollen ſchallen, ja ſelbſt die Pauken und Cymbeln fordern ihre Rechte, nur jedes am richtigen Orte und zur rechten Zeit.

Hängt nicht an Fragen, nicht an Formen und Prinzipien, nein, ſtudirt, vergleicht, denkt nach, braucht Alles, Alles, nur zum rechten Augenblicke das Rechte! O.

Tagesereigniſſe.

Bei dem Schießen der Garde-Artillerie-Brigade vor dem General-Inſpecteur am 20. d. M. ereignete ſich das Unglück, daß beim Einbringen der Kartuſche in das Rohr eines 24pfünders dieſelbe Feuer fing und nicht nur den die Kartuſche tragenden Kanonier, ſondern auch den Geſchützführer und einen zweiten Kanonier derart verbrannte, daß ihnen die Haut mehr oder weniger erheblich von Händen und Geſicht abgelöſt wurde. Glücklicher Weiſe iſt eine Gefahr für Leben und Geſundheit nicht weiter zu befürchten, und die Verletzten konnten trotz ihrer heftigen Schmerzen unmittelbar nach der Exploſion Sr. Exc. dem Herrn General-Lieutenant v. Hahn mit feſter Stimme Auskunft über den Vorfall ſelbſt und ihren Zuſtand geben. Der zur Stelle befindliche Arzt ſorgte ſofort für den erſten Verband.

Die demokratiſchen Blätter, beſonders die kleineren Winkelblätter, wie „Publiciſt" und „Volkszeitung", fangen ſeit einiger Zeit wieder an, von Soldaten-Exceſſen zu ſprechen und dabei jedesmal als ſelbſtverſtändlich anzunehmen, daß die Soldaten im Unrecht, ihre Gegner aber im Rechte ſeien. Die alberne Zumuthung, daß Soldaten nur dazu da ſeien, damit der erſte beſte Bummler ungeſtraft ſeinen Witz an ihnen üben kann, iſt freilich längſt abgeſtanden, und bei allen Prügeleien zwiſchen Soldaten und Civiliſten ſind die Erſteren ſo wie ſo ſtets ſchlimmer daran, da Kriegs- und Standgerichte nicht von ſo „humanen" Grundſätzen auszugehen pflegen, wie die Civilgerichte, und ein- oder zweitägiges Gefängniß von den Militairgerichten in ſolchen Fällen nicht ausgeſprochen wird; wenn daher die demokratiſchen Blätter wieder lebhaft ins Gefecht dafür gehen, daß die Soldaten Exceſſe begehen, ſo muß dem eine neue Taktik zu Grunde liegen, welche an die ähnlichen Vorläufer des März 1848 erinnert. In politiſcher Hinſicht freilich möchte dieſe neue Taktik für die Ausübenden denſelben Erfolg haben, den ſie vor zwölf Jahren hatte; denn zu ſeinen Verleumdern möchte ſich der Soldat von 1860 eben ſo wenig hingezogen fühlen, wie der von 1848; aber es iſt doch eine eigenthümliche Erſcheinung, daß die Staatsanwaltſchaft, und beſonders der vor Gericht politiſche Reden haltende Ober-Staatsanwalt Schwarck, es ruhig mit anſieht, daß Militair-Behörden öffentlich verleumdet werden. Oder ſollte es keine öffentliche Verleumdung involviren, wenn die „Volkszeitung" in ihrer Nummer 168 vom 20. Juli ſchreibt: „Man giebt ſich der Erwartung hin, daß der neuliche Vorfall auf der Schönhauſer Allee von Seiten der Militairbehörde ſtrengere Weiſungen an die Soldaten zur Folge haben werde, als ſie nach dem traurigen Exceß auf dem Geſundbrunnen beliebt worden ſind." Liegt hierin nicht der Vorwurf, daß die Militairbehörden und Militairgerichte ihre Schuldigkeit verabſäumt?

Die „Nationalzeitung" beſpricht in einer Reihe von Artikeln die nunmehr beendete Organiſation unſeres Heeres und weiß in ihrem Unmuth nicht recht, wem ſie die Schuld für dieſen ihr ſehr mißliebigen Vorgang beimeſſen ſoll. Will man zwiſchen den Zeilen leſen, ſo kömmt ihr Vorſchlag darauf hinaus, ſofort ein demokratiſches Miniſterium vom reinſten Waſſer zu bilden, und dieſem die Pflicht aufzulegen, die Armee ſchleunig zu desorganiſiren. Sie meint nämlich, da das gegenwärtige Miniſterium die Reorganiſation für nothwendig erklärt habe, ſo hätte ſie auch ausgeführt werden müſſen, wenn man nicht vor ganz Europa zugeſtehen wollte, daß man ſich nicht in ſchlagfertigem Zuſtande befinde. Das klingt ordentlich preußiſch patriotiſch, wie ſich denn überhaupt nicht leugnen läßt, daß die Nationalzeitung manchmal wirklich ein preußiſches Gefühl durchblicken läßt; aber der Nachſatz dieſes Vorderſatzes ſpitzt ſich dahin zu, daß, wenn die Miniſter die Organiſation nicht für nothwendig hielten, ſie dann auch nicht ausgeführt zu werden brauche, es handele ſich daher lediglich um „andere Männer". Da nun konſervativere Männer wie unſere gegenwärtigen Miniſter doch ebenſo viel Einſicht haben würden wie dieſe, ſo iſt von dieſen der Glaube an die ideellen Armeen noch weniger zu erwarten, die Nationalzeitung braucht deshalb demokratiſche, die ihr ihren Willen thuen. Das Unglück der Demokratie beſteht eben darin, daß ihre Mitglieder entweder zu dem großen Haufen der bei allen Parteien befindlichen Eigennützigen und Neidiſchen gehören, oder niemals auf der Höhe der Ereigniſſe und Geſchäfte geſtanden haben. Die Staatsmänner dieſer „edlen" Demokratie

ſind zwar, wie wir gern anerkennen, von edler Geſinnung beſeelt, aber ſie ſind Staatsmänner des „Bierſeidels", ſie konſtruiren ſich ihren Puppenſtaat nach unverdauten römiſchen und griechiſchen Vorbildern, höchſtens durchknetet mit einigen Phraſen aus dem auf dieſelbe Weiſe entſtandenen „contrat social" des ſeligen Rouſſeau. Solch ein Staat bedarf freilich unſerer heutigen Armeen nicht; er bedarf entweder des ewigen Friedens wegen gar keiner Soldaten, oder hat deren jeden Augenblick ſo viel wie männliche Bürger. Leider ſind dieſe Staaten immer aber den wilden Soldatenhaufen unterlegen, und da wir vorläufig noch nicht Luſt haben, uns von anderen Staaten und ihren Armeen Geſetze vorſchreiben oder gar „annektiren" zu laſſen, ſo können wir die „ideale Demokratie" auch noch nicht gebrauchen und ziehen geſchulte Bataillone und Schwadronen dieſen ſchwärmeriſchen Bier-Phantaſieen vor.

Mehr als ungeſchickt nehmen ſich die von der Centralpreßſtelle inſtruirten Federn bei der Vertheidigung der neuen Maßregeln. So ſchreibt ein Correſpondent der Breslauer Zeitung, dem die Redaction ſelbſt das Zeugniß ausſtellt, daß ſie in ſeinen Anſichten die Anſchauungen der Regierung zu erkennen glaube: „Wenn wider Erwarten das Abgeordnetenhaus der Regierung die nöthigen Summen für die Aufrechthaltung der jetzigen Organiſation verweigern ſollte, ſo würde dieſelbe ſelbſtverſtändlich wieder auf den früheren Fuß zurückgeführt werden." Entweder der Correſpondent ſelbſt oder die Redaction — wir wiſſen nicht, wer von beiden — wundert ſich höchlichſt über dieſen Ausſpruch und begleitet ihn mit zwei Fragezeichen. In der That iſt aber dieſer Gedanke auch wirklich koſtbar. Dieſe „Staatsmänner" machen ſich ſelbſt gewiſſe Begriffe von der Macht und Gewalt der Abgeordneten und glauben dann vielleicht, dieſe Begriffe hätten ſich über Nacht in Geſetzes-Paragraphen verwandelt. Das Abgeordnetenhaus hat gar keine Summen für die Unterhaltung von Truppen zu bewilligen. Das Budget wird nach Art. 99 der Verfaſſung durch ein Geſetz feſtgeſtellt. Zum Zuſtandekommen eines Geſetzes aber gehören drei Factoren der Geſetzgebung (Art. 62 a. a. O.). Nun darf zwar das Herrenhaus den Staatshaushalts-Etat nach demſelben Artikel nur im Ganzen annehmen oder ablehnen, allein eventuell kann es ihn doch ablehnen, und ebenſo iſt die Krone in keiner Weiſe gezwungen, die Aufſtellungen des Abgeordnetenhauſes blind zu genehmigen. Das Letztere hat ebenfalls ſeine Meinung abzugeben, aber Geſetz wird dieſe Meinung doch erſt, wenn Krone und Herrenhaus derſelben Meinung ſind.

Wir kommen auf dieſen Gegenſtand zurück.

Druck von G Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Die Leistungen und Verdienste der „neuen Aera".

Leicht begreiflich, daß unsere Behauptung, dem Wechsel in der auswärtigen Politik Preußens werde ein entsprechender Wechsel seiner inneren Politik, wenn auch nicht auf dem Fuße, doch allmählich folgen, in dem Heerlager des Liberalismus einen großen Sturm erregt. Man war so fröhlich beisammen, man fühlte sich so sicher, und siehe da! plötzlich erscheinen der Graf Rechberg mit dem Preußischen Schwarzen Adler-Orden, der Freiherr von Schleinitz mit dem Oestreichischen St. Stephans-Orden und — Herr von Auerswald fühlt sich unpäßlich.

In der That ist es eine sehr unbehagliche Situation, in welcher sich der Liberalismus nach Innen befindet. Auf der einen Seite die Demokratie, unzufrieden und grollend wegen der Nichterfüllung des so viel verheißenden Programms, insbesondere wegen des „provisorischen Definitivums" der Armee-Organisation, und bereits — wie es scheint — befreundet mit dem Gedanken, für den Fall der — doch wohl gewünschten — Nichtbewilligung des neuen Militair-Budgets „andere Männer" auf den Minister-Stühlen zu begrüßen. Auf der andern Seite die conservative Partei, sehr gehoben, wie wir annehmen zu dürfen glauben, durch die jüngst erfolgte definitive Verwerfung der deutschen und auswärtigen Politik des Liberalismus, und daher wohl kaum in der Stimmung, noch länger in ihrer bisherigen abwartenden Stellung zu verharren, oder wohl gar, in Veranlassung der von dort leise colportirten Besorgniß, als könne ein Ministerium mehr von links der Nachfolger sein, das zeitige Gouvernement in seiner Gesammtheit persönlich zu stützen.

Nichts desto weniger wird es keine verlorene Mühe sein, zunächst einmal die Leistungen des ministeriellen Liberalismus Revue passiren zu lassen und die Frage zu beantworten, ob man sich denn in der That so wohl verdient um das Vaterland gemacht hat, um für immer in dem Pantheon der Wilhelmsstraße aufgestellt zu werden. Die Liberalen, nichts weiter als eine Partei wie jede andere, und zwar eine sehr schwächliche und bornirte, sie haben sich lange genug unbesehens als „Volk" geberdet, und sie werden hoffentlich selbst das Bedürfniß haben, wieder einmal auf eine Zeit lang zur Disposition gestellt zu werden.

Zuerst die Verfassungs-Treue im Allgemeinen und der unzerstörbare Rechtssinn im Besonderen: wir erblicken von Weitem den Genius des Herrn von Patow, wie er vor dem „provisorischen Definitivum" verschämt sein Angesicht

verhüllt; wir schauen in noch größerer Ferne den „unbeweglichen und unveränderlichen" Justiz-Minister der „neuen Aera" und erkennen plötzlich einen alten Bekannten aus jener Zeit, wo in Preußen noch das Faustrecht geherrscht haben soll mit dem Motto: „impavidum ferient ruinae*); wir hören die sonore Stimme des Grafen Schwerin, wie er seinen erstaunten Zuhörern verkündet, daß die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses sonst weiter keinen Zweck haben, und daß die Regierung selbst beschließen werde, was das Rechte sei, und finden es sehr natürlich, wenn der bürgerliche Kriegs-Künstler aus dem Sauerlande plötzlich den Herrn v. Westphalen als Banquo's Geist hinter den Minister-Stühlen erscheinen läßt; wir stehen schweigend hinter dem Janus-Bilde des Herrn von Bethmann, wie er, in der linken Hand den Freibrief der Dissidenten und in der rechten die Schul-Regulative, als geistlicher Minister Preußens das Hirtenamt der Liebe als seine Dienst-Instruction verkündet; wir betrachten mit Befriedigung den Freiherrn von Schleinitz, wie er auswärtige Politik treibt, als hätte er die tiefsinnigen diplomatischen Betrachtungen der Herren von Vincke, Mathis und von Carlowitz von Hause aus für leichte Waare gehalten.

Man sieht, es ist hier Alles so sehr beim Alten geblieben, daß mehr das Kommen der Neuen, als das Bleiben der Alten überraschen sollte.

Doch hat man allerdings in neuer Zeit auch Neues geleistet. Man hat den Versuch gemacht, die christliche Ehe auf einen möglichst wenig genirenden bürgerlichen Vertrag zu reduciren; man hat die letzten Schranken beseitigt, welche das Judenthum bis dahin verhinderten, das volle Maß seiner Wohlthaten über unser Vaterland auszuschütten; man hat einen Anlauf genommen, durch Hinwegräumung der letzten Schutzwehren des kleinen Capitals und Gewerbes der Freigebigkeit der großen Geldleute freien Spielraum zu schaffen; man hat es als eine besonders dankenswerthe Errungenschaft des Rechtsbewußtseins der neuen Aera hingestellt, die Gesetze fortan nicht nach der Auslegung und den Präjudicien des höchsten Gerichtshofes, sondern nach der eigenen „Ueberzeugung" — Manche nennen dies „Parteiansicht" — zu interpretiren und zu handhaben; man hat der Handhabung des öffentlichen Rechtes dadurch neue Garantieen geschaffen, daß man den Ministerialismus als die unentbehrlichste Eigenschaft des Regierungsbeamten proklamirt; man hat die „Selbstregierung" dadurch angebahnt, daß man das Petitionsrecht der dazu hauptsächlich qualificirten Corporationen kraft der gewagtesten Auslegung der bestehenden Gesetze auf das geringste Maß beschränkt; man hat uns der Freiheit dadurch näher gebracht, daß man unserm bewährten geschichtlichen Organismus einen der französischen Präfectur-Verfassung sprechend ähnlichen Ableger einer sogenannten neuen Gemeindeordnung einzuimpfen versucht. Es sind dies Alles Leistungen, deren Verdienst wir dem Liberalismus ungeschmälert überlassen.

Dagegen werden die Liberalen selbst kaum so unbescheiden sein, das wirkliche Verdienst der „neuen Aera", die neue Militär-Organisation, auf ihre Rechnung zu setzen. Sie haben gethan, was in ihren Kräften lag, um dieselbe

*) Frei übersetzt heißt dies: Wenn auch das Alte in Stücke geht, wir sind unverzagt und bleiben doch! D. R.

zu hintertreiben, und ſie haben ſich damit in das Dilemma gebracht, entweder die Armee oder ſich ſelbſt aufzulöſen. Was ſie nun ſelbſt thun werden, iſt bei der bekannten Energie und Conſequenz des Liberalismus allerdings nicht leicht vorauszuſehen, um ſo unzweifelhafter aber dürfte der Entſchluß der Krone ſein.

Haben wir aber hiermit ein richtiges Bild entworfen, ſo dürfte unſere Behauptung von einer nothwendigen Rückwirkung der äußern auf die innere Politik um ſo weniger als gewagt erſcheinen, ja, was noch mehr iſt, es wird nur ein ganz kleines Gefolge ſein, welches dem ſcheidenden Syſtem die letzte Ehre erweiſt.

Die Nothwendigkeit einer Rückwirkung der äußern auf die innere Politik aber liegt um ſo näher auf der Hand, als die veränderte Stellung Preußens und Oeſtreichs auch eine Veränderung der Politik Louis Napoleons und Frankreichs im Gefolge haben wird, und als es ſich bald als unmöglich erweiſen dürfte, der durch die veränderte Haltung und Machtſtellung Deutſchlands mehr in das Extrem gedrängten Politik Napoleons nach Außen wirkſam zu begegnen und gleichzeitig im Innern die ihm und ſeiner Politik befreundeten Elemente zu pflegen.

Umſchau.

Wenn wir uns recht erinnern, war es Garve, der die Bemerkung machte, daß der menſchliche Geiſt aus der Ferne die Erſcheinungen beſſer erkenne als in der Nähe. Ein ſehr zweideutiges Compliment, wenn man bedenkt, daß im Grunde nichts Anderes damit geſagt iſt, als daß menſchliche Urtheilskraft im umgekehrten Verhältniß ſtehe zu den praktiſchen Bedürfniſſen des Menſchen. Die Bemerkung iſt aber auch um deshalb wenig ſchmeichelhaft, weil ſie genau jenes Leiden beſchreibt, das wir im gemeinen Leben „Kurzſichtigkeit" zu nennen pflegen.

Sei dem aber wie ihm wolle, kurzſichtig oder weitſichtig, auch dem glücklichen Inhaber einer regelmäßig geordneten Sehkraft dürfte ſich in den letzten Tagen wiederholt die Frage nahe gelegt haben: ob nicht König Franz II. die ihn anherrſchende Revolution durch einen einzigen entſchloſſenen Ruck niederzuwerfen vermocht hätte, um, wenn er dann doch Zugeſtändniſſe machen wollte, dieſe wenigſtens unter ſolchen Umſtänden und ſo machen zu können, daß ſie Reſpect und Vertrauen zugleich eingeflößt hätten, d. h. aus freier, ungenöthigter königlicher Hand —? Mochte die Verwirrung, unter deren Wogen das junge Königthum Neapels, ſo zu ſagen, vertaucht wurde, noch ſo groß ſein und die davon unzertrennliche Rathloſigkeit noch ſo gewaltig auf die königliche Entſchließung drücken — eins konnte und mußte der König immer noch herausfühlen, und zwar dies, daß ein Häuflein von Zehntauſend braven Soldaten

unter zuverläſſiger Führung (und die zuverläſſigſte iſt immer die eigene!) hingereicht hätte, die ſo ſchmählich beſudelte königliche Tenne von dem Schmutz und der Spreu einer eingeſchwärzten Conſpiration wie mit Sturmwind zu ſäubern.

Von uns aus, d. h. vom Garve'ſchen Entfernungspunkte aus geſehen, ſcheint es wenigſtens keinem Bedenken zu unterliegen, daß es der revolutionairen Bewegung in Neapel durchaus an Poſitivität gebricht und ſie vielmehr, wie alles das, was moderne Cultur „auf Beſtellung" arbeitet, negativer, an die Ereigniſſe in Sicilien anlehnender und deren letzten Ausgang erſt noch abwartender Natur iſt. Wie immer, ſo zeigt ſich auch hier wieder, daß die revolutionaire Macht nach den erſten ſtürmiſchen Anläufen, wie verdutzt und betroffen von der unerwarteten Schwäche des Gegners, in jenen unbezeichnenbaren Zuſtand verſinkt, der, ſei es Gefühl der innerlichen Hohlheit und Leere, ſei es Feigheit der Führer und die ihr verſchwiſterte Berechnungsluſt, die Bühne einſtweilen mit — Großmäuligkeit erfüllt und allein durch dieſe Großmäuligkeit ſich noch am Leben erhält und ſchreckhaft macht. Sage man uns nichts von der Großmuth und Mäßigung der Revolutionaire! belüge und verſchüchtere man ſich ſelbſt nicht zu einer Zeit, die mit allen Zeichen auf die perſönliche fürſtliche Willenskraft, als auf das einzige Geſtirn hindeutet, in deſſen Beleuchtung aus dem allgemeinen Wirrſal allein herauszukommen ſein wird — es war niemals Großmuth, niemals Mäßigung, wenn die Revolution irgendwo auf ihrem Wege Halt machte, und ſo pauſirt ſie auch in Neapel nicht aus beſſern Beweggründen.

Aber, um zurückzukommen, wo ſind die Zehntauſend zuverläſſiger Braven? Wir antworten einfach: in der entſchloſſenen Willenstüchtigkeit eines Fürſten, der einen ehrlichen Tod den Demüthigungen einer Statiſtenrolle vorzieht. Um Andere ſtärken zu können, muß man vor allen Dingen ſelber Stärke äußern.

Gewiß! es bedarf keiner Frage, daß, wenn — und ſeit Wochen iſt dies offenkundig der Fall — die Bewegung in Neapel ſtill ſteht und raſtet, dies aus keiner „generöſen Anwandlung", ſondern allein um deshalb geſchieht, weil die revolutionaire Feigheit aus ſich heraus nichts wagt, ſondern abwarten will, bis ſie durch die Linie Garibaldiſcher Alpenjäger wenigſtens in der Bruſt gedeckt iſt. Hinter der Linie brüllt es ſich noch einmal ſo gut, das wird man zugeben; und wie wird dann gebrüllt werden! Wir werden's erleben ...

Eine koſtbare, unendlich koſtbare Zeit! . . Wird der junge König ſie benutzen? . . Die Garde iſt ausmarſchirt — wird ihr der König folgen? . . Einfältige Frage! Als ob ein Herrſcher, der ſich mit der „Civiliſation" auseinander ſetzen will, nicht vollauf zu thun hätte, ſich in die Geſetze und Gebräuche der conſtitutionellen Regierungsform „einzuweihen."

Um vom Kleinen indeß auf's Große oder vielmehr, um vom Einzelnen auf das Ganze zu kommen: Dieſer von Gefahren rings eingeſchloſſene König, in ſeiner harten Noth und Bedrängniß, nahe vor dem Sturze und im Angeſicht des Verfalls ſeines Reiches, eines der ſchönſten, das Gott mit einer königlichen Krone beliehen, iſt er in ſeiner Perſon nicht das getreue Conterfei der euro-

päiſchen Geſellſchaft in ihrer dermaligen Zerrüttung? Wahrhaftig, die Papiere der geſammten alten europäiſchen Welt ſtehen um keinen Pfennig höher im Werthe als die des jungen Königs! Es iſt der nämliche Feind, der an ihrem Einſturze arbeitet, wie er dort bereits gearbeitet hat; es ſind die nämlichen Werkzeuge und Waffen, mit denen ſie eingeſchüchtert werden ſoll, wie jener bereits eingeſchüchtert wurde; ſogar dieſelbe hohle Großmäuligkeit der Phraſe ſpielt hier wie dort ihre Rolle; es ſind endlich dieſelben Ingredienzien, aus denen der Feind wie für jenen ſo für Europa überhaupt die wunderthätige, lebensrettende Arznei bereiten zu können verſpricht; zum Schluſſe iſt es für uns wie für jenen die alleräußerſte Zeit — werden wir ihm auch in der Rath-, That- und Willenloſigkeit gleichen?!

Bis ganz vor Kurzem durfte es noch ſo ſcheinen; und es waren leider! nicht blos die Feinde des öffentlichen Gottesfriedens in Europa, die darauf hin ihre Rechnung bereits gemacht hatten und den Zuſtand des Patienten für ausſichtslos erklärten. Auch die Freunde der Ordnung durften mit wenig beſſerer Hoffnung auf ihn hinblicken.

Da fällt nun plötzlich die fürſtliche Begegnung in Teplitz wie das *Frühroth eines neuen Tags* in die verwirrte Scene und zeigt uns mitten in dem Gewühl negativer Schwankungen wenigſtens die anfänglichen Umriſſe einer *erſten Poſition zum Widerſtande*. Denn nicht mehr und nicht weniger iſt es, was die aus den Fugen weichende Verfaſſung des europäiſchen Syſtems bedarf und erwartet, und ein Mehres iſt es namentlich auch nicht, was unſererſeits erwartet wird. Nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution; aber das Letztere eben darum auch *ganz*, nicht halb oder ſtückweiſe, darum auch *unbedingt*, nicht bedingungsweiſe und auf die Wenn und Aber von Eventualitäten hin, kurz aus vollem friſchen, freudigen Fürſtenwillen und Fürſtenmuthe. Denn das möchten wir um Alles in der Welt nicht ungeſagt laſſen, daß das in Teplitz zum Ausdruck gelangte innige Einverſtändniß der beiden europäiſchen Centralmächte in dem Grade, als es nicht ein ganzes und unbedingtes wäre, nach dem Geſetz von Wirkung und Gegenwirkung, die revolutionäre Macht lediglich ſteigern, die hereinbrechende Gefahr lediglich beflügeln könnte. Teplitz hat nicht blos ſeine Hoffnungen, Teplitz hat auch ſeine ſchweren, weltſchweren Gefahren. . .

Doch davon in unſerm Nächſten, inſofern die Art und Weiſe, wie die europäiſchen Mächte die *ſyriſche* Frage concertando zu behandeln, wirklich noch — befähigt ſind, Aufforderung genug dazu enthalten wird. Auf ihrem dermaligen Standpunkte iſt es noch keineswegs zu überſehen, ob das *angreifende* oder das *abwehrende* Moment in ihr das entſcheidende ſein wird. Ein Schreiben des franzöſiſchen Gewalthabers an ſeinen Geſandten bei dem Hofe von St. James eröffnet unbezweifelt neue Geſichtspunkte.

Ein Programm der franzöſiſchen Politik.

Neulich ſagte eine Berliner Zeitung von einer der zahlreichen deutſchen Schriften, denen es wie ihren franzöſiſchen Concurrenten auf die Vernichtung von einem Paar Staaten mehr oder weniger, wie z. B. von einigen Dutzend deutſcher Staaten, Dänemark und einem Großſtaat, wie Oeſtreich, nicht ankommt: in einer Zeit, in welcher ſo viele politiſche Programme erſchienen, komme es auf ein paar Programme mehr oder weniger auch nicht an, und könne man eins nach dem andern, wie ſie der fruchtbaren Phantaſie der Weltbeglücker entſpringen, noch in den Kauf nehmen. „So viele politiſche Programme" — das iſt aber noch zu beſcheiden geſprochen, — das reicht noch nicht an die pyramidale Höhe, auf welche ſich die ganze active Politik der letzten zwei Jahre und die Speculation der Privat-Politiker und verkannten Genies erhoben hat. Die Programm-Politik, die idiotiſche Speculation und Conſtruction und die Politik der Abenteurer hatten die Alleinherrſchaft. Die Bußfahrten einiger der hervorragendſten Mitglieder jenes Cabinets einer großdeutſchen Macht, welches ſich durch ſeine bloße Erſcheinung auf der Weltbühne den ehrenvollen Beinamen desjenigen der „neuen Aera" erworben, und durch die erhabene Ruhe, mit der es dem Aufſteigen der politiſchen Seifenblaſen zuſah, nicht wenig zu der Herrſchaft der Programme beigetragen hat — dieſe Bußfahrten ſind aber doch ein drohendes Anzeichen, daß es mit der Herrlichkeit der politiſchen Erfinder ein Ende haben wird. Allmählich ward es jenem Cabinet auf ſeiner pyramidalen Höhe, auf der es *auch nur zu einem Programm zuſammenſchrumpfte*, zu ſchwindlig — allmählich merkte es, daß *ſeine* Seifenblaſen, die es in die luſtig aufſteigenden Blaſen der politiſchen Vergnüglinge unten auch hineinwarf, ihm keine geſicherte Stellung in der allgemeinen Programmwirthſchaft verbürgen könnten — allmählich fühlte es das Bedürfniß, von der Höhe ſacht herabzugleiten und ſich in der wirklichen Welt umzuſehen — bald werden die Programme vergeſſen ſein und wird jenes Cabinet, außer dem Vorwurf, daß es die *fröhliche Aera* der Vorſchläge, der politiſchen Speculation und Entdeckung unterbrochen habe, ſich dem ernſteren Kampfe ausgeſetzt ſehen, in welchem Preußen zu beweiſen *hat, daß es mehr als ein Programm iſt*.

Im wehmüthigen Augenblick dieſer Umkehr wird es angemeſſen ſein, auf die Programm-Literatur einen Blick des Abſchieds zu werfen und ſich eine Erinnerung für die Zukunft zu bilden. Es iſt gleich, wo wir im Gewühl der Broſchüren beginnen; unſer Blick fällt auf die neueſte: L'empire du Rhin et le rétablissement de la Pologne ou des conditions de l'équilibre européen par Pierre Mancel de Bacilly (Paris, 1860); nach und nach wird ſich uns dies papierne Chaos ordnen.

Die Franzoſen findet der Verfaſſer in ſeiner neuen Conſtruction der Welt mit der Ehre ab. Er hat die würdige Vorſtellung von der Geſchichte, daß ſie

Digitized by Google

in einem Wettrennen der Nationen beſtehe, und meint, daß Frankreich in demſelben immer um eine Naſenlänge voran ſein müſſe. Louis Philipp, ſagt er, iſt nur deshalb gefallen, weil er nicht „ſchnell genug" begriffen hat, daß Frankreich „im Wettlauf mit den anderen Nationen immer die Spitze führen (tenir la tête) und nie um eine Diſtanz geſchlagen ſein will" (elle ne veut pas être distanciée). Frankreich, ſagt er ferner, bedarf immer ein wenig Lärm. Es hat eine nationale Fiber, welche von Zeit zu Zeit verlangt, daß Europa uns handeln ſieht und bewundert, ſelbſt wenn wir Sottiſen begehen. Jeder Fürſt, der das bedenkt, kann die Franzoſen führen, wie und wohin er will, und es kommt Frankreich dabei weder auf Geld, noch auf Menſchen an, vorausgeſetzt, daß es (um die Naſenlänge voran iſt und) „den Preis gewinnt" — natürlich auch unbekümmert darum, ob es nicht zuletzt auf die Naſe fällt.

Die große Sottiſe, die nun den Inhalt des vorliegenden Programms bildet, iſt eine umfaſſende Revolutionirung Europa's, die zugleich mit einigen kleinen Sottiſen gegen die Staaten verbunden iſt, die ſämmtlich um die Naſenlänge geſchlagen werden müſſen.

Die große Sottiſe beginnt mit der Einigung Deutſchlands, d. h. der Verbindung ſämmtlicher deutſcher Staaten außer Preußen und Oeſtreich zu einem Rheinbund unter einem deutſchen Fürſten — die kleine Sottiſe dagegen eröffnet ſich mit der herzloſen Zerſtörung der Gaukelei, mit welcher andere Programmſchreiber Frankreichs das gothaiſche Lager in Deutſchland bisher zu gewinnen und einzuſchläfern ſuchten, und mit dem nackten Satz, daß Preußen nicht Deutſchland ſei, alſo auch nicht daran denken dürfe, die deutſchen Mittel- oder Kleinſtaaten in den Bereich ſeines Einfluſſes oder ſeiner Macht zu bringen.

Nachdem Frankreich an dem Rheinbunde einen nützlichen und brauchbaren Alliirten gewonnen und indeſſen an dem einigen Scandinavien, d. h. dem unirten Norwegen, Schweden und Dänemark und Finnland, einen weiterreichenden Hebel erhalten hat, ſetzt ſich die große Sottiſe in der Befreiung Polens fort. Daneben geht die kleine Sottiſe, welche der Verfaſſer Preußen ins Geſicht zu ſagen wagt, indem er ihm zu bedenken giebt, daß es kein Recht habe, ſich der Befreiung Polens von Rußland zu widerſetzen, nachdem es ſich mit ſo großer Entrüſtung über die Mißregierung Oeſtreichs in Italien ausgeſprochen und ſich als den Repräſentanten der Freiheit in Deutſchland proclamirt habe. Dieſe kleine Sottiſe geht ſogar ſo weit, daß der franzöſiſche Programmiſt es geradezu für unmöglich hält, daß Preußen ſein Herzogthum Poſen noch länger für ſich in Anſpruch nehmen werde, nachdem es doch Oeſtreich im italiäniſchen Kriege zur Unterdrückung einer Nationalität ſeinen Beiſtand verſagt habe.

Die große Sottiſe fährt darauf fort, den Racheſchrei Irlands zu erhören, daſſelbe England zu entreißen und zu einem ſelbſtſtändigen Königreich zu erheben; — damit iſt dann die kleine Sottiſe verbunden, daß der gerechte Kampf gegen die Revolution erſt dann als beendet gelten könne, wenn

der Hauptſitz derſelben, England (p. 39: „l'effroi des faibles et le foyer ardent des révolutions qu'elle exploite à son profit") gedemüthigt iſt.

Hier aber nimmt die kleine Sottiſe einen großen Charakter an, und die Handwerksburſchenweisheit, die im Handumdrehen die Welt umgeſtaltet, Oeſtreich im Gagern'ſchen Sinne vollſtändig aus Italien vertreibt und bis zum Schwarzen Meer ausdehnt, das neue Gemälde mit den Fetzen des türkiſchen Reiches ausſchmückt und dazu die Guirlanden von Cuba, dem Suezkanal, den heiligen Orten Paläſtina's, von den joniſchen Inſeln und Gibraltar holt, — dieſe Weisheit wird doch auch etwas ernſt. Indem ſie gegen Rußland, Preußen und England die große Ligue Frankreichs, des Rheinbundes und Scandinaviens aufſtellt und dieſelbe durch Millionen und aber Millionen befreiter und glücklich gemachter Streiter vermehrt, hat ſie doch auch ein Wort geſprochen, welches wohl zu überlegen iſt. Durch das Gewäſch und die Faſelei macht ſich die Wahrheit geltend, daß die Revolution immer diejenigen ſtraft, die ſie zugelaſſen und geduldet haben, und daß ſie ihren glühendſten Haß gegen diejenige Macht (alſo England) richtet, die mit ihr concurriren und ſie um ihre Beute, die zerfleiſchten und zerrütteten Nationalitäten, betrügen will. Wenn die große Sottiſe der vorliegenden Schrift eine Albernheit bleibt, ſo ſind ihre kleinen Sottiſen um ſo gefährlicher und gefahrdrohender.

Am Schluß ſeiner Schrift ſagt der Verfaſſer, daß dieſelbe ſchon am 30. Juni 1859 zu Frankfurt a. M. zu Stande gekommen ſei, wie er hinzuſetzt, „unter der Eingebung der Deutſchen" (sous l'inspiration des Allemands, bei der ſchwebenden Tirabenſprache der Franzoſen kann man nicht wiſſen, ob die deutſche Inſpiration von den 15 Millionen Bürgern des künftigen Rheinbundes im Allgemeinen, oder auch von perſönlichen Hülfsgenoſſen ausgegangen iſt). Außerdem meldet er (p. 8 u. 9), daß Kaiſer Napoleon III. „geruht habe, ihm für ſeine 1856 publicirte Broſchüre: „la Paix est-elle possible" durch ein Handſchreiben vom 31. Januar 1856 ſeinen Dank zu ſagen." Herr Pierre Mancel de Bacilly wäre demnach auch in ſofern intereſſant, als er die künftige Allianz Frankreichs und des deutſchen Rheinbundes ſchon perſönlich repräſentirt. Die Kaiſerlich franzöſiſche und die deutſche Inſpiration treffen in ihm wunderbar zuſammen.

Die Börſe und deren Bedeutung.

II.

Wenn wir bei einzelnen hervorragenden Momenten des Börſenverkehrs ſtehen bleiben, in denen ſich der Papierſchwindel in ſeiner vollen Bedeutung gezeigt hat und welche ſtets einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Nationalwohlſtand äußerten, da ſie immer mit erheblichen Vermögensverluſten des Publikums endeten, ſo tritt uns, ohne zu weit zurückzugehen, zuerſt die Epoche der ſpaniſchen Staatspapiere vor Augen. Durch ge-

ſchickte Operationen einiger Madrider Häuſer waren dieſelben, hauptſächlich über Paris und Amſterdam, an alle europäiſche Börſen verpflanzt worden. Die Bedingungen, zu welchen man ſie an den Markt gebracht hatte, waren ſo günſtig, daß das Publikum ſich mit einer wahren Vehemenz darauf ſtürzte; es mußte dies natürlich ein ſtarkes Steigen der Courſe hervorbringen und jedes Steigen derſelben lockte bei der Eigenthümlichkeit der Privaten, am liebſten zu recht hohen Courſen zu kaufen und zu recht niedrigen zu verkaufen, immer wieder neue Käufer an. Einer erzählte dem Andern den großen Gewinn, den er, wiewohl meiſtens nur imaginär, gemacht, da nur ſelten einer den richtigen Tact beſaß, mit Vortheil zu realiſiren; die Meiſten hofften immer noch ein weiteres Steigen und wollten durch zu frühen Verkauf den unzweifelhaft ſpäter größeren Nutzen nicht ſchmälern. Unterdeß waren die Druck-Preſſen, welche man zur Bequemlichkeit gleich im Hauſe des Hofbanquiers Aguodo aufgeſtellt hatte, in fortwährender Thätigkeit, um in freundlichſter Weiſe möglichſt ſchnell den heißen Begehr des Publikums zu befriedigen. Schon hatte dort jede Controlle aufgehört; die ſpaniſchen Papiere, die hierher gelangten, waren meiſtens noch ganz friſch und neu, zu immer ſteigenden Nummern, und während die weiter blickenden und die eingeweihten Börſenmänner ſich bereits nicht nur von ihrem Beſtande losmachten, ſondern ſogar ſchon Operationen à la baisse anfingen, kaufte das blinde, gewinnſüchtige Publikum immer noch tüchtig darauf los; der Schwindel war in alle Schichten der Geſellſchaft gedrungen. Da machte plötzlich im Auguſt 1834 die Verkündung des ſpaniſchen Nationalbanquerutts demſelben ein ſo trauriges Ende; das Vermögen vieler Millionen Menſchen ward dadurch entwerthet, und ſelbſt Handwerker und Dienſtboten um die ſauer erſparte Frucht ihrer Arbeit gebracht. Das bald darauf freilich „zu ſpät" erſchienene Verbot der Königl. Regierung, welches den Handel in ſpaniſchen Papieren unterſagte, hatte daher nun auch weiter keinen Erfolg, als daß dieſe etwa für den vierten Theil des Werthes, zu dem ſie hier Eingang gefunden hatten, ihren Weg in's Ausland zurückmachten; ein großer Theil des preußiſchen Nationalvermögens war auf den vierten Theil verringert.

Faſt ähnlich, wenn auch nicht in gleich kläglicher Weiſe, endete zehn Jahre darauf der bekannte Eiſenbahnſchwindel des Jahres 1844. Einige glückliche Eiſenbahnprojecte hatten die Luſt zu ähnlichen Unternehmungen hervorgerufen; an allen Orten, allen Ecken und Enden tauchten Entwürfe zu neuen Schienenwegen auf, denen immer, freilich oft auf ſehr leichtfertige Koſtenanſchläge und oberflächliche Verkehrs-Verhältniſſe hin, enorme Erträge und Dividenden in Ausſicht geſtellt wurden. Man drängte ſich zu Zeichnungen, welche natürlich in allen Fällen die geforderte Summe weit überſtiegen. Die Erlangung von Conceſſionen war nicht ſehr ſchwierig; die Regierungen hatten mehr den Nationalwohlſtand im Auge, der ſich durch Eiſenbahn-Verbindungen nothwendig immer mehr heben mußte, als die möglichen Verluſte der Actionaire, welche dieſe Anlagen ja doch nur als Geld-Speculation betrachteten und denen eine etwalge Einbuße leicht anderweitig — indirect — wieder zu Gute kommen konnte. Das allgemeine Staats-Intereſſe mußte dem fraglichen Nachtheile des Einzelnen um ſo mehr vorangehen, als man bei den damals noch ſo geringen Erfahrungen wohl kaum ſchon berechtigt war, eine eventuelle Benachtheiligung der Unternehmer zu befürchten. So wie die Conceſſion erlangt war, ja ſchon vorher, da ſie nie bezweifelt wurde, bezahlte man die Interimsſcheine, die dann ſo ſchnell als möglich mit einer Einzahlung von 10 pCt. ausgegeben wurden, mit einem erheblichen Agio, das durch die enorme Speculation, welche darin ſtattfand, ſich oft zu einer fabelhaften Höhe ſteigerte. Die Börſe wimmelte von Privaten, welche ſich dazu drängten, ihr Vermögen, ihren ſauer erſparten Nothpfennig in dieſen Anweiſungen auf goldene Berge anzulegen. Niemand fragte

danach, in welcher Gegend Europa's die projectirte Eisenbahn lag, zu deren Erbauung er sich die Mitberechtigung so theuer erkauft hatte; man nahm eben so leicht Siena-Empoli, wie Rendsburg-Flensburg oder Cottbus-Schwielochsee. Mit Behagen benutzten die Unternehmer und die erfahreneren und klügeren Börsenspeculanten diesen Rausch des Publikums, sich ihrer Interimsscheine möglichst hoch zu entledigen, indem die ersteren immer nur so viele oder so wenige davon behielten, wie sie als „Directoren" der von ihnen constituirten Gesellschaft nothwendig haben mußten. Die weiteren Einzahlungen, welche dann von der Direction, in der Regel in Raten von 10 pCt. ausgeschrieben wurden, brachten zuerst das Publikum zur Erkenntniß. Die Meisten hatten bei ihren Käufen zu berücksichtigen vergessen, daß sie noch 90 pCt bis zum Vollwerthe ihrer Actien nachzuzahlen hätten, und mußten daher bei jeder neuen Einzahlung so viel von ihren Interimsscheinen verkaufen als die Deckung der fälligen Rate erforderte. Diese Verkäufe riefen selbstverständlich ein Weichen der Course hervor, mit dem Weichen der Course kam die Ueberlegung, mit der Ueberlegung ein vermehrter Drang zum Verkaufen und dadurch ein immer stärkerer Rückgang, so daß nicht selten die Besitzer, die mit jeder neuen fälligen Rate sich ihrer Scheine immer mehr und mehr entäußern mußten, schließlich genöthigt wurden, nachdem der Cours in vielen Fällen soweit gewichen war, daß er oft kaum noch die Höhe der neuen Einzahlung deckte, nicht blos das gezahlte Aufgeld, sondern auch die bereits gemachten Einzahlungen fahren zu lassen und ihr ganzes Besitzthum in Wohlgefallen sich auflösen zu sehen. Die auf diese Weise ausgefallenen Actien wurden nach erfolgter Präclusion durch neue ersetzt, die man später wieder zum Besten der Gesellschaft zu verwerthen suchte. Inzwischen mochte aber doch bei der Königlichen Regierung, nachdem sie aus den oben erwähnten staatswirthschaftlichen Rücksichten diesem Treiben eine Zeitlang ruhig und vielleicht nicht ohne einige Befriedigung zugesehen hatte, die Befürchtung Platz gegriffen haben, daß die maßlose Speculation in diesen Interimsscheinen, ganz besonders aber die bedrohliche Ausdehnung derselben in den Interimsactien der ausländischen Eisenbahnen, möglicherweise die Vollendung der inländischen Bahnprojecte würde gefährden können, und sie verbot nun im Mai 1844 nicht nur alle Zeitgeschäfte in ausländischen Papieren überhaupt, sondern auch in allen inländischen nicht vollgezahlten Effecten, in der Art, daß sie sowohl den vereideten Maklern jede Vermittelung von Geschäften darin, deren Abwicklung nicht Zug um Zug erfolgt, untersagte, als auch den darin gemachten Zeitgeschäften jede rechtliche Wirkung absprach, indem sie die darüber geschlossenen Verträge als Basis zu rechtlichen Ansprüchen nicht zuließ. Es war dieses Verbot indeß von keinem andern Erfolge, als daß man die Erfüllung solcher Verträge fortan als Ehrensache betrachtete (Differenzklagen finden an der Börse überhaupt nur selten statt, da dort die Praxis gilt, daß Jeder schon in seinem eigenen Interesse seinen Credit aufrecht zu erhalten sucht und daher so lange zahlt, als er kann). Bei den inländischen Actien fand man den Ausweg, Vollzahlungen zuzulassen, oder wenigstens einige Actien vollzuzahlen, so daß deren factische Existenz nicht weiter in Abrede gestellt werden konnte. Wie leichtfertig man übrigens damals den Entwurf dieser Projecte handhabte, ergiebt sich aus dem Umstande, daß bei keinem einzigen die veranschlagte Kostensumme ausreichte und nur bei sehr wenigen, und auch dann erst nach vielen Jahren, ein dem erwarteten nur einigermaßen ähnlicher Ertrag eintrat.*)

Folgeschwerer aber als dieses Treiben mit den sogenannten Eisenbahn-Quittungsbogen, ja selbst als der unglückliche Handel in spanischen Papieren war der bodenlose

*) Das dieselbe Leichtfertigkeit im Entwurfe von Projecten trotz der jetzt so strengen Prüfung des Königl. Handelsministeriums auch jetzt noch stattfindet, davon giebt der so viel besprochene Bau der Rhein-Nahebahn ein bedauerliches Beispiel.

Schwindel mit den ſogenannten Creditactien und das gewiſſenloſe Spiel, welches man mit der Leichtgläubigkeit eines gewinnſüchtigen Publikums trieb. Wiederum iſt es Frankreich, dem wir die frivole Erfindung der Creditanſtalten verdanken. Als Louis Napoleon im Jahre 1852 an die Spitze der Gewalt gelangte, ſuchte er durch vorſichtige Begünſtigung ausgearteter Speculationen das Intereſſe der Bourgeoiſie mit von der Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern abhängig zu machen und dadurch ſeine eigene Stellung zu befeſtigen. „Förderung von Handel und Induſtrie" war die großartige aber nichtige Phraſe, welche Iſaac Pereire ſeinem „Credit Mobilier", dieſer kecken Schöpfung, zum Aushängeſchild gab, welche aber in der That nichts anderes bedeutete, als: eine großartige Aſſociation von Capitalien zur Beherrſchung des Geldmarkts und eine Exultirung einer großen Maſſe von Actien mit enormem Agio zur Ausbeutung des Publikums (man hatte daher gleich 60 Millionen Franken gegriffen). Man wollte Handel und Induſtrie *fördern*, indem man beides ſich dienſtbar machte, beides *beherrſchte*. Der ehemalige Commis Rothſchild's wollte die finanzielle Herrſchaft ſeines früheren Principals brechen, der aber dieſem Verſuche mit mitleidigem Lächeln zuſah und den Platz Pereire's in ſeinem Comtoir lange Zeit offen hielt, da dieſer doch wohl, wie er meinte, bald wieder zu ihm zurückkommen werde. Pereire verſammelte inzwiſchen eines Tages einige ſeiner Freunde um ſich, theilte ihnen ſeinen Plan mit, vertheilte die 60 Millionen, alarmirte die Preſſe, ließ täglich zu enorm ſteigendem Courſe Scheinkäufe an der Börſe machen, und bereits in wenigen Tagen war „Mobilier" das Loſungswort in ganz Frankreich, mit dem alle Welt aufſtand und zu Bette ging. Jedermann verlangte „Mobilier," das Publikum bot Geld über Geld, um nur in Beſitz von „Mobilier" zu gelangen, und das Comité verwerthete die Actien dieſes bis dahin nur noch in der Idee exiſtirenden Unternehmens zu einem ſo fabelhaften Courſe, daß ſelbſt der kühne Schöpfer dieſer Ideen davon überraſcht wurde.

Die politiſche Judenſchule.*)

Bei allem Unglück iſt immer noch ein Glück. Dringt in dem Kampfe des Guten und Böſen das Unheil an das Heil ſo nahe heran, daß es faſt ſein Herz berührt, ſo iſt es auch den Angriffen und der Macht des Heils näher ausgeſetzt, und der Entſcheidungskampf kann dann nicht mehr lange ausbleiben. Die Revolution ſitzt in Frankreich auf dem Throne, ſie buhlt mit den Kronen, ſchon hat ſie die von Piemont gewonnen und durch den Schacher um Land und Leute befleckt, ſie giebt ſich den Schein, als ob ſie nur im Einverſtändniß mit dem Großrath der europäiſchen Mächte handle, und ſie ſchwört auf die Verträge. An dieſe precäre Lage Europa's — (denn unheilvoll iſt es doch, wenn die Revolution auf die Throne und zu den Thronen ſchleicht, um mit ihnen zu unterhandeln) —, aber auch an dieſe precäre Lage der Revolution

*) Demokratiſche Studien. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Carl Grün, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Laſſalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon aus Trier, Adolph Stahr, Carl Vogt u. A. Herausgegeben von L. Walesrode. Hamburg, O. Meißner. 1860. 487 Seiten.

— an dieſe Situation des Tages mußten wir lebhaft denken, als wir vorliegende Schrift durchlaſen. Aber wir mußten dabei auch laut auflachen. Denn kann es etwas Erheiternderes geben, als wenn z. B. Herr Ludw. Simon es offen eingeſteht, daß die Revolution nicht mehr die Kraft beſitze, aus ſich ſelbſt heraus ihre Pläne durchzuführen, und daß es für ſie gerathen und nothwendig ſei, ſich mit dem Throne und den dynaſtiſchen Intereſſen zu verbinden? Kann es etwas Erquicklicheres geben, als wenn Herr Simon das Thema aller Aufſätze in dieſer Sammlung in die Worte zuſammenfaßt, daß es „allerdings angenehmer wäre, wenn das Ziel der deutſchen Einheit durch die bloße Kraft des deutſchen Volks, ohne allen Beigeſchmack ſpecifiſchen Preußenthums und dynaſtiſcher Intereſſen erreicht werden könne" — und wenn er ſich damit brüſtet, daß dieſer Beigeſchmack durch die neue Aera Preußens an unangenehmer Schärfe verloren habe, und andererſeits eine reine Volksrevolution Anſtrengungen und Opfer verlangen würde, die man ſich „durch den Anſchluß an den immerhin reſpectabeln Kern der geordneten Preußiſchen Macht" erſpare? Iſt es nicht ein erhebendes Schauſpiel, wenn die Revolution im gerechten Mißtrauen auf ihre Kräfte und vor lauter Einbildung auf ihre Klugheit, die Dummheit begeht und vor der Welt das laute Geſtändniß ablegt, daß ſie zum Schacher herabgeſunken ſei und darauf warten müſſe, wie viele von den Thronen, Dynaſtien und Völkern ſich von ihr werden betrügen laſſen? Iſt es nicht ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn die Revolution in ihrer Angſt und Selbſtverblendung es ihren Gegnern ſo nahe legt, ſich zu beſinnen, auf ihrer Hut zu ſein und ſich nicht betrügen zu laſſen?

Der Schacher iſt die Revolution geworden, und die Revolution iſt zum Schacher herabgeſunken — das iſt der ganze Sinn und die Bedeutung der Tagesſituation. Da die vorliegende Schrift mit dem Anſpruch auf Zeitgemäßheit auftritt, ſo kann ſie nicht anders als dieſen Satz beſtätigen und, damit das Geſchäft recht ſchwunghaft gehe, ſo hat ſich in ihr eine Geſellſchaft Juden zuſammengethan, die (zum Symbol des zukünftigen Juden-Deutſchland) ein Paar auserleſene deutſche Judengenoſſen ſich aſſociirt hat. Es iſt eine Schachergeſellſchaft, die ſich zum Thron der Hohenzollern heraudrängt und ihm das Anerbieten macht, mit ihm in Gemeinſchaft das Geſchäft der deutſchen Einheit in Entrepriſe zu nehmen. Es iſt eine Judenſchule, die dem deutſchen Volk in die Ohren ſchreit und es breit zu ſchlagen ſucht, damit es dem frechen Rabbiner ſeine zweitauſendjährigen Ehren und Zierden als abgetragenen Plunder ausliefere. Es iſt ein einförmiges Geſchrei von Schacher und Handel — (faſt fünfhundert Seiten hindurch) — frech und aufdringlich, aber dürftig und langweilig — ein Mißgriff, der höchſt erhebend iſt, weil er dem Aberglauben an die Klugheit der Juden zeigt, daß dieſe doch nur ſchlechte Rechner ſind. Die erfreulichſte Folge dieſer Proclamation der Judenſchule wird die ſein, daß das deutſche Volk über den Handel, den ſie ihm anbietet, bald lachen und den Schacher aus der Politik und aus der öffentlichen Debatte gründlich vertreiben wird.

Kann es etwas Frecheres und daher zugleich (wegen der unausbleiblichen

Folgen) Erfreulicheres geben, als wenn Herr Simon (an der angeführten Stelle pag. 218) von Preußen wie von einer „angenehmen" Waare ſpricht und gerade zu ſagt, daß es ſich den Plänen der jüdiſch-deutſchen Einheitsſtifter „empfehle"? Iſt es nicht die Spitze der Frechheit und zum Auflachen erheiternd, wenn Herr Bamberger in einem Briefwechſel, den er mit einem deutſchen Hans-Taps „Pro und Contra" führt, zu dem Facit der Rechnung kommt (pag. 200), nur dann, wenn Preußen mit baarer Münze (an Revolution) bezahle, gebe er ihm ſeine Kundſchaft, und daß er ihm nicht geheime Sympathieen, ſondern trockne Rechnungsexempel widme? Köſtlich iſt es aber auch, wenn Herr Oppenheim (pag. 10) mit der europäiſchen Diplomatie um Credit für das deutſche Volk feilſcht, — erhebend, wenn Herr Hartmann mit einem kühnen „Wir" den Deutſchen die Verſicherung giebt: „wir haben von Italien nichts zu befürchten", und in dieſes Schlußfacit ſeiner Rechnung mit gleich kühnem „Wir" — „was uns Deutſche betrifft, ſo haben wir alle Urſache, Italien die beſten Erfolge zu wünſchen" (pag. 285. 287) — die Deutſchen an die Judenſchule affiliirt. Dies ſchöne Wir ſpielt auch eine ergötzliche Rolle, wenn Herr Oppenheim in Englands öffentlichem Leben ſich wegen der dortigen Standesunterſchiede, trotz der Stamm- und Sprachverwandtſchaft, die uns mit den Engländern verbinde, höchſt unheimlich befindet. Zur Erheiterung des Publikums hat auch Herr Vogt ſeinen Beitrag geliefert, indem er in einem Ueberblick über Genfs Verhältniſſe als einer der Mitſchöpfer „Alles gut" findet. Herr Laſſalle konnte zwar (pag. 61), da er gerade durch eine die Concentration aller ſeiner Kräfte erfordernde Arbeit in Anſpruch genommen war, dem dringenden Erſuchen des Herausgebers, ihm einen Artikel über irgend eine brennende Frage des Tages zu liefern, nicht Folge leiſten. Dafür hat er den Kennern der Fichte'ſchen Philoſophie die Ueberraſchung bereitet und einen für jeden wirklichen Deutſchen, als eine wenn auch unvollkommne, doch kühne Formulirung des deutſchen Problems, wichtigen, im Frühjahr 1813 aufgeſetzten Entwurf zu „dem politiſchen Vermächtniß Fichte's an ſein Volk" — alſo zu einem Schein geſtempelt, deſſen Auslöſung zu fordern das Volk ein Recht habe. Herr Stahr ſorgt ſodann für die Erheiterung des Publikums, indem er ſich mit dem Grafen Schwerin herumzankt, weil dieſer in einem Erlaſſe in dem langweiligen Schillerdenkmal-Krakehl Schiller den Herrn von Schiller genannt habe. Herr Kapp thut in ſeinem Aufſatz über Brown von Harpers Ferry der Judenſchule den Gefallen, ſeine ſonſtigen kritiſchen, geläuterten Anſichten von den nordamerikaniſchen Zuſtänden zu vergeſſen, die Bedeutung des Brown'ſchen Falles zu übertreiben und dem Nekrolog des Hingerichteten die leichtſinnige Schlußcadence: „vivat sequens" anzuhängen. Herr Grün will der Schule den Ruhm verſchaffen, daß ſie ſich auch für die literariſchen und philoſophiſchen Beſtrebungen des jetzigen Frankreichs intereſſire, und widmet ihr einige Mittheilungen über die Herren Taine, Michelet, Martin, Guinet, Vacherot u. ſ. w. Aber das Non-plus-ultra der Erheiterung hat Herr Michelet in ſeinem Aufſatz über die beiden Napoleone geliefert. Zwar holpert er in dem erſten Theil deſſelben recht hegeliſch, und läßt er die Menſchheit das Verlangen ausſprechen,

daß „der Gedanke der Sache, die allgemeine Vernunft u. ſ. w., nicht mehr die Sprünge der in wilder Begierde ſich tummelnden Perſonen", ihre Geſchicke deuten, aber dafür zeigt er uns zum Schluß das Prachtexemplar einer Perſon, nämlich (pag. 321) Louis Napoleon — (gleichſam als den reuigen Familienvater in einem Iffland'ſchen Rührſtück) — wie er, nachdem Preußen, in Deutſchland aufgehend, ganz Europa mit freien Völkern beſchenkt hat, nun auch endlich gute Miene zum böſen Spiel macht und, nach dieſem Sieg der napoleoniſchen Ideen in ganz Europa, auch in Frankreich ſein Gebäude mit der Freiheit krönt. Dieſes Bild iſt ſo erheiternd, daß unfehlbar die Judenſchule ſelbſt darüber ein lautes Lachen aufſchlagen muß. Aber die Rabbiner mögen ſich nicht überheben, und ihre ganze Weisheit iſt von der Michelet'ſchen nicht verſchieden und nicht um einen Deut mehr werth (um zum Schluß auch einmal zu rechnen). Deutſch aber iſt dieſe ganze Judenſchule nicht, wird ſie nie werden, und zum Schluß wird doch nur das deutſche Volk über dieſe Lehrmeiſter lachen.

Wenn dieſe Frechheit, die den Thron der Hohenzollern zum Abſchluß eines „Geſchäfts und Handels" aufzufordern wagt, bei alledem nur die eigene Hilfloſigkeit der orientaliſchen Clique bloßſtellt, ſo iſt noch hervorzuheben, daß die durchgehende Mattigkeit und Gedankenarmuth aller dieſer Aufſätze auch den geiſtigen Banquerott der Judenſchule zu Tage bringt. Vergleichen wir mit der Abgeſtorbenheit dieſer Aufſätze, die von keiner Suffiſance und Aufdringlichkeit verdeckt werden kann, den Schwung, der ſich ſelbſt noch in den Oppoſitionsbüchern unmittelbar vor 1848, z. B. in dem „Bürgerbuch" und in dem „Rheiniſchen Jahrbuch" zu erkennen gab, ſo ſteht unſere „Abrechnung" mit der Judenſchule nicht ſchlecht. Der Ertrag wirklicher deutſcher Arbeiten in den letzten Jahren muß ſehr bedeutend ſein, wenn die Orientalen es nur noch zu ſo erheiternden Bildern bringen können, wie ſie in den demokratiſchen Studien ausgeſtellt ſind.

Fichte über den Charakter Napoleons I.

Der Analogie wegen dürfte es nicht unintereſſant ſein, heute an eine Charakteriſtik des erſten Napoleons, Seitens des deutſchen Philoſophen Fichte, zu erinnern. Fichte ſagt über den ſo Vielen räthſelhaften Charakter dieſes Mannes folgende goldene Worte:

„Zuvörderſt er iſt kein Franzoſe. Wäre er dies, ſo würden die geſelligen Grundanſichten Frankreichs, jene Achtung für die Meinung Anderer und für etwas außer ihm ſelber, einige wohlthätige Schwäche und Inconſequenz ſeinem Charakter beimiſchen, wie dergleichen ſich z. B. in Ludwig XIV., meines Erachtens der ſchlimmſten Ausgeburt des franzöſiſchen Nationalcharakters, vorfanden. Aber er iſt aus einem Volk, das ſchon unter den Alten wegen ſeiner

Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit ſeiner Geburt in harter Sclaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Feſſeln zu zerbrechen, und in Folge dieſes Kampfes in die Sclaverei eines nur ſchlaueren Herrſchers gefallen und um ſeine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer ſolchen Lage ſeines Vaterlandes ſich entwickelten, mögen die erſten Bildungsmittel ſeines aufkeimenden Verſtandes geweſen ſein. Unter der franzöſiſchen Nation, die auf dieſe Weiſe zuerſt mit ihm bekannt wurde, erhielt er ſeine Bildung, ſie legte ſich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu ſchauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigſter Klarheit dieſes Volk begreifen lernen als eine höchſt regſame Maſſe, die da fähig wäre durchaus jedwede Richtung anzunehmen, keineswegs aber ſich ſelbſt eine beſtimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er dieſe Nation fand, der er ſelbſt ſeine Verſtandesausbildung dankte, und die er ungefähr für die erſte halten mochte, ſo auch das ganze übrige Menſchengeſchlecht anſah? Von einer höhern ſittlichen Beſtimmung des Menſchen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher ſollte er ſie bekommen, da ſie nicht, wie etwa bei den Franzoſen, durch eine glückliche Angewöhnung ihm in früher Jugend zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelſt der Philoſophie oder des Chriſtenthums ſeine ſpätere Bildung ſie ihm auch nicht darbot?

„Zu dieſer vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beſchaffenheit der Nation, über die er ſich der Oberherrſchaft bemächtigte, trat ein durch ſeine Abſtammung aus einem kräftigen Volk begründeter, und durch ſeinen ſteten, aber zu verbergenden Widerſtreit gegen die Uebungen ſeiner Jugend geſtählter, kräftiger und unerſchütterlicher Wille. Mit dieſen Beſtandtheilen der Menſchengröße, der ruhigen Klarheit, dem feſten Willen ausgerüſtet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menſchheit geworden, wenn auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Geiſt gefallen wäre. Eine ſolche fiel niemals in ihn, und ſo wurde er denn ein Beiſpiel für alle Zeiten, was jene beiden Beſtandtheile rein für ſich und ohne irgend eine Anſchauung des Geiſtigen geben können. Es bildete ſich ihm hieraus folgendes Erkenntnißgebäude: daß die geſammte Menſchheit eine blinde, entweder gänzlich ſtagnirende, oder doch unregelmäßig und verwirrt durch einander und mit einander ſtreitend ſich regende Maſſe von Kraft ſei, daß weder jene Stagnation ſein ſolle, ſondern Bewegung, noch dieſe unordentliche, ſondern nach einem Ziel ſich richtende Bewegung; daß ſelten und durch Jahrtauſende getrennt Geiſter geboren werden, die beſtimmt ſeien dieſer Maſſe die Richtung zu geben, dergleichen einer Karl der Große geweſen ſei, und er der nächſte nach ihm; daß die Eingebungen dieſer Geiſter das Einzige und wahrhaft Göttliche und Heilige und die erſten Principien der Weltbewegung ſeien, und daß für ſie ſchlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit und des Genuſſes aufgeopfert, für ſie alle Kräfte in Bewegung geſetzt, und jedwedes Leben in Beſchlag genommen werden müſſe, und daß es Auflehnung ſei gegen das höchſte Weltgeſetz, ſolchen Anſtrengungen ſich entgegenzuſetzen. In ihm ſei er-

ſchienen dieſes Weltgeſetz, in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Culturſtaat, unter ſeiner Oberherrſchaft, ausführen wolle. Das nächſte Glied dieſer Ordnung ſei dermalen die Freiheit der Meere, wie er es nennt, die Oberherrſchaft der Meere in ſeinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für dieſen allernächſten durch das Weltgeſetz geſetzten Zweck müſſe alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen, denn dafür allein ſei es da. Dieſen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menſchenlebens ſich hinauserſtreckt, ſoll nun nach ihm ſeine Dynaſtie fort- und ausführen, ſo lange, bis etwa nach einem Jahrtauſend ein anderer inſpirirter Held wie er auftreten und mit neuer Offenbarung in ſeine und Karls Schöpfung eingreifen wird.

„Man hat geahnt, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrſchern. So iſt es auch. Denn Herrſcher ſind gewohnt, ſich als Vertheidiger des Eigenthums und Lebens anzuſehen, als Mittel zu dieſem Zweck, der darum nie aufgeopfert werden darf; dieſer ſetzt ſich als Vertheidiger eines abſoluten, ſelbſt Zweck ſeienden Willens, eines Weltgeſetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer Grille, ausgerüſtet mit der formalen Kraft des ſittlichen Willens. Es iſt allerdings wahr, daß Alles aufgeopfert werden ſoll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß Alles aufgeopfert werden ſoll, hat er richtig geſehen, für ſeine Perſon beſchloſſen, und er wird ſicher Wort halten bis zum letzten Athemzug, dafür bürgt die Kraft ſeines Willens. Seine Denkart iſt mit Erhabenheit umgeben, weil ſie kühn iſt und den Genuß verſchmäht; darum verführt ſie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. Nur ſoll es eben nicht geopfert werden ſeinem eigenſinnigen Entwurf; dieſem aufgeopfert zu werden iſt er ſelbſt ſogar viel zu edel; der Freiheit des Menſchengeſchlechts ſollte er ſich aufopfern und uns Alle mit ſich, und dann müßte z. B. ich, und jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme.

„In dieſer Klarheit und in dieſer Feſtigkeit beruht ſeine Stärke. In der Klarheit: alle unbenützte Kraft iſt ſein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden ſeine Stärke. Wie der Geyer ſchwebt über den niedern Lüften und umherſchaut nach Beute, ſo ſchwebt er über dem betäubten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und Schwächen, um flugſchnell herabzuſtürzen und ſie ſich zu nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die Andern wollen auch wohl herrſchen, aber ſie wollen noch ſo vieles anderes nebenbei, und das erſte nur, wenn ſie es neben dieſem haben können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern, ſie wollen bei Ehren bleiben, ſie wollen wohl gar geliebt ſein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an; ſein Leben und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſt, dem Hunger, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus. Das hat er gezeigt, auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein; ruhiger Beherrſcher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht ſein, ſondern ruhiger Herr der Welt will er ſein, und falls er das nicht kann, gar nichts

ſein. Dies zeigt er jetzt, und wird er ferner zeigen. Die haben gar kein Bild von ihm und geſtalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und ſeiner Dynaſtie, wie er ſie will, ſich etwas anderes ſchließen laſſe, denn Waffenſtillſtände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgeſprochen, daß ein Herrſcher damit es halte, wie die Zeiten es mit ſich bringen; ſo lange es ihm ſelbſt zuträglich iſt — ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neueren Staatsſchriften deſſelben das Wort Recht gar nicht mehr vor und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, ſondern es iſt allenthalben nur die Rede vom Wohl der Nation, dem Ruhm der Armeen, den Trophäen, die er in allen Ländern erfochten.

„So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen; was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung eines abſoluten Willens, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit."

Wir meinen uns nicht zu täuſchen, wenn wir viele Charakterzüge in dem Neffen wiederfinden, und wir bemitleiden die Kurzſichtigkeit Derer, welche ſich in ihrer eigenen Energieloſigkeit und Bequemlichkeit dadurch zu beruhigen ſuchen, ſo ſie den Kaiſer Napoleon III. als einen bequem werdenden alten Herrn ausrufen. Die Blutrache läßt den Corſen weder alt noch bequem werden.

Der Lebensberuf und die Kriegstüchtigkeit.

Im Jahre 1859 vermochte der Regierungsbezirk Potsdam den nach der Seelenzahl vertheilten Bedarf von Rekruten nicht aufzubringen, während im Regierungsbezirk Frankfurt ſich ein Ueberſchuß kriegstüchtiger Leute vorfand. Hierdurch ſah das Oberpräſidium der Provinz Brandenburg ſich veranlaßt, dem Grunde dieſer auffallenden Erſcheinung nachzuforſchen. Die Ergebniſſe einer ſolchen Unterſuchung hat Herr Dr. Ernſt Helwing in einer Schrift niedergelegt, welche den Titel führt: „Ueber die Abnahme der Kriegstüchtigkeit der ausgehobenen Mannſchaften, namentlich in der Mark Brandenburg." — Hier wird zuerſt die Frage aufgeworfen, ob jene Erſcheinung etwa auf klimatiſchen Verhältniſſen beruhe. Herr Profeſſor Dowe wurde erſucht, ſich mit dieſer Frage zu beſchäftigen; er beantwortete ſie natürlich verneinend. Es blieb daher nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß das Verhältniß der Zahl der Stadtbewohner zu den Landbewohnern in den beiden Regierungsbezirken die Urſache jener Erſcheinung ſei. Nach der Zählung von 1855 zählte nämlich der Regierungsbezirk Potsdam 759,777 Stadtbewohner und nur 583,874 Landbewohner, während die ſtädtiſche Bevölkerung des Regierungsbezirks Frankfurt nur 272,010 und dagegen deſſen ländliche Bevölkerung 638,644 Seelen zählte. Daß dieſer Umſtand wirklich jene Erſcheinung vollkommen erklärt, dürfte um ſo ſicherer angenommen werden, da man in vielen anderen Ländern vollkommen entſprechende

Erfahrungen gemacht hat. Alle Untersuchungen der bewährtesten Statistiker über diesen Gegenstand führen zu folgendem Ergebniß:

Je mehr die Bevölkerung eines Landes sich mit dem Landbau und den mit demselben verbundenen Gewerben beschäftigt, in demselben Maße wird dieselbe eine größere Anzahl kräftiger, gesunder und kriegstüchtiger Mannschaften darbieten; je mehr die Bevölkerung in der Industrie und namentlich in der Fabrikation ihren Erwerb sucht, um desto mehr wird ihre Gesundheit verkümmern, die Anlage zu gewissen Krankheiten sich vermehren, die mittlere Lebensdauer sich vermindern. — Unter den Gewerbetreibenden sind wieder die auf dem Lande wohnenden durchschnittlich bei weitem kräftiger und gesunder als die in Städten wohnenden. — Die einzelnen Gewerbe wirken natürlich sehr verschieden auf die Gesundheit derer, die sie zu ihrem Lebensberuf machen. Erfahrungsmäßig fanden sich im Allgemeinen die am wenigsten Gesunden und Kräftigen in den Gewerben, welche für Zwecke der Bekleidung arbeiten, namentlich bei den Schneidern, Posamentieren, Knopfmachern, Strumpfwirkern u. s. w. Dagegen liefern die Gewerbe, welche für Beschaffung von Lebensmitteln sorgen, bei weitem kräftigere Leute. Unter ihnen zeichnen die Fischer, Fleischer, Bierbrauer sich aus, weniger die Branntweinbrenner, Müller und Bäcker. Zu den unkräftigsten gehören die, welche sich irgend einer mehr intellectuellen Beschäftigung widmen, namentlich dem Handel, den Wissenschaften und Künsten. So ziemlich in letzter Reihe standen von jeher Büreau-Beamte, Schreiber und Commis, ferner alle eigentlichen Gelehrten, Lehrer aller Art, Candidaten, Gymnasiasten und Seminaristen, Sänger, Schauspieler, Musiker, endlich Maler, Zeichner und Architekten.

Diese Regel bewährt sich auch, wenn man die Bevölkerungen der einzelnen Kreise der Regierungsbezirke Potsdam und Frankfurt in Beziehung auf ihre Kriegstüchtigkeit prüft. In dem erstern Bezirk beträgt die Anzahl der Eingestellten in den vorzugsweise ländlichen Beschäftigungen zugewandten Kreisen Oberbarnim, Templin und Angermünde $\frac{1}{2}$ pCt. der Seelenzahl, während dieselbe in der Stadt Potsdam nur $\frac{1}{4}$ pCt., in dem überwiegend industriellen Kreise Jüterbogk-Luckenwalde nur $\frac{1}{3}$ pCt. beträgt. Die Kreise Osthavelland, welcher auch nur $\frac{1}{5}$ pCt. seiner Bevölkerung stellt, und Zauche-Belzig, welcher sogar nur $\frac{1}{7}$ pCt. stellt, sind vorzugsweise von der Stadt Potsdam influencirt. — Im Regierungsbezirk Frankfurt stellen die vorzugsweise ländlichen Kreise Arnswalde und Königsberg mehr als 1 pCt. ihrer Bevölkerung, und dagegen die viel fabricirenden Kreise Crossen, Guben, Sternberg und Züllichau weniger als $\frac{1}{2}$ pCt.

Ein ähnliches Ergebniß stellt sich heraus, wenn wir die verschiedenen Provinzen des preußischen Staates in Bezug auf die Körperbeschaffenheit der von denselben gestellten Rekruten in Betracht ziehen. Hier ergiebt sich im Ganzen und Großen das günstigste Verhältniß in der Mitte und im Osten der Monarchie. Im Osten zeigen sich aber einige Ausnahmen von dieser Regel: die unstreitig in klimatischer Hinsicht ungesundere Weichselgegend und der Regierungsbezirk Königsberg, letzterer unstreitig wegen der ärmlicheren Lebensweise der Bewohner. Die Theile der Rheinprovinz und Westphalens, in denen die Industrie und

Fabrikation ihr Lager aufgeschlagen hat, weisen aber noch viel ungünstigere Ergebnisse auf, während in den Theilen dieser Provinzen, in denen die Landwirthschaft als Erwerbsquelle überwiegt, auch der Gesundheitszustand ein günstigerer ist.

Weniger leicht zu erklären ist die Abnahme der Kriegstüchtigkeit in der Bevölkerung ganzer Länder, welche nichtsdestoweniger durch genaue Nachweisungen aus den letzten Jahrzehnten als unzweifelhaft dargethan ist. In Frankreich konnten im Anfang der dreißiger Jahre durchschnittlich noch 54½ pCt. der vorgestellten Rekruten wirklich eingestellt werden, in der Mitte der vierziger Jahre dagegen nur 40½ pCt.! Und in der neuesten Zeit hat man sich dort bekanntlich genöthigt gesehen, das Normalmaaß der Größe für die Soldaten herabzusetzen, um die nöthige Anzahl von Rekruten zu erhalten. — In Preußen wurden unter hundert Dienstpflichtigen im Jahre 1831 durchschnittlich 45, im Jahre 1859 dagegen nur 39 als kriegstüchtig anerkannt!

Die Ursachen dieser befremdlichen Erscheinung werden sich schwerlich jemals statistisch nachweisen lassen; dagegen liegen die Umstände, welche die Kriegstüchtigkeit der Bewohner Berlins in den letzten dreißig Jahren so bedeutend vermindert haben, klar zu Tage. In Berlin steigerte sich nämlich die Zahl der zum Kriegsdienst Unfähigen im Verhältnisse zu der Zahl der Dienstpflichtigen in den Jahren 1831—54 um das Vierfache, nämlich von 1,43 pCt. bis zu 6,19 pCt.!! In derselben Zeit aber hat auch die industrielle Bevölkerung Berlins in durchaus abnormer Weise zugenommen, und namentlich haben sich hier solche Fabrikationszweige und gewerbliche Beschäftigungen einheimisch gemacht, welche früh die Kräfte aufreiben und Gebrechen jeder Art herbeiführen. In den Jahren 1816—47 nahm die Zahl der Berliner Handwerksgesellen um 56½ pCt., und die der Fabrikarbeiter sogar um 170 pCt. mehr zu als die Gesammtbevölkerung. In Berlin befindet sich ⅛ aller preußischen Maschinenspinner, $\frac{1}{10}$ aller preußischen Weber und Tuchmacher, ⅛ aller preußischen Bleicher und Färber, ⅓ aller preußischen Kattundrucker und fast ¼ aller preußischen Schriftsetzer, Schriftgießer, Buchdrucker, Lithographen u. s. w.

In derselben Zeit wurden überdies Lebensmittel und Wohnungen in Berlin bedeutend theurer, während die Arbeitslöhne nicht in entsprechender Weise stiegen. Die Mehrzahl der Arbeiter und ihrer Familien muß daher jetzt bei weitem kärglicher leben, als vor zwanzig Jahren. Während der Durchschnittsverbrauch des Fleisches in Berlin 1840 für den Kopf 109 Pfund betrug, war er im Jahre 1852 bis auf 91 und 1855 sogar auf 73 Pfund gefallen. — Auch die sich mit jedem Jahre steigernden Ausgaben der Berliner Armenverwaltung legen ein nur zu gewichtiges Zeugniß für die rasch zunehmende Verarmung der untern Volksklassen dieser Stadt ab.

Herr Dr. Helwing schließt seine Darstellung dieser bedenklichen Zustände mit folgenden Worten: „Es fällt uns nicht ein, der vorzugsweise industriellen Entwickelung der Neuzeit den Krieg zu erklären, aber wir wollten warnen vor den Gefahren, welche diese Entwickelung begleiten. Wenn wir einerseits die ungeheuren Erfolge der modernen Industrie bewundern und der Segnungen uns erfreuen, welche dieselbe den Völkern gebracht hat, so dürfen wir doch die Augen

nicht verſchließen vor dem Elend, welches gerade vorzugsweiſe ſich da eingeniſtet hat, wo die höchſte Blüthe der Gewerbſamkeit ſich entfaltete. Wozu die von uns geſchilderten Thatſachen auffordern dürften, das möchte die Mahnung ſein, die Gegenkraft zu verdoppeln zur Bekämpfung der vorhandenen, unleugbaren Uebel. Wir leugnen nicht, daß bereits viel geſchehen iſt durch Verbeſſerung der Geſundheitspflege, durch Reform des Gefängnißweſens, durch Geſetze zum Schutze der Fabrikarbeiterkinder, durch Sparkaſſen und Sparvereine, durch Einrichtung von Vorſchußkaſſen und Armenküchen; — aber gegenüber dem vorhandenen Uebel iſt noch immer nicht genug gethan. Noch iſt ein ungeheures Feld geöffnet, ſowohl für die Geſetzgebung wie für die Verwaltung, für die freie Vereinigung der Einzelnen und vor Allem für die gottergebene und opferfreudige, thätige rettende Liebe!

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 4. Auguſt 1860

Se. Majeſtät der König erfreuten Ihre Umgebung in den letzten Tagen wieder zuweilen durch Zeichen erhöhter Theilnahme; auch waren Se. Maj. im Stande den Beſuch Ihrer Majeſtät der Kaiſerin von Rußland zu empfangen und zu erwidern. Eine erlauchte Verſammlung hoher Gäſte weilt jetzt an dem Königlichen Hofe zu Potsdam. Nachdem ſchon in voriger Woche Ihre Majeſtät die Kaiſerin von Rußland in Begleitung J. K. H. der Großherzogin von Meklenburg-Schwerin und JJ. KK. HH. des Großherzogs und der Großherzogin von Weimar daſelbſt angekommen waren, trafen am Dienſtag Abend auch Ihre Majeſtäten der König und die Königin von Baiern in Begleitung S. K. H. des Prinzen Adalbert und S. K. H. der Großherzog von Meklenburg-Schwerin ein. JJ. KK. HH der Großherzog und die Großherzogin von Weimar haben nach dreitägigem Beſuche die Reſidenz bereits wieder verlaſſen.

Am Freitag Vormittag 11½ Uhr trafen Ihre Maj. die Kaiſerin-Mutter, die übrigen hohen Gäſte und ſämmtliche Mitglieder der Königl. Familie, außer den hohen Wöchnerinnen, mit zahlreichem Gefolge und mittels Extrazuges von Potsdam hier ein und begaben ſich vom Bahnhofe ſofort nach Charlottenburg, wo die Gedächtnißfeier an den Geburtstag des hochſeligen Königs begangen wurde, bei welcher der Oberhof- und Domprediger Dr. Strauß die Predigt hielt und ein Theil des Domchors die Geſänge ausführte.

Die Entſcheidung, daß auf dem Platze vor dem Königlichen Schauſpielhauſe nicht nur für Schiller, ſondern auch für Göthe ein Denkmal errichtet werden ſoll, iſt ſicher von jedem Verſtändigen mit Befriedigung vernommen worden, da ſie die unerquicklichſten Streitigkeiten beendigte. Unſere Liberalen ſind beſonders ſtark darin, Fahnenträger für ihre Colonnen zu preſſen. Haben ſie doch ſogar den Miniſter Stein, der eine durch und durch ariſtokratiſche Natur war, zu einem Chorführer des Liberalismus umgearbeitet, und auch Friedrich dem Großen iſt dieſe Ehre hie und da zu Theil geworden.

Mit beſonderem Eifer aber hat man ſich von jeher und zumal in den letzten

Monaten beſtrebt, Schiller als den Dichter des Volkes und des Fortſchrittes zu proklamiren. Göthe dagegen hat von jeher das Unglück gehabt, als ein Ariſtokrat und Reactionair verrufen zu werden, und unſere Demokratie würde es daher als einen Sieg »von großer Tragweite« betrachtet haben, wenn das Denkmal Schillers allein vor dem Schauſpielhauſe aufgeſtellt worden wäre. Die jetzt beſchloſſene Anordnung dagegen entkleidet dieſe Angelegenheit jeder politiſchen Färbung; es wird ganz einfach zwei ausgezeichneten Dichtern, die im Leben einander innig befreundet waren, ein gemeinſchaftliches Ehrendenkmal geſetzt. Aber eben deshalb ſind die eigentlichen Fanatiker des Liberalismus im höchſten Grade unzufrieden mit dieſer Entſcheidung und ſprechen hie und da ſogar davon, daß der geſinnungstüchtige Berliner jetzt ſeine Beiträge für das Schillerdenkmal nothwendig zurückziehn müſſe!

Die Denkſchrift des Miniſters des Innern über die Judenfrage wiederholt die Rechtsanſichten, welche während der letzten Kammerverhandlungen ſo ausführlich vorgetragen und widerlegt wurden. Wir wollen hier auf dieſe juriſtiſchen Streitfragen heute nicht näher zurückkommen, ſondern nur an einen Umſtand, den Herr v. Schwerin in ſeinem Erlaß anführt, einige Bemerkungen knüpfen. Der Miniſter erwähnt nämlich, daß ſchon ſeit langer Zeit in mehreren Provinzen des Staates Juden Schulzenämter verwalteten, und daß ſogar die Provinzialregierungen in den Jahren 1848 und 1849 durch miniſteriellen Erlaß angewieſen worden ſeien, die Beſtimmungen des Judengeſetzes von 1847 unbeachtet zu laſſen. Dies iſt ſehr wahr, und man könnte hinzufügen, daß, wenn nur die Schulzenämter einträglicher wären, und die Juden ſich in Folge deſſen emſiger um ſie beworben hätten, ſie nicht nur in den Jahren 1848 und 1849, ſondern ſchon viel früher ſicher eine noch viel größere Anzahl derſelben hätten erlangen können. Die Gegenſätze, welche die Weltgeſchichte Jahrtauſende hindurch bewegt haben, drohten allerdings vor einigen Jahrzehnten in dem lauwarmen Brei des Indifferentismus zuſammenzuſchmelzen, und erſt in neuerer Zeit haben ſie ſich wieder kräftiger entwickelt, und die Carikaturen der modernen Bildung, welche die lichtfreundlichen Beſtrebungen und das glorreiche Jahr der Freiheit darboten, haben nicht wenig dazu beigetragen, die ernſtern Gemüther zu wecken und an das, was da Noth thut, zu mahnen.

Unſere dermalige Regierung will offenbar eine Stellung über den Parteien einnehmen, ſie will zwiſchen dem Ernſt, der Gewiſſenhaftigkeit und dem frommen Sinne auf der einen, der Frivolität und der Geſinnungsloſigkeit jenes Fetiſchdienſtes auf der andern Seite vermitteln, und Herr Graf v. Schwerin leugnet zu dieſem Behuf kurz und bündig, daß „chriſtliche Gefühle" durch die Zulaſſung der Juden zu obrigkeitlichen Aemtern verletzt würden. Dieſe erſt ſeit wenigen Jahren ſich wieder lebendiger regenden chriſtlichen Gefühle ſind allerdings für den Augenblick noch nicht ſtark genug, um jeden Streit, ob eine ſolche Verletzung ſtattfinde oder nicht, unmöglich zu machen, wenn aber die Zeitſtrömung nach verſchiedenen Seiten hin, welche das letzte Jahrzehent charakteriſirt, nur noch zwanzig Jahre anhält, wenn die Kluft zwiſchen den hier in Rede ſtehenden Parteien ſich in dieſer Zeit in demſelben Verhältniß wie in der letztvergangenen erweitert, ſo dürfte ein Kampf entbrennen, welchen Verwaltung und Geſetzgebung ganz und gar nicht zu ignoriren im Stande ſein werden, und welcher entweder mit einem ruhmwürdigen Siege der „chriſtlichen Gefühle" oder mit dem vollſtändigen Untergange der europäiſchen Geſittung enden muß. Unſere Hoffnung, daß die chriſtliche Geſinnung ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgehen werde, beruht vorzugsweiſe auf dem Umſtande, daß unter unſern Bauern und Handwerkern ſich noch ein reicher Schatz von Tüchtigkeit und frommer ehrenfeſter Geſinnung vorfindet.

Aus Paris.

30. Juli.

Glauben Sie ja nicht, daß man hier dem alten Pam wegen seiner Küstenvertheidigungsrede ernstlich böse gewesen ist. Im Gegentheil, man hat innige Dankbarkeit empfunden. Es ist schon immer etwas, vor der ganzen Welt als ebenbürtiger Gegner Englands dargestellt zu werden: das giebt einen mächtigen Hintergrund, das hebt in den Augen der Leute. Und dann hat man recht gut durch den kriegerischen Donner, den Lord Palmerston machte, die eigentliche, echte, bescheidene Note hindurchgehört, die im Herzen des englischen Ministers vibrirte: die Note der Entsagung. England hat ja nach Lord Palmerstons Erklärung keineswegs das Amt eines Richters in europäischen Dingen zu übernehmen, für diesen Zweck rüstet es nicht: England will abwarten, bis es angegriffen wird, und dann will es seine Habe vertheidigen. Abwarten, abwehren — keine Initiative: so etwas kann sich Napoleon schon gefallen lassen. Mögen Andere, die sich nach dem Kampfe wider das Kaiserthum sehnen, sich durch den Kampfesschein, der über Lord Palmerstons Rede lag, täuschen, mögen sie sich verleiten lassen, schärfer mit ihren Antipathien hervorzutreten, als sie es ohne die trügerische Demonstration Englands gethan hätten; desto größer wird der Profit des Kaiserthums sein, dessen Kraftquelle die Täuschungen seiner Gegner sind. Abwarten, abwehren, dazwischen auch ein wenig hindern: was schadet das, wo die Hinderung zu unserem Vortheil ausschlägt? Jedermann weiß ja, daß ein Hemmschuh oft dienlicher ist als ein ungehemmtes Rad. Napoleon würde es nicht gern sehen, wenn England sich mit Hundert-Pferde-Kraft vor den imperialistischen Wagen spannte; treibende, drängende Gewalten giebt es schon genug, die ihn fortreißen. Was ihm noththut, ist eine zurückhaltende Potenz, und diese liefert ihm die englische Diplomatie.

Es wird Ihnen vielleicht verwunderlich vorkommen, ist aber nicht minder wahr, daß man hier bereits alle Lust an einem Syrischen Feldzuge verlor, als man die „Times" mit so viel Bravour die Fahne des Kreuzfahrers schwenken sah. Wenn das Blatt, das sonst nicht müde wird, Schreckensrufe über die Fortschritte Frankreichs auszustoßen, plötzlich die Thür weit aufriß, durch welche die Soldaten des Kaiserreichs nach dem gelobten Lande wandeln konnten, so mußte hinter der Thür eine Falle versteckt sein. Hatte die „Times" etwa die Absicht, in Asien eine Grube zu graben, wohinein die Truppen und Schätze Frankreichs zu werfen seien? Viel besser gefiel dem Kaiser die abmahnende, immer neue Bedenklichkeiten erhebende Haltung Russell's: diese gab Zeit, sich zu besinnen; sie lieferte die Entschuldigung für den Rückzug, der nunmehr angetreten worden. Der Wunsch der „Times" ist nicht erfüllt, die Kaiserliche Armee bleibt in Europa? sie ist nur zu agressiven Zwecken da, wie Lord Palmerston so weise entwickelt hat, sie wird also ihrem Schicksale gehorchen, und falls sich ihr Stoß nur nicht gegen England richtet, wird der Brite neutral bleiben; denn Lord Palmerston hat uns gleichfalls eingeschärft, daß England an nichts weiter denke als an seine Vertheidigung. Summa Summarum: die Diplomatie Englands hat die militärische Unternehmungslust Frankreichs vom Osten abgelenkt, im Uebrigen hat sie dem Kaiser durch Darlegung ihres defensiven Charakters einen Freibrief ausgestellt. Wo ist demnach der Grund, weshalb man in den Tuilerien dem alten Pam böse sein sollte?

Ein anderes Beispiel, wo der britische Hemmschuh rechtzeitig eingriff! Der Bevollmächtigte des Ministeriums von Neapel, de la Greca, hatte den Kaiser gebeten, den Garibaldi zu einem Waffenstillstande zu zwingen und Kriegsschiffe abzusenden, welche um die Küsten des neapolitanischen Festlandes kreuzen sollten, damit dem Dictator eine Landung unmöglich gemacht werde. Als Hort der Europäischen Ordnung durfte

Napoleon die Bitte des bedrängten Freundes nicht abſchlagen. Aber da war ja England, welches zu Rathe gezogen werden mußte. Napoleon eröffnete dem Herrn de la Greca, er ſei zu jeder Hülfsleiſtung bereit, nur möchte er nichts ohne England vornehmen, de la Greca ſolle gefälligſt nach London gehen, auf daß das britiſche Cabinet ſich den Operationen an der Neapolitaniſchen Küſte anſchließe. Ruſſell fertigte, wie Napoleon vorausgeſehen, den Geſandten mit einer verneinenden Antwort ab; zuerſt nahm er eine Miene an, als ob er den Neapolitaner nicht verſtehe, er fragte, wie man von England verlangen könne, daß es auf der Inſel Sicilien gegen Garibaldi einſchreite. Der Geſandte erwiderte, es handle ſich ja gar nicht um die Inſel, ſondern um die Beſchützung des Feſtlandes. Auch auf die letztere, meinte Ruſſell, könne Großbritannien nicht eingehen, da es ſich ein für allemal den Grundſatz der Nichtintervention zur Richtſchnur genommen Jetzt hat Napoleon Dreierlei gewonnen: er iſt in dem Lichte des Ordnungs-retters erſchienen, er hat das Amt, die Hoffnungen des Herrn de la Greca niederzuſchlagen, den Engländern überlaſſen, und — ſein Garibaldi behält die Hände frei. Die engliſch-franzöſiſche Allianz, die noch ſolche Früchte trägt, kann nicht todtgeſagt werden.

Aus London.

30. Juli.

In einigen Grafſchaften Englands beſteht der Gebrauch, daß, wenn man ein Stück Landes, das zur Weide für eine Kuh hinreicht, in vier Parzellen ſchneidet, deren einzelne Theile Beine geheißen werden. Mr. Chapman und Mr. Lucas nehmen jeder ein Kuhbein und Mr. Nicholls nimmt zwei, oder Mr. Chapman nimmt drei Beine und Mr. Nicholls eines, und ſofort. Am Freitag und Sonnabend voriger Woche wurde vor dem Gericht zu Northampton ein Prozeß verhandelt, bei welchem ſich Kläger und Verklagte nicht über die Zahl der Beine, die ſie beſaßen, vertragen konnten. Die Einen behaupteten, Mr. Nicholls habe drei Beine und Mr. Chapman nur eines; die Anderen ſagten, Mr. Chapman habe gar kein Bein, Mr. Nicholls habe zwei, Mr. Lucas habe eins, und ein gewiſſer Mr. Letts habe auch ein Bein. Nachdem die Geſchworenen dem Streit zwei Tage lang zugehört, waren ſie ſo verwirrt, daß ſie keinen Wahrſpruch fällen konnten. Sie wurden eingeſchloſſen »ohne Eſſen, Trinken, Feuer oder Licht«, aber trotz aller Mühe gelang es ihnen nicht, ein Urtheil auf die Beine zu bringen, und ſie mußten bei dem Anbruch des Sonntag-Morgens entlaſſen werden. Einſtweilen hat Keiner der Proceßführenden ein Bein. Aehnlich geht es dem Cabinet. Anfänglich, als das Palmerſton'ſche Miniſterium ſich bildete, wurde der Weidegrund deſſelben ehrſam unter die Mitglieder vertheilt. Palmerſton erhielt ein Bein, Ruſſell erhielt eines, Gladſtone erhielt eines, und die Uebrigen, die Grey's, Wood's, Gibſon's hatten ſich gemeinſchaftlich mit einem Beine zu behelfen. Bald aber brach Streit aus. Gladſtone erklärte, auf ihm ſtehe das Miniſterium, er müſſe daher wenigſtens zwei, wo nicht gar drei Beine haben; Ruſſell erwiderte, das Schickſal des Gouvernements hänge von der auswärtigen Politik ab, und wenn er auch nicht ſo unverſchämt ſein wolle wie der Schatzkanzler, ſo könne er doch nicht umhin, anderthalb Beine zu beanſpruchen. Dann kam gar Milner Gibſon aus der Schaar der kleineren Geiſter hervorgewälzt und betheuerte, er ſei der Repräſentant der Cobden'ſchen Politik, er ſei der eigentliche Leib des Cabinets, und wenn man ihm nicht zwei Beine gebe, werde er ſich ſelber ſolche machen und mit ihnen aus dem Cabinet hinausſpazieren.

Der Streit nahm den Verlauf, welchen jeder Zank zu nehmen pflegt. Die feindlichen Brüder stellten sich gegenseitig ein Bein und fielen zusammen auf die Nase. Palmerston, der sich bis dahin ziemlich unparteiisch benommen hatte, sah, daß Noth am Mann sei, — fand er keine Hülfe, so war das Ministerium verloren. Was that er? Er bemächtigte sich aller Beine. Er versuchte die Finanzen und hielt einen gelehrten Vortrag über die Geldoperation, durch welche er dem Lande ohne Pein ein Paar Millionen Pfund abweiden wolle; er ergriff die auswärtige Politik und belehrte das Parlament über die Stellung Englands zu Frankreich; in ihm vereinigte sich alle Bewegungskraft der Regierung. Dieses kühne Manöver ist acht Tage lang geglückt, das Ministerium in der Gestalt des Lord Palmerston kroch auf allen Vieren; dies war gerade kein würdiges Schauspiel, aber die Regierung rückte sachte vorwärts. Lange jedoch konnte das Auskunftsmittel des Premiers nicht vorhalten, jetzt ist bereits der Zank heftiger als je ausgebrochen, und das ganze Cabinet droht beinlos zu werden.

Nun gut, bei jeglichem Proceſſe giebt es ja eine Jury, welche der Ungewißheit durch ihr Verdict ein Ende zu machen hat. Die Jury der Minister ist das Parlament. Zum Unglück ist es aber mit den Geschwornen, denen die Entscheidung über die Beine des Gouvernements obliegt, eben so beschlagen, wie mit den Geschwornen zu Northampton. Sie können zu keinem Resultat kommen. Man hält das Parlament gleich einem Gefangenen, man schließt es ein ohne Essen, Trinken, Feuer oder Licht, man verkündet ihm, daß es bis zum September sitzen müsse; umsonst, das Urtheil kann ihm nicht entlockt werden. Dies kommt daher, weil das Parlament selber zerschnitten, parcellirt, desorganisirt ist — nichts als disjecta membra. Auch das Parlament steckt fest und kann weder rückwärts noch vorwärts.

Wir wollen gar nicht davon reden, daß die Verbindung zwischen den Gemeinen und den Lords aus einander gerenkt ist; aber das Unterhaus selber ist schon längst keine organische Schöpfung mehr. Es ist eine Maschine mit künstlich in einander gefügten Treibwerken, mit Rädern, die man Parteien und Fractionen nennt, mit Schrauben, die den Namen der Independenten tragen. Um diese Maschine in Gang zu setzen, dazu gehört ein oberster Werkmeister mit überschauendem Blick und unbeschränkten Willen, und vor Allem es gehört viel Dampf dazu. So lange die Gladstone'sche Rhetorik das kalte Wasser, welches Cobden den Engländern über den Kopf gegossen hatte, nämlich den Handelsvertrag, in Dampf verwandelte und mit ihm das parlamentarische Räderwerk trieb, so lange arbeitete die Maschine. Sie bot sogar ein gewaltiges Schauspiel dar: das Eisenwerk rasselte, der riesige Webestuhl der Gesetzgebung schleuderte seinen Arm durch die Luft, Alles wogte, schallte, eilerte: es schien, als ob das Mustergewand der Volksglückseligkeit binnen vierundzwanzig Stunden werde vollendet werden. Aber der Handelsvertrag verdunstete, der Dampf schwand dahin, Gladstone's Redekessel steht leer, ist zersprungen und läßt nur noch von Zeit von Zeit einige murrende, ohnmächtige Laute vernehmen. Die Maschine ist aus Rand und Band, die independenten Schrauben werden rostig, die Parteiräder greifen nicht mehr ineinander.

Kann hieraus ein anderes Schauspiel entstehen, als dasjenige, welches wir täglich vor Augen haben? Daß nämlich die Herren Gesetzgeber sich betroffenen Gesichtes um die schadhafte Maschinerie stellen und sich gegenseitig die Verantwortlichkeit für die Bewegungslosigkeit derselben zuschieben! Einen weiteren Inhalt haben die Debatten des Unterhauses nicht mehr: man schafft nichts, sondern man schmäht einander darüber, daß nichts geschafft werde.

Ob nun diese Lage der Dinge ein Unglück für das Volk sei? Wir möchten die Frage nicht bejahen. Leute, wie Brougham, denen ängstlich zu Muthe wird, wenn nicht

fort und fort neue legislative Waare auf den Markt geworfen wird, rufen aus, der Parlamentarismus bestehe eine schlechte Probe; man solle das Unterhaus ermahnen, daß es seine Geschäftsordnung, die an allen Hindernissen schuld sei, ändere. Gleichwohl sind diese Schreier nicht in der Mehrheit. Vernünftige Leute freuen sich sogar, daß die Fabrik, welche England mit Gesetzen überschüttete, in's Stocken gerathen ist. Für einen alten Staat, dessen Leben auf wohlbegründeten Principien beruht, ist es immer ein schlimmes Zeichen, wenn seine Verfassung Jahr aus Jahr ein durch neue Verordnungen geflickt werden muß; da ist nicht der Mangel der Gesetzgebung, sondern die Fülle derselben ein Symptom der Krankheit. Als Lord Derby neulich im Oberhause ein Klagelied über die Unfruchtbarkeit der Session anstimmte, ermahnte ihn Lord Redesdale, er möge sich doch nicht so echauffiren, Gesetze müßten wachsen und reifen, und wenn der Stoff für wirklich heilsame Gesetze vorhanden sei, so würden diese fast von selber kommen; man solle ja ihren Vorbedingungen Zeit gönnen, sich zu entwickeln, falls man nicht rasch welkende Produkte zu Tage fördern wolle. Die Pausen, wo der Grund und Boden sich erhole, seien eben so nothwendig wie das Säen und Ernten, man möge nur Geduld haben, so werde auch wieder eine Periode der Gesetzgebung eintreten. Dies ist das Vernünftigste, was während der ganzen Sitzung im Parlamente gesprochen wurde.

Börsen-Revue.

Wenn auch unsere Börse das Politisiren schon seit einiger Zeit nur noch aus Langeweile treibt und sich um den Stand der Politik wenig kümmert, so gewährt es ihr doch eine gewisse Befriedigung, wenn sie sich sagen kann, daß in der That ein Grund zu Befürchtungen vorläufig nicht vorliegt. In Italien scheint eine Pause eingetreten zu sein, die vielleicht zu einer friedlichen Ausgleichung Zeit läßt; in Syrien heißt es: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich", und man wird sich daher noch vorher über die Mittel verständigen, die man zu Herstellung gründlicher Ordnung dort anwenden will, damit nicht unter den Helfern selbst ein Streit entsteht; „der kranke Mann" entgeht seinem Schicksale ja doch nicht, und Eli-hu-samer Burrith ist ja sogar schon mit ihm fertig. Teplitz hat hoffentlich den Grund zur Wiederherstellung der heiligen Allianz gelegt, in die Preußen diesmal für Deutschland eintritt, und Louis Napoleon hat sein bestes Friedens- und Staatskleid angezogen, um Englands Beitritt zu verhindern und ihm seine Liebesschwüre und die Versicherungen seiner Treue zu erneuern.

Trotzdem läßt sich nur sagen, daß ein Grund zu Befürchtungen vorläufig nicht vorliegt, denn seitdem Louis Napoleon gezeigt hat, wie er das „l'Empire c'est la paix" versteht, ist dieses Beiwort ein nothwendiges geworden, da man stets Hintergedanken vermuthet. Für die Börsenpolitik, die stets nur die nächste Zeit im Auge hat, reicht es aber vollständig aus, und daher sahen wir denn die Börse ihre Operationen auch in dieser Woche nicht nur ruhig fortsetzen, sondern sogar noch weiter ausdehnen. Die einzige Unterbrechung machte der „Ultimo" und der in Strömen herabstürzende Regen, gegen den die Börsenbesucher im Kaffeegarten der Theerbusch'schen Ressource, in welchem sie sich bis zur Vollendung der neuen Börse bekanntlich im Sommer versammeln, nur einen sehr ungenügenden Schutz finden.

Da die Speculation im vorigen Monate fast ausschließlich à la hausse gerichtet gewesen war, mußten zum Ultimo in einzelnen Effecten noch Verkäufe ausgeführt werden, welche eine kleine Coursreaction hervorbrachten, die jedoch schnell vorüberging. In Oberschlesischen Eisenbahnactien dagegen hatte die eigenthümliche Art, in welcher die Speculation darin betrieben wird, eine größere Baisseparei hervorgerufen, wodurch in diesem Papier Deckungskäufe ausgeführt werden mußten. Die dadurch verursachte Courssteigerung wurde noch sowohl durch die Manoeuvres eines in diesem Papier bedeutenden Speculanten, als auch durch einen bedeutenden Ankauf dieser Actien Seitens der Königl. Seehandlung gehoben. Im Allgemeinen entwickelte sich auch in dieser Woche die günstige Meinung für die meisten Eisenbahn-Effecten noch weiter, und es nahmen selbst diejenigen daran Theil, welche durch ihre Geld- und Verkehrsverhältnisse kaum dazu berechtigt sein dürften. Außer Oberschlesischen und Mainz-Ludwigshafen, welche um 3 pCt. stiegen,

waren besonders Steele-Vohwinkel bei einem Coursaufschwunge von 2½, so wie Bergisch-Märkische, Rheinische, Amsterdam-Rotterdamer, Friedrich-Wilh.-Nordbahn und viele andere Eisenbahnactien mit einer Preiserhöhung von 1 à 1½ pCt. in nur wenig durch die Juli-Liquidation unterbrochener Kauflust. Alle diese Bahnen mögen mehr oder weniger sich dazu eignen, wenn aber auch Cosel-Oderberger, Oppeln-Tarnowitzer, Aachen-Mastrichter u. a., die den Actionairen gar keine Aussicht auf Ertrag bieten, mit in den Kreis der Speculation gezogen werden, so können wir die Befürchtung nicht unterdrücken, daß die Börse wieder nicht Maaß zu halten weiß, und in diesem Uebermaße der Speculation, selbst bei der günstigsten politischen Constellation, schon der nothwendige Keim zu vielleicht recht empfindlichen Rückschlägen liegen dürfte, und wenn nun gar der politische Horizont sich in Kurzem wieder verfinstert? Wie wenig z. B. Cosel-Oberberger Actien diese Theilnahme und einen Coursstand von 40 pCt. rechtfertigen, geht recht evident aus dem Umstand hervor, daß die Oberschlesische Bergbau-Hülfskasse noch für 1859 40,000 Thlr, im Ganzen bis Ende v. J. 82,000 Thlr. zu den von ihr garantirten Prioritätszinsen zugeschossen hat. Diese und die ferneren Zuschüsse müssen aber erst aus den Betriebsüberschüssen gedeckt werden, ehe die Actionaire nur einen Pfennig erhalten können. Angenommen, daß durch die Mehreinnahme sich die Zinszuschüsse jährlich um 10,000 Thlr. verringerten, so wären doch noch binnen 3 Jahren etwa 60,000 Thlr. erforderlich, die Summe der Zuschüsse würde sich dann also auf etwa 140,000 Thlr. belaufen, zu deren Deckung bei c. 50 pCt. Betriebskosten eine Mehreinnahme von 280,000 Thalern erforderlich wäre. Nimmt man nun auch diese durchschnittlich zu 40,000 Thlr. jährlich an (im abgelaufenen Semester war sie nur 15,000 Thlr.), so wären 7 Jahre zur Deckung des Vorschusses erforderlich, es würde also im günstigsten Falle noch 10 Jahre dauern, ehe auch nur an Vertheilung der allerkleinsten Dividende zu denken wäre. Rhein-Nahe-Bahnactien stiegen auch um 1½ pCt., da man glaubt, daß die Aussichten für Zahlungsbewilligung der vorjährigen Zinsen sich günstiger gestaltet haben. Es berührt dies eigentlich die jetzigen Actienbesitzer wenig, viel wichtiger wäre es für diese, wenn die Königl. Direktion ihr Augenmerk mehr auf eine günstige Verkehrsentwickelung der Bahn richtete, da der Frachttarif ein so hoher ist, daß er für keine Art von Gütern benutzt werden kann, und auch der möglichen Entwickelung des Personenverkehrs in diesem Sommer nicht einmal so viel Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, um ihn durch den starken Besuch des Bades Creuznach und der dortigen Gegend naturgemäß zu beleben. Ueberhaupt scheint die Königl. Oberaufsichts-Behörde immer nur sehr schwer heranzugehen, wenn es darauf ankommt, den Unternehmern und den Actionairen dieser Bahn die schwere Schuld abzutragen, welche sie in mehrfacher Beziehung gegen diese auf sich geladen hat. — Fast die einzige Eisenbahnactie, welche in dieser Woche einen Rückgang, und zwar von 1½ pCt. erfuhr, waren Thüringer; wir glauben den Grund dafür in einigen Momenten des Geschäftsberichts finden zu dürfen; auf die wir, so weit sie die öffentliche Rüge erfordern, nächstens zurückkommen werden.

Von den Creditefferten setzten Darmstädter Bankactien ihre Steigerung in größerem Maße. diesmal sogar um 5 pCt., fort; außerdem waren einzelne Provinzialbanken beliebt und von der kleinen Börse wieder Genfer Bank- und Dessauer Creditactien favorisirt; es haben diese Begünstigungen der kleinen Speculationseffecten aber selten einen bestimmten Grund und eben keinen andern Zweck, als sie im Course zu treiben, um sie wieder höher verkaufen zu können. Dagegen waren die Actien der Dessauer Landesbank wieder weniger beliebt, da die ungünstigen Gerüchte über das Resultat der Revision wieder mehr in den Vordergrund traten. Preußische Fonds und Prioritätsactien waren zwar in weniger lebhaftem Verkehr, da die Zeit der größeren Geldanlagen (Wollmarkt und Quartal) jetzt vorüber ist, dennoch aber erhielten auch sie sich meist beliebt und steigend.

Der Verkehr in östreichischen Effecten an hiesiger Börse hat in dem Maße nachgelassen, als sich die Speculation den Eisenbahnartien zugewendet hat; dennoch aber war das Resultat der Coursbewegung dieser Woche, und trotz eines kleinen, vorübergehenden Rückganges in Folge des Fallens der Pariser Rente und der Monats-Liquidation, ein günstiges. Man schenkt an den deutschen Börsen der im Ganzen matten Haltung der Pariser Course nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit, da man einerseits, wie bereits oben erwähnt, den Stand der Politik in der Hauptsache für einen vorläufig günstigen, andererseits die Schwäche der Pariser Börse mehr für die Folge einer finanziellen, als einer politischen Verstimmung hält. Abgesehen von dem Geldbedarf Englands, der ostindischen Eisenbahnanleihe, der russischen Anleihe, abgesehen davon, daß

die Türkei, Sardinien, Sicilien, selbst die vereinigten Staaten Geld borgen wollen, stellen sich die Ansprüche, welche allein an das französische Capital, also an die Pariser Börse gemacht werden, durch die Eisenbahn-Obligationen, Pariser Stadtanleihe, algerische Eisenbahnen u. m. a. auf über 600 Millionen Franken, wobei das Damoklesschwert einer Friedensanleihe doch auch über den Häuptern der Speculanten schwebt. Ist da wohl eine ernste, anhaltende Steigerung der Course möglich? — Die Wiener Börse hat, seitdem sie durch den Bericht der Finanz-Commission zum ersten Mal eine klare Einsicht in die Finanzlage des Landes erhalten hat, seitdem sie weiß, daß das Deficit, das 1859 120,360,000 Gulden und 1860 noch 87,700,000 Gulden betrug, für 1861 nur 40 Millionen betragen wird, zwar eine gewisse Festigkeit erlangt, dennoch aber fehlt es ihr an der für eine kräftige Entwickelung nothwendigen freien Bewegung. Der politisch wie ökonomisch so schlechte Zustand Ungarns, wo Handel und Wandel darniederliegt, die Entwerthung des Grundbesitzes täglich zunimmt, lastet wie ein Alp, die fortwährende, spannende Erwartung politischer wie finanzieller Reformen, alles dies hemmt die freie Entfaltung des Verkehrs und der Spekulation. Nach dem Berichte der Finanz-Commission beträgt die Schuldenlast des Kaiserstaats über 2 Milliarden; es besteht dieselbe in 101 Gattungen Obligationen und dreierlei Währungen mit einem Zinserforderniß von 113¾ Millionen nach 16 verschiedenen Procentsätzen. Die Commission wünscht dieser Verwirrung durch Herstellung eines einheitlichen Zinsfußes (vorerst 5 pCt.) in östreichischer Währung ein Ende gemacht zu sehen, was indeß auf vielfachen Widerstand stößt. Ein großer Theil der jetzigen Obligationen befindet sich nothgedrungen in festen Händen und kann den Markt nicht beschweren, da ein Cours dafür nicht existirt; würden diese incurrenten Obligationen ein Theil der allgemeinen 5 pCtigen Staatsschuld, so würden sie leicht das Angebot vermehren und den Cours drücken. Andrerseits aber sind die Besitzer selbst dagegen, da der niedrige Coursstand eines 1 pCtigen Papiers einer schnelleren und stärkeren Courssteigerung fähig ist, als der höhere Stand einer 5pCtigen Obligation. Dann aber mögen diese auch wohl fürchten, daß, wenn erst durch eine Umwandlung in ein 5 pCtiges Staatspapier die Capitalschuld verringert sein wird, man bald mit einer Zinsreduction nachkommen würde, so daß man, sobald man z. B. für 1000 Gulden 2½ pCtige Obligationen erst 500 Gulden 5 pCtige erhalten, man dann später wieder für diese 500 Gulden 2½ pCtige erhalten würde, so daß die Umwandlung dann auf eine einfache Reduction der Staatsschuld hinausliefe, während bei 16 verschiedenen und zum Theil sehr niedrigen Procentsätzen eine Zinsreduction doch viel mehr Schwierigkeiten bieten würde. Man ist auf die desfallsigen Verhandlungen des Reichsraths sehr gespannt.

Das Geschäft in russischen Effecten war sehr schwach und die Coursbewegung in denselben eher rückgängig. Die Unmöglichkeit eines richtigen Blicks in die russischen Finanzverhältnisse zieht das Publikum immer mehr von diesen sonst so beliebten Papieren ab, zumal die Gerüchte darüber ziemlich ungünstig lauten und man denselben nicht durch eine offene Darlegung der Finanzlage entgegentritt. Inzwischen haben die Bemühungen Rothschilds, in Rußland die Leitung des Geldmarkts und das Heft in die Hände zu bekommen, den erwarteten Erfolg nicht gehabt. Der Baron Stieglitz hat als Bankgouverneur einen noch vermehrten Einfluß auf die Finanzgeschäfte des Landes als früher, auch kann man die Anleihe, wenn deren Erfolg auch nicht sehr brillant war, doch keineswegs als gescheitert betrachten. Außerdem hat sich die Regierung durch den Verkauf der Petersburg-Moskauer Eisenbahn an die große russische Eisenbahn-Gesellschaft geholfen, und das neuerdings, trotz des Ausscheidens des Herrn Hansemann, wieder wahrscheinlicher gewordene Zustandekommen der russischen Bank- und Handels-Gesellschaft kann nur als ein Triumph der dortigen Finanzverwaltung betrachtet werden, da es sich hier in der That nicht, wie bei früheren ähnlichen Schöpfungen, um einen leichten Agiogewinn für die Taschen der Gründer handelt, die nachher, wie es in Deutschland geschah, die von ihnen ins Leben gerufenen Anstalten ihrem Schicksale überlassen, sondern hier erst der allerdings voraussichtlich erhebliche Nutzen in der Entwickelung des Geschäfts gefunden werden kann.

Der Getreidemarkt bot in dieser Woche wenig beachtenswerthe Momente dar; die Monatsabrechnung verlief ohne große Schwankungen, und selbst der starke Regen äußerte keine erhebliche Wirkung auf die Preise, da an vielen Orten das Getreide schon eingebracht ist und das Wetter durch seine Fruchtbarkeit eben so nützlich für den einen Theil als für den andern nachtheilig war.

Militärische Revue.

Sonntag, den 5. August 1860.

Anm. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

5. August 1812. Vorpostengefecht der Füsiliere vom 1. Ostpreuß. Gren.-Reg. bei Schlock und St. Annen.
6. August 1761. General v. Knoblauch vertreibt die Kosacken aus den Vorstädten von Breslau.
7. August 1710. Beginn der Belagerung von Bouchain durch die Preußen.
8. August 1815. Eroberung von Philippeville durch die Preußen.
9. August 1848. In Berlin bringt der Demokrat Stein seinen berüchtigten Antrag gegen die Armee ein.
10. August 1793. Einschließung von Landau durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm.
11. August 1759. Gefecht von Reichenbach: der Herzog von Braunschweig-Bevern schlägt den österr. Feldmarschall Graf Daun.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. III.
Kritik des Aufsatzes: „Etwas über die Zukunftstaktik."
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

III.

Der Krieg in Algerien war für die französische Infanterie eine gute Schule gewesen, indem die Gefechtsweise der Kabylen und Beduinen den Soldaten an das Gefecht Mann gegen Mann gewöhnt und ihm dadurch Vertrauen zu sich und zu seiner Waffe eingeflößt hatte. Auf »Manöver« ließen sich diese wilden und kriegerischen Stämme nicht ein, und man mußte sie im wahren Sinne des Wortes vertreiben, wenn man die von ihnen besetzten Positionen wirklich einnehmen wollte. Wenn nun auch im italienischen Kriege die wirklichen Bajonnetkämpfe weniger zahlreich waren, als französische Berichte glauben machen möchten, und nur bei Montebello und Palestro ein nennenswerthes Melée stattfand, so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Versuche dem österreichischen Soldaten theilweis imponirt hatten; besonders aber hatte die sichtbare

Zuverſicht des ſich ungezwungen geberdenden Franzoſen die Oeſterreicher ſtutzig und an ihrem eigenen Siege zweifeln gemacht, überdies aber zu Vergleichen mit der eigenen Gebundenheit an Formen aufgefordert. Einen weiteren Vorzug der Franzoſen bildeten ihre zahlreichen Eliten, welche nach dem richtigen Grundſatze, daß meiſt immer der erſte Erfolg der entſcheidende iſt, jedesmal zur Eröffnung des Gefechts verwendet wurden. Nichtsdeſtoweniger waren die Oeſterreicher auf das »Raufen«, wie ſie das Handgemenge nannten, bereitwillig eingegangen, während die Franzoſen den Geſchmack daran immer mehr verloren zu haben ſcheinen, und ihre Schriftſteller nach dem Kriege die größere Anwendung des Feuergefechts predigen.

Die franzöſiſche **Cavallerie** war im Ganzen bedeutend ſchlechter als die öſterreichiſche. Nur die aus Afrika herüber gekommenen Regimenter (3 Regimenter chasseurs d'Afrique, das 5. Huſaren- und 4. und 7. Chaſſeur-Regiment) waren gut auf afrikaniſchen Pferden beritten; aber ſelbſt dieſe Pferde litten unter der ſchlechten Pflege und dem mangelnden Futter, ſo daß z. B. das Tagebuch des 1. Corps am 16. und 17. Mai ein Regiment bei der 2. Diviſion zu 302 Mann und 249 Pferden angiebt. Die Escadrons rangiren vom rechten zum linken Flügel, die Standarte ſteht in der Mitte des Regiments; jede Escadron zerfällt in zwei Halb-Escadrons (Diviſionen) und in 4 Züge. Sämmtliche Cavallerie führt Korbſäbel, welche bei den Chaſſeurs, Huſaren und Guiden ſtark gekrümmt ſind; dieſe Truppenarten führen auch noch einen langen Karabiner (mousqueton de cavalerie), während die Lanciers mit Lanzen bewaffnet ſind. Jeder Reiter beſitzt ein Netz zu Heu und einen Piquetpfahl. — Ein franzöſiſcher Bericht ſagt darüber im Allgemeinen: »In einem Lande und in einer Jahreszeit, wo Fourage im Ueberfluß vorhanden war, litten die Pferde an Futtermangel, viele Pferde blieben, gedrückt durch eine zu große Belaſtung, zurück, und wenn zwei oder drei Regimenter einige glänzende Züge aufzuweiſen haben, ſo wurde doch in Wirklichkeit durch die Cavallerie kein Reſultat von einiger Erheblichkeit erreicht.«

Die **Artillerie** war zum größten Theile mit gezogenen Kanonen, der Reſt mit dem durch Louis Napoleon eingeführten canon-obusier ausgerüſtet. Die gezogenen Kanonen haben bronzene Röhren vom Kaliber des ehemaligen Gribeauval'ſchen Vierpfünders mit ſechs ſcharf eingeſchnittenen Zügen und einer Kammer. Das Geſchoß iſt cylindro-ſphäriſch, hohl, von Eiſen und wird auf dem Rande der Kammer mittelſt eines nach derſelben Form ausgehöhlten Anſatzkolbens angeſetzt. Es hat eine Aushöhlung ähnlich wie das Infanteriegeſchoß und am cylindriſchen Theil ſechs kleine, zu drei und drei ſchachbrettförmig angebrachte Anſätze (ailettes), vermittelſt deren es beim Laden in die Züge eingebracht wird. Letztere verſchleimen ſehr bald und machen nach jedem dritten bis vierten Schuß ein naſſes Auswiſchen erforderlich, zu welchem Zweck ein beſonderer Waſſereimer zur Geſchützausrüſtung gehört. Das hohle Geſchoß iſt entweder mit Bleikugeln gefüllt und erhält alsdann einen tempirbaren Brennzünder, oder wird, zur Erlangung deſſelben Gewichts, mit Sand und geſchmolzenem Schwefel ausgegoſſen. Die gezogenen Geſchütze ſind nur mit 2 Pferden beſpannt. Der canon-obusier (Granatkanone) iſt ein 12pfündiges Geſchütz mit einem 14½ Kaliber langen Rohr, welches auf der Laffete des ehemaligen 8-Pfünders ruht, und hat einen Viſirwinkel von faſt 1 Grad. Die Ladung iſt ¼ kugelſchwer. — Die Batterie beſteht aus 6 Geſchützen, mit welchen 6 Munitionswagen taktiſch verbunden ſind und den Geſchützen unmittelbar folgen. Der Reſt der Munitionswagen bleibt als Staffel zurück. Die Protzmunition gilt als Reſervemunition, und zunächſt wird die des zum Geſchütz gehörigen Wagens verbraucht.

Schon ſeit Beginn des Jahres war in Frankreich eifrig an der Beſchaffung des

Kriegsmaterials gearbeitet, und besonders waren zahlreiche Pferdekäufe in Deutschland ausgeführt worden. Der Zollverein erließ zwar am 5. März ein Pferdeausfuhrverbot, allein einmal waren zu dieser Zeit die Hauptkäufe bereits ausgeführt, und dann wurden auch noch nachher nicht wenige Thiere von Kehl nach Straßburg hinüber geschmuggelt, indem man sie vor Frachtwagen spannte. Im Januar und Februar wurden bei Lyon 4 Divisionen vereinigt, welche den Kern der »Alpen-Armee« abgaben. Aus Afrika kamen 19 Infanterie- und 6 Cavallerie-Regimenter herüber, die theils in Toulon, theils auf Corsika landeten. Zu Ende März wurden alle Infanterie-Regimenter auf 3 Feld- und ein Depot-Bataillon gesetzt, indem die beiden Friedens-Bataillone jedes 2 Centrums-Compagnieen abgaben. Am 20. April war die Mobilmachung vollendet und die Armee zum Abmarsch bereit.

Die Eintheilung und Stärke der nunmehrigen »Armee von Italien« zeigt nachstehende

Ordre de Bataille.

General en chef: **Louis Napoleon**, Kaiser der Franzosen.

Kaiserliche Garde.

Divisions-General Regnault de St. Jean d'Angely.

1. Division: Divisions-General Mellinet.

1. Brigade: Brigade-General Cler	5	Bats.	—	Esc.	— Battr.
Garde-Zuaven-Regiment					
1. Grenadier-Regiment.					
2. Brigade: Brigade-General v. Wimpffen . .	6	„	—	„	— „
2. und 3. Grenadier-Regiment.					
2. Division: Divisions-General Camou.					
1. Brigade: Brigade-General Manèque . . .	7	„	—	„	— „
1. und 2. Voltigeur-Regiment.					
Garde-Jäger-Bataillon.					
2. Brigade: Brigade-General Decaen	6	„	—	„	— „
3. und 4. Voltigeur-Regiment.					
Artillerie	—	„	—	„	2 „
Cavallerie-Division: Div.-Gen. Morris.					
1. Brigade: Brigade-General Marion	—	„	12	„	— „
1. und 2. Garde-Küraſſier-Regiment.					
2. Brigade: Brigade-General de Champéron .	—	„	12	„	— „
Garde-Dragoner- und Garde-Lancier-Regt.					
3. Brigade: Brigade-General de Caſſaignolles	—	„	12	„	— „
Garde-Chaſſeur- und Guiden-Regiment.					
Artillerie	—	„	—	„	4 „
	24	Bats.	36	Esc.	6 Battr.

1. Corps.

Marschall Baraguey-d'Hilliers.

1. Division: Divisions-General Forey.

1. Brigade: Brigade-General Beuret	7	Bats.	—	Esc.	1 Battr.
74. und 84. Linien-Regiment.					
17. Jäger-Bataillon.					
2. Brigade: Brigade-General Blanchard . . .	6	„	—	„	1 „
Seite:	13	Bats.	—	Esc.	2 Battr.

Uebertrag:	13 Bats.		Esc.	2	Battr.
2. Diviſion: Div.-Gen. de Ladmirault.					
1. Brigade: Brigade-General Niol	7 „	—	„	1	„
15. und 21. Linien-Regiment.					
10. Jäger-Bataillon.					
2. Brigade: Brigade-General de Négrier . . .	6 „	—	„	1	„
61. und 100. Linien-Regiment.					
3. Diviſion: Diviſions-General Bazaine.					
1. Brigade: Brigade-General Goze	9 „	—	„	1	„
33. und 34. Linien-Regiment.					
1. Zuaven-Regiment.					
2. Brigade: Brigade-General Dumont	6 „	—	„	1	„
37. und 75. Linien-Regiment.					
Cavallerie-Diviſion: Div.-Gen. Desvaux.					
1. Brigade: Brig.-Gen. Geneſtet-de Planhol .	— „	12	„	—	„
5. Huſaren- u. 1. Regt. Chaſſeurs d'Afrique.					
2. Brigade: Brigade-General de Forton . . .	— „	12	„	—	„
2. und 3. Regiment Chaſſeurs d'Afrique.					
Reſerve-Artillerie	— „	—	„	4	„
	41 Bats.	24	Esc.	10	Battr.

2. Corps.

Diviſions-General de Mac-Mahon.

1. Diviſion: Div.-Gen. de la Motterouge.					
1. Brigade: Brigade-General Lefèbre	9 Bats.	—	Esc.	1	Battr.
45. und 65. Linien-Regiment.					
Algieriſches Schützen-Regiment.					
2. Brigade: Brigade-General de Polhes . . .	6 „	—	„	1	„
70. und 71. Linien-Regiment.					
2. Diviſion: Diviſions-General Eſpinaſſe.					
1. Brigade: Brigade-General Gault	7 „	—	„	1	„
2. Zuaven-Regiment.					
72. Linien-Regiment.					
11. Jäger-Bataillon.					
2. Brigade: Brigade-General de Caſtagny . . .	6 „	—	„	1	„
1. und 2. Fremden-Regiment.					
Cavallerie-Brigade:					
Brigade-General Gaudin de Villaine . . .	— „	12	„	—	„
4. und 7. Regiment Chasseurs à cheval.					
Reſerve-Artillerie	— „	—	„	5	„
	28 Bats.	12	Esc.	9	Battr.

3. Corps.

Marſchall Canrobert.

1. Diviſion: Diviſions-General Bourbaki.					
1. Brigade: Brigade-General Berge	7 Bats.	—	Esc.	1	Battr.
11. und 14. Linien-Regiment.					
18. Jäger-Bataillon.					

	Uebertrag:	7	Bats.	—	Esc.	1	Battr.
2. Brigade: Brigade-General Ducrot		6	„	—	„	1	„
46. und 59. Linien-Regiment.							
2. Diviſion: Diviſions-General Trochu.							
1. Brigade: Brigade-General Bataille . . .		7	„	—	„	1	„
43. und 44. Linien-Regiment.							
19. Jäger-Bataillon.							
2. Brigade: Brigade-General Collineau . . .		6	„	—	„	1	„
64. und 88. Linien-Regiment.							
3. Diviſion: Diviſions-General Renault.							
1. Brigade: Brigade-General Picard		7	„	—	„	1	„
23. und 41. Linien-Regiment.							
8. Jäger-Bataillon.							
2. Brigade: Brigade-General Jannin		6	„	—	„	1	„
56. und 90. Linien-Regiment.							
Cavallerie-Diviſion: Div.-Gen. Partouneaux.							
1. Brigade: Brigade-General de Clérambault .		—	„	12	„	—	„
2. und 7. Huſaren-Regiment.							
2. Brigade: Brig.-Gen. Dalmas de Lapérouſe		—	„	12	„	—	„
6. und 8. Huſaren-Regiment.							
Artillerie		—	„	—	„	1	„
Reſerve-Artillerie		—	„	—	„	5	„
		39	Bats.	24	Esc.	12	Battr.

4. Corps.

Diviſions-General Niel.

1. Diviſion: Diviſions-General Vinoy.							
1. Brigade: Brigade-General de Martimprey .		7	Bats.	—	Esc.	1	Battr.
52. und 73. Linien-Regiment.							
6. Jäger-Bataillon.							
2. Brigade: Brigade-General de la Charrière .		6	„	—	„	1	„
85. und 86. Linien-Regiment.							
2. Diviſion: Diviſions-General de Failly.							
1. Brigade: Brigade-General O'Farrell . . .		7	„	—	„	1	„
2. und 53. Linien-Regiment.							
15. Jäger-Bataillon.							
2. Brigade: Brigade-General Saurin		6	„	—	„	1	„
56. und 75. Linien-Regiment.							
3. Diviſion: Div.-Gen. de Luzy de Pelliſſac.							
1. Brigade: Brigade-General Douay		7	„	—	„	1	„
30. und 49. Linien-Regiment.							
5. Jäger-Bataillon.							
2. Brigade: Brigade-General Lenoble		6	„	—	„	1	„
6. und 8. Linien-Regiment.							
Cavallerie-Brigade: Brig.-Gen. Richepanſe .		—	„	12	„	—	„
2. und 10. Regiment Chasseurs à cheval.							
Reſerve-Artillerie		—	„	—	„	5	„
		39	Bats.	12	Esc.	11	Battr.

Recapitulation.

Garde	24 Bats.	36 Esc.	6 Battr.
1. Corps	41 „	24 „	10 „
2. „	28 „	12 „	9 „
3. „	39 „	24 „	12 „
4. „	39 „	12 „	11 „
	171 Bats.	108 Esc.	48 Battr.

Von dem 5. französischen Corps stieß nur die Division d'Autemarre zur Operations-Armee, während die Division Uhrich nach Florenz marschirte. Das Corps hatte folgende Eintheilung:

5. Corps.

Divisions-General Prinz Napoléon de Bonaparte.

1. Division: Divisions-General d'Autemarre.			
1. Brigade: Brigade-General Neigre	9 Bats.	— Esc.	1 Battr.
75. und 89. Linien-Regiment.			
3. Zuaven-Regiment.			
2. Brigade: Brigade-General Corréard . . .	6 „	— „	1 „
93. und 99. Linien-Regiment.			
2. Division: Divisions-General Uhrich.			
1. Brigade: Brigade-General Grandchamp . .	7 „	— „	1 „
18. und 26. Linien-Regiment.			
14. Jäger-Bataillon.			
2. Brigade: Brig.-Gen. Cauvin du Bourguet	6 „	— „	1 „
80 und 82. Linien-Regiment.			
Cavallerie-Brigade: Brig.-Gen. de Lapeyrouse	— „	12 „	— „
6. und 8. Regiment Chasseurs à cheval.			
Reserve-Artillerie	— „	— „	5 „
	28 Bats.	12 Esc.	9 Battr.

3. Die sardinische Armee.*)

König Victor Emanuel II. commandirte seine Truppen in Person und stand zu Louis Napoleon militärisch in dem Verhältniß eines Corps-Commandeurs zum General en chef. Ohne hervorstechende Geistesanlagen, hat ihn der Ehrgeiz in die Bahn hinein getrieben, welche er verfolgt. Im rüstigen Mannesalter, ein soldatischer Charakter und von der Natur mit großer Tapferkeit und Unerschrockenheit ausgestattet, war er jedenfalls eine Erscheinung, welche seinem Heere voranleuchten und dessen Impulse mächtig verstärken konnte. Sein Kriegsminister war der General Lamarmora, ein einsichtsvoller und bewährter Offizier, und das Offizier-Corps gilt für ein sowohl militärisch wie auch allgemein gebildetes, welches zum überwiegend größten Theile aus guter Familie abstammt. Wenn in ihm auch, wie in der ganzen Armee, verschiedene Meinungen über die von der Regierung eingeschlagene Richtung in der Politik vertreten waren, so fanden die Offiziere doch ihren Einigungspunkt in dem Hasse und dem Wunsche nach Rache gegen Oesterreich, welches im Jahre 1848 und 1849 ihr Vater-

*) Ueber die sardinische Armee bringt der „Spectateur" nichts als die Ordre de Bataille.

land gedemüthigt hatte. Die sardinische Armee, seither zum Theil noch durch die Schule der Krim gegangen, bildete zwar keine so compacte und fest zusammengeschweißte Masse wie die französische, stand auch in vielen ihren Bestandtheilen den meisten österreichischen Truppen an Festigkeit und Zähigkeit nach, sie war aber demungeachtet eine immer nicht zu verachtende Verstärkung des eigentlichen Feindes.

Die sardinische Armee hatte bis zum Jahre 1849 ein Landwehrsystem, welches dem preußischen ziemlich genau nachgebildet war. Die Landwehren hatten sich indeß bei Novara so wenig bewährt, daß man das ganze System wesentlich modificirte und zwar zwei Aufgebote beibehielt, die Cadres aber für alle Truppen auch während des Friedens bestehen ließ. — Als Oesterreich sein 3. Armee-Corps zur Verstärkung der zweiten Armee nach Italien zog, wurden die sardinischen Truppen sämmtlich in Genua, Alessandria und Turin concentrirt, und zu dem Ende die Regimenter von der Insel Sardinien und aus Savoyen herangezogen. Als Oesterreich seine Urlauber einberief, wurden auch hier die Reserven der ersten und ein Theil der zweiten Kathegorie aufgeboten. Schon vorher waren an den Grenzen Werbe-Bureau's errichtet und durch Aufrufe und alle möglichen Agitationen Deserteure der österreichischen und mittelitalienischen Armeen herangelockt worden. Garibaldi trat als General-Major in den Königlich sardinischen Dienst und organisirte in Genua aus diesem Material seine Freischaaren, welche den Namen „Cacciatori dell' Alpi" (Alpenjäger) annahmen. Die Bildung einer ungarischen Legion durch den österreichischen Deserteur, den sogenannten »Oberst« Türr, machte gar keine und die eines anderen italienischen Corps, der Cacciatori dell' Apenini, nur sehr schwache Fortschritte. Die Alpenjäger rekrutirten sich auch durch Freiwillige aus den sardinischen Staaten, was dadurch begünstigt wurde, daß die sardinische Armee selbst gar keiner Rekruten zu ihrer Mobilmachung bedurfte, sondern nur Reserven einzog. Zu Anfang April wurde die Ergänzung der Truppen auf die Kriegsstärke befohlen, und als die Oesterreicher den Tessin überschritten, war die Armee im Ganzen wohl kriegsbereit, doch fehlte im Einzelnen noch so Manches.

Die Gesammtstärke der **Infanterie** war mit glatten Perkussionsgewehren bewaffnet, zu welchen ein Haubajonnet (sabre poignard) gehört, nur die Bersaglieri (Schützen-Bataillone) führten achtzügige Kammerbüchsen nach Delvigne'schem System, ohne Bajonnet 3½ Fuß lang, und ebenfalls mit einem einen halben Fuß langen Haubajonnet versehen. Es war zwar für die gesammte Infanterie ebenfalls ein vierzügiges Thouvenin'sches Gewehrmodell mit einer Visirung bis auf 900 Schritt angenommen, die Ausführung bisher aber noch nicht durchgeführt worden. Die Bersaglieri wurden durch den General Lamarmora im Jahre 1848 zu einem Bataillon nach dem Muster der französischen und preußischen Jäger errichtet, später aber derartig vermehrt, daß nach der Krim bereits 6 solcher Bataillone abgehen konnten, und in Italien fochten bereits 10 Bataillone. Sie bilden entschieden den Kern der sardinischen Infanterie und sind keine zu verachtenden Gegner. Das Bataillon besteht bei der gesammten Infanterie aus 4 Compagnieen und wird in 8 Pelotons getheilt. Die Ausrüstung ist der der französischen Infanterie ähnlich, nur die Bersaglieri tragen statt des Kepi einen runden, breiträndrigen Filzhut mit Federn geziert.

Die Infanterie-Brigaden führen Namen nach ihren Ergänzungsbezirken und bestehen aus je zwei Regimentern zu 4 Bataillonen. Der Etat eines Bataillons beträgt 924, der eines Schützen-Bataillons 901 Mann, es läßt sich annehmen, daß diese Etats überall erreicht waren.

Die **Cavallerie** besteht aus leichter und schwerer, von denen die Erstere mit krummem Korbsäbel, Karabiner und Kepi, die Letztere mit Lanzen, demselben Säbel,

einer Piſtole und Helmen bewaffnet und ausgerüſtet iſt. Jedes Regiment führt den Namen ſeines Erſatzbezirks und zerfällt in 4 Schwadronen zu 4 Zügen. Die ſchwere Cavallerie war in eine Reſerve-Cavallerie zuſammengezogen, die leichte den Diviſionen zugetheilt. Der Etat eines Regiments beträgt 634 Pferde. Bei der Remontirung werden zwei Drittel des Bedarfs auf deutſche, der Reſt auf italieniſche Pferde gerechnet.

Die **Artillerie** beſteht aus 2 reitenden, 16 leichten und 2 Poſitions-Batterieen. Die leichten Batterieen ſind gemiſcht und beſtehen aus 5 8pfündigen Kanonen und 2 60-Centimeter langen Haubitzen. Die beiden Poſitions-Batterieen führen jede acht 16pfündige Kanonen. Die leichten Geſchütze ſind mit 4, die Poſitions-Geſchütze mit 6 Pferden beſpannt. Die Bedienungsmannſchaft führt leichte Bajonnetkarabiner.

Ordre de Bataille.

Com.: Se. Majeſtät der König Victor Emanuel II.

1. Diviſion: General-Lieuten. Caſtelborgo.

Grenadier-Brigade:					
General-Major Scozia di Calliono . . .	8	Bats.	—	Esc.	— Battr.
1. und 2. Grenadier-Regt. von Sardinien.					
Brigade Savoyen: General-Major Pertier . .	8	„	—	„	— „
1. und 2. Infanterie-Regiment.					
3. und 4. Schützen-Bataillon	2	„	—	„	— „
Artillerie	—	„	—	„	3 „

2. Diviſion: General-Lieutenant Fanti.

Brigade Piemont: General-Major Mollard .	8	„	—	„	— „
3. und 4. Infanterie-Regiment.					
Brigade Aoſta: General-Major Cerale . . .	8	„	—	„	— „
5. und 6. Infanterie-Regiment.					
1. und 9. Schützen-Bataillon	2	„	—	„	— „
Cavallerie-Regiment Novara	—	„	8	„	— „
„ „ Aoſta					
Artillerie	—	„	—	„	3 „

3. Diviſion: General-Lieutenant Durando.

Brigade Cuneo: General-Major Arnoldi . .	8	„	—	„	— „
7. und 8. Infanterie-Regiment.					
Brigade Pignerol:					
General-Major Morazzo della Rocca . .	8	„	—	„	— „
13. und 14. Infanterie-Regiment.					
2. und 10. Schützen-Bataillon	2	„	—	„	— „
Vom Cavallerie-Regiment Aleſſandria	—	„	2	„	— „
Artillerie	—	„	—	„	2 „

4. Diviſion: General-Major Cialdini.

Brigade Regina: Gen.-Maj. Villamarina . .	8	„	—	„	— „
9. und 10. Infanterie-Regiment.					
Brigade Savona: G.-M. Broglio di Montebello	8	„	—	„	— „
15. und 16. Infanterie-Regiment.					
6. und 7. Schützen-Bataillon	2	„	—	„	— „
Cavallerie-Regiment Montferrat	—	„	4	„	— „
Artillerie	—	„	—	„	2 „
Seite:	72	Bats.	14	Esc.	10 Battr.

Uebertrag:	72	Bats.	14	Esc.	10	Battr.
5. Division: General-Major Cucchiari.						
Brigade Casale: Gen.-Maj. di Pettinengo .	8	„	—	„	—	„
11. und 12. Infanterie-Regiment.						
Brigade Acqui: General-Major de Tréville .	8	„	—	„	—	„
17. und 18. Infanterie-Regiment.						
5. und 8. Schützen-Bataillon	2	„	—	„	—	„
Cav.-Regt. Saluzzo, 2 Esc. vom Regt. Alessandria	—	„	6	„	—	„
Artillerie	—	„	—	„	3	„
Cavallerie-Division: Gen.-Maj. Sambrey.						
Regimenter Nizza, Piemont, Savoyen, Genua . . .	—	„	16	„	—	„
Artillerie	—	„	—	„	2	„
Reserve-Artillerie		„	—	„	5	„
	90	Bats.	36	Esc.	20	Battr.

Außerdem:

Garibaldi'sche Freischaaren:
Chef: General-Major Garibaldi.

1., 2. und 3. Regiment Cacciatori dell' Alpi Bataillon Freischützen . . . . . 2 Escadronen Guiden	7 Bats. 2 Esc.

Kritik des Aufsatzes: „Etwas über die Zukunftstaktik."

Es giebt Menschen, die mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören wollen, zu denen gehört auch der Verfasser des obigen Artikels in Ihrem Blatte.

Gehen wir in die Geschichte der Kriege zurück, so sehen wir, wie durch neue Waffen auch neue Formen geschaffen wurden, wie sich mit der Erweiterung der Feuerwaffen eine größere Länge der Linien entwickelte und die tiefen Schaaren der Pikeniere verschwanden; wir sehen, wie die Vervollkommnung des Salvenfeuers die Linienstellung unter Friedrich dem Großen zur siegreichen machte, dann wieder, wie durch die neuen Formen Napoleons die Linien geschlagen und zerstört wurden, weil die außerfranzösischen Reiche nicht mitgehen wollten im Fortschritte, den die Taktik inzwischen gemacht hatte; ebenso sehen wir in der neuesten Zeit durch die mit dem Bajonette kämpfenden Banden der Zuaven das schlechte französische Gewehr reichlich ersetzen!

Sehr klangreich ist zwar der gebildet sich anhörende Vergleich der Taktik mit der Musik, (der außerdem noch sehr hinkt) den uns der Verfasser vor Augen führt, allein dennoch ist damit nichts gesagt, sondern dem qu. Stoffe nur eine etwas elegantere Wendung gegeben.

Sollen wir uns noch einmal in den Schlendrian einwiegen lassen, noch einmal die Forschungen von uns weisen, zu denen uns das neue Gewehr hinweist, und wieder zurückstehen in den Formen, die das Zündnadelgewehr bedingt? Keineswegs; rüstig müssen wir mit der Kriegskunst mitgehen, um dem Gewehre, das jetzt die Königin der Waffen ist, seine Geltung zu verschaffen und seinen ehrenvollen Platz anzuweisen.

Es würde zu weit führen, uns hier in ein detaillirtes Auseinandersetzen der Vor-

theile der doch nothwendigen neuen Formationen einzulaſſen, wir können daher nur auf die Werke von Wittich, von einem Preuß. Offizier, auf die Operations relatives ꝛc.*) hinweiſen, die genau bis ins Einzelne angeben, was die neue Waffe erheiſcht.

Der Extract dieſer Unterſuchungen iſt Folgender:

1. das dritte Glied iſt überflüſſig, einmal kann es nicht ſchießen, geht alſo für die Feuerlinie verloren; dann iſt das moraliſche Gewicht eines 3. Gliedes nicht ſo groß, als man vermuthen möchte, und jede das Bataillon treffende Kugel beſchädigt durchſchnittlich 3 Mann.

Napoleon ſeit Leipzig und die Engländer haben nur 2 Glieder angewandt und ſelbſt gegen Kolonnen die glänzendſten Erfolge erfochten.

2. Die Kolonnen in ihrer jetzigen Formation bieten dem Artilleriefeuer ein zu ſicheres Ziel dar, ſie ſind nur für wenig geübte Soldaten vortheilhaft und aus den erſten revolutionairen Haufen der franzöſiſchen Republik entſtanden; jede Unordnung in ihnen wird bald allgemein, der moraliſche Halt iſt nur für unerfahrene Menſchen vorhanden, und ſelbſt gegen Kavallerie bilden ſie mehr einen imäginairen, als einen practiſch erwieſenen Schutz; da ein in ein volles Carré geſprengter Reiter viel Unordnung anſtiftet; während es vorgekommen iſt, daß die Kavallerie eine Linie durchritt, ohne ſie zum Weichen zu bringen und nur ein Loch in derſelben effectuirt hat.

3. Ferner wird durch die Beweglichkeit der jetzigen Gefechte die lange Bataillonslinie viel zu hölzern, ſie kann nicht wie eine Schlange ſich im Terrain umher ſchmiegen, und muß daher getheilt werden, womöglich in Kompagnien.

Hierdurch wird ein getheiltes Kommando bedingt, den Unterbefehlshabern eine ſelbſtſtändigere, dem Geiſte der jüngern Offiziere mehr entſprechende Stellung angewieſen, und eine Beweglichkeit erzielt, die allen Gefechtszwecken vollkommen entſpricht (manche ſchlagen ſogar die Kompagnie als tactiſche Einheit vor, was vielleicht den Kernpunkt der Sache am Beſten treffen möchte.)

Unzählige Beiſpiele aus der Kriegsgeſchichte erweiſen, wie oft gerade durch ſolche Steifheit der Glieder Erfolge gehemmt worden ſind, abgeſehen davon, daß ſchon das Aufſtellen einer langen Linie langweilig iſt und im Frieden auf dem Exerzierplatze eine unverhältnißmäßige Zeit und Mühe erfordert

4. Eine neue nothwendige Folge der neuen Waffe iſt, daß möglichſt viele Gewehre ins Feuer kommen müſſen, wodurch einmal das Ausſchwärmen großartiger, ſich im Terrain feſtſchmiegender Schützenlinien und bei Kolonnen das auf's Knie fallen der vorderſten Reihe bedingt wird.

Das Salvenfeuer iſt ſchon von Weitem von ſo coloſſaler Wirkung, daß deſſen häufige und energiſche Anwendung eine Nothwendigkeit wird.

Ein ſo von Schützenſchwärmen umzingelter und von den beweglichen 2 gliedrigen Zügen umgebener Feind kann nicht wiederſtehn, in Kurzem iſt er decimirt und flieht vor der Waffe (die mit Recht die Königin der Waffen heißt), ohne Widerſtand bieten zu können.

5. Ferner aber tritt durch die neue Waffe die Infanterie in den Vordergrund, was auch die andern Truppengattungen dazu ſagen mögen; denn, da auf 600 Schritt jeder Reiter, auf 800 Schritt jedes Geſchütz, das abprotzen will, eine ſichere Beute des Zündnadelgewehrs iſt, ſo iſt damit ſchon ausgeſprochen, auf welch kleinen Wirkungskreis dieſe Waffen dadurch beſchränkt ſind.

---

*) Operations relatives à la brochure de M. le general Jomini intitulée sur la formation des troupes pour le combat. (Gen. v. Brandt.)

Die Artillerie ist auf 400 Schritt eine Unmöglichkeit geworden, nur noch auf 6- bis 800 Schritt kann sie es wagen, bei plötzlichem Erscheinen etwas zu Wege zu bringen; dieselbe muß deshalb durchaus ein größeres Kaliber und größere Beweglichkeit erhalten, und reichen hierzu allenfalls die gezogenen Geschütze und 12pfünder aus; aber dennoch wird die Artillerie nicht mehr jedes Gefecht einzuleiten brauchen, sie wird nicht mehr die Stütze der Defensive sein, nein, auch in diesen Punkten ist sie vollkommen durch das neue Gewehr ersetzt und einigermaßen überflüssig geworden.

Wer kann das leugnen!

6. Von der Kavallerie braucht nur wohl kaum mehr gesprochen zu werden, sie ist ein vollständiges Kind des Todes vor dem sicher und weit treffenden Geschosse der Königin der Waffen.

Wo bleibt sie vor dem tödtenden Balle?

Auf 1000 und 1200 Schritt bieten schon Kavallerlemassen ein schwer zu verfehlendes Ziel, und wenige Schüsse werden schon genügen, das feste moralische Vertrauen, das eben der Halt des Kavalleristen ist, zu erschüttern und seinem Choq die eigentliche Würze zu nehmen, da er nicht weiß, von wo das tödtende Geschoß seinen Ausgang nahm.

Von 800 Schritt Entfernung bis zum Carré, erhält die angreifende Kavalleriemasse schon 3 energische, ihr Ziel nicht verfehlende Salven, und nur einzelne verstengte Reiter erreichen noch die siegestrunkene Infanterie; letztere stellt sich nicht mehr in Carré auf, das wäre ja Zeitverschwendung, nein, in Linie wie sie steht, zerstäubt sie durch ihre Salven den Feind und bleibt gewiß bald verschont von diesem lästigen aber jetzt nicht mehr zu fürchtenden Feinde.

Ist das nicht Veränderung der Form, die der kurzsichtige Verfasser des qu. „Etwas" so starr ableugnet? Ist es nicht gerathen, nur noch das Carré ausnahmsweise anzuwenden, die schwere Kavallerie abzuschaffen und die leichte Reiterei so zu reduciren, daß sie vom Schlachtfelde fast ganz weicht und nur noch zu Vorposten und Patrouillendiensten verwendet wird? Ist es nicht besser, lieber für das Geld die leichte Infanterie zu vermehren oder Doppelreiter und Dragoner anzuschaffen, oder transportable Jäger, die als reitendes Fußvolk die colossalsten Resultate zu geben versprächen? Dies wären wohl Sachen gewesen, die dem qu. Verfasser nicht hätten entgehen müssen.

7. Ja, auch die Pioniere erhalten eine wesentliche Veränderung, da der Infanterist immer mehr das Terrain und immer mehr Deckung vor der feindlichen Waffe braucht. Die Genietruppe ist daher gezwungen, sich immer mehr der Infanterie anzuschließen und als Freundin, als Schwester innig mit derselben verschmolzen, jedes Mittel aufzubieten, dem Infanteristen Deckung zu verschaffen, die Königin der Waffen zu schützen und ihr einen recht gesicherten Gebrauch zu erhalten, und auch hierin ist schon durch die Erschaffung der Pionierfection bei der Kompagnie von oben herab ein schöner Schritt gethan worden.

Die Werke der Genietruppen erhalten einen immer größeren Werth, jemehr die Defensive die Offensive an Stärke übertrifft; und dies ist gerade der Hauptpunkt, den der Verfasser bei seiner Arbeit eben ganz übersehen hat.

8 Die Defensive hat eine erhöhte Wichtigkeit erhalten, was wohl nicht erst erwiesen zu werden brauche, da jeder gemeine Soldat einsieht, wie es gefahrloser ist, aus einer gedeckten Lage mit einem guten Gewehre Schuß für Schuß schnell zu thun, als ein Terrain zu durchschreiten, welches durch die Schüsse des liegenden Vertheidigers beherrscht wird.

Es wird daher in Zukunft derjenige Sieger sein, der es versteht, selbst in der Defensive befindlich, den Gegner zum Angriff und zur Offensive zu zwingen.

Sind dies Alles nicht Veränderungen, die ein gesunder Menschenverstand und eine gesunde Logik jedem Klarsehenden vor Augen führen? Allein für den, der Alles für graue Theorie hält, was ihm nicht in der Taktik gelehrt worden ist, der, selbst in graue Nebel gehüllt, nicht die Nothwendigkeit einer neuen Formation einsieht, dem ist nicht zu helfen, und dem ist allerdings die Königin der Waffen nur eine mechanische Erfindung, die ohne auf die militairische Intelligenz Einfluß zu haben, blos ein kunstvolles Spielwerk und eine fruchtlose Erscheinung ist. O.

Tagesereignisse.

Nachdem erst vor Kurzem beim Füsilier-Bataillon des 2. Westpreußischen Grenadier-Regiments in Jauer durch eine Pulver-Explosion ein Unglück entstanden ist, melden die Zeitungen von dem entgegengesetzten Ende des Staates her ein zweites derartiges aus Wesel, das sich beim 8. Westphälischen Infanterie-Regiment zugetragen hat. Das Letztere erscheint uns um so beklagenswerther, wenn es begründet ist, was die öffentlichen Blätter melden, daß nämlich der kommandirte Unteroffizier durch einen kaum glaublichen kindischen Leichtsinn selbst die Veranlassung zu der Explosion gegeben haben soll.

Die Wortspielerei mit dem »Provisorium« und dem »Definitivum« der Organisation trägt auch praktische Früchte. So haben die Stadtverordneten in Anclam alle Ausgaben für feste Garnisoneinrichtungen abgelehnt, weil bei dem provisorischen Zustande unseres jetzigen Militairwesens die Stadt sich zu keinen Ausgaben verstehen könne. — Am 17. Juli, wo die betreffende Sitzung der Stadtverordneten stattfand, hätte man übrigens in Anclam allenfalls wissen können, daß das »Provisorium« in der That aufgehört hat.

Die »Breslauer Zeitung« bringt in ihrer Nummer 351 einen Artikel »der Kriegsherr«, und nennt darin diesen Ausdruck einen »neumodischen«, der verderblich wirken könne, weil man glauben könne, daß der »Kriegsherr« neben oder gar über der Verfassung stehe, der keinen »staatsrechtlichen« Inhalt habe ꝛc. Ehe die gute Breslauerin ihren glänzenden »staatsrechtlichen« Unsinn zu Markte brachte, hätte sie vielleicht weise gethan, sich zunächst nach Ursprung, Begriff und Bedeutung des Wortes »Kriegsherr« umzuthuen. Der König ist nicht Kriegsherr, »weil Er König ist«, sondern Er ist Kriegsherr, weil Er eine Armee hat, mit der Er nach Seinem Allerhöchsten Ermessen Krieg führen kann gegen Jeden, gegen den es Ihm beliebt. Der Soldat steht gegen den König nicht in dem einfachen Verhältniß des Unterthanen zum Landesherrn, sondern in dem des Soldaten zum Kriegsherrn, und zu diesem Verhältniß ist das Unterthanen-Verhältniß gar nicht einmal erforderlich. So verordnet z. B. § 25 des Gesetzes vom 31. December 1842: »Wenn ein Unterthan mit Unserer unmittelbaren Erlaubniß bei einer fremden Macht dient, so verbleibt ihm seine Eigenschaft als Preuße.« Einem solchen Preußen gegenüber ist aber der fremde Souverän Kriegsherr, ohne Landesherr zu sein; und umgekehrt dienen in unserer Armee Ausländer, ohne Preußen zu sein. Der Begriff des Kriegsherrn scheidet sich so scharf von dem des Landesherrn, daß sogar ein Kriegsherr ohne Land und Leute denkbar und dagewesen ist, wie Bernhard von Sachsen-Weimar und — Garibaldi. Das neue Völkerrecht vindizirt die Rechte des Kriegsherrn allerdings nur den Landesherrn, ohne aber beide Eigenschaften zu identifiziren. Die Kriegsherrlichkeit als Begriff beruht staatsrechtlich und recipirt auf der von ganz Europa angenommenen Landsknechts-Ordnung u. Reuter-Bestallung Kaiser Maximilian's I. u. II.; und selbst die preußische Verfassungs-Urkunde trägt diesem Begriffe Rechnung, indem sie den Soldaten als solchen von einer Menge staatsbürgerlicher Rechte ausschließt, welche die Gewalt des Kriegsherrn über die Armee, als einem nur Ihm allein zur Verfügung stehenden Instrumente, abschwächen könnten.

Die »Breslauerin« ist so verritten in

das einzige Gesetz unserer Verfassungs-Urkunde, daß sie zwar historisch anerkennt, »das Königthum in Preußen hat seine Rechte und seine Gewalt nicht erst durch die Verfassung erhalten; es ist nicht erst durch die Verfassung gemacht oder geworden;« sie meint aber, daß durch die Verfassungs-Urkunde, »der ganze Umfang und Inhalt seiner historischen Rechte, auch die Militairgewalt nicht ausgenommen, staatsrechtlich neu revidirt, formulirt und sanctionirt« worden sei. Denselben — ich habe keinen anderen Ausdruck dafür — denselben Blödsinn, daß unser Königshaus nur kraft der Verfassungs-Urkunde regiere, tischte schon einmal der Publicist auf. Nun kann aber nach Art. 107 derselben Verfassungs-Urkunde »die Verfassung auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung abgeändert werden«, und wenn die oben beregte verrückte staatsrechtliche Anschauung Platz griffe, so könnte eines schönen Tages das Königshaus nach der Verfassung auch einmal nicht mehr regieren. Es darf aber kein König für seine Nachkommenschaft dem Throne entsagen, denn diese wird kraft der Geburt und kraft nichts Anderem auf den Thron berufen. Der Preußische Soldat aber, dessen kann sich die »Breslauerin« versichert halten, fühlt sich dem Könige gegenüber nicht nur als Unterthan, sondern nur als Soldat, der Allerhöchstihm den Fahneneid geleistet, und eben deshalb — die »Breslauerin« möge sich einmal in der Armee umsehen — fühlt sich jeder Soldat in einem näheren Verhältnisse zu seinem Kriegsherrn als der Unterthan zum Landesherrn.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Aeußere und innere Politik.

Es ist ein verhängnißvoller Irrthum so vieler Gouvernements, daß man die conservative Partei im Lande stets unter der Hand behalte, man behandle sie, wie man wolle, und daß es daher, wenn nicht allein, doch vorzugsweise darauf ankomme, der Opposition Zugeständnisse zu machen und dadurch deren Sympathieen zu gewinnen.

Unangesehen, daß man zunächst existiren muß, um überhaupt Dienste leisten zu können, und daß daher jede Untergrabung der Existenz auch die Möglichkeit der Dienstleistung entsprechend in Frage stellt: es heißt nicht minder Begriff und Charakter einer conservativen Partei durchaus verkennen, wenn man sich der Täuschung hingiebt, als ob eine solche dauernd zu einem Anderen stehen könne, als der eben mit ihr conserviren will.

Ist in dieser Beziehung schon das Beispiel Jacobs II. von England sehr belehrend, wir haben auch in neuester Zeit an dem Schicksale des Königs von Neapel den handgreiflichen Beweis, was es heißt, wenn ein legitimer Fürst die Sympathieen oder gar nur die Nachsicht seines Gegners dadurch zu gewinnen meint oder versucht, daß er die conservativen Stützen seines Thrones verleugnet oder zerstört.

Was aber von dem König von Neapel, das gilt mehr oder weniger von allen legitimen Fürsten Europa's, und man sollte es wenigstens als ein sehr beherzigenswerthes Symptom beachten, wenn wir auch in Preußen bereits so weit gekommen sind, daß der Führer der ministeriellen Partei, der Freiherr v. Vincke, es wagen durfte, den Cardinal-Satz des neuen französischen und italiänischen Staats-Rechts: „Bleiben Sie uns gefälligst mit Ihrer Legitimität vom Leibe", auch in das Preußische Staatsrecht ohne Widerspruch von Seiten seiner Partei einzubürgern. In gutes Deutsch übersetzt heißt dies etwa, „wir sind zwar augenblicklich mit der Person und dem Regierungs-System halbwegs zufrieden, aber wir erkennen auch kein Recht und keine Pflicht mehr an, falls uns Eins oder das Andere nicht länger conveniren sollte."

Unserer Seits stehen wir deshalb auch vor einem unbedingten Räthsel, wenn wir die Frage aufwerfen: wie es möglich ist, daß man mit einer ministeriellen Partei, welche solche Grundsätze, wenn auch nur stillschweigend, approbirt, der weiteren Entfaltung des französischen Staats-Rechts nach Außen wirksam begegnen zu können meint.

Dabei kann Niemand weiter davon entfernt ſein, unſere eigene Partei etwa zu überſchätzen, als wir ſelbſt. Nichts deſto weniger glauben wir uns nicht zu überheben, wenn wir die Behauptung ausſprechen, daß auch in Preußen von den Grundſätzen der Legitimität kaum noch die Rede ſein dürfte, wenn es gelungen wäre, wozu man Anfangs nicht übel Luſt zu haben ſchien, uns mundtodt zu machen.

Oder ſind, vergangener und — wie es ſcheint — bereits vergeſſener Zeiten zu geſchweigen, wir nicht auch in der neuen Aera diejenigen geweſen, welche dem Verlauf der liberalen Politik nach Innen und nach Außen ein zutreffendes Horoſcop geſtellt, welche den Charakter der kaiſerlichen Politik Frankreichs ſowohl an ſich als in ihrem Verhältniß zu der Politik der legitimen Fürſten von Anbeginn richtig gedeutet, welche, faſt einſam in der Preußiſchen Preſſe, die Nothwendigkeit einer Verſtändigung mit Oeſtreich feſtgehalten und vertheidigt? Freilich iſt uns auch hierbei das Schickſal nicht erſpart geblieben, daß Andere die Früchte unſerer Arbeit geerntet, und daß uns ſelbſt Nichts zu Theil geworden, als verdoppelte Schmähungen, um unſeren Antheil an dem Reſultate vergeſſen zu machen. Da wir indeß nicht um Lohn arbeiten, ſo laſſen wir dies gern über uns ergehen, denn — wie ſchon Juſtus Möſer ſagt — „ginge es in der Welt allein nach Verdienſt, ſo wäre es für einen anſtändigen Mann darin nicht auszuhalten."

Was wir daraus *für uns* herleiten, iſt nichts weiter, als daß man uns auch ferner *in der Sache* einige Aufmerkſamkeit ſchenke und ſich wenigſtens dazu herbeilaſſe, die Conſequenzen ſeiner *eigenen* Erfahrungen und Thaten zu ziehen.

Es iſt ein vollkommener Widerſinn, mit Oeſterreich in den großen europäiſchen Fragen Hand in Hand gehen und deſſen ungeachtet dem Gothaerthum und National-Verein, ſo wie deren offenen und heimlichen Gönnern in Deutſchland und Preußen Licht und Luft gewähren zu wollen; es iſt ein vollkommener Widerſinn, den Kaiſer von Frankreich als den Erzfeind der legitimen Staats-Ordnung Europa's zu verketzern und zu verfolgen, und im Innern der legitimen Staaten ſelbſt mit den Anhängern und Vertretern derſelben franzöſiſchen Revolutions-Grundſätze Haus zu halten; es iſt ein vollkommener Widerſinn, dem Napoleoniden den Handſchuh hinzuwerfen, und im Innern ſeinen zuverläſſigſten Freunden und rührigſten Parteigängern in die Hände zu arbeiten; es iſt ein vollkommener Widerſinn, das revolutionäre Staatsrecht nach Außen in Verruf zu thun und zu bekämpfen, und demſelben im Innern die Thore weit aufzuthun und ſeine Vertreter als die Retter des Vaterlandes zu feiern. Eins *oder* das Andere, aber nicht Eins *und* das Andere.

„Es war" — wie es in den bekannten überaus freiſinnigen Junius-Briefen heißt — „daſſelbe Parlament, welches das Haus der Lords auflöſte und das Amt des Königs für überflüſſig erklärte", und: „dieſelbe angemaßte Gewalt, welche einen Staatsbürger ſeines angeborenen Rechtes beraubt, kann auch einen König ſeiner Krone berauben."

Unſererſeits können wir deshalb nur wiederholen, daß die an ſich ſo ſehr

erfreuliche Zuſammenkunft von Teplitz auch ihre ſehr ernſte und bedenkliche Kehrſeite hat, ja, daß es faſt beſſer wäre, ſie hätte nicht ſtattgefunden, wenn man nicht mit den dort etablirten Grundſätzen und Tendenzen nach allen Seiten Ernſt zu machen gedenkt.

Oder ſollte man ſich überraſchender Weiſe etwa der Täuſchung hingeben, daß die fürſtliche Vereinbarung in Teplitz auf die weitere Entfaltung der Napoleoniſchen Politik ohne Einfluß bleiben werde! Schon in Baden belehrt, daß die Sprache der Verführung und Spaltung unter den deutſchen Fürſten zunächſt ohne Ausſicht ſei, kann dem Kaiſer der Franzoſen nach Teplitz nicht der geringſte Zweifel mehr geblieben ſein, daß ſeine deutſche und europäiſche Politik eine neue Wendung und Wandelung erheiſche, daß er ſich auch hier von den Fürſten ab zu den Völkern hin wenden und aus der halben in die ganze Solidarität mit der europäiſchen Revolution eintreten müſſe. Es iſt dies die neue Phaſe, welche der franzöſiſche Kaiſer als „Einweihung einer neuen Friedens-Aera" bezeichnen zu dürfen glaubt.

Eine „neue Friedens-Aera" — wir können nicht behaupten, daß Louis Napoleon dabei geradezu an eine andere „neue Aera" gedacht, doch wird es keine überflüſſige Mühe ſein, darüber ins Klare zu gelangen, worin die charakteriſtiſchen Merkmale der neuen Friedens-Aera in ihrem Unterſchiede von der bisherigen zu ſuchen ſein dürften. Wenn das Kaiſerreich, wie wir nicht bezweifeln dürfen, zu jeder Zeit der Friede geweſen, ſo muß der Kaiſer bei der Proklamirung eines neuen Friedens-Zuſtandes unzweifelhaft etwas Beſonderes im Auge haben, ein Neues, das vor allen Dingen die legitimen Fürſten intereſſiren dürfte.

Umſchau.

Wir ſchloſſen die letzte Umſchau mit der Erinnerung, daß Teplitz nicht blos ſeine Hoffnungen, ſondern auch ſeine Gefahren habe. Die nächſte und größte Gefahr würde ſelbſtredend aus dem Mangel an Entſchloſſenheit herfließen, es mit dem Widerſtande gegen die Revolution ernſt und genau zu nehmen; denn die legitime Ordnung in Europa hat es in der Perſon Louis Napoleon's mit einem Gegner zu thun, der es ſeinerſeits bis zur Unbedingtheit ernſt und genau nimmt und auch zu nehmen verſteht. Dies vorausgeſchickt, liegt keine Wendung näher als die, daß der franzöſiſche Gewalthaber von nun an daran denken wird, die revolutionairen Elemente, ſo weit ſie ihm bereits abfällig zu werden drohten, auf's neue wieder an ſich zu ziehen. Darin liegt für ihn das Aufgewicht gegen Teplitz, und man hat das an ſeinen Vertreter in London gerichtete Schreiben bereits als den erſten in dieſer Richtung gemachten Schritt zu betrachten. In Wahrheit zeugte es von Kurzſichtigkeit, wenn man dieſe imperialen Herzensergießungen nur als an Lord Palmerſton oder als an

die englische Nation gerichtet betrachten wollte. Das hieße seine Bedeutung unterschätzen. Die Adresse an England hatte der imperiale Brief ganz beiläufig, seine wahre Adresse sind die Unruhemacher aller Länder, denen er feierlichen Wink geben wollte, daß er in der revolutionairen Solidarität mit England vorläufig zu verharren gedenke. Ziemlich indiscret —, aber gut gerechnet.

In der syrischen Frage, die wir so nennen, weil sie in der That die Bestimmung zu haben scheint, die Lösung der eigentlich orientalischen und was man seit einem Menschenalter unter der „Lösung" derselben zu verstehen gewohnt war, bis auf Weiteres zu vertagen — in der Lösung dieser Frage drohte dem Fortbestande jener revolutionairen Solidarität nun zunächst eine Art von Feuerprobe; und man muß zugeben, daß die Geduld und der leidende Gehorsam, womit der französische Gewalthaber bis zum Abschlusse eines sogar europäischen Einverständnisses, der Convention vom 3. August zuwartete, des hohen Preises, um den er in diesem Augenblicke wieder zu ringen gezwungen ist, vollkommen werth erscheint. Diese formelle Unterwerfung des imperialen Willens läßt denn auch kaum ein Bedenken darüber aufkommen, daß sogar die „rein syrische" Frage, dafern sie sonst nicht durch unerwartete Zwischenfälle aus der ihr nunmehr angewiesenen engen Kette springt, im Sande einer durchaus einverständigen Transaction zwischen Lord Palmerston und Louis Napoleon verlaufen wird. Auf eine solche, von den Beiden schon jetzt in Aussicht, wenn nicht gar in Angriff genommene Transaction möchten denn auch die auffallend abfälligen Urtheile Lord Stratford de Redcliffe's über die Lage der Pforte schließen lassen. Jedenfalls wird die breite und dunkle Vertiefung, welche die syrischen Händel durch das Blutbad von Damascus anzunehmen schienen, in dem einverständigen Zusammenwirken beider Mächte nichts ändern, zumal auch die von Lord Palmerston für Schutzbauten gegen den Freund in Anspruch genommenen 2,000,000 L. mit glänzender Bereitwilligkeit vom Parlament bewilligt worden sind.

„Die Freiheit (!) wird den Krieg gegen das Königthum auf Actien unternehmen" — wir erinnern uns nicht mehr des amerikanischen Großmauls, dem die Welt diese erhabene Verheißung schuldigt; aber wer gedächte derselben nicht im Hinblicke auf das erfolgreiche Vorspiel, womit der General der Alpen-Jäger die Aera dieser neuen europäisch-gesellschaftlichen Entwickelungsstufe schon jetzt einzuleiten scheint —? Nachdem der angebetete Götze der Menschen seiner Zeit Messina genommen, trifft er in der hellen Mittagssonne neu-europäischer Ordnung Anstalten zu einer Landung auf dem neapolitanischen Festlande, unter dem Schutze des großen Dogma's der Nicht-Intervention und halb und halb, wenn auch nicht auf Actien, desto öffentlicher doch auf — Subscription. Gewiß eine lustige Zeit, diese Zeit des — legitimen Garibaldi-Cultus!

In Oestreich sind Regierung und Reichsrath vor dem höchsten Problem, das die Revolution dem Kaiserstaate zurückließ, angelangt. Es handelt sich für die fernerweite innere Entwickelung Oestreichs um nichts Geringeres, als um Auffindung der organischen Formel, welche die einzelnen Glieder

des Reichs dergestalt in eine eigene selbstwüchsige Lebensthätigkeit entläßt, daß damit auch das Princip der Reichs-Einheit zu bestehen vermöge, vielleicht überhaupt das höchste Problem, das der Gesetzgebungskunst seit einem Jahrhundert zur Lösung vorlag. Die nivellirende Gesetzgebung hatte zu allen Zeiten ein wahres Kinderspiel mit ihren Aufgaben, denn sie besitzt in ihrem eigensten Princip den souveränen Allerwelts-Ditrich, der auch die widerspenstigsten Schlösser öffnet.' Für die Aufgabe Oestreichs aber kömmt es auf die Erfindung eines ganz entgegengesetzt construirten Schlüssels an, und der gleichwohl viele Schlösser auf einmal schließen soll. Wird das gelingen? Die Organisirung ist weit weniger das Bedürfniß als die Leidenschaft dieser Zeit, und selbst, wo sie unvermeidlich geworden, scheint ihre Aufgabe weit mehr der gesellschaftlichen als der streng politischen Sphäre zugewandt zu sein. Unserestheils würden wir um Vieles beruhigter sein, wenn es zunächst gelungen wäre, die Wünsche Ungarns zufrieden zu stellen. Ungarn ist das heilige Schwert Habsburgs, vollkommen befähigt, in seiner angestammten ritterlichen Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus allein eine halbe Welt von Feinden Oestreichs aufzuwiegen. Dieser Gesichtspunkt dürfte Anspruch darauf haben, berücksichtigt zu werden, denn gelangt er zu dem ihm gebührenden Vorgewicht, dann wird das auch zum Vortheil der historisch überlieferten Selbstbestimmung der minder starken Glieder des Reichs ausfallen müssen. Oestreich besaß in der natürlichen Unmittelbarkeit des Daseins, in der Liebe seiner Völker zu dem Kaiserhause eine die Jahrhunderte durchdauernde, ungleich wirksamere Reichs-Einheit, als ihm je auf künstlichem Wege dürfte mitgetheilt werden können.

Ganz leise, aus dem Hintergrunde des lauten revolutionairen Tagesgewühls, tritt eine Sage auf, die wir gern für etwas Solideres als für bloße Sage hielten: wir meinen die da und dort in Aussicht gestellte Zusammenkunft unseres verehrten Regenten mit seinem Kaiserlichen Neffen. Die in kurzen Zwischenräumen erfolgten hohen Begegnungen von Baden und von Teplitz haben den über uns ausgebreiteten Wolkenschleier mit der Plötzlichkeit eines Wetterleuchtens zerrissen — dürfen wir von dieser dritten Zusammenkunft eine nämliche erleuchtende und erwärmende Wirkung erwarten? Wir erblickten in Teplitz die anfänglichen Umrisse einer festen Position des Widerstandes gegen die Revolution — dürfen wir erwarten, daß diese Umrisse von Warschau aus in einer noch deutlicheren Zeichnung hervortreten? Wir möchten nicht wagen zu zweifeln, aber hoffen würden wir erst können, wenn wir hörten, daß auch Se. Majestät von Oestreich in der Weichselstadt erscheinen werde. Die fürstliche Austauschung ist niemals dringender, als wenn die Diplomatie in Geschäften— abwesend und auf Reisen ist. Wir sagen dies ohne Besorgniß, den herkömmlichen Würden der Diplomatie Eintrag zu thun.

Belgiſche Annexions-Beſorgniſſe.*)

Es liegen uns mehrere Broſchüren vor, in denen belgiſche Publiciſten gegen ein Schickſal proteſtiren, von dem ſie ihr Land bedroht glauben. Die Entſchiedenheit und Leidenſchaft, die ſich in dieſen Proteſten ausſpricht, beweiſt, wie trübe und gedrückt die Stimmung iſt, die im ganzen Lande herrſcht. Selbſt die begeiſterte Befliſſenheit, mit welcher ſich das Volk bei dem neulichen Jahresfeſte ſeines Königthums um ſeinen Herrſcher ſchaarte, war ein ſolcher Proteſt, und ſomit ein Zeugniß von der Beſorgniß, welche die Gemüther ergriffen hat. Der Vorgang in Savoyen und Nizza, in welchem nach dem Ausdruck der franzöſiſchen Publiciſtik eine Nation zum erſten Male friedlich und in einem geſetzlich geregelten Verlaufe ein Stück Landes erworben und die Volksſouveränetät, gleichfalls zum erſten Male, die Beſchlüſſe der gekrönten Häupter controlirt hat, — dieſe neue Auflage einer alten Geſchichte hat in Belgien die Erinnerung an die Unglückstage unter Ludwig XIV. und dem erſten Napoleon erweckt. Während die franzöſiſchen Scribenten das vermeintlich Neue preiſen, fühlt man in Belgien, daß man es von Seiten Frankreichs ſehr traditionell behandeln wolle. Jedesmal, wenn das Cäſarenthum Frankreichs eine ſeiner Metamorphoſen durchmachte, nach dem Staatsſtreich, nach der Aufrichtung des Kaiſerthums, im orientaliſchen Kriege, nach der Beſchleunigung, welche die Orſini'ſchen Bomben ſeinem welthiſtoriſchen Laufe mitgetheilt hatten, erhielt Belgien von Paris aus die wohlgemeinte Weiſung, ſich ſtill zu verhalten und in Ruhe ſein Schickſal zu erwarten. In der letzten Zeit iſt die anti-franzöſiſche und die anti-kaiſerliche Preſſe in Belgien durch Mahnungen, die von Paris aus angelangt ſind, bedroht; die Beſorgniß und Angſt muß alſo in Belgien groß ſein, wenn ſich, trotz der Pariſer Mahnungen zur Beſonnenheit und Geduld, Nothrufe wie in vorliegenden Broſchüren erheben. Wahrſcheinlich aber haben gerade die diplomatiſchen Dictaturverſuche die Angſt und Leidenſchaft dieſer Proteſte hervorgerufen.

Wie Frankreich ſein höchſtes Gut, den Ruhm, dieſe Phraſe ſeiner Proclamationen und Bulletins, nur auf Koſten ehrlos gewordener und entwürdigter Nationen zu gewinnen liebt, — wie es die Völker, die es zur Controle des dynaſtiſchen Länderſchachers an die Wahlurne ſchleift, innerlich verachtet, ſo hat es Belgien im Voraus, ehe es daſſelbe mit Stimmzetteln beſchenkte, moraliſch zu nulliſiciren verſucht. Während es die Großmächte im Namen der Nationalitäten zerſtückeln möchte, hat es an die kaiſerliche Preſſe die Parole ausgetheilt, daß Belgien keine Nationalität beſitze. Es war ein inſtructiver Wink, den z. B. der „Courier de Havre" im Auguſt 1859 dieſem künftigen Opfer des franzöſiſchen Ruhms gab, als er ſagte: „Belgien ſei ein recht hübſches

*) I. La Belgique indépendante par Joseph Boniface. Bruxelles 1860.
II. La Belgique et l'Europe ou la frontière du Rhin. Liége 1860.
III. Napoléon III. et la Belgique par Louis Labarre. Bruxelles 1860.

Ländchen, ein angenehmer Aufenthaltsort, mit einer sehr vervollkommneten Agricultur und einer thätigen Industrie, dem aber, um ein Staat zweiten Ranges zu werden, nichts mehr und nichts weniger, als eine belgische Bevölkerung fehle. Man finde in Belgien Flamänder und Wallonen, aber unendlich wenig Belgier, und diese Wenigen, denen man in den Antichambres von Laeken, in den Ministerialbureaus und in den Redactionscabinets einiger von Franzosen redigirten Zeitungen begegne, bemühten sich, durch den Lärm, den sie machen, ihre numerische Schwäche zu verdecken; unfähig, eine wirkliche und vollständige belgische Nationalität zu schaffen, könnten sie nur die Dekoration einer solchen aufstellen." Kurz die belgische Nationalität sei ein bloßes Werk der Maschinerie, — eine eitle Phantasmagorie. Diese Frechheit, deren Schamlosigkeit so groß ist, wie die ihr zu Grunde liegende Unbekanntschaft mit der Geschichte, hat das belgische Volk vollends alarmirt und die Proteste seiner Publicisten hervorgerufen, — aber leider, müssen wir sagen, sind diese eben so traurig und niederschlagend, wie die Situation, die sie veranlaßt hat, gedrückt und peinlich ist.

Nr. I. der vorliegenden Broschüren weiß als Bürgschaft für die Erhaltung der belgischen Unabhängigkeit nichts weiter anzuführen, als den „unüberwindlichen Muth", mit dem das belgische Volk der heiligen Allianz der Könige getrotzt und vor Polen, vor Ungarn, vor Italien die Tractate von 1815 mit seinen mächtigen Händen zerrissen habe. Wenn der belgische Publicist, Historiker und Militair Alexis Brialmont (vergl. über diesen den betreffenden Artikel im Wagener'schen Staats- und Gesellschafts-Lexicon und eben dort den Artikel: Belgien) den Schmerz haben sollte, in ganz Belgien seinen Nachweis von den historischen Grundlagen der belgischen Unabhängigkeit in gleicher Weise ignorirt zu sehen, — wenn er den Schmerz haben sollte, in ganz Belgien in gleicher Weise die Zukunft des Staats auf die revolutionäre Phrase, statt auf die tausendjährigen Grundlagen derselben gegründet zu sehen — dann würde ihm jedenfalls auch der Arm erlahmen, den er als Militair zur rechten Zeit für die Freiheit und für die wahren conservativen Güter und Aufgaben seines Landes bewaffnen möchte. Dann wäre vielmehr das Schicksal Belgiens entschieden, und wäre es ein Raub der Revolution, der es sich allein zu rühmen weiß. Hätte Belgien für sich Nichts aufzuweisen, als den Riß in die Tractate von 1815, dann hätte es nur für die Revolution in Paris gearbeitet, und muß es von dieser, gegen die es keine Tractate mehr schützen, verschlungen werden. Wenn es weiter Nichts als ein Vorläufer Polens, Ungarns, Italiens ist, dann ist es wie diese nur ein Demonstrationsmittel in der Hand der Kaiserlich-revolutionären Politik, gut genug wie diese unglücklichen Nachfolger, um dem Kaiserlichen Politiker zur Unterwühlung der Großmächte zu dienen, und von den polnischen, ungarischen und italienischen Widersachern der Tractate nur darin unterschieden, daß es zur Annexion gelegener als seine entfernteren Mitkämpfer ist.

Nr. II. weiß von Belgiens wirklichen Lebenskräften auch nicht mehr, als die so eben erwähnte Broschüre zu sagen. Der Verfasser führt des Aristoteles

Wort, daß der Menſch ein politiſches Thier ſei, zu der luminöſen Unterſcheidung fort, wonach dieſe politiſchen Thiere in zwei Klaſſen zerfallen, nämlich in aufrechtgehende Zweifüßler und in kriechende Vierfüßler. Zu jenen rechnet er die Engländer, Belgier, Schweizer, Holländer; zu dieſen die Ruſſen, Neapolitaner, Franzoſen u. ſ. w. (wahrſcheinlich alſo auch die Oeſtreicher). Den Preußen erweiſt er die Ehre, ſie ſeit der neuen Aera zu den beginnenden Zweifüßlern zu rechnen, die jedoch noch an dem Leitſeil des epochemachenden Miniſteriums geführt werden müſſen (Les Prussiens marchent aussi sur deux pieds, mais soutenus cependant encore par des lisières). Dieſe Unterſcheidung iſt freilich ein ſehr ſchwacher Troſt für Belgien, da es oft genug vorkommt, daß Zweifüßler von Vierfüßlern verzehrt werden. Gleich naiv wie Nr. I., betrachtet Nr. II. die „nationalen" Regungen in den Donaufürſtenthümern, in Neufchatel, in der Lombardei, in Sicilien, in Ungarn, in Polen als Reaction gegen das franzöſiſche Kaiſerthum. Dieſe verkindiſchte Gedanken-Confuſion, welche das Werk und emſige Bemühen des Imperators, die Unterwühlung Europa's, als Reaction gegen ſeine Pläne betrachtet, würden wir als ein niederſchlagendes Zeugniß von dem wirklichen Verfall Europa's und von ſeiner Beſtimmung zur Knechtſchaft unter der Zuchtruthe der franzöſiſchen Imperatoren betrachten müſſen, wenn dieſe Anſichten nicht zugleich ſo hilflos und armgeiſtig wären, daß ſie endlich eine wirkliche Reaction gegen dieſe verderbte Zerfloſſenheit hervorrufen müßten. In dieſem Sinne ſind auch jener preußiſche Landbote mit dem Trumpf ſeines armſeligen „Verlaſſen Sie Sich darauf" — der deutſche Nationalverein, der ein Königreich wie Preußen betrügen und dann unterwerfen will — ſind die Juden, die demſelben Königthum ihren Schacher anzubieten wagen, wahrhaft wohlthuende Erſcheinungen; — ſie ſind das Zeichen einer Descadence, die ſo ſchmachvoll iſt, daß ſie alle Kräfte, die noch vorhanden ſind, ordentlich mit Gewalt aus dem Schlummer wecken und auf den Kampfplatz hervorreißen muß.

In dieſem Sinne ſind auch die vorliegenden Broſchüren, die durch den imperialiſtiſchen Alarm hervorgerufen ſind, ſelbſt wieder alarmirender Natur. Die Kläglichkeit ihres Nothrufs zeigt, daß Etwas faul iſt im Reiche Dänemark — aber nicht nur im belgiſchen Dänemark. Ein Zeugniß von der Decadence aller populären Politik, ſind ſie zugleich eine ſtrafende Anklage, die ſich gegen die Läſſigkeit und Kleinlichkeit der leitenden Kreiſe Europa's richtet. Broſchüren und verzweifelte Nothrufe, die von Deutſchland weiter nichts wiſſen, als daß die Hälfte ſeiner Bewohner zu den politiſchen Vierfüßlern gehört, und die andere Hälfte am miniſteriellen Leitſeil ihre erſten Uebungen auf zwei Beinen macht, ſind nur möglich, weil es ſeit Jahren keine deutſche Politik gegeben hat, die den ſtammverwandten Staaten und Völkern das Daſein eines Deutſchlands in's Gedächtniß gerufen hätte. Daß dieſe Broſchüren in der Noth, die ſie in's Leben geſetzt hat, nichts von einer deutſchen Politik wiſſen und in ihrer Angſt ſich nur der Heldenthaten der europäiſchen Revolution und des belgiſchen Meiſterſtücks gegen die Tractate erinnern, iſt ihnen daher nicht allein als ihre Schuld anzurechnen. Sehen doch auch die leitenden Kreiſe der

Großmächte den Großthaten der Revolution mit Ruhe zu, und erinnern sie sich auch noch nicht, wo die Kräfte einer entscheidenden Reaction zu finden sind.

Nr. III., das Manifest der reinen Demokratie, hat die Stichworte: „Freiheit, Brüderlichkeit, Solidarität der Völker" zur Devise, harrt der Zeit, wo die Schranken zwischen den freien Völkern fallen, und will die Schleusen, welche die Völkerströme von einander trennen, nur von *ihm* nicht gehoben wissen. *Er*, der Kaiser der Revolution, soll die Barrière zwischen den Völkern nicht niederreißen, — darum schleudert ihm diese Broschüre (was ihren ganzen Inhalt bildet und *ihn* in den Augen der Völker discreditiren soll) die anmaßenden und alle Nationen beleidigenden Proclamationen vom Ruhm Frankreichs, die Widersprüche seiner Friedensmanifeste, das Schielende seiner officiellen Phrasen und die Niedrigkeit seiner Zurufe an die Soldaten von Straßburg und Boulogne, die er mit Würsten und Francs ihrem Eid abwendig zu machen suchte, entgegen. Vom wirklichen Belgien kommt *nichts* in dieser Broschüre vor, nichts von seinen Gemeinden und Corporationen, nichts von seinen Provinzen und deren Verfassungen, nichts von seiner freien Kirche und dem Kampf seiner Schulen, nichts von seinen mächtigen (wenn auch noch vernachlässigten und der Industrie hintangesetzten) Ständen. Belgien erscheint nach dieser Broschüre nur als ein *belebter Sandhaufen*, der an den Zaun, welcher ihn umschließt, drängt und die Zeit nicht erwarten kann, wo er sich mit dem größeren Sandhaufen in seinem Süden brüderlich vereinigen kann. Der Verfasser rechnet darauf, daß die Belgier in der Stunde der Gefahr den Beweis liefern werden, daß sie für das Kaiserreich noch nicht reif sind. Der Sandhaufen, als der in seiner Broschüre Belgien erscheint, kann dagegen der Annexion nicht entgehen. Der Verfasser führt unter Anderm die Zurufe des damaligen Prinzen Napoleon an die Soldaten an, die er zu Boulogne verführen wollte; zu dem Einen: „Du sollst befördert und decorirt werden" — zu dem Andern: „Wir wollen in's Hotel du Nord und für mich und Dich ein Diner commandiren", — zum Andern: „Du sollst gut bezahlt werden", — „zu einem Andern: „Du wirst nach Paris kommen und gut bezahlt werden." Wenn auch den Industriellen, auf deren schnelle Bereicherung und Erhebung über die alten Stände es mit der neueren Geschichte Belgiens abgesehen war, an ein Paar Würsten nicht viel gelegen sein dürfte, so sind sie für die Vermehrung ihrer Millionen, die ihnen der größere Handel für ihre Kohlen und für ihren Zucker verspricht, doch nicht (so weit man bis jetzt über die imperialistische Agitation in Belgien Kunde hat) ganz unempfindlich, und eine Decorirung, desgleichen die Geltung an einem Kaiserlichen Hofe würde zu dem Aufschwung der Industrie auch eine angenehme Zugabe sein.

Belgien ist jedoch noch nicht so arm an Lebenselementen, als es nach vorliegenden Broschüren scheinen müßte. Wenn es aber auch an Zukunft reicher ist, so bleibt es doch dabei, daß die Trostlosigkeit und Erbärmlichkeit dieser Nothrufe eine bittere Anklage gegen diejenigen ist, die bisher die deutsche Politik geleitet und durch die ernsthafte Verbissenheit, mit der sie Fragen, wie z. B. die Kurhessische erörterten und verwirrten, Deutschland auswärts in Vergessenheit gebracht haben.

Fragmente aus Asien.

Die Sultane werden fortfahren in ihren Serails zu vegetiren, die Eunuchen und Günstlinge werden über die Staatseinnahmen verfügen, die Paschahs die Provinzen plündern, die Muselmänner rauchen und schlafen, bis das ganze Staatsgebäude aller Unterstützung baar sein Gleichgewicht verliert, bis es zerfällt und, mit plötzlichem Gekrach zusammenstürzend, die Welt durch das Schauspiel seiner Ruinen in Erstaunen setzt — so schrieb Volney vor kaum 60 Jahren, und sein Wort erfüllte sich in allen Phasen, die das osmanische Reich dem Standpunkte zuführten, auf welchem wir es gegenwärtig erblicken. Wir sehen den Augenblick gekommen, wo jenes einst so mächtige Reich seiner Ausscheidung aus der europäischen Staatenfamilie Folge zu leisten sich gemüssigt finden dürfte.

In schneller Aufeinanderfolge hat das türkische Reich Serbien, die Moldau und Walachei, Montenegro, Egypten und Griechenland verloren. Mächtige Armeen mußten den Thron der Nachkommen des Propheten bald gegen die russische Uebermacht, bald gegen aufständische Vasallen schützen. Die sechs europäischen Provinzen: Thessalien, Macedonien, Albanien, Thracien, Bulgarien und Bosnien, ferner die asiatischen Inseln stellen mit ihren neun Millionen Einwohnern, die mit Ausnahme einer Million den Christenglauben bekennen, ein Bevölkerungsverhältniß dar, in Anbetracht dessen die türkische Suprematie jener Million mit dem Anspruch auftritt, den kräftigen Aufschwung der orientalischen Christen durch die christlichen Schutzmächte des osmanischen Reiches niedergehalten zu sehen.

So entsteht die eigenthümliche Anomalie, daß die türkische Regierung sich dahin gebracht sieht, die dauernde Intervention als ein unentbehrliches Erforderniß der eigenen Machtentfaltung anerkennen zu müssen, und zwar zeigt sich diese Anomalie nicht allein in den europäischen Theilen des Osmanenreiches als Resultat der dort vorwaltenden Niederhaltung der christlichen Bevölkerung — die Anomalie zeigt sich nicht minder eclatant in den asiatischen Provinzen, wo die für die dauernde Intervention in Rechnung kommenden Verhältnisse eine Wirkung anzunehmen beginnen, welche die Auflösung des gesammten Verwaltungsorganismus jener Länder fürchten läßt.

Das baldige Zerfallen des Osmanenreiches ist durch die Fäulniß angezeigt, welche die oben geschilderten Zustände des gesammten Staatskörpers zur Anschauung bringen. Ueberall fehlt die Kraft, die Unterthanen zu schützen, Empörungen zu unterdrücken und diejenigen Bedingungen einzuhalten, welche von den Schutzmächten als nothwendig erachtet worden, um dem schwer erkrankten Staate neue Lebensfähigkeit zu geben. Man weiß, wie die Diplomatie der letzten Krisis begegnete, wie sie zu diesem Zwecke die europäische Civilisation an das Krankenbette der türkischen Agonie gerufen; man weiß aber auch, wie diese Verwendung der europäischen Civilisation im Interesse der Diplomatie

ſich bisher als erfolglos erwieſen, und wie wenig Hoffnung vorhanden, daß im Wege dieſer Bemühungen für die Zukunft erſprießlichere Reſultate zu erzielen ſein möchten.

Sehen wir ab von den europäiſchen Provinzen, die nur durch ein lockeres Band mit dem Staatskörper zuſammengehalten werden, ebenſo von Syrien, welches bereits einmal unter egyptiſcher Herrſchaft ſich eines beſſeren Looſes erfreute, betrachten wir ausſchließlich das rein aſiatiſche Reich des Padiſchah's, das Reich, welches jene herrlichen Lande umfaßt, die ſchon zu den älteſten Zeiten den Eroberer lockten, und die weder Krieg noch unaufhörlich wechſelnde Herrſchaft zu erſchöpfen vermochte! Welche Erſcheinungen treten uns hier entgegen? Wir ſehen Kleinaſien, Armenien, Kurdiſtan, Meſopotamien unter dem Banner des Halbmonds während eines fünfhundert Jahre nicht voll erreichenden Beſitzſtandes zu Einöden umgeſchaffen. Die blutige und thränenreiche Geſchichte dieſes Beſitzſtandes erzählt von ganzen Bevölkerungen, welche nicht decimirt — welche im eigentlichen Sinne vernichtet worden; auf dem Schauplatze dieſer Geſchichte finden ſich entvölkerte Städte, Monumente des Alterthums, die alle Zeitſtürme überdauerten, als ſtumme Zeugen einer vergangenen Cultur, welche durch ihre hiſtoriſche Bedeutſamkeit nur bei der türkiſchen Race keinen Anreiz zu neuen Schöpfungen zu erwecken vermochte.

Auf den weit ausgedehnten Gebieten Kleinaſiens lebt eine äußerſt geringe und ſporadiſche Bevölkerung. Die mohamedaniſchen Racen erreichen nach neueren und genaueren Schätzungen keineswegs die Höhe, welche ihnen die gemeinhin als die „beſten" bezeichneten franzöſiſchen Statiſtiken des Jahres 1854 zutheilen. Dieſelben nehmen an, daß die mohamedaniſchen Racen, nämlich die Sunniten, Chiiten, Hakemiten, Yeſiden, Wahabiten und Saidiers annähernd 7,600,000 Köpfe zählen, wovon allein den Sunniten als der herrſchenden Klaſſe 6 Millionen zuzuſchreiben wären.

Neuere Ermittelungen haben den unzweifelhaften Beweis geliefert, daß die wirkliche Einwohnerzahl im Vergleich zu den obigen Zahlen eine bedeutende Verminderung der Bevölkerung aufweiſet. Die Zählungen bieten bei aller Mangelhaftigkeit doch gewiſſe Anhaltpunkte für eine im Ganzen richtig greifende Schätzung. Im Jahre 1857 wurden im Innern Aſiens neue Schätzungen vorgenommen, durch welche ſich bei den Verpachtungen der aufgelegten Steuern herausſtellte, daß die türkiſche Bevölkerung ſich überall in der ſchnellſten Abnahme befindet. Ganze Dörfer wurden leer gefunden, und große Städte, wie Uſchak, das alte Trajanopolis, Denisli und Konhia, das alte Ikonium, hatten mehr als ein Drittel der türkiſchen männlichen Bevölkerung verloren. Aehnliche Verminderungen zeigten ſich bei den Nomadenſtämmen der Turkmans, der Yürüklers und der Kurden. Dieſe Verminderung der aſiatiſchen Racen wird theils der Abſorbirung der kräftigeren Männer in den letzten Kriegen, mehr aber noch dem Mangel an Nachwuchs zugeſchrieben. Die Anzahl der Kinder der türkiſchen Familien geht nur in ſeltenen Fällen über zwei hinaus. Syphilis und Blattern, Liebhaberei für das Eunuchenthum, das periodiſche Auftreten der Cholera, wirkten als Factoren einer Auflöſung der aſiatiſchen Racen, die um ſo ſchneller

um ſich greifen möchte, als dieſe Racen ſich lieber dem Kismet (Schickſal), als der ärztlichen Kunſt und körperlichen Pflege anvertrauen.

Gegenüber den mohamedaniſchen Racen berechnet ſich die Zahl der Chriſten Aſiens auf nahezu 4¼ Millionen, während der noch übrige Theil der Bevölkerung 600,000 Juden, Feueranbeter und Sabäer zählt. Die Geſammteinwohnerzahl der aſiatiſchen Beſitzungen der Türken würde nach den obigen Zahlenangaben etwas über zwölf Millionen Einwohner betragen. Die Zahl der Chriſten, die einzige, welche mit zuverläſiger Genauigkeit ermittelt werden konnte, übertrifft die in den türkiſchen Aufnahmen angegebene Zahl annähernd um 50 Procent.

Dieſe Ermittelungen verdankt man der kirchlichen Ordnung; ſie ließen bei Zuſammenſtellung der Geburten und Sterbefälle, wie ſie bei allen chriſtlichen Gemeinden Aſiens mit löblicher Genauigkeit geführt werden, die Ueberzeugung begründet erſcheinen, daß den Zahlenangaben der türkiſchen Statiſtik eine unrichtige Berechnung zu Grunde liege. Beiſpielsweiſe führen wir an, daß die bekannt gegebenen türkiſchen Erhebungen die Zahl der Levantiner Aſiens (dort geborne Einwohner, die aber europäiſchen Schutz genießen) auf 25,000 angeben, während die kirchlichen Ermittelungen zu Smyrna allein 22,000 Seelen ergaben, und die Geſammtzahl jener Levantiner nach beglaubigten Angaben kaum unter 140,000 anzunehmen ſein möchte. Aehnliche Verhältniſſe ergeben ſich für die Griechen, welche in den Verhältniſſen türkiſcher Zählung ſelten mit mehr als 1,600,000 vermerkt werden, während doch kein Volk der Welt, ſelbſt nicht das Amerika's bei Ausſchluß der Emigration, eine zahlreichere Vermehrung aufzuweiſen hat, als gerade die Griechen.

Wir werden ſpäter auf die politiſchen Gründe dieſer Erſcheinung zurückkommen und nehmen hier nur von dem Intereſſe Act, welches das türkiſche Gouvernement daran haben muß, die bedeutende Vermehrung der chriſtlichen Elemente Aſiens in ſeinen Angaben weit unter dem Maaße der Wirklichkeit erſcheinen zu laſſen. Bei dieſem Intereſſe des türkiſchen Gouvernements ſcheint die Abſicht vorzuwalten, die Schutzmächte von jeder Einmiſchung zu Gunſten ihrer Glaubensgenoſſen fern zu halten, inzwiſchen aber die chriſtliche Bevölkerung, ſoweit ſie der Pforte unterthan iſt, zur Ableiſtung aller möglichen Pflichten bei Verſagung jedweden bürgerlichen Rechtes heranzuziehen.

Da die Staatseinnahmen faſt ausſchließlich für die Bedürfniſſe des Serails (dazu gehört auch der Unterhalt der Armee, der Marine und gewiſſer Beamtenklaſſen) verwendet werden, und dieſe Verwendung ſonſtigen Staatsbedürfniſſen ſo entſchieden vorgeht, daß bisher kaum eine erhebliche Summe für öffentliche Bauten und derartige Verbeſſerungen im Innern des Kaiſerreiches zu erſchwingen war, ſo ergiebt ſich als ſelbſtverſtändlich, daß der Ertrag der Abgaben keine Verminderung erleiden darf, und ſomit die von der zeitweiligen türkiſchen Bevölkerung aufzubringende Summe derjenigen mindeſtens gleichkommt, deren Beiſteuer der früheren, ungleich größeren Anzahl der türkiſchen Einwohner oblag.

Die neueren Kriege, die gewaltigen Haremſchulden des Padiſchah's und äußerſt koſtbare Anleihen, die bis zu 40 Procent Zinſen und Kommiſſion

kosteten, machten das Geldbedürfniß noch dringender. Um es zu bewältigen, legte man neue Steuern auf die christliche Rajahbevölkerung, die bei der erwähnten außerordentlichen Vermehrung, welche sich bei ihr herausstellte, allerdings durch Fleiß und Eifer und begünstigt durch das herrliche Clima, großen Besitz erworben, zu dem wirklichen Genuß des Besitzes aber nicht eher wird gelangen können, als bis eine gleichmäßige Abgabenlast den Muselmann wie den Christen trifft, und dessen bürgerliche und politische Gleichstellung eine Wahrheit wird.

In wie weit dieses bis jetzt der Fall war, und ob es je der Fall sein kann, so lange das türkische Regiment existirt, mag aus dem Nachstehenden erhellen.

Der Hat Humajoum vom 18. Februar 1856 steht, seiner thatsächlichen Wirkung nach, genau auf der Linie des Hatticherif von Gülhané und des Tanzimat. Wie letztere bestimmt, den Rajahs staatsbürgerliche Rechte zu gewähren, war der Hat Humajoum eben so auch durch Ereignisse erzwungen, die seine Verwirklichung einer Reform der politischen und administrativen Verwaltung des Reiches unterordneten.

Welche Aussichten der Reform und mit ihr der Verwirklichung des Hat Humajoum zur Seite stehen, ergiebt sich aus jenem trostlosen Mangel tauglicher Instrumente, durch welche sich seiner Zeit schon Sultan Mahmut gehemmt fand. Seine blutige Entschlossenheit konnte wohl die Janitscharen vernichten, die furchtbaren Metzeleien auf Chios anordnen und die Aufknüpfung des griechischen Clerus herbeiführen, aber seine civilisatorische, aufbauende Reform endete mit dem Bekenntniß, daß er sich in der Unmöglichkeit finde, seine Pläne zu verwirklichen. Das Bekenntniß wurde in einem Hatticherif an die Mitglieder des großen Rathes niedergelegt. „Es kommt stets vor" — so lautete der Hatticherif — „daß der Ausspruch des Hohen Rathes, welcher an Meiner erhabenen Pforte tagt, sich als nichts Anderes erweiset, als die unbedingte Unterwerfung unter die Ansicht und den persönlichen Einfluß eines Veziers. Die Majorität huldigt dem Willen des Einflußreichsten, und fast stets wurden Gesetze, welche dem Anschein nach von allen Mitgliedern genehmigt waren, gleich darauf im Geheimen von jedem Mitgliede angegriffen. Um dieses eingewurzelte Uebel auszurotten, befehlen Wir, daß Jeder die Freiheit habe, dafür oder dagegen zu sprechen." Auf diese Weise scheiterte die Reform zunächst an dem Grundübel der Beamtencorruption, vermöge deren der höchste Rath immer genehmigt, was der Vezier vorschlägt, und die Vorsteher der Provinzen eben nur den Willen der Machthaber in Konstantinopel ausführen. Hinsichtlich der momentanen Gesetzverhältnisse, welche den Rajahs als Rechtsbasis dienen könnten, sei nur erwähnt, daß die neben der alten Koransgesetzgebung erlassenen neuen Gesetze großentheils nie ausgeführt, und die entgegenstehenden Gesetze, **so weit sie mit den Sprüchen des Korans übereinstimmen**, niemals aufgehoben wurden.

Alle sogenannten Civilisationsprojekte, wir rechnen darunter das Gesetz über die Einwanderung, das Gesetz über das Recht des Grundbesitzes (Erkaf)

und den gesammten Hat Humajoum — sind niemals zu einer Ausführung gelangt. Weit entfernt, den Rajahs zu nützen, gereichten sie ihnen vielmehr zum Schaden. Die darin enthaltenen Bestimmungen ließen, mit Bezugnahme auf frühere Gesetze, Folgerungen zu, welche stets in einer der Rajah-Bevölkerung nachtheiligen Weise ausgebeutet wurden.

Das Einwanderungsgesetz machte die Einwanderung unmöglich; es verlangte von dem Colonisten, er solle türkischer Staatsangehöriger werden und jedem Anspruch auf Schutzrecht entsagen.

Nach dem in Rede stehenden Gesetze darf jeder Colonist des Landes verwiesen werden, falls er den Anordnungen der türkischen Obrigkeit widerstrebt, auch wenn solche Anordnungen das nicht selten vorkommende Verlangen stellen sollten, christliche Mädchen den Harems einzuverleiben — eine Sitte, von der allerdings viel weniger Aufhebens gemacht wird, als von der früheren „Knabenlese". Der christliche Colonist würde in zahlreiche Conflicte mit der türkischen sogenannten Obrigkeit kommen müssen, da letztere sehr Vieles verlangen kann, was den moralischen und religiösen Anschauungen des Christenthums widerspricht.

Der „Hat Humajoum" enthält die breiteste Grundlage gleicher staatsbürgerlicher Rechte für den Christen gegenüber dem Türken, und deshalb wurde er auch sofort hinsichtlich der Realisirung noch während der Pariser Conferenzen angezweifelt. Ali Pascha feierte den wahrlich nicht geringen Triumph türkischer Pfiffigkeit, der Pariser Conferenz gegenüber es dahin gebracht zu haben, daß jener Kaiserliche Befehl als ein aus freiem Willen des erhabenen Padischahs hervorgegangenes Geschenk für seine Unterthanen nicht in das Friedensinstrument aufgenommen wurde. Wäre die Aufnahme erfolgt, so hätten die Mächte die Garantie für die Ausführung im Vertragswege erhalten. So viel bekannt, wurde von Preußen, Rußland und Oestreich, sowie zögernd auch von Frankreich, die Aufnahme des „Hat" in das Instrument verlangt; sie wurde leider durch eine witzige Bemerkung des Lords Clarendon verhindert. Der edle Lord folgte dabei vermuthlich den diplomatischen Beziehungen, in welchen sein damaliges bekanntes Intimitätsverhältniß zu Ali Paschah beruhte.

„In allen Unterredungen, welche ich über den Kaiserlichen Hat mit meinen Herren Collegen gehabt habe — so äußerte sich der englische Minister — hat sich die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Hat Humajoum unausführbar sei. Lassen Sie uns aber nicht das Unausführbare in das Friedensinstrument aufnehmen, möge vielmehr dem erhabenen und wohlwollenden Herrscher des Orients in Betreff des Hat, so weit die Möglichkeit seiner Ausführung reicht, die Initiative überlassen bleiben."

Demselben Minister soll es zuzuschreiben sein, daß nicht allein die Mächte jeder Garantie einer, wenn auch nur theilweisen Ausführung des Hat sich begaben, sondern daß auch in einem speciellen Artikel alle Mächte sich der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei zu enthalten verpflichteten. Seit dem Frieden von Paris (1856) datirt der Beginn der erklärten Revolte in allen Theilen des türkischen Reichs, wo das Christenthum verbreitet ist. In

der europäiſchen Türkei zeigten ſich andauernde Aufſtände, während die Theilnahme an der allgemeinen Bewegung auf den Inſeln in einer gewaltigen Kräftigung der Hetärie, in Kleinaſien in jenen außerordentlichen Anſtrengungen der chriſtlichen Elemente zu Tage trat, die ſich im Wege der Population und des intellektuellen Fortſchrittes zu einem unabweisbaren Kampfe mit dem Moslem zu ſtärken beſtrebt. Andrerſeits zeigt das Osmanenthum eine regere Freudigkeit zum Kampfe für ſeine Sache, eine Freudigkeit, deren urſächliche Entſtehung zum Theil auf die obengeſchilderten Vorgänge des Pariſer Friedens zurückführt. Jene Vorgänge ſind es, welche bei dem Osmanenthum überall, wo es ſich irgendwie noch kräftig glaubt, die Anſchauung aufkommen läßt, die chriſtlichen Mächte hätten ſich des Schutzes der chriſtlichen Einwohner begeben, und nun ſei es Zeit, den alten Fanatismus, welchen jeder Moslem täglich in der Sure verkünden hört — Schlaget die Ungläubigen todt; denn es iſt Allah wohlgefällig, Allah iſt groß, und Mohamed iſt ſein Prophet — auflodern zu laſſen.

Wir ſchließen hiermit unſere allgemeinere Darſtellung der im Orient obwaltenden Verwickelungen, indem wir eine eingehendere Beleuchtung der letzteren, und zwar vornehmlich der Auslegung des Hat Humajoum der die Gegner der Chriſten im Orient folgen, ferner der faktiſchen Zuſtände, wie ſie der Frieden von Paris hervorgerufen, ſowie der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der zeitweiligen Verhältniſſe Kleinaſiens und der Inſeln, endlich dieſer Länder ſelbſt und der für ihre zukünftige politiſche Entwickelung aus der Gegenwart ſich ergebenden Chancen, unſerm nächſten Berichte vorbehalten.

Die Börſe und deren Bedeutung.

III.

Der nahen Verwandtſchaft eines rheiniſchen Banquiers mit dem franzöſiſchen Miniſter Fould verdanken wir bereits im Jahre darauf (1853) „die Bank für Handel und Induſtrie in Darmſtadt," welche, in gleicher Weiſe in's Leben gerufen, auch ein gleiches Ziel verfolgte. Der inzwiſchen ausgebrochene orientaliſche Krieg hielt all' die übrigen Projecte noch zurück, bis endlich der pariſer Friede die Schleuſen der Speculation wieder öffnete, und eine Creditanſtalt der anderen auf dem Fuße folgte. Man erkannte bald, daß bei dieſen neuen genialen Schöpfungen der „Induſtrie des Kredits"*) der koloſſale Nutzen nicht allein darin lag, daß man die Idee und den Namen des genialen Schöpfers ſich durch ein nach dem Standpunkte des Rufes ſeiner Genialität normirtes, pretentiöſes Agio bezahlen ließ, als auch darin, daß man eben durch eine

*) Pereire ſelbſt ſagte ſehr bezeichnend: „Der Credit mobilier iſt nicht der Credit der Induſtrie, ſondern die Induſtrie des Credits."

enorme Aſſociation von Capitalien nicht nur eine alles beherrſchende Geldmacht ſchaffen, ſondern auch ſo vielſeitige Unternehmungen begründen konnte, daß das dadurch herbeigeführte Chaos in einer fortlaufenden Reihe ſteter Verwicklungen eine unabſehbare Quelle des Gewinns, hauptſächlich für die Gründer, werden mußte, die in der Regel auch für Zeitlebens die Laſt der Verwaltung auf ſich luden. Kein Wunder, daß bald auch in Deutſchland, nachdem man auch ſchon in Wien mit Gründung der „öſtreichiſchen Kreditanſtalt" vorgegangen war, die Gewinnſucht bedacht war, ähnliche Schöpfungen in's Leben zu rufen. Wenn auch in Preußen die erſte Idee dazu erwacht ſein mochte, auch ohne Hülfe der Berliner Börſe unmöglich an ein Gelingen zu denken war, ſo glaubte man doch, und wohl nicht mit Unrecht, in Preußen ſo mancherlei gouvernementalen Schwierigkeiten zu begegnen, daß vielleicht die beſte Zeit dafür hätte vorübergehen können, und wandte ſich daher nach dem Beiſpiele der Gründer der Darmſtädter Bank vorzugsweiſe an die kleineren deutſchen Staaten, die theils durch die von den Unternehmern gebotenen finanziellen Vortheile, theils durch die hervorragende finanzielle Wichtigkeit, die ſie dadurch zu erlangen hofften, gelockt, willig die Conceſſion zu dieſen Unternehmen ertheilten. Die Rivalität der Staaten ſicherte die Conceſſion der übrigen, und ſo ſehen wir mit einem Male Deutſchland mit Projecten zu Creditanſtalten überſchwemmt, deren Gründer ſich das Recht, große Capitalien anvertraut zu erhalten, mit enormem Aufgeld bezahlen ließen, und zum erſten Male bedauerte man, daß Deutſchland nicht in noch mehr kleine Reiche getheilt war, um noch mehr Credit-Anſtalten gründen zu können. Es iſt bekannt, daß man in Paris zuerſt die Wichtigkeit der Unterſtützung der Preſſe für das Gelingen ſolcher Unternehmungen erkannt hatte, und man ſetzte daher bei jedem neuen Projecte ſtets gleich von vorn herein bedeutende Summen für dieſe Unterſtützung aus. Die auf dieſe Weiſe beiſpiellos corrumpirte Preſſe hat aber auch ihre Wirkung gethan; der Schamloſigkeit einer feilen Journaliſtik iſt es gelungen, alle dieſe kecken Schöpfungen der Agiotage in alle Schichten der Geſellſchaft einzubürgern. Speculanten und Kapitaliſten drängten ſich nach Quittungsbogen von Creditactien, und nach denen am meiſten, deren Schöpfer bei ihrem Erſcheinen den Muth gehabt hatten, das höchſte Agio zu fordern. Im ſtrengſten und ſchlechteſten Wetter umlagerten oft Tauſende Tag und Nacht die Gebäude, in welchen die Zeichnungen zu den neuen Creditactien angenommen wurden; Ariſtokraten und Handwerker, Kaufleute, Krämer, Arbeitsleute und Dienſtboten, Alles wollte beglückt ſein, und man ließ Männer, Weiber und Kinder Tag und Nacht bivouakiren, um nur wenigſtens *eine* Creditactie zu erlangen. Die Summe der Zeichnungen war daher ſtets eine enorme, und was durch Zeichnungen nicht erreicht war, ſuchte man durch Ankäufe mit hohem Agio zu erlangen; bei einer Creditanſtalt betheiligt zu ſein, galt für das vortheilhafteſte, ja für das einzig vortheilhafte Geſchäft, und wieder ſah man das Geld des reichen wie die Erſparniſſe des armen Mannes in gleicher Weiſe freudig zum Wechsler tragen, um ſich an Unternehmen zu betheiligen, die jeder reellen Baſis, ſelbſt der Möglichkeit einer gedeihlichen Lebensfähigkeit von Hauſe aus

entbehrten. Um auch dem kleineren Besitzstande die Theilnahme zu ermöglichen, sich aber das volle Agio zu sichern, gab man Interimsscheine mit nur 10 pCt. Einzahlung aus, und so trug Jeder willig sein Scherflein hin und freute sich, daß er desto mehr Creditactien erwerben konnte, da er nur 10 pCt. Angeld, wenn auch meist 15 bis 20 pCt. Aufgeld zu zahlen hatte. Die unselige Manie des Publikums hatte zwar den Gewinn der Gründer gesteigert, aber denselben auch erhebliche Verlegenheiten bereitet. Um den Erwartungen zu entsprechen, die man sich mit so hohem Aufgeld hatte bezahlen lassen, mußte man außergewöhnliche Gewinne zu erzielen suchen, oder wenigstens in Aussicht stellen und daher auch zu außergewöhnlichen Mitteln Zuflucht nehmen. Man betheiligte sich an den fabelhaftesten Unternehmungen und an den unsolidesten Geschäften, bei deren Wahl denn nicht selten noch die Sonder-Interessen der Gründer den Ausschlag gaben. Eine Anstalt kaufte die Actien der andern und steigerte in ihrem eigenen momentanen Interesse deren Cours, es entstand eine vollständig organisirte Agiotage, und so lag schon in der Begeisterung des Publikums für die neuen Schöpfungen eine sichere Bürgschaft für deren Mißlingen, selbst für deren gänzlichen Verfall; leider ließ Beides nicht lange auf sich warten.

In Preußen allein hatte man keine Creditanstalt concessionirt und alle desfallsigen Anträge consequent zurückgewiesen; (nur die Hansemannsche „Disconto-Gesellschaft" hatte den Character einer Creditanstalt dadurch mit adoptirt, daß sie zehn Millionen Thaler Commandit-Antheile emittirte, die ebenfalls mit hohem Agio willige Abnehmer fanden). Man hatte es der Königlichen Staats-Regierung vielfach vorgeworfen, daß es den freien Verkehr beschränken und dem fortschreitenden Zeitgeiste nicht Rechnung tragen heiße, daß sie diesen gleichsam wie Unkraut unter den Segnungen des Friedens üppig wuchernden und krankhaften Gebilden eines durch eine auf's Höchste gesteigerte Gewinnsucht corrumpirten socialen Zustandes hier das Terrain möglichst zu entziehen suche. Die frivole Art und Weise, wie die Creditanstalten ins Leben gerufen, und wie deren Actienpromessen bei den Börsen introducirt worden, hatte indeß bereits zur Genüge gezeigt, daß deren nächster Zweck nur der der Agiotage mit den eignen Actien, und es den Gründern in den meisten Fällen weniger um den in den Statuten formell angegebenen Zweck: „Förderung von Handel und Industrie" zu thun gewesen, als vielmehr, aus dem möglichst hohen und schnellen Verkauf der Actien, von denen sie stets den größten Theil sich selbst anzueignen gewußt hatten, einen großen und bedeutenden Gewinn zu ziehen. Als erfahrene Speculanten wußten sie, daß das Publikum stets den Werth eines Effects nach seinem Course, niemals den Cours nach dem Werthe beurtheilt und daher lieber Actien zu hohen als zu niedrigen Preisen kauft, und es war ihnen daher leicht gelungen, die Actienpromessen mit hohem Agio in die Hände des Publikums zu bringen. Es mußte sich hier nothwendig derselbe Fall wiederholen, den wir 12 Jahre vorher bei den Eisenbahnactien-Promessen erlebt hatten, und es trat der damals erwähnte Uebelstand des bei jeder ausgeschriebenen neuen Einzahlung nothwendigen Verkaufs eines Theiles der aquirirten Promessen hier auf eine um so schlimmere Weise zu Tage, als es sich hier gar nicht um das

Schaffen irgend einer bestimmten Realität handelte, vielmehr bei den Creditanstalten auch nicht irgend ein Fundament vorhanden war, welches die Annahme selbst des allergeringsten Agios rechtfertigen konnte, und selbst die Sicherheit für das Kapital nur in dem meist sehr zweifelhaften Verwaltungs-Talent der Gründer bestand. Waren diese nun auch schon der hohen Dividenden wegen, welche sie in ihren Prospecten verheißen hatten, dann auch in Betracht der hohen Verwaltungskosten zu gewagten und gefährlichen Unternehmungen gezwungen, so waren sie doch immer gegen die Actionaire und u. A. auch dadurch in sehr wesentlichem Vortheil, daß sie stets au fait über den Gang der Geschäfte des Instituts blieben und danach ihre Speculationen in den Actien desselben zu regeln im Stande waren, während die Actionaire bei irgend einem verfehlten Unternehmen möglicherweise schon längst einen Theil ihres Kapitals verloren haben konnten und vielleicht erst nach vielen Monaten durch den jährlichen Geschäftsbericht davon in Kenntniß gesetzt wurden, höchstens in der Zwischenzeit durch den in Folge der Operationen der „Eingeweihten" weichenden Cours der Actien eine dunkle Ahnung davon bekommen hatten, daß wohl irgend etwas „faul" sein müsse. Wenn nun hiernach schon der Charakter der Creditanstalten selbst die Königliche Staatsregierung zu der weisen Maßregel bewegen mußte, allen diesseitigen Gesuchen die Genehmigung zu versagen, so mußten doch auch mit die ehrenwerthen Namen, von denen zum Theil diese Gesuche ausgingen, bei der ungünstigen Entscheidung nicht unerheblich in die Wagschale fallen. Es befanden sich darunter sogar Namen der ersten Familien des Landes, deren großer unbeweglicher Grundbesitz Jahrhunderte hindurch ihrem Namen incorporirt war. Die Königliche Staats-Regierung konnte es unmöglich billigen, diese Namen an der Spitze kaufmännischer Speculationsunternehmen zu sehen, deren Zweck zunächst Bereicherung durch Agiotage, dann aber nur der der Ausbeutung der Arbeit durch das Capital war, und eine steigende Beweglichkeit des Eigenthums oder nach Proudhon „die vorwegnehmende Aufzehrung der Zukunft von einer mehr und mehr verarmenden Gegenwart" zur Folge haben mußte. Die Beweglichkeit des Credits mußte in nothwendiger Consequenz zuletzt auch den Besitz mobilisiren und lockern, und es widerstritt dies zu direct den Principien und den conservativen Elementen eines so streng monarchischen Staates wie Preußen, als daß die Königliche Staats-Regierung, die damals noch diesen Principien allein huldigte, darauf hätte eingehen können. In Frankreich, wo selbst Krone und Dynastie zu den mobilen Gegenständen gehören, mochte die Begünstigung von Unternehmungen, welche so tief in alle socialen Verhältnisse eingreifen mußten, vielleicht ein Gebot der Klugheit sein. In Oestreich durfte man schon eher ein solches Experiment wagen, da bei der bedrängten Finanzlage des Staates für diesen leicht ein möglicher Nutzen, eine eventuelle Hülfe aus der Vereinigung großer Geldkräfte zu erwarten stand. In Preußen aber durfte man nicht zu einer nur der Obhut weniger Speculanten anvertrauten, unbewachten, regellosen und selbstsüchtigen „Förderung von Handel und Industrie" eine willkürliche Anhäufung von Capitalien gestatten, welche den Geldmarkt beherrschen und so leicht dem national-ökonomischen, politischen und socia-

len Intereſſe des Staats gefährlich werden konnte. Es erregte daher eben ſo viel Befremden als Unwillen, als im Juli 1856, gerade als der Agiotage-Schwindel ſeinen Culminationspunkt erreicht hatte, endlich auch noch 36 reiche Firmen, darunter die erſten Häuſer unſerer Reſidenz, ſich vereinigten, um, da ihnen die Conceſſion von der Königlichen Regierung verweigert worden war, mit Umgehung der geſetzlichen Vorſchriften auch hier noch zwei Credit-Anſtalten in Form von Kommandit-Geſellſchaften zu gründen. Es war dies „die Berliner Handelsgeſellſchaft" und „der Berliner Bankverein". Die Hanſemann'ſche Disconto-Geſellſchaft war in jener Zeit mit ihren neuen 10 Millionen auch nicht zurückgeblieben, ſondern hatte den Zeitverhältniſſen in ausreichender Weiſe Rechnung getragen, indem ſie nicht nur den Cours ihrer neuen Kommandit-Antheile auf über 140 Procent trieb, ſondern auch ihren Geſchäftsverkehr in einer ſehr erheblichen Weiſe erweiterte und dadurch den hieſigen Banquiers eine gefährliche Concurrenz machte. Dieſer ein Gegengewicht zu bieten, war der Vorwand, welchen man der Errichtung der beiden neuen Geſellſchaften gab. Leider aber verhinderten die Achtung gebietenden Namen, welche ſich vorzugsweiſe unter den Gründern der erſteren (der „Handelsgeſellſchaft") befanden, nicht, daß auch hier die Betheiligung des Publikums nur mit einem hohen Agio zugelaſſen wurde. (Die Gründer der „Handelsgeſellſchaft" ließen ſich 10 bis 12 pCt., die des „Bankvereins" — weniger klangvolle Namen — 8 pCt. Aufgeld zahlen). Indeß, man war einmal im Strudel, und das Publikum, verlockt durch den Klang alter ehrenwerther Firmen, — zum Theil Häuſer von europäiſchem Rufe, die den ehrwürdigen Klang ihres unbefleckten Namens bereits von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbt hatten, — betheiligte ſich an dieſen Unternehmungen. Bald aber kam man zu der Erkenntniß, daß Häuſer, die ſelbſt große Banquiergeſchäfte treiben und zum Theil auch ſelbſt bedeutende induſtrielle Unternehmen beſitzen, unmöglich ein aufrichtiges und ehrliches Intereſſe daran haben können, ſelbſt nun noch größere Banquiergeſchäfte und Unternehmen ins Leben zu rufen, mit denen ſie ſich nothwendig ſelbſt eine gefährliche Concurrenz ſchaffen und durch eine gedeihliche Förderung ihrer neuen Schöpfung nothwendig ſich ſelbſt beeinträchtigen mußten, und es trat immer ſchärfer die Ueberzeugung hervor, daß auch dieſe Projekte nur des Agiogewinnes wegen und zur Ausbeutung des Publikums geſchaffen worden waren.*) Dieſe ſo unverhohlen zur Schau getragene Gewinnſucht ſelbſt der erſten Häuſer des Landes erregte zuerſt den ſpäter immer weiter um ſich greifenden Widerwillen gegen Creditanſtalten und Crediteffekten im Allgemeinen. Die Speku-

*) Es iſt unbegreiflich, wie das Publikum überhaupt einen Werth auf die Namen der Gründer anonymer oder Commanditgeſchaften legen konnte. Niemand kann wiſſen, ob ein Einziger derſelben nach 24 Stunden noch im Beſitze eines einzigen der Aktien- oder Antheilsſcheine iſt, die er für ſeine Betheiligung erhalten hat, ja, ob ſie nicht nach kurzer Zeit bereits auf die Aktien der von ihnen gegründeten Geſellſchaften à la baisse ſpekuliren und, was in den vorliegenden beiden Fällen übrigens ganz natürlich geweſen wäre, ſelbſt die heftigſten Gegner ihrer eigenen Schöpfungen werden, nachdem dieſe ihren Zwecken gedient haben.

lanten drängten ſich, ihre Geſchäfte darin zu liquidiren, was damals noch ohne erhebliche Einbuße zu ermöglichen war, da die Gründer das ihnen zur „Förderung von Handel und Induſtrie“ anvertraute fremde Eigenthum dazu benutzten, den Cours der Aktien möglichſt zu halten und das Publikum dadurch von weiteren Verkäufen zurückzuhalten. Indeß die Symptome der furchtbaren Kriſe, welche bald darauf Handel und Credit in ihren tiefſten Grundfeſten erſchüttern ſollte, waren bereits zu deutlich hervorgetreten, als daß dies künſtliche Halten der Courſe einen mehr als vorübergehenden Einfluß hätte haben können. Die inzwiſchen ausgeſchriebenen Einzahlungen veranlaßten bald, wie zur Zeit bei den Eiſenbahn-Aktien, forcirte Verläufe, und die Verluſte des Publikums, an deren Nachwehen daſſelbe noch heute darniederliegt, wurden um ſo bedeutender, je länger es mit ſeinen Verkäufen zögerte. Selbſt vom Throne herab war dem Lande — bei Eröffnung des verſammelten Landtages — verkündet worden: „es dürfte das Jahr 1857 dazu beſtimmt ſein, die groben Sünden der Vergangenheit abzubüßen“ und „die empfindlichen Rückſchläge aufzunehmen, zu welchen die Uebertreibungen des Unternehmungsgeiſtes nothwendig führen mußten.“ — Die immenſen Vortheile, welche die Leiter der „organiſirten Agiotage“ aus dieſen „Uebertreibungen des Unternehmungsgeiſtes“ zogen, genügten dieſen aber noch nicht, man hatte ein förmliches Ausbeutungs-Syſtem des Publikums eingerichtet und überbot ſich gegenſeitig in geeigneten Plänen. Zwei derſelben, welche zu charakteriſtiſch für die damalige Zeit*) ſind, mögen hier Platz finden. Die Direktion der Darmſtädter Bank hatte ſich von der General-Verſammlung zur Emiſſion weiterer 25 Millionen Gulden Actien ermächtigen laſſen. Sie konnte zwar bei ihrer ſeitherigen Verwaltung überzeugt ſein, daß man ſchließlich nicht ſo leichtſinnig ſein würde, ihr zum zweiten Mal eine ſolche Summe anzuvertrauen, und es mußte daher darauf ankommen, ſich die Facultät dazu für ſpäter zu bewahren, ohne den jetzt zu erzielenden Agio-Gewinn den gefährlichen Chancen der Zukunft auszuſetzen. Man verfiel daher, nachdem man den Cours der alten Actien auf etwa 170 pCt. forcirt hatte, auf die geniale (!) Idee, der Speculationswuth der Börſe ein neues, ein Zukunfts-Papier zu bieten, durch welches beide Zwecke erreicht wurden. Man gab daher für die neu bewilligten 25 Millionen Gulden „Berechtigungsſcheine“ aus, für welche man ſich ein hohes Agio zahlen ließ, und welche dem Inhaber das Recht vindicirten, nach einer gewiſſen Zeit die neuen Actien zum Paricourſe, alſo nur gegen Vergütigung des darin benannten Capitals, fordern zu können. Nach Ablauf dieſer Zeit, welche ſogar noch einmal verlängert worden war,

*) Proudhon ſagt über die damalige Zeit: „Die Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft bietet dem Nachdenken des Philoſophen keine größeren Dinge dar, als ſich jetzt begeben. Was ſind die Revolutionen vom Thermidor, vom Brümaire, von 1814 und 1815, von 1830, 1848 und 1851 gegen ſie? Man hat von den Verbrechen der Schreckenszeit, von der Schmach des Directoriums, von der Willkühr des Kaiſerthums, von der Sittenverderbniß der legitimen Monarchie und der Bürgermonarchie geſprochen. Aber vergleicht das Alles mit der Auflöſung einer Zeit, welche die Börſe und ihre Werke für die zehn Gebote nimmt, die Börſe für die Philoſophie, die Börſe für die Politik, die Börſe für die Sittlichkeit, die Börſe für das Vaterland und die Kirche!“

dachte ſchon Niemand mehr daran, Darmſtädter Actien zum Paricourſe beſitzen zu wollen, und die Berechtigung war natürlich werthlos, das dafür gezahlte Agio verloren. Inzwiſchen war man, die ſpätere Werthloſigkeit dieſes Zukunfts-Papiers vorausſehend, bemüht geweſen, daſſelbe noch anderweitig und in noch ausgedehnterer Weiſe zur Ausbeutung des Publikums zu benutzen. Unter der Aegide einiger Verwaltungs-Mitglieder hatte ſich eine Coalition gebildet, welche nicht nur alle circulirenden „Berechtigungsſcheine" aufzukaufen ſuchte, ſondern zugleich auch darin Käufe auf ſpätere Lieferung ausführte. Da man ſich bereits im Publikum von der Werthloſigkeit dieſes chimäriſchen Effects überzeugt hatte, ſo fanden ſich ſehr Viele, welche daſſelbe auf Lieferung verkauften, ohne es zu beſitzen (Verkäufer à decouvert, Fixer), und je unberechtigter der Cours durch die Käufe der Coalition ſtieg, je mehr wuchs die Zahl der „Fixer". Als nun aber der Lieferungtermin herankam, waren faſt ſämmtliche „Berechtigungsſcheine" n den Händen der Coalition; dieſe beſtand auf die Lieferung der gekauften Effecten, und die unglücklichen Verkäufer mußten ſchließlich den Preis bewilligen, den ihnen die Coalition dafür abforderte. Die dadurch entſtandene Coursdifferenz war in mehreren Fällen ſo bedeutend, daß ſie die Kräfte der Verkäufer überſtieg und mehrfach dieſe ruinirte. Man mißbilligte damals das Treiben dieſer Coalition in ſehr ſtarker Weiſe, indeß wo fängt die Berechtigung und die Moralität der Speculation an, und wo hört ſie auf? Der techniſche Ausdruck für dieſe Art derſelben iſt: „aufſchwänzen".

Durch das Beiſpiel der „Darmſtädter Bank" verlockt, hatte auch David Hanſemann ſich die Ausgabe von noch zehn Millionen Thalern Kommandit-Antheilen durch eine gut organiſirte General-Verſammlung bewilligen laſſen, und dafür ebenfalls „Anrechtsſcheine", aber gleich mit einem feſten Agio von 16 pCt., ausgegeben, ſo daß damit ein Netto-Gewinn von 1,600,000 Thalern erzielt wurde. Zur Verfallzeit geſtattete der Cours der Antheile nur einem ſehr kleinen Theile der Beſitzer dieſer „Anrechtsſcheine", von dem ſich mit 16 pCt. Aufgeld erkauften Rechte Gebrauch zu machen; faſt 9 Millionen dieſer „Hoffnungspapiere" bilden nur noch einen Gegenſtand der Erinnerung an die damalige Verblendung!

Der „Berliner Bankverein" hat von Allen das klügſte Theil erwählt; nachdem die Verwaltung noch einen Director mit hohem Gehalt und einer eventuellen Entſchädigungsſumme von 50,000 Thalern engagirt hatte, haben die Actionäre die Auflöſung der Geſellſchaft herbeigeführt. Der neue Director erhielt die bedungenen 50,000 Thlr., die er auch redlich dadurch verdient hatte, daß er nichts für die Geſellſchaft gethan und ihr Vermögen noch nicht verſchleudert hatte; im Gegentheil erhielten die Actionäre bei Vertheilung deſſelben noch etwas über 2 pCt. Aufgeld zurück, nachdem der Geſchäftsinhaber, Commerzienrath Leonor Reichenheim*) und die übrigen Gründer daraus einen Gewinn von

*) Herr Reichenheim verſucht jetzt die „Förderung von Handel und Induſtrie" auf andere Weiſe, indem er für allgemeine Gewerbefreiheit agitirt, um Handel und Gewerbe ausſchließlich in die Hände der großen Geldmächte zu bringen und Handwerker und Arbeiter dieſen dienſtbar und von ihnen abhängig zu machen.

mehr als 200,000 Thlrn. gezogen hatten. Die „Berliner Handelsgesellschaft" führt, nachdem sie ihr ursprüngliches Capital verringert und ein hiesiges Bankgeschäft käuflich erworben und dessen früheren Besitzer zu ihrem Geschäfts-Inhaber gemacht hat, ein unscheinbares Leben ruhig fort, und ihre Actien halten sich auf 80 pCt. Die meisten übrigen Creditanstalten beschränken jetzt ihre Wirksamkeit, so weit sie noch dazu im Stande sind, auf den Rückkauf ihrer weit unter den Nominalwerth gefallenen Actien, um je nachdem ihr Anlagecapital zu verringern, oder sie im glücklichen Falle später wieder einmal für voll auszugeben, inzwischen aber den durch den billigeren Rückkauf erzielten Gewinn als das Ergebniß ihrer Thätigkeit zu betrachten. Es sind auf diese Weise bis jetzt etwa 22 pCt. der betreffenden Actien außer Circulation gesetzt. Andere Anstalten, welche, wie die Genfer Credit-Bank und die Dessauer Credit-Anstalt, nicht mehr die Mittel zum Rückkauf ihrer Actien besitzen, richten ihre Aufmerksamkeit vorzugweise darauf, die Mittel für die ruhig fortlaufenden theuren Verwaltungskosten und die hohen Gehälter der Directoren zu beschaffen. Sic transit gloria mundi!

Die Krisis von 1857 wird vielfach als beseitigt betrachtet. Täuschen wir uns darüber nicht; so lange die Ursachen noch bestehen, müssen auch die Wirkungen fortdauern. Die übergroße Menge des Capitals, das in den Industrie-Unternehmungen, in Eisenbahnen, Bergwerken, Credit-Anstalten u. dergl. steckt, hat die Verdrängung des unbeweglichen von dem beweglichen Eigenthum, der Hypothek von den Actien in bedrohlicher Weise angebahnt, — die ökonomische Bewegung strebt allgemein zu werden, indem sie Grundeigenthum und Ackerbau in sich hineinzieht. Man muß darauf bedacht sein, diesem Streben entgegen zu treten! —

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Den 11. August.

Die hohen Gäste, welche in der vorigen Woche am Königlichen Hofe zu Potsdam verweilten, haben nun die Residenz wieder verlassen. Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter von Rußland reiste am Freitag Abend auf der niederschlesisch-märkischen Bahn nach Petersburg ab. Sämmtliche Mitglieder der Königlichen Familie, mit Ausnahme der hohen Wöchnerinnen, hatten sie bis hierher begleitet. Im Publikum ist der Glaube allgemein verbreitet, daß dieser Besuch der hohen Frau im Vaterhause von großer politischer Bedeutung sei. Man erzählt, daß S. K. H. der Prinz-Regent mit Ihrer Majestät längere Unterredungen über politische Angelegenheiten gehabt und der hohen Frau ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser von Rußland übergeben habe. Hieran knüpft man allgemein die freudige Erwartung, daß in der nächsten Zeit eine Zusammenkunft des Kaisers und des Prinz-Regenten stattfinden werde. Am Tage nach der Abreise der Kaiserin traf Se. Maj. der König von Baiern von Potsdam in Berlin ein und verweilte hier bis Donnerstag, um die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt in Augenschein

zu nehmen. Dieſer hohe Beſuch erregte um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da Jedermann weiß und dankbar anerkennt, daß die Zuſammenkünfte in Baden und Teplitz großentheils als eine Frucht der patriotiſchen Bemühungen Sr. Majeſtät zu betrachten ſind.

Ihre Maj. die Königin von Baiern iſt am Montag nach München abgereiſt.

S. K. H. der Prinz-Regent iſt ebenfalls am Sonnabend nach Oſtende abgereiſt.

Die Aufmerkſamkeit der Bewohner Berlins wird jetzt vorzugsweiſe von den ſocialen Fragen in Anſpruch genommen, welche auf dem bevorſtehenden „Handwerkertage" beſprochen werden ſollen. Bekanntlich wurde vor einigen Monaten im Hauſe der Abgeordneten ein Antrag geſtellt, welcher gegen die Gewerbe-Ordnung von 1849 gerichtet war und die Wiederherſtellung der unbedingten Gewerbefreiheit verlangte. Da überdieß bald darauf der Handelsminiſter die Regierungscollegien und Magiſtrate anwies, ihre Erfahrungen über die bisherige Wirkſamkeit jener Gewerbeordnung zuſammenzuſtellen, ſo fühlten die Handwerker ſelbſt ſich natürlich veranlaßt, auch ihre Meinung über dieſe Angelegenheit laut werden zu laſſen, und zu dieſem Behuf wurde jener Handwerkertag ausgeſchrieben, und die Einladung dazu fand in allen Theilen des Landes ſo viele freudige Beiſtimmung, daß mit Sicherheit vorauszuſehen iſt, daß ſich eine ſehr große Zahl von Handwerkern an der Verſammlung betheiligen werde.

Sonderbarer Weiſe wird dieſer Handwerkertag grade von ſolchen Leuten, welche unaufhörlich von Selbſtregierung und Volksſouveränität phantaſieren, mit unverkennbarer Feindſeligkeit behandelt. Freilich hat es ſich ſchon oft genug gezeigt, daß dieſe Herren unter dem „Volk" nur ſich ſelber verſtehn, und daß ſie die Volksſouveränität keineswegs anerkennen, wenn das „Volk" ſich nicht von ihnen gängeln läßt, und alle ihre Vortheile zu den ſeinigen macht. Da nun zu vermuthen iſt, daß dieſer „Handwerkertag" ſich nicht für Erweiterung der Gewerbefreiheit ausſprechen werde, ſo iſt er natürlich im höchſten Grade verwerflich, und ſeine Beſchlüſſe werden im Voraus für „reactionär" erklärt. Die Gegner des Handwerkertages widerſprechen ſich aber in einer Weiſe, welche ganz geeignet iſt, günſtige Erwartungen für denſelben zu erregen. Während nämlich die Einen behaupten, daß die Handwerker ihren eigenen Vortheil verkennen, wenn ſie ſich der unbedingten Gewerbefreiheit nicht in die Arme werfen, bezeichnen die Andern die gegenwärtigen Beſtrebungen der Handwerker als ſelbſtſüchtige! Wer aber von ſeinem Gegner der Selbſtſucht beſchuldigt wird, hat immer die Vermuthung für ſich, daß er nicht auf dem Wege ſei, ſich ſelbſt zu Grunde zu richten.

Die Juden und ihr Anhang arbeiten natürlich nur für das allgemeine Beſte.

Paris, 6. Auguſt. Der Sinn des Briefes, der vor einer Woche nach London gegangen, lautet: Ihr ſollt mich nicht eher los werden, als bis ich ſelber euch los werden will; ihr ſollt mich nicht eher abſchütteln, als bis ich aus eigenen Kräften laufen kann. — Wir haben daſſelbe ſchon oft erlebt. Als die Verſchwörungsbill gefallen war und Lord Malmesbury eine Correſpondenz beginnen zu wollen ſchien, an deren Ende man, falls ſie fortdauerte, einander eine kalte Abſchiedsverbeugung hätte machen müſſen, ſchnitt die franzöſiſche Regierung den Wortſtreit mit der Erklärung ab, man ſolle doch um der lieben Allianz willen jede weitere Debatte vermeiden; die Allianz ſei die Hauptſache, die Menſchheit, die Civiliſation bedürfe ihrer, und im Verhältniß zu ihr erſchienen die Mißverſtändniſſe über ein Paar Ausdrücke einer Walewski'ſchen Depeſche als nebenſächlich. Kurze Zeit nachher wurde Bernard in London freigeſprochen: der engliſche Philiſter wuſch ſeine Hände in Unſchuld und glaubte, daß nicht ein einziges Fleckchen Imperialismus daran geblieben. Aber eine Pariſer Depeſche

belehrte ihn eines Beſſeren; der Kaiſer betheuerte, es ſei in dem Bernard'ſchen Prozeſſe nach Recht und Gerechtigkeit hergegangen; und der Herzog von Malakoff ſpielte bei den Feſteſſen der City den Liebenswürdigen. Nie hatte es einen angenehmeren Geſandten Frankreichs gegeben, als zu jener Zeit, wo der Londoner Bürger es verſucht hatte, ſich vermittelſt eines Geſchwornen-Spruches vom Kaiſerthum zu befreien.

Nein, es iſt hier feſt beſchloſſen, daß es den Nachbaren jenſeits des Waſſers nicht ſo leicht werden ſoll, in dem großen geſchichtlichen Prozeſſe, der gegenwärtig verhandelt wird, beiſeite zu treten, die Hände gen Himmel zu heben und mit heiliger Miene auszurufen: wir ſind unſchuldig. Nein, man kennt hier ihre Mitſchuld, und man wird dafür ſorgen, daß ſie dieſelbe nicht blos bis zum Schluß des Prozeſſes fühlen, ſondern auch die Folgen tragen. Abſeitsgehen und in Bequemlichkeit abwarten, bis die Blitze des Gerichtes ſich erſchöpft haben? Nicht doch, das wäre uneiviliſirt, inhuman, ſelbſtſüchtig. Wir ſchützen England vor einer ſolchen Rolle. Und was wollte es denn thun, falls es wirklich die Compagnieſchaft mit uns ſprengte? Es würde den Continent nicht heilen können: ſeine Politik iſt ſeit Wilhelm dem Dritten nie ſchöpferiſch für Europa, nie conſervativ für das Feſtland geweſen; die Revolution bekämpfte es um ſeiner eigenen Vortheile willen, und als es glaubte, daß das Pariſer Feuer erloſchen ſei, fabricirte ſein Canning in London einen Revolutionskrater auf eigene Hand. Es bekämpfte die Revolution, um für ſich ſelber einen Monopolhandel mit inſurrectionellen Ideen zu errichten. England kann daher den alten, erhaltenden Mächten des Continents keine Geſundung bringen, und bei dieſer Unfruchtbarkeit faſſen wir es, wir klugen Pariſer. Es dachte ſeine Hand aus der unſrigen zu reißen, weil es nicht dazu dienen wollte, uns nach Syrien zu geleiten. Aber es mußte uns ſchon einmal nach dem Orient führen, es mußte durch ſeine Diplomatie unſere imperialiſtiſchen Staatsformen nach der Türkei verſchlagen; vergeblich ſträubt es ſich jetzt, es muß die Folgerungen ſeiner erſten That ziehen, ja es muß ſelber uns bitten, die kaiſerlich-franzöſiſche, freiſinnige, unterthanbeglückende, gleichheitbeſiegelnde, polizeiſäumende Verfaſſung, die wir dem Türken auferängten, und die bis jetzt boshafter Weiſe unausgeführt blieb, zur Wahrheit zu machen. Es fehlt dem Sultan die Regierungsmaſchinerie neueſter Arbeit; die liefern wir. Schon verlaſſen unſere Schiffe Toulon; ſie werden kein Evangelium aus dem Oſten holen, ſondern ſie werden dorthin die frohe Botſchaft des allgemeinen Stimmrechtes tragen. Binnen Jahresfriſt wählen die Syrier in freier Abſtimmung einen franzöſiſchen General zu ihrem Kaiſer.

London, 6. Auguſt. Als ich am Sonnabend Nachmittag auf der Haide Hampſtead umherſtrich, das Manöver erwartend, welches einige Abtheilungen freiwilliger Schützen aufführen ſollten, feſſelte eine alte Dame meine Aufmerkſamkeit. Entſchiedenheit lag in ihren Zügen, als hätte ſie in ihrem Leben ſchon oft genug nicht blos Scheingefechten zugeſchaut, ſondern auch ernſtliche Kämpfe mitgemacht; ihr Auge blickte ſcharf in die Ferne; ſie ſtand auf einem kleinen Hügel, der durch Steine, Scherben und Felddünger gebildet wurde. Rings um ſie und um ihr Poſtament wogten Tauſende von londoner Maulaffen, Bierkrüge ſchwingend, Würſtchen eſſend, ſingend, brüllend, Purzelbäume ſchießend. Durfte man mit ſolchen Fridolitäten die Zeit vertreiben, da doch bald ein Schauſpiel beginnen ſollte, wo das Mark des Landes ſeine Disciplin zu zeigen hatte? Die alte Dame würdigte die Schaaren in ihrer Nähe keines Blickes: die Hand über die Stirn haltend lugte ſie nach der Chauſſee hin, ob denn nicht die uniformirten Helden, in deren Büchſen das Heil Englands liegt, ihre Erſcheinung machen würden. Es ver-

breitete ſich das Gerücht, die Ankündigung des Manövers ſei nichts als ein Witz, den die Schenkwirthe der Nachbarſchaft in Umlauf geſetzt hatten, um mit den ſchaalen Reſten ihres Bieres aufzuräumen; die Dame jedoch hielt an ihrem Vertrauen feſt, und indem ſie in mir eine ſympathetiſche Regung zu entdecken glaubte, rief ſie mir zu: „Nein, die Geſchichte iſt kein bloßer Witz, ſie werden kommen, ſie werden kommen.“

Richtig, kaum waren ihre tröſtlichen Worte verhallt, ſo ließ ſich ein gewaltigerer Laut vernehmen, Gewehrſchüſſe krachten, eine kleine Colonne hellgrau gekleideter Schützen marſchirte heran, gegenüber entwickelten ſich einzelne Plänkler aus dem Gebüſch; in raſcher Reihenfolge zeichneten uns die Helden alle die mathemathiſchen Figuren vor, innerhalb derer ſich das geſchichtliche Leben, wenn es bei ſeiner verhängnißvollſten Geſtalt angekommen iſt, bewegt: das undurchbrechbare Viereck, den ſtumpfen Winkel, die gerade Linie, feuerſpeiend! Und nun dazwiſchen die Maulaffen: wie ſie hierhin und dorthin ſtoben, wie ſie dann wieder ermunternde Beifallsrufe ausſtießen, wie ſie jubelten, als der Vertheidigungsſchuß des Carré's gleich einem einzigen Krach erſcholl, wie ſie ſich dann wieder durch die Streitenden hindurchdrängten und einen Zuſammenſtoß, der im Plane gelegen hatte, vereiteten, wie ſie endlich in wieherndes Gelächter ausbrachen, als ein Paar betriebſame Eſel, die ſich von ihren Führern losgeriſſen hatten, herbeiſtampften, offenbar in der Abſicht, die Cavallerie, an der es mangelte, zu erſetzen. Dieſe Scene ſchloß das Schauſpiel, Freund und Feind marſchirten nach der Chauſſee, ſtellten ſich auf beiden Seiten des Weges auf und donnerten einander Hurrahs zu. Ich hatte für eine Weile die alte Dame aus den Augen verloren: anfänglich hatte ſie in üppigſter Freude auf ihrem Hügel geſtanden und ihre Arme geſchwenkt, wie wenn ſie die Schlacht commandire: jetzt aber war ſie verſchwunden. Hatte etwa die Eſeleomödie ſie verletzt? Oder war ihr überhaupt das Scheingefecht — the sham-fight — langweilig geworden? Sehnte ſie ſich nach etwas Soliderem?

Sie war verſchwunden. Und doch, ich ſehe ſie jetzt wieder. Ich ſehe ſie von Neuem auf ihrem Hügel, der aus den Scherben der Vergangenheit, aus den Bauſteinen der Gegenwart, aus dem Dünger der Zukunft zuſammengeſetzt iſt, ich ſehe ſie auch heute, wie ſie ſich auf ein Ereigniß vorbereitet, ich höre ihren vertrauensvollen Ausruf, daß die Geſchichte kein bloßer Witz ſei. Das Ereigniß, auf das ſie geſpannt iſt, wird heute Abend im Unterhauſe vor ſich gehen. Da wird Gladſtone ſein letztes Pulver verſchießen, Palmerſton wird ſeine Whigs-Carré formiren laſſen, Disraeli wird die feuerſpeiende Linie ſeiner Torries aufſtellen Aber wird die alte Dame wiederum gelangweilt davonſchleichen? Wird Alles auf ein sham-fight hinauslaufen, nach welchem die Gegner ſich behurrahen und einander das Zeugniß geben, daß ſie eigentlich ſehr gemüthliche Leute ſeien. Wird das Publikum, welches die öffentliche Meinung bildet, nachdem es ſich an dem Kampfe ergötzt hat, zwiſchen die Ringenden treten und den Conflikt verhindern, entſcheidend zu werden? Oder wird vielleicht gar die unzeitige Kraftprobe von ein Paar Eſeln das Ganze in eine Comödie verwandeln?

Ich weiß es nicht, und ſelbſt meine Muhme, die alte Weltgeſchichte, die auf dem Hügel ſteht, weiß es noch nicht. In Ungewißheit muß ich meinen Brief ſchließen.

Aus Holſtein, 24. Juli. Im letzten Hefte der „Berliner Revue“ iſt der Fingſchrift „Was Oeſtreich noth thut ꝛc.“ als eines unnützen Machwerks erwähnt. Ich ſtimme dieſem Urtheil vollkommen bei, muß aber doch bemerken, daß die Schrift auf Seite 20 ꝛc. eine Anmerkung enthält, die allein den Preis des Ganzen werth iſt. Dieſelbe enthält: „Joſeph's des Zweiten Erinnerung an ſeine Staatsbeamten, am

Schluſſe des Jahres 1783«, in welcher in 14 Punkten ſehr ausführlich auseinandergeſetzt werden die Pflichten der Beamten und die Nothwendigkeit einer genauen und öfteren Controle über dieſelben. Es möchte für manche Länder, unter welche ich auch Holſtein rechne, von großem Nutzen ſein, wenn dieſe Erinnerung beachtet und befolgt würde.

In demſelben Hefte der »Berl. Revue« iſt ein Artikel aus Wagener's »Staats- und Geſellſchafts-Lexicon« über den »Ritter« Bunſen abgedruckt, in welchem u. A. geſagt wird, es ſei B. nicht gelungen, mit ſeiner »Denkſchrift über die verfaſſungsmäßigen Rechte der Herzogthümer Schleswig und Holſtein« Palmerſton zu Gunſten der Herzogthümer und Deutſchlands zu ſtimmen. Das war auch nicht gut möglich, denn unter allen unwahren Schriften über jene Herzogthümer zeichnet ſich dieſe durch Unwiſſenheit oder böſen Willen (oder beides zugleich) des Verfaſſers ganz beſonders aus, und iſt dies um ſo ſchlimmer, wenn man bedenkt, daß ein preußiſcher Geſandter am engliſchen Hofe dieſe Schrift an den engliſchen Miniſter des Auswärtigen übergiebt, um ihn über die fragliche Angelegenheit aufzuklären. Ich will nur ein Beiſpiel vorführen als Beweis meiner Behauptung. S. 34 heißt es: »Als vor einigen Monaten Chriſtian VIII. ſtarb, erließ ſein Sohn Friedrich VII. nach ſeiner Thronbeſteigung am 28. Januar eine Proclamation, welche die Hoffnung auf eine Verſöhnung darzubieten ſchien. Ein allgemeines Parlament aller Theile der Monarchie ſollte gebildet, und eine gleiche Zahl erfahrener Männer vom Königreich und den Herzogthümern erwählt werden, um in Kopenhagen zuſammenzutreten und dort ihren Rath über die Grundlagen der künftigen Verfaſſung abzugeben.« (Nun folgen allerlei verdächtigende Auslegungen und Vermuthungen). »Die Herzogthümer entſprachen der Aufforderung und ſchritten zu der Wahl der erfahrenen Männer. — — Die Delegirten der Herzogthümer gingen nach Kopenhagen ab um den 20. März.« Dieſe Delegirten ſind nie nach Kopenhagen gegangen, und der Hr. Geſandte Bunſen mußte das am 8. April, als er ſeine Denkſchrift übergab, doch gewiß wiſſen: »Leider wurden die Befürchtungen der Herzogthümer nur zu bald verwirklicht. Der König, gedrängt durch die äußerſte, ausſchließliche Partei ſeines däniſchen Volkes, gab den Delegirten der Herzogthümer am 24. März eine offieielle Antwort, worin er erklärte ꝛc.«; und nun folgt die Antwort, die der König gegeben hat an andere Delegirte der Herzogthümer — wenn man ſie ſo nennen will. Am 18. März verſammelten ſich nämlich eigenmächtig und ohne alles Recht die Abgeordneten von Holſtein und Schleswig zu einer Verſammlung; und dieſe »delegirten« einige Männer zum Könige mit allerlei Forderungen, unter denen auch die war, daß der König mit Schleswig in den deutſchen Bund treten ſolle, und dieſer Deputation, oder, wie Herr Bunſen ſagt, dieſen »Delegirten« antwortet der König, daß er dazu weder den Willen, noch das Recht, noch die Macht habe. Bunſen ſpricht in ſeiner »Denkſchrift« von jener Verſammlung in Rendsburg und der von ihr abgeſandten Deputation gar nicht; er will alſo dem König allein alle Schuld aufbürden. Denn allerdings hätte er dieſe, wenn er den von ihm geforderten »Delegirten der Herzogthümer« gleich bei ihrer Ankunft eine ſolche »Erklärung« gegeben hätte. — Aus dieſer Art, wie der Ritter Bunſen die nächſtliegenden Thatſachen beſpricht, kann ſich Jedermann eine Idee machen von der Weiſe, mit welcher er die Geſchichte von 1460 her behandelt. Ungewiß aber kann man werden, was man größer finden ſoll, die Dreiſtigkeit, mit der ein preußiſcher Geſandte dem engliſchen Miniſter des Auswärtigen ſolche Unwahrheiten anbietet, oder den Gleichmuth, womit dieſer ſie aufnimmt. Wahrſcheinlich hat Palmerſton aber die »Denkſchrift« nicht zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens gemacht, ſondern ſie einfach ad acta gelegt, höchſtens ſie zur Aufnahme in ein »Blaubuch« abgegeben; und in beiden Fällen war ſie freilich gut aufgehoben.

Börſen-Revue.

(Vom 1. bis 8. Auguſt.)

Die Börſe befindet ſich immer in einem abnormen Zuſtande, wenn äußere Einflüſſe, namentlich hervorragende politiſche Ereigniſſe, auf das Geſchäft influiren; es iſt ihr Zuſtand dann nicht mehr eine Wirkung ihres eigenen Organismus, die Speculation verliert ihre natürliche, eben durch den organiſchen Zuſtand des Geſchäfts bedingte Richtung, ſie wird, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf alle möglichen politiſchen Eventualitäten richten muß, abgezogen von der Beobachtung ihres eigenen Befindens, kurz, die Börſe vergißt dann, oder vielmehr es fehlt ihr die Zeit, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Bei der ungeheuren Senſibilität der Börſe kann es nicht fehlen, daß ſie von jedem Gerüchte, von jeder Nachricht — ob wahr oder unwahr, ja ſelbſt ob wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich, thut meiſt nichts zur Sache — momentan mehr oder weniger afficirt wird, und indem dieſe ſtete Erregtheit und Unſicherheit das regelmäßige Geſchäft aus dem Geleiſe bringt, muß ſie nothwendig auf deſſen früheren Zuſtand eine ſo entſchiedene Wirkung äußern, daß ſie denſelben in nicht ſeltenen Fällen radikal verändert.

In dieſer ſteten Erregtheit und Unſicherheit befanden ſich die Börſen ſeit dem bekannten Neujahrsgruß Louis Napoleons an Herrn v. Hübner, noch mehr ſeit dem Frieden von Villafranca. Vor dem italiäniſchen Kriege hatten die Befürchtungen der Börſe eine beſtimmte Richtung, ſeit Villafranca aber ſchwebten ſie ihr ſtets nur in unbeſtimmten Conturen vor, aus denen bald dieſes, bald jenes Ziel der Napoleoniſchen Politik etwas deutlicher und gefahrdrohender hervortrat, und verſchiedene Nebenereigniſſe den mitunter etwas grellen Hintergrund bildeten. Die Wirkung dieſes Zuſtandes auf die Börſen zeigte ſich weniger in einem bedeutenden Rückgange der Courſe oder in einer großen Flauheit, als vielmehr in einer faſt totalen Geſchäftsloſigkeit. Der Thätigkeit und der Unternehmungsluſt der Börſen fehlte jede beſtimmte Richtung, da, was heute als Befürchtung hervortrat, morgen ſich als Nebelbild erwies, um ſofort wieder einer andern Erſcheinung Platz zu machen. Seit der Zuſammenkunft in Baden-Baden, namentlich ſeit Teplitz haben jene »Befürchtungen« der Börſe indeß vollſtändig aufgehört, da dieſe dadurch die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es Louis Napoleon vorläufig darauf ankommt, mit den übrigen Mächten, namentlich mit England, in Frieden und Freundſchaft zu leben. In dieſem Sinne werden auch alle Handlungen und Worte des franzöſiſchen Kaiſers von der Börſe aufgefaßt, und je deutlicher das Zuſammenhalten und die Uebereinſtimmung der übrigen Mächte hervortritt, je mehr Sicherheit darin gegen Napoleoniſche Uebergriffe und Gelüſte gefunden werden kann, um ſo mehr entſchlägt ſich die Börſe jeden Gedankens an die Wahrſcheinlichkeit, ſelbſt an die Möglichkeit eines uns näher berührenden Krieges. Unter dieſen Umſtänden konnte auch der Brief Napoleons an »ſeinen Freund« Perſigny keinen erheblichen Eindruck machen, und es kaum darauf ankommen, ob er einmal die Wahrheit ſprach oder nicht, denn wenn die Börſe auch von „Befürchtungen" ſich vollſtändig frei gemacht hat, wird doch das „Mißtrauen" in die Wahrhaftigkeit Louis Napoleons nie aufhören.

Die Wirkung dieſer veränderten Verhältniſſe auf die Richtung des Börſengeſchäfts, kann nur günſtig genannt werden. Der Verkehr in öſtreichiſchen Effecten, der früher die Börſe ganz beherrſcht und faſt allein beſchäftigt hat, iſt auf ſehr kleine Dimenſionen reducirt, ſeitdem die durch politiſche Ereigniſſe bedingten Schwankungen darin nachgelaſſen haben, und die Speculation dadurch ihres Hauptelements beraubt iſt. Das Kapital wendet ſich vertrauensvoll den preußiſchen Fonds, Pfand- und Rentenbriefen und

mehreren Prioritätsobligationen zu, und selbst bei dem nach dem Johannitermin geringer gewordenen Kapitalzufluß blieben diese Papiere in steigender Richtung; so daß dieser doch noch immer stärker sein muß, als der durch Fonds-Verkäufe zur Geltung kommende Kapitalsbedarf. Die Börse aber hat sich mit einer wahren Vehemenz den Eisenbahnactien zugewendet, leider aber dabei, wie wir schon früher erwähnt, nicht immer diejenigen allein in den Kreis ihrer Speculation gezogen, welche in andauernden Mehreinnahmen die Berechtigung eines bessern Coursstandes besitzen. Wenn dabei heute diese, morgen jene Actie von einzelnen Speculanten bevorzugt und diese Bevorzugung stets durch sprungweise Courserhöhungen bezeichnet wird, so kann nur bedauert werden, daß das Geschäft darin sich dadurch der zu einer dauernden Besserung erforderlichen Solidität entschlägt, und es dürfte dies um so eher wieder in einer Reaction der Course hervortreten, da das Privatpublikum sich bei dieser Speculation fast gar nicht betheiligt, das dazu geneigte sowohl, als das dazu befähigte Börsenpublikum aber an Zahl so gering ist, daß die Speculation im Ganzen nur als timide und schwächlich bezeichnet werden kann. Die von der Speculation bevorzugten Eisenbahnactien erfuhren in dieser Woche eine weitere, zum Theil erhebliche Coursſteigerung, konnten aber ihren höchsten Coursstand nicht behaupten, da eben die oft dazu fehlende Berechtigung und die oft sprungweise Steigerung des Courses die Neigung zu Gewinnrealisirungen in verstärktem Maße hervorrief. Unter den schlesischen Bahnen waren diesmal die am wenigsten dazu berechtigten gerade am meisten von der Speculation, wiewohl nur von einzelnen Speculanten, bevorzugt; es waren dies Oppeln-Tarnowitz und Kosel-Oderberger; über letztere spricht genügend die unglückliche Situation der Bahn selbst. In einigen Mehreinnahmen suchte man die Motive zu einer wahrscheinlich schnell wieder vorübergehenden Speculation. In den links-rheinischen Bahnactien dauerte der Verkehr fort, ohne daß dadurch eine erhebliche Courserhöhung bleibend erzielt worden wäre. Dagegen waren Bergisch-Märkische und Steele-Vohwinkler Actien durch ihre enorme Verkehrsentwickelung Gegenstand bedeutender Ankäufe, bei einer Preiserhöhung von 3 pCt, ganz besonders aber waren Amsterdam-Rotterdamer von Privaten und Speculanten gesucht, so daß sich deren Cours von 75½ auf 82 steigerte, dann aber durch Gewinnsicherungsverkäufe wieder auf 80½ zurückging. Seitdem die zweite Kammer der Generalstaaten den Bau der projectirten neuen holländischen Bahnen genehmigt, und die älteren holländischen Bahnen in den rheinischen Eisenbahnverband getreten sind, so daß man jetzt von den holländischen Seehäfen bis zur Schweiz und Isar in directer Fahrt gelangen kann, ist die Amsterdam-Rotterdamer Bahn eine Lieblingsbahn des Publikums geworden, zu welcher sie übrigens auch schon durch die vorjährige Dividende von 5 pCt. und die diesjährigen Mehreinnahmen berechtigt ist. Fast alle übrigen Eisenbahnactien wurden ebenfalls mehr oder weniger bezahlt, und fanden die solideren auch mehrfach für Privatankäufe in kleineren Summen Verwendung.

Eine bei der Thüringer Bahn vorgekommene Benachtheiligung des Gesellschaftsvermögens durch Verschleuderung von Prioritäts-Obligationen an den Banquier der Gesellschaft, Hofbanquier Cohn in Dessau, ist bereits in Nr. 183 des «Preußischen Volksblattes» ausführlich besprochen worden. Es wird dieser Vorfall wohl in der am 13ten bevorstehenden General-Versammlung zur Sprache gebracht werden, und werden wir dann weiter darauf zurück kommen.

Ueber die Zahlung der rückständigen vorjährigen Zinsen der Rhein-Nahebahn-Actien aus dem Baufonds hat jetzt die Königliche Oberaufsichts-Behörde sich in officiöser Form dahin geäußert, daß der Baufonds dazu die Mittel nicht böte Der Grund dazu sei theils in den durch die Sistirung des Baues entstandenen Mehrkosten, theils durch den Verlust bei Begebung der Prioritäts-Obligationen, theils durch die Provision von 300,000 Thlrn. entstanden, welche die Gründer bei Uebernahme von 6 Millionen Thlrn.

Stammactien in Anſpruch genommen hatten, ſtatt dieſelbe den damals ſo vielfach zurückgewieſenen Zeichnern al pari zu überlaſſen, theils endlich dadurch, daß man bei der zweiten Einzahlung die ſäumigen Zahler nicht in Anſpruch nahm, ſondern die rückſtändigen Actien annullirte. Der Baufonds hat dadurch einen Ausfall von etwa 1 Million erlitten, ſo daß etwa noch 400,000 Thlr. zur Deckung der Baukoſten erforderlich ſind. Da die Vollendung des Baues den Forderungen der Actionäre vorangehen muß, ſo dürfte erſt in einer in den nächſten Monaten abzuhaltenden General-Verſammlung zu berathen, reſp. zu beſchließen ſein, wie ſich die Befriedigung der Zinsanſprüche der Actionäre ermöglichen laſſe. Die Königliche Regierung geht dabei von dem allerdings richtigen Geſichtspunkte aus, der eine Rückſicht auf den wechſelnden Actienbeſitz nicht geſtattet, ſondern die Actionäre in ihrer Geſammtheit als die eigentliche Geſellſchaft betrachtet und daher ſelbſtverſtändlich auch bevorzugte Anſprüche derſelben zum Nachtheile der Bahn nicht geſtatten kann. Unbegreiflich iſt es, daß dennoch die Actien in dieſer Woche faſt 2 pCt. ſtiegen, zumal wenn man bedenkt, daß allein zur Deckung der Zinſen und Amortiſation der 6 Millionen Prioritäts-Obligationen 300,000 Thlr. erforderlich ſind, was bei 50 pCt. Betriebskoſten eine jährliche Einnahme von 600,000 Thlrn. oder 50,000 Thlr. monatlich bedingt, die Totaleinnahme des letzten Monats aber nur 28,000 Thlr. betrug.

Unter den Creditactien fanden Privatbanken im Publikum, namentlich in den betreffenden Provinzen, willige Nehmer, eine erhebliche Courserhöhung (3 pCt.) trat jedoch nur bei „Magdeburger" hervor, während die Creditactien ſelbſt nur Gegenſtand der Speculation waren, und ihre zum Theil bedeutende Steigerung der Courſe meiſtens wieder den Rückkäufern ihrer eigenen Actien verdankten; wir erwähnen davon beſonders wieder „Darmſtädter," die neuerdings um 2 und Meininger, die faſt um 5 pCt. ſtiegen. Auch die ſogenannte Darmſtädter Zettelbank hat jetzt den Rückkauf von 5 Millionen Gulden ihrer Actien beſchloſſen, dazu aber den eigenthümlichen Weg öffentlicher Submiſſion gewählt, da der Coursſtand von 93½ pCt. außerdem keine erhebliche Chance des Gewinns mehr bietet. Deſſauer Credit- und Landesbank-Actien haben wieder in der Gunſt der Börſe erheblich verloren, beſonders tritt die Meinung für die ungünſtige Situation der letzteren immer mehr hervor. Eine auffallende Erſcheinung bot in dieſer Woche die plötzliche Speculation in den Kommandit-Antheilen der Hanſemannſchen Disconto-Geſellſchaft, die durch Käufe eines einzigen Hauſes, welches dafür bei der Börſe Propaganda zu machen ſuchte, von 82 auf 87 ſtiegen, am Mittwoch aber bereits wieder zu 86 offerirt blieben. Die auffallende Apathie, welche die Direction dabei an der Börſe in förmlich oſtenſibler Weiſe zur Schau trug, hat allgemein die Vermuthung hervorgerufen, daß dieſelbe dieſen Weg gewählt hat, um dieſes ganz vergeſſene Papier von Neuem bei der Börſe zu introduciren; es ließe ſich ſonſt kein Grund finden, die Geſchäftsantheile einer Kommandit-Geſellſchaft mit 87 zu bezahlen, welche bereits im vorigen Jahre nicht einmal 3 pCt. Zinſen aufzubringen vermochte und bei der ſteten Abnahme ihres Geſchäftsverkehrs auch in dieſem Jahre keine beſſere Ausſicht bietet; das Privatpublikum hatte ſich auch bei dieſen Käufen nicht betheiligt und wird ſich hoffentlich auch nicht die Finger an dieſem Papier verbrennen, das ſeinen künſtlichen Coursſtand nur den verſchiedenen Manipulationen der Direction verdankt.

Die öſtreichiſchen Papiere waren in dieſer Woche ſehr vernachläſſigt, die Speculationseffecten ſogar niedriger, dagegen Fonds feſt und beſonders die 58er ſogenannten Creditloſe in lebhafterem Verkehr, obſchon die kaiſerliche Finanzverwaltung eine Beſteuerung der Gewinne der Lotterieanlehen in Ausſicht genommen hat. Es wird dieſelbe zwar höchſtens 200,000 Gulden jährlich, alſo nur ½ pCt. des Deficits von 40 Millionen einbringen, aber eins kommt zu andern, und es zeigt immer von dem Streben der Behörde, die Situation zu verbeſſern.

Ruſſiſche Effecten waren matt und leblos; der Verkauf der Moskauer Eiſenbahn hat noch nicht ſtattgefunden, doch ſchweben darüber Unterhandlungen.

Das belebtere Geſchäft in öſtreichiſchen Lotterieeffecten hat auch die Aufmerkſamkeit wieder auf die kurheſſiſchen und badiſchen Loospapiere gewendet, für welche ſich zu ihrem allerdings noch niedrigen Courſtande lebhafte Frage zeigte.

Im Getreidegeſchäft war bei erhöhten Preiſen ein ziemlich reger Verkehr, der in der Meinung über den Ausfall der Ernte ſeine Begründung zu haben ſcheint.

Abſchied vom Leſer.

Indem ich die Redaction der „Berliner Revue" niederlege, kann ich nicht umhin, aus vollem Herzen den Leſern und Gönnern derſelben meinen Dank für alle die Theilnahme auszuſprechen, die ſie dieſem Blatte und mir geſchenkt haben. Die Revue ging manchmal einen beſchwerlichen Weg, des Beifalls ihrer Freunde weniger ſicher als des maßloſen Zorns ihrer Feinde, ihr Schritt war darum hoffentlich auch dann nicht ſchwankender. Die Ueberzeugungen, zu deren Vertretung und Verbreitung ein edler Mann, deſſen Andenken lange, lange geſegnet leben wird, ſie gegründet hatte, dieſe Ueberzeugungen, bis dahin das unbeachtete Eigenthum Weniger, haben ſich inzwiſchen eine Anerkennung zu ſchaffen gewußt, zu deren Herbeiführung die Revue — es darf dies mit Genugthuung hervorgehoben werden — weſentlich beigetragen hat. Fürder iſt jede einſeitige Politik, welche ſich auf dieſe und jene Doctrin ſtützt und die Vorausſetzungen der Geſellſchaft, den eigentlichen realen Kern und Grundbau des Staatsweſens, das lebendige, tauſendfach gegliederte und doch in einen wunderbaren Organismus beſchloſſene Volksthum ignorirt, unmöglich: auf jeder Gaſſe würde man den Staatsmann verlachen, der da meinte, ſich in alter mechaniſcher Weiſe forthelfen und der Socialpolitik entbehren zu können.

Zu dieſer Veränderung der Situation mitgewirkt zu haben, darf die „Revue" ſich ſchmeicheln, und, da ich jetzt in andere Kreiſe politiſchen Lebens eintrete, um dort denſelben großen Ideen in demſelben Geiſte zu dienen, fühle ich mich gedrungen, dies ganz beſonders den hochverehrten Männern gegenüber auszuſprechen, welche ſowohl in dieſen Blättern wie von der Tribüne des Landtags auf dieſe wichtige Veränderung hingedrängt haben.

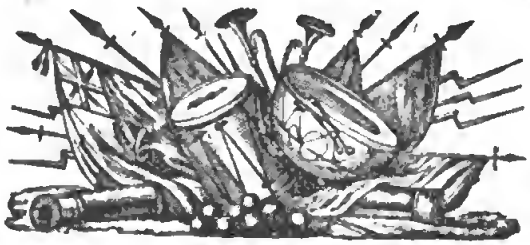
Die Freunde und Gönner bitte ich, der „Revue" ihre Theilnahme zu erhalten; es iſt dafür geſorgt, daß der Inhalt derſelben ſich mehrt und beſſert.

Berlin, im Auguſt 1860.

Dr. Hermann Keipp.

Militärische Revue.

Sonntag, den 12. August 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

12. August 1759. Schlacht von Kunersdorf.
13. August 1704. Schlacht von Hochstädt: Die Verbündeten unter dem Herzog von Marlborough (die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau) schlagen die Franzosen und Baiern.
14. August 1761. Arrieregardengefecht bei Woldeck: Oberst v. Belling schlägt die Schweden.
15. August 1760. Schlacht von Liegnitz: König Friedrich II. schlägt die Oesterreicher unter Laudon.
16. August 1762. Gefecht von Reichenbach: Der Herzog von Braunschweig-Bevern schlägt die Oesterreicher unter General v. Beck.
17. August 1786. König Friedrich der Große stirbt zu Sanssouci.
18. August 1761. König Friedrich II. rückt in das verschanzte Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. IV.
Erwiderung auf die Recension des Aufsatzes: „Etwas über die Zukunftstaktik."
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859
aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

IV.

Die lombardisch-venetianischen Grenzen als Vertheidigungs- und Operations-Basis.

Vom strategischen Gesichtspunkte aus betrachtet zerfällt die Grenzlinie der italienischen Provinzen Oesterreichs — für den besonderen Fall des letzten Krieges — in zwei wesentlich verschiedene Theile: in den neutralisirten und den für militärische Operationen zugänglichen Theil. Der Erstere wird einerseits durch die lange Linie gebildet, welche Ober-Italien von dem deutschen Bundesgebiete und der Schweiz trennt und sich vom Golf von Venedig bis zur Mündung des Tessin in den Lago maggiore erstreckt, andererseits aber durch die Linie, welche wieder Venetien vom Kirchenstaate

ſcheidet und dem Po vom Adriatiſchen Meere bis zum Herzogthum Modena folgt. Es blieben ſomit den Feinoſeligkeiten nur die Weſtküſten des Adriatiſchen Meeres und der Theil der Landgrenze offen, der zwiſchen dem öſtlichſten Theil des Herzogthums Modena und dem Lago maggiore oder der Schweizergrenze gelegen iſt. In Folge der Verpflichtungen, welche Frankreich aus eigenem Antriebe eingegangen war, fand ſich daher die militäriſche Lage Oeſterreichs in Italien ſehr vereinfacht. Wollte ſich dieſe Macht in der Defenſive halten, ſo beſchränkte ſich ihre Aufgabe darauf, den Uebergang über den Po oder den Ticino oder die Landung einer feindlichen Armee an den Küſten des Adriatiſchen Meeres zu verhindern. Zog ſie dagegen die Offenſive vor, ſo konnte ſie ſich jederzeit unbehindert auf die Alliirten werfen, indem ſie von ihrer Baſis bei Piacenza ausging, oder ſie konnte ihnen über den Po, über den Ticino oder über beide gleichzeitig zuvorkommen. Andererſeits ſetzte ſich Frankreich bei einem Angriff in eine ebenſo ſchwierige als gefährliche Lage.

Ein ernſthafter Angriff auf die Weſtküſten des Adriatiſchen Meeres war ein ſchwieriges Unternehmen. Die Ausſchiffung einer Armee von mehr als 200,000 Mann mit Munition und Pferden war in den ſeichten und lagunenreichen Gewäſſern des Venetianiſchen Golfes nahezu unmöglich, und ſelbſt wenn die Landung unter den günſtigſten Umſtänden ausgeführt wurde, ſo blieb den Alliirten die Zerſtörung von Venedig als Preis des Erfolges in Ausſicht. Frankreich hatte daher in Bezug auf die Angriffslinie keine Wahl; es mußte den Abſchnitt des Po und Teſſin wählen und hatte ſich ſelbſt zu jeder ernſtlichen Demonſtration auf irgend einem anderen Theile der Grenze die Hände gebunden.

Indeß iſt der Abſchnitt von der Oſtgrenze des Herzogthums Modena bis zum Lago maggiore weit entfernt, einen Angriff auf Lombardo-Venetien zu begünſtigen. Vom ſtrategiſchen Geſichtspunkte aus muß man ihn in zwei Theile zerlegen: in den vom äußerſten Oſtende Modena's bis in die Höhe von Pavia, und den von hier bis zum Lago maggiore. Der General Bonaparte vollführte im Jahre 1796 den Uebergang über den Po ohne Schwertſtreich; jedoch haben die ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes ſeit dieſer Zeit weſentliche Aenderungen erfahren. Der franzöſiſche General konnte ſich zur Bewerkſtelligung dieſes Ueberganges auf Piacenza ſtützen, im Jahre 1859 aber war dieſer 30,000 Seelen zählende Ort in einen öſterreichiſchen Waffenplatz erſten Ranges umgewandelt, war mit zahlreichen Erdwerken verſehen, welche eben ſo viel detachirte Forts bildeten, und beſaß auf dem rechten Ufer ein verſchanztes Lager für 60,000 Mann, auf dem linken aber einen ſtarken Brückenkopf. Alle dieſe Werke konnten ſelbſt unter dem Feuer einer Belagerungs-Armee noch vermehrt und vervollſtändigt werden. Auf dieſe Weiſe bildete der Platz ein ernſthaftes Hinderniß, von welchem eine vordringende Armee nicht ohne Weiteres abſehen durfte, wenn ſie ſich nicht großer Gefahr ausſetzen wollte. Auf dieſem Abſchnitt der Linie blieb ihr daher nur die Wahl zwiſchen einem Angriff auf Piacenza und einer Umgehung oberhalb oder unterhalb dieſes Ortes. Im erſteren Falle mußte ſie auf einen energiſchen Widerſtand und auf all die Langſamkeiten einer langen Belagerung gefaßt ſein, während deren der Belagerte fortwährend ſeine Verluſte zu erſetzen, ſich zu ravitailliren und ſeine Werke auszubeſſern, zu verſtärken und zu vermehren im Stande war. Der Erfolg des Ueberganges blieb daher problematiſch, und er konnte nicht eher verſucht werden als nach einem großen Verluſt an Menſchen und Hülfsquellen aller Art.

Wollte nun aber eine vordringende Armee Piacenza umgehen und oberhalb oder unterhalb davon übergehen, ſo wurde ihre Lage noch übler, denn dann war ihr Rücken Preis gegeben; ſie lief Gefahr, zwiſchen zwei Feuer zu gerathen, zwiſchen die Garniſon der Feſtung und die in der Front agirende feindliche Armee.

Sollte die Angriffs-Armee endlich, um Piacenza zu vermeiden, durch das Thal des piemonteſiſchen Po — auf dem rechten oder linken Ufer — in die Lombardei eindringen, ſo wurde ihre Aufgabe noch ſchwieriger und gefährlicher. Auch in dieſem Falle hatte ſie Piacenza immer zu fürchten, welches ihre Operationslinie durchſchneiden konnte, überdies aber fand ſie ſich einer öſterreichiſchen Armee gegenüber, welche in dem durch Po und Ticino gebildeten Winkel oder innerhalb der Krümmung dieſes letzteren Fluſſes ſolide verſchanzt ſtand, am jenſeitigen Ufer aber ſtieß ſie auf die Plätze Cremona, Pavia und Caſal-Maggiore, von denen die beiden letzteren verſchanzte Lager beſaßen. Im Fall des Mißglückens wurde die Invaſions-Armee durch die combinirte Thätigkeit der feindlichen Armee in der Front und der zahlreichen Garniſon von Piacenza nach Weſten zurückgeworfen. Alles, was eine Angriffs-Armee öſtlich von Pavia, oder vielmehr von Beregnardo, thun konnte, beſchränkte ſich daher auf Manöver und Demonſtrationen, um den Feind über ihre wahren Abſichten in Zweifel zu laſſen.

Aus alledem folgt, daß für den Angriff nur der Abſchnitt übrig blieb, welcher ſich von Bereguardo längs des Ticino bis zum Lago maggiore erſtreckt. Dieſer Abſchnitt war ſowohl durch Natur wie durch Kunſt am wenigſten befeſtigt. Um von hier aus in die Lombardei einzudringen, hatte man nur einen Fluß zu überſchreiten; der allerdings reißender wie der Po, aber auch bedeutend ſchmaler und weniger tief iſt. Kein feſter Platz zwang hier zu einer Belagerung oder Umgehung und konnte die Operationslinie bedrohen; das verſchanzte Lager von Piacenza iſt mehr als 150 Kilometer (20 Meilen) vom Lago maggiore entfernt. Dieſer Abſchnitt allein geſtattete eine ähnliche Operation wie die, zu welcher der junge General der franzöſiſchen Republik das Beiſpiel gegeben; der Unterſchied beſtand nur in den verſchiedenen Orten. Im Jahre 1796 täuſchte Bonaparte die Oeſterreicher, welche ihn Gewehr im Arm am Ticino erwarteten, und umging ſie in der Nähe von Piacenza am Po; man hatte daher Ausſicht, denſelben Feind, der dies Mal am Po wartete, wiederum zu täuſchen und ihn am Teſſin zu umgehen.

Das Ungedeckt-Laſſen des lombardiſchen Grenzabſchnittes am Ticino iſt eine Thatſache, welche der ſtrategiſche Schriftſteller nicht nur einfach regiſtriren darf. Es iſt eine militäriſch intereſſante Unterſuchung, was wohl die Oeſterreicher veranlaßt haben kann, dieſen Abſchnitt ſo vollſtändig zu vernachläſſigen, während ſie alle Hülfsmittel der Strategie und der Militär-Baukunſt erſchöpften, um ſich am Po zu befeſtigen. — Durch Piacenza und Mantua, durch Cremona, Pavia, Caſal-Maggiore ꝛc. machten ſie ſich zu Herren von beiden Ufern des Po, eines ſchwer zu überſchreitenden Fluſſes, während ſie gar nichts thaten, um das linke Ufer des Ticino militäriſch zu beherrſchen, der viel leichter zu überſchreiten iſt. Man fragt ſich daher, ob dieſe Vernachläſſigung ein Ausfluß von Sorgloſigkeit oder von Mangel an Vorausſicht iſt.

Die militäriſche Lage Oeſterreichs in Venetien iſt von der Art, daß der Verluſt der Lombardei die öſtliche Provinz in keiner Weiſe bedroht. Selbſt wenn eine Invaſions-Armee ohne Schwertſchlag oder nach einem Siege in die Lombardei eindringt und ihr die Eroberung dieſer Provinz vollſtändig gelingt, ſo bleibt dennoch Venetien ſo lange ſicher und intakt, als ſich Verona in den Händen Oeſterreichs befindet. — Dieſer wichtige Platz iſt nur 36 bis 37 Kilometer (4½ bis 5 Meilen) von den Bundesbeſitzungen Oeſterreichs entfernt; die Belagerung dieſer Feſtung würde daher einen Krieg gegen den deutſchen Bund und Preußen in Ausſicht ſtellen. In dieſem Falle aber wäre Oeſterreich, durch ſeine Verbündeten unterſtützt, in der Lage, ſeine öſtliche Provinz mit Nachdruck zu vertheidigen, den Feind zurückzuwerfen und ſelbſt die Lombardei wieder zu nehmen. Wollte aber eine Belagerungs-Armee, um den Krieg gegen

Deutſchland zu vermeiden, das Bundesgebiet abſolut reſpectiren, ſo ſähe ſie ſich gezwungen, den Platz bis in's Unendliche zu belagern, ohne ihn einſchließen zu können. Die Feſtung Trient, die ſehr leicht mit einem Netz von Feldwerken zu umgeben wäre, befindet ſich ſchon auf Bundesgebiet; zwiſchen unerſteiglichen Bergen gelegen und nur 42 Kilometer (5½ Meilen) von Verona entfernt, ließe ſie ſich in ein verſchanztes Lager für 100,000 Mann umwandeln. Alle Zugänge von Tyrol nach Venetien ſteigen gegen Verona herab und befinden ſich in der Gewalt Oeſterreichs, während ſich eine Belagerungs-Armee auf keine einzige ſolide Stellung im Norden von Verona ſtützen könnte. Die Einſchließung von Verona iſt daher im Norden ſo ziemlich unmöglich, und ſelbſt wenn ſie auch vollſtändig gelänge, ſo könnte die feindliche Armee, die in der für den Angriff günſtigſten Lage ſich befände, jeden Augenblick aus ihren ſtarken Stellungen in Tyrol debouchiren und ſich auf die Belagerer ſtürzen.

Es iſt daher gewiß, daß die Vernachläſſigung, in welcher Oeſterreich ſeine lombardiſche Grenze am Teſſin ließ, eine berechnete war. Es hatte die Ueberzeugung, daß ſeine Macht in Italien nicht endgültig verloren iſt, ſo lange ihm die Feſtung Verona bleibt. Der öſterreichiſche Generalſtab hat für eine feindliche Invaſions-Armee von je her nur den Abſchnitt der Grenze zwiſchen Pavia und dem Adriatiſchen Meere, längs des Po, für einzig vernünftig und ſtrategiſch richtig gehalten.

Dieſe Anſicht des öſterreichiſchen Generalſtabes mag begründet ſein; es iſt aber nicht minder gewiß, daß Oeſterreich einen ſtrategiſchen Fehler erſter Klaſſe beging, indem es ſeine lombardiſche Grenze gegen Mittag hin völlig offen ließ. Sobald einer eindringenden Armee nichts zu thun bleibt, um ſich zur Herrin eines Landes zu machen, als einen gewöhnlichen Fluß zu überſchreiten, ſo genügt es für dieſelbe, eine oder ſelbſt nur eine halbe Stunde früher an dem Uebergangspunkte anzukommen als die Vertheidigungs-Armee, und dieſer Zeitunterſchied kann die Folge von Mißachtung und von den gewöhnlichſten und unvorhergeſehenſten Querſtrichen ſein. Indem Oeſterreich die Lombardei gegen Mittag hin offen ließ, ſetzte es ſich der Gefahr aus, dieſe Provinz zu verlieren, ohne nur die Zeit zu behalten, zu ihrer Vertheidigung einen Kanonenſchuß abzufeuern. Und doch war es ſo leicht, ſie durch ähnliche Anlagen zu vertheidigen, wie diejenigen, welche die Stärke ſeines berühmten Feſtungsvierecks ausmachen.

Pavia, deſſen Befeſtigungswerke ebenſo mangelhaft wie beſchränkt ſind, konnte das Bollwerk der Lombardei werden. Cremona, Caſal-Maggiore und andere dem Teſſin benachbarte Oertlichkeiten bilden innere Stellungen, welche für die Vertheidigung nicht gleichgültig ſind. Wenn Oeſterreich in der Mitte zwiſchen Pavia und dem Lago maggiore, etwa in der Höhe von Magenta, eine große Feſtung gebaut hätte, ſo konnte es den Feind an der Grenze aufhalten oder ihn auf ſeine Verbindungen zurückwerfen.

Wir haben bis hierher den Gedankengang entwickelt, den ſich Frankreich vor dem Kriege von der Vertheidigungsſtellung Oeſterreichs in Italien gebildet hatte; und wir haben gleichmäßig die Anſicht dargelegt, welche Oeſterreich ſelbſt von ſeiner militäriſchen Lage auf der Halbinſel hatte. Die franzöſiſche Meinung weicht nicht weſentlich von der öſterreichiſchen ab; es bleibt daher zu unterſuchen, ob dieſe Meinung durch die Thatſachen, d. h. durch die Ereigniſſe oder durch die Geſchichte des italieniſchen Krieges von 1859, beſtätigt wird.

In dem letzten italieniſchen Kriege war es in gewiſſer Beziehung Oeſterreich, welches die Hauptrolle ſpielte; denn ſein militäriſches Verfahren beſtimmte das der Alliirten. Gezwungen, ihr Handeln dem ihres Gegners unterzuordnen, folgten die Letzteren mehr den Kriegsereigniſſen, als daß ſie ſie geleitet hätten. Oeſterreich hielt

ſich Anfangs in der Defenſive, dann aber ging es entſchieden zur Offenſive über. Es erſcheint für die Kritik deshalb zweckmäßig, den Krieg in zwei verſchiedene Perioden zu theilen: in der erſten verſuchte es Oeſterreich, den Angriff der Alliirten zurückzuweiſen, in der zweiten ergriff es die entgegengeſetzte Rolle. Man könnte allenfalls noch eine dritte hinzufügen, in welcher Oeſterreich keine von beiden Rollen ſpielte, aber dieſe dritte Periode hing nicht mehr von Oeſterreich ab. Nichtsdeſtoweniger ſchließen ſich an die Epoche des Friedensſchluſſes und die folgende Zeit ſtrategiſche Betrachtungen an, die wir nicht fortlaſſen dürfen, ohne unvollſtändig zu ſein. — Wir nennen die erſte Periode die der öſterreichiſchen Defenſive, die zweite die der öſterreichiſchen Offenſive, und die dritte die franzöſiſche Periode.

Erwiderung

auf die Recenſion des Aufſatzes: „Etwas über die Zukunfts-Taktik.“

Was ſoll ein armer in der Kriegstheorie herumpfuſchender Menſch ſagen, wenn ihm auf eine flüchtig hingeworfene Skizze (die nur dazu gemacht war, ſeine Kameraden zu weiteren Arbeiten in der Kriegskunſt anzureizen) eine Entgegnung entgegenbombardirt wird, die, von vielen Gründen getragen, ein recht derbes Kaliber verräth und leicht im Stande iſt, ein nicht ſtandfeſtes Gebäude gehörig zu rütteln; allein der arme Pfuſcher freut ſich doch, durch die gelehrte Recenſion einen Anhalt zu einer Widerlegung Punkt für Punkt gewonnen zu haben.

Was ſchon die ſehr geehrte Einleitungsdeduction des Herrn Recenſenten anbetrifft, ſo iſt er in derſelben, was ſtets ſchlimm für den Betreffenden zu ſein pflegt, mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen.

Er behauptet, neue Formationen (durch neue Waffen oder die Intelligenz bedingt) hätten oft ſo viel zum Siege beigetragen und ſolche glänzenden Erfolge gehabt, daß es indifferent und träge wäre, jetzt in dieſer Beziehung zurückzubleiben.

Warum, fragen wir, wurde Napoleon bei Waterloo, trotz ſeiner ſtarken Kolonnen durch *dieſelbe* Linienſtellung beſiegt, der er bei Jena und Auerſtädt den Untergang bereitet und den letzten Stoß gegeben hatte?

Die Form allein wird *nie* den Sieg bringen; die Intelligenz, der Muth, die ſtrategiſchen Verhältniſſe und tauſend andere Dinge werden den Mars eher feſſeln als die todte Form.

Unſere jetzigen Formationen ſind aber einmal ſo vielfältiger Art, ſo in der Armee heimiſch geworden und für jeden Augenblick ſo anpaſſend zu machen (was nachher deutlicher ausgeführt werden ſoll), daß es faſt müßig iſt, jetzt noch mit neuen Erfindungen in *dem* Fache Großes erreichen zu wollen.

Es iſt beſſer auf den Geiſt, die Feldtüchtigkeit, körperliche und geiſtige Rüſtigkeit einzuwirken und ſich mit der leichten Bepackung ꝛc. der Mannſchaften zu beſchäftigen, als auf leeren Formveränderungen herumzureiten.

Wer z. B. die Feldzüge von 1806 und 1807 von Höpfner geleſen hat, wird ſich eingeſtehen, daß die durch die große Gelehrſamkeit an der Saale in eine ſchiefe Stellung zu ihrem Rückzuge und ihren Operationen gebrachten unthätig verharrenden Preußen bei Jena und Auerſtädt geſchlagen worden wären, und wenn ſie ſich in wahrer

Götterformation aufgestellt hätten;*) der ganze Geist der Truppen, das hohe Alter der Führer, die Gelehrsamkeit des Generalstabes und die Pedanterie in den Bewegungen, Alles, das ganze Paradewesen, die ganze Eingebildetheit ohne das wahre praktische Wissen des Krieges brachte dem preußischen Heere trotz aller Tapferkeit damals den heillosen Untergang. Ja, schon ehe der Kampf begann, sahen die Klarsehenden das Schwert des Damokles über dem Haupte des armen Vaterlandes schweben und keine Formation der Welt hätte den Schlag parirt; daß bei einer gesunderen Taktik die Niederlage weniger groß geworden wäre, ist für den Feldzug im Ganzen doch nur eine Nebensache.

Wir wollen aber trotzdem dem scharfen Recensenten zugeben, daß es vielleicht möglich sei, unsere Formen noch zu verbessern, und darum näher mit ihm auf diesen Gegenstand eingehen.

Er nennt mit Recht das Zündnadelgewehr die Königin der Waffen, macht aber die abenteuerlichsten Uebertragungen von dem Scheibenstande auf den Kampfplatz, von dem Exercierplatze auf das Schlachtfeld. — Wie wenig ist dies gerechtfertigt!

Wenn statistische Untersuchungen ergeben haben, daß bei den letzten Kriegen auf 3000 (ja nach manchen auf 10,000) verschossene Kugeln ein Todter gekommen ist, so ist, bei den 50 pCt. Treffer, die das Gewehr doch auf dem Scheibenstande gut und gerne hatte, die Trefffähigkeit des Gewehres gewiß nicht allein an den vielen vorbeigegangenen Kugeln Schuld, sondern hauptsächlich die moralische Befangenheit beim Schießen und das blinde Losdrücken ohne auf das Ziel zu sehen. — Letzteres ist bekanntlich besonders beim Salvenfeuer der Fall.

Hiergegen rettet uns wahrhaftig auch keine neue Formation!

Ferner, nehmen wir bei dem Zündnadelgewehr auf 3 — 400 Schritt wirklich 80 bis 90 Treffer an, (wobei die Unsicherheit des Distanceschätzens noch wegfällt) so verhält sich also die Trefffähigkeit, daher auch die Brauchbarkeit des neuen Gewehrs zu der des alten höchstens doch nur wie 5 zu 8 bis 9, hiervon muß man noch den moralischen Einfluß, dessen wir oben erwähnten, abrechnen, der eben derselbe bleiben wird, wie er seit Jahrtausenden war. Während dessen versprechen sich die Herren, die der geehrte Recensent vertritt, oft eine fünf- bis zehnfach bessere Feuerwirkung von dem Zündnadelgewehre, was doch sicherlich höchst übertrieben ist. Auch dann würde von 300 Kugeln nur Eine treffen.

Die große Schußweite, die das Gewehr erlaubt, wird zum Zufrühschießen verleiten und die Zahl der oben angedeuteten, in den Schlachten vorbeisausenden Kugeln noch um ein bedeutendes erhöhen. Zwar werden dann und wann einzelne Kugeln, die in weiterer Ferne größere Truppenmassen treffen, dem Feinde unangenehm sein, jedoch in keinem Falle die Wirkung auf denselben zu einer so erheblichen machen, daß man ihr Erfolg für das Gelingen der Schlacht versprechen könnte.

Das mit den neuen Gewehren ermöglichte Schnellschießen kann dasselbe in großer Nähe allerdings furchtbar machen und ihm in der Defensive auf kurze Distancen eine kolossale Wichtigkeit geben, aber im Allgemeinen durchaus nicht die Zahl der Treffer vermehren, auf die es doch hauptsächlich bei einer kritischen Untersuchung ankommt, sondern diese Eigenschaft des Gewehres wird häufig durch Verschießen der Munition die Leute in Verlegenheit führen.

Es bleibt noch die Zweckmäßigkeit des Gewehrs zu erwähnen, daß dasselbe in jeder Stellung geladen werden kann, welcher Punkt allerdings dazu beiträgt, das mo-

*) Vergl. Berenhorst Briefe.

ralische Gefühl des Mannes zu heben und der Defensive eine größere Bedeutung zu geben, was wir nie bestritten haben, auch nie bestreiten wollen.

Es sieht fast so aus, als wollten wir die Verdienste des neuen Gewehrs schmälern und verkleinern, doch wir sind weit entfernt davon; wir wollen nur keine Uebertreibung, die uns selbst zu eigenem Nachtheile täuscht, sondern wir streben mit der äußersten Wahrheitsliebe und kritisirendem Verstande zum Nutzen des Allgemeinen dahin, die Vortheile nur so weit herauszuheben, wie sie sich in Wahrheit gestalten (was man nur bei vergleichsweiser Forschung erkennen kann), und das Andere den Enthusiasten zu lassen, die der geehrte Recensent, der auch alle Verhältnisse durch das Zündnadelgewehr umgeworfen haben will, so warm vertheidigt und heftig vertritt.

Gehen wir nun also mit der Vorsicht weiter, mit der wir die Vortheile des neuen Gewehres geprüft haben, so kommen wir auf die vom Recensenten vorgeschlagenen speciellen neuen Formen.

Vor Allem verwirft der Herr Recensent 3 Glieder und will nur zweigliedrige Stellung sehen. Wenn wir im Bataillon schwärmen, sind blos noch 2 Glieder in der Front. Die Einheit im Commando leidet zwar dadurch etwas, daß die Leute verschiedener Compagnien in der Schützenlinie stehen, doch ist dies besonders im Kriege ganz egal, da in der Schützenlinie von vieler Einheit im Commando überhaupt nicht die Rede sein kann und dieselbe dort auch ganz gleichgültig ist.

Napoleon hatte allerdings nur 2 Glieder seit Leipzig; er mußte dieses aus Politik durch Gründe vertheidigen; durch welche Umstände gezwungen er es aber wirklich that, ist in allen Lehrbüchern lang und breit zu lesen. *) Die Linienformation, die der Recensent so empfiehlt, können wir mit unserem jetzigen Reglement auch herstellen und brauchen dazu keine neuen Entwürfe; wollen wir einmal in kleineren Abtheilungen fechten, so haben wir ja die so practischen Compagnie-Colonnen; wem das aber noch nicht ausreicht, wer noch die Compagnie als taktische Einheit vorschlägt und das Bataillon so noch theilt und verkleinert, hat seinen Blick gewiß selten vom Exercierplatze weggenommen und sich geistig in die großen Schlachten versenkt, in denen schon das Bataillon fast zur Null wird und in den meisten Fällen das geringste taktische Einheitselement ist.

Wer allerdings die kleinen mit höchstens einem Bataillon, oder wenn es hoch kommt, einem Regiment ausgeführten Felddienstübungen im Kopfe hat, der wird sicherlich nie Stücke genug bekommen können, um die theoretischen Pläne auszuführen, die vielleicht in seinem Hirn spuken.

So wie die Concentration und Einheit im Commando immer mehr nothwendig wird, je mehr auf der andern Seite die Taktik zur Zerkleinerung drängt, so wird es immer dringendere Pflicht des Soldaten, der sich recht ernst in die Kriegsgeschichte vertieft hat, hiervor zu warnen und das bestehen zu lassen, was alle unsere Soldaten kennen und gelernt haben und was sich schon lange als gut bewährt hat. Wem die Compagnie-Colonnen als Zerstückelung noch nicht ausreichen, der muß einen kleinen Begriff von dem Wesen und Treiben auf dem Schlachtfelde mitbringen.

Was der Verfasser von der Artillerie, besonders über das Kaliber, sagt, ist auch nicht richtig, da er diese Waffe schon auf zu weite Distance gefährdet werden läßt, die Notabene stets auch Partikularbedeckung bei sich hat und durch Rollschuß und die gezogenen Geschütze wohl manchen Feind vom Halse halten kann. Es ist das Be-

*) Hier verweisen wir auf die kleine Broschüre, die wir schon oben erwähnten: Opérations relatives etc. und zwar die ersten zwei Drittel des Buches.

dürfniß nach größerem Kaliber ja ſchon gefühlt und demſelben in unſerem Heere ernſtlich abgeholfen worden.

Auch wird eine kräftige Artillerie, wie vordem, ſtets eine recht hübſche Hülfe, beſonders in der Defenſive ſein, und wohl, unbeſchadet der neuen Waffe, auf weitere und nähere Diſtancen das Gefecht wie früher einleiten und Stützpunkt in allen Stellungen ſein.

Aber wie der Herr Recenſent die arme Cavallerie verarbeitet, das iſt ja empörend, und er kann froh ſein, daß ich kein Cavalleriſt bin, ſonſt wehe ihm!

Ich möchte ſehen, wie ſeine Compagnie-Einheiten, ſogar ohne Quarré zu formiren, der Cavallerie Stand halten würden, wenn ſie, mürbe geſchoſſen von Artillerie, müde, deprimirt, in mißlicher Lage ſich befindend, plötzlich von einer Schwadron ſchwerer Reiterei überritten würden. Es frägt ſich doch, ob ſie da noch im Nebel des Geſchützfeuers, in der Aufregung des Augenblicks und dem Tumulte der Schlacht regelmäßig und ſicher ihr Feuer abgeben würden, beſonders, wenn ſie nicht einmal durch den moraliſchen Halt getragen ſind, den das Quarré immer giebt.

Wenn ſich einmal in der Schlacht die Ordnung etwas löſen wird, oder wenn die maſſenhaften intenſiven Schützenſchwärme ſich auf dem Terrain herumſchießen, wird ſich gewiß jeder, auch der enthuſiasmirteſte Zündnadler, Cavallerie wie Sand am Meere wünſchen und froh ſein, daß ſeine Ideen ihm zum Heile nicht ſogleich zur Verwirklichung gelangt ſind.

Die Cavallerie wird gerade bei den jetzigen neuen Waffen, die zum Gebrauch der Schützen ſo ſehr anhält, doppelt nothwendig ſein, doch muß ſie gedeckt aufgeſtellt ſein, und immer wie eine Furie, wie ein deux ex machina auf ihr Objekt losſtürzen. (Unſere reitet theilweiſe nicht toll genug). Bei der Verfolgung und der Vervollſtändigung des Sieges durch den letzten, entſcheidenden, energiſchen Druck wird die etwas abgemattete Infanterie doch auch wohl herzlich froh ſein, wenn noch einige Cavallerie-Schwadronen ihr die Strapazen abnehmen und mit erhöheter Schnelligkeit die eigentliche große Ernte des Sieges einbringen, indem ſie dem Feinde tüchtig auf den Ferſen ſitzen.

Was der Herr Recenſent über den Gebrauch der Pioniere ſagt, iſt ganz unſere Anſicht, beſonders, wenn er eine innigere Verſchmelzung der beiden Waffen, Infanterie und Genie, herbeiwünſcht; denn das iſt ein Punkt, der nach einſtimmiger Meinung Aller die größte Aufmerkſamkeit verdient, und dem durch die Einführung der Pionier-Sectionen nur theilweiſe abgeholfen iſt. Auch das iſt ganz richtig und unbeſtritten, was er über das große Uebergewicht erzählt, welches die Defenſive über die Offenſive davon trägt, doch, da die Offenſive ſchließlich einmal ſiegen muß, ſo iſt zwar das Zwingen des Gegners zum Angriff recht ſchön und unbeſtritten, doch ein Argument, das ſich, wie Alles im Kriege, durch moraliſche, numeriſche Verhältniſſe und durch die Umſtände modificirt.

Wer da ſtehen will, ſtehe ſtill, wer da gehen will, gehe ſchnell! dieſer Spruch iſt jetzt an der Tagesordnung; ja, es iſt nur die Wahl zwiſchen entſchloſſenem Stillſtehen oder energiſchem Vorgehen.

Jede Halbheit der Maßregeln wird ſich jetzt viel mehr und härter beſtrafen, als früher, und jede rechtzeitige Kühnheit mehr belohnen, als je.

So ſehen wir, daß der Herr Recenſent Unrecht hat, einmal im Princip, dann in der Ausführung und endlich in dem ganz kleinen Verſehen, daß er nur überſieht, wie leider unſere Gegner faſt eben ſo bewaffnet ſind, als wir!

Jedoch errare humanum est, und darum keine Feindſchaft nicht. O.

Tagesereigniſſe.

Die bisherigen Reſerve-Regimenter ſollen nunmehr eine Beſtimmung erhalten, welche ihrer bisherigen gerade entgegen geſetzt iſt. Während ſie früher zu Feſtungsbeſatzungen beſtimmt waren, ſollen ſie jetzt ganz beſonders leichte Infanterie werden und ihr Name »Füſilier-Regimenter« ſoll nicht im Sinne Friedrichs II. als „jüngere Regimenter", ſondern im Sinne Friedrich Wilhelms II. als „leichte Regimenter" aufgefaßt werden. Zu dem Ende hat Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent zu befehlen geruht, daß dieſe Regimenter mit Zündnadelgewehren von größerer Leichtigkeit bewaffnet werden ſollen.

Die meiſten Zeitungen haben ſich luſtig darüber gemacht, daß Herr von Beuſt, der Königl. ſächſiſche Miniſter, ſich darüber beſchwert, weil drei preußiſche Soldaten Dresden paſſirt haben, ohne ſich dort zu melden. Herr von Beuſt fand ſeine Demarche aber ſo in der Ordnung, daß er ſich durch das officielle »Dresdner Journal" vertheidigen und die luſtigen Zeitungsſchreiber ſchlecht machen ließ. Uns ſcheint der von Herrn von Beuſt eingeſchlagene Weg ebenfalls außer der Ordnung. Herr von Beuſt liebt es, die diplomatiſchen Formen einer europäiſchen Macht anzunehmen, da er aber keine europäiſchen Dinge zu bearbeiten hat, ſo werden ſeine Formen allerdings immer komiſch wirken. Preußen ſteht mit dem Königreich Sachſen ganz naturgemäß nicht auf dem Fuße, auf dem es mit Frankreich oder Rußland ſteht, ſondern nur auf dem Fuße eines Bundesſtaates zum anderen; und der Verkehr zwiſchen den Bundesſtaaten hat andere Formen, weil er eben andere Dinge betrifft. Durch die unterlaſſene Meldung der beiden Unterofficiere war der internationale Verkehr nicht verletzt worden, es war daher die internationale Form auch nicht an ihrem Platze. Ein Unterofficier hatte ein ziemlich unbedeutendes Dienſtvergehen begangen; hätte die Commandantur von Dresden dies dem 2. Schleſiſchen Grenadier-Regiment gemeldet, wie es ein preußiſcher Officier auch gethan hätte, ſo wäre das Regiment dem Commandanten ſehr dankbar geweſen und hätte den Mann beſtraft. Eine unterlaſſene Dienſtmeldung aber zum Gegenſtande eines diplomatiſchen Aktes zu machen, — hätte dem ſeligen Herrn von Kotzebue einen unbezahlbaren Stoff zu einem Seitenſtück ſeiner „Deutſchen Kleinſtädter" geliefert, wenn er noch lebte. — Selbſt der Ausſpruch: „Quel bruit pour une omelette" würde uns in Bezug auf die „Note" nur vorkommen, wie die Anwendung von Limonade da, wo man Burgunder trinken will.

Der »ſchwäbiſche Merkur« bringt Folgendes:

»Hechingen, 1. Auguſt. Schon öfter haben ſich hier und in den benachbarten Ortſchaften Klagen hören laſſen über das Benehmen einzelner Angehörigen der Garniſon auf Hohenzollern. Bei Hochzeiten ſind ſchon manche unangenehme Reibungen zwiſchen Bürgern und Militairs vorgekommen, deren ſchlimme Folgen von Bürgern ſelbſt verhütet wurden. Geſtern fand nun eine bedeutende Schlägerei zwiſchen Einwohnern aus dem naheliegenden Orte Weſſingen und Angehörigen der Garniſon von der Burg Hohenzollern ſtatt. Es wurden dabei drei Bürgersſöhne ſchwer verwundet, ſo daß man für das Aufkommen des Einen in Sorge iſt. Die Militairs machten von ihren Waffen Gebrauch.«

Zu den »Hochzeiten« ſind die Soldaten doch wahrſcheinlich eingeladen geweſen, denn »ungeladen kommt er zum Feſte« ſind tempi passati. — Wer hat denn bei den Prügeleien angefangen? Das iſt die Hauptſache, welche ſolche Zeitungsnotizen immer ignoriren.

Das »Düſſeldorfer Journal« enthält eine ſehr traurige Mittheilung, die an den kürzlich in Erfurt vorgekommenen Fall erinnert. Das Blatt ſagt:

»Ein Unterofficier vom 57. Inf.-Reg. (ein geborner Düſſeldorfer) ſtellte einen Soldaten ſeiner Corporalſchaft, welcher ſich der Entwendung einiger Gegenſtände verdächtig gemacht hatte, darüber zur Rede und befahl ihm auch ſogleich, er ſollte exercieren gehen. Der Soldat, welcher mit dem Reinigen eines Gewehrs beſchäftigt war, erwiderte ihm, daß er dieſes nicht thue, worauf der Unterofficier drohte, ihn anzuzeigen. Der Soldat ladet kaltblütig ſein Gewehr und ſchießt dem Unterofficier, der nichts ahnte, eine Kugel mitten durch die Bruſt,

und ſank derſelbe gleich tödtlich getroffen zur Erde. Der Verbrecher ladet zum zweiten Male, um ſich ſelbſt zu erſchießen, wird aber durch einige Kameraden, die durch den Schuß in die Stube gelockt, daran verhindert und arretiet.«

Hannover. Hinſichtlich der Stärke, welche die hieſige Garniſon durch die demnächſtige Verlegung der Bataillone von Nienburg, Verden und Göttingen hierher erlangen wird, curſiren ſehr verſchiedene, oft ganz übertriebene Angaben. — Die annähernd richtigen Zahlen ſind folgende: Von den vier Schwadronen des Garde du Corps-Regiments iſt für gewöhnlich nur eine, außerdem durch Beurlaubung ziemlich geſchwächte, hier, während die übrigen drei im Lande einquartiert ſind. Das Garde- und das Leibregiment behalten nach der Exercierzeit von jedem Regimente für den gewöhnlichen Dienſt nur 324 Mann, während die übrigen ohne Sold beurlaubt werden. Dieſes Prinzip wird auch bei den oben erwähnten drei Bataillonen eingehalten werden. Das Garde-Jäger-Bataillon behält nach dieſer Norm nur 162 Dienſtthuer zurück Würden nun die Truppen, welche hier Garniſon bilden, in vollzähliger gewöhnlicher Stärke (ohne Kriegsreſerve und älteſte Einſtellung) hier eingezogen werden, ſo ergeben ſich in dieſem Falle mit den übrigen hier außerdem garniſonirenden Truppengattungen folgende Zahlverhältniſſe: 1) Garde du Corps, vier Schwadronen, à 117 Mann incl. Offiziere und Unteroffiziere, zuſammen mit Einſchluß des Stabes etwa 500 Mann; 2) Garderegiment, acht Compagnien à 218 Mann incl. Offiziere und Unteroffiziere, zuſammen mit Einſchluß des Stabes etwa 1780 Mann; 3) Leibregiment desgleichen 1780 Mann; 4) Regiment Verden-Nienburg desgleichen 1780 Mann; 5) Gardejäger und Göttinger Bataillon zuſammen die gleiche Stärke von etwa 1780 Mann; 6) Ingenieurcorps, zwei Compagnien Pioniere à 110 Mann, zuſammen mit Einſchluß des Stabes etwa 230 Mann, excluſive jedoch der hierbei aggregirten Offiziere und Unteroffiziere von andern Regimentern und Jägerbataillonen; 7) Artillerie, drei Fußbatterien à 186 Mann, zuſammen incl. des Stabes etwa 600 Mann; 8) zwei Parkcompagnien à 114 Mann = 228 Mann, und endlich 9) die Handwerkercompagnie, incl. der geworbenen und eingeſtellten Handwerker, Offiziere und Unteroffiziere u. ſ. w. 230 Mann. Alle dieſe Truppen, excl. der Königs- und Landgensdarmen, erreichen alſo in ihrer vollen Stärke nur die Zahl von etwa 9000 Mann.

In der »Army and Navy Gazette« klagt ein alter indobritiſcher Reiter-Officier, daß der engliſche Cavalleriſt nicht genügend im Gebrauch der Klinge geübt werde. Indeſſen ſei auch der engliſche Reitersäbel (bei der leichten Cavallerie) unpraktiſch, die Klinge zu gerade und zu ſtumpf, der Griff zu groß. In 16 größeren und kleineren Reitergefechten ſeien ihm nur drei Fälle bekannt geworden, wo einem engliſchen Dragoner der Hieb ſo gelang, wie er ihn beabſichtigte. Man könne mit dieſem Säbel den Gegner wohl niederſchlagen, wie man es mit einem eiſernen Spazierſtock eben auch vermöchte, aber nicht ihn zuſammenhauen. Um ſo zweckmäßiger ſei der Tulwar, d. h. der aſiatiſche Säbel der irregulären indobritiſchen Reiterei, welcher furchtbare Schnittwunden verſetze. Und eben dieſer Säbel ſei, mit geringer Abänderung, bei den franzöſiſchen Chaſſeurs d'Afrique eingeführt.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Umschau.

Ist es Täuschung, wenn wir der abgewichenen Woche eine gewisse feierliche Stille nachrühmen, derjenigen ähnlich, die wohl einzutreten pflegt, wenn das bunte Gewühl des Alltagslebens den Vorbereitungen zu einem Festtage Platz macht? Oder befinden wir uns wirklich schon im Kreise solcher friedlichen Vorbereitungen? Athmen wir bereits ihre reinere, wohlthuende Luft? — Gewiß sind wir in diesem glücklichen Falle.

Die Königin von England in Edinburg, um eine Volksarmee von 20,000 Freiwilligen zu begrüßen — der Regent Preußens, dessen erhabene Gestalt seit dem Tage von Teplitz immer deutlicher in den Vordergrund des legitimen Feldplans tritt, an der Hand König Leopolds in Ostende — Kaiser Franz Joseph und Bayerns hochherziger König Max in Salzburg, um die gesicherte Einigkeit der deutschen Fürsten zu verkünden — die Eidgenossenschaft in still verhaltenem lautlosen Grimm gegen den friedensseligen Nachbar, der sogar die Gebiete von Chablais und Faucigny nur zu größerer Sicherung des Friedens ohne Cautelen einsteckt — endlich dieser selbst, während alles das rings um ihn her vorgeht, im Lager von Chalons seit dem glorreichen 2. December zum Ersten Male auf dem politischen — — Isolir-Schemel! Wenn das kein neuer Act ist in dem bis zur Unerträglichkeit unverschämt gespielten Revolutions-Drama, dann wird man wenigstens zugeben, daß es eine ganz veränderte Scenerie sei, eine Scenerie, die das Ende des noch laufenden Acts eben so deutlich verkündigt wie die Nähe eines neuen; und dazu verhelfe uns Gott!

Das ist der in wenige Zeilen gefaßte Inhalt der Vorgänge letzter Woche. Sie machen keinen Anspruch auf den Charakter politischer Begebenheiten, sie sind sehr unscheinbar und im Grunde nur einfache Besuche und Begegnungen. Aber überschätzen wir ihre Bedeutung, wenn wir in ihnen leise Vorbereitungen zu einer endlichen festen Sammlung des Legitimitäts-Princips erkennen? wenn wir eben um deshalb ihnen eine gewisse feierliche Stille und die naturgemäße Erweiterung ihrer Basis und die Wirkungen einer reineren, wohlthätigeren Luft nachrühmen? Unter allen Umständen zeigen diese einfachen fürstlichen Begegnungen, diese in harmonischer Wechselwirkung vibrirenden Stimmungen auf den schweizerischen und schottischen Bergen einerseits und auf dem Isolir-Schemel von Chalons andererseits eine recht erfreuliche Wendung der Dinge schon heut: wir meinen diese, daß der corsische Machiavellismus gewissermaßen entlarvt erscheint. Aber wir frugen mehr. Halb und halb möchte er

ſogar ſchon entſetzt erſcheinen, wenn man erwägt, daß jene fürſtlichen Begegnungen ſich am Ende doch auch wohl erdreiſtet haben dürften, die Darſtellung einer „neuen Aera des Friedens" nicht blos dem Belieben eines imperialen Einzelwillens zu überlaſſen, ſondern auch ihrerſeits in den Kreis einer freien unabhängigen Fürſten-Betrachtung zu ziehen. Das ſind die erſten Segnungen der Zuſammenkunft von Teplitz, wir müſſen immer wieder darauf zurückkommen und können um ſo weniger nachlaſſen es zu betonen, als der Glanz der kaum gewonnenen Poſition leicht zur Sicherheit und zum Nachlaſſen in dem begonnenen Werke verleiten könnte. Die der Legitimität gewonnene Poſition iſt noch bei weitem keine durchaus geſicherte; und ob ſie es wäre, der Beſuch Garibaldi's in Neapel, in dem offenkundigen Zwecke, mit den Notabeln (?!) über das Schickſal eines königlichen Thrones zu entſcheiden, darf füglich in dem Lichte einer Antwort auf die Begegnungen von Teplitz, Salzburg und Oſtende aufgefaßt werden, und dann — **welche Antwort!**

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Hesekiel.**

Sechszehntes Capitel.
Ueberall Wiederſehen.

Das erſte Wiederſehen eines Freundes
Nach großem Leid erneuert unſern Schmerz.
(Raupach.)

Sechszehn Jahre waren vergangen ſeit jenem dreiundzwanzigſten December des Jahres dreiundneunzig, an welchem Friedrich Wilhelm, der jugendliche Kron-Prinz von Preußen, die Braut, die in allem Glanz der Schönheit, der Jugend und Hoheit ſtrahlte, die geliebte Louiſe, einführte in die Hauptſtadt der hohen Preußen-Könige, ſeiner Vorfahren am Reich, einführte in das ernſte Schloß zu Köln an der Spree, darinnen ſchon die Joachime und die Friedriche, die brandenburgiſchen Churfürſten und Erz-Kämmerer im heiligen deutſchen Reich, mächtig gewaltet — wohl prangte damals Berlin im ſchönſten Freudenſchmuck, und lauter Jubel hallte durch die Straßen, als die Geliebte des Thronerben einzog, die des Preußiſchen Hauſes und Landes Königs-Mutter werden ſollte, und nun waren ſechszehn Jahre verfloſſen ſeitdem. Das „Fräulein von Mecklenburg"*) hatte gehalten, nicht nur, was ſie ſelbſt verſprochen, ſondern auch in wunder-

*) „Le jeune tyran de Prusse épousa mademoiselle de Mecklenbourg", lautete die Vermählungsanzeige des franzöſiſchen Moniteur.

barer Weiſe Alles, was man ſich von ihr verſprochen; Louiſe war nicht nur des Königlichen, ſondern des ganzen Preußiſchen Hauſes geliebte ſchöne Mutter geworden, wechſelsweiſe der Stolz und die Freude oder die Hoffnung aller Preußiſchen Patrioten; ſie hatte feſt geſtanden, als ſo Viele wankten und leider noch Mehre fielen, ſechszehn Jahre war ſie der ſchönſte Schmuck des Königlichen Thrones und der Leitſtern für Tauſende im Vaterlande, da kehrte der dreiundzwanzigſte December, wieder anno neun, und abermals hielt Louiſe, die unvergeßliche Preußiſche Louiſe, einen Einzug in die Preußiſche Hauptſtadt.

Jubel, heller Jubel aus Herzensdrang ſcholl ihr entgegen, ihr und dem getreuen Könige wie anno dreiundneunzig, aber Thränen der Wehmuth glänzten in vielen Augen, und auf manchen Wangen brannte auch wohl die Röthe der Scham, Aller Herzen ſchlugen ihr entgegen, wenn auch hinter der Freude Vieler noch Schmerz und Reue ſtanden; unſagbar Schweres, Schändliches und Nichtswürdiges war geſchehen, ſeit Louiſe nicht in Berlin geweſen, Schweres, unendlich Schweres war noch zu überwinden, aber mit ihr, mit der Königin, kehrten Muth und Macht zurück in die Seelen in verſtärktem Maaße, Muth und Macht, wieder gut zu machen und wieder aufzubauen.

In einem Triumphzuge ohne Gleichen in der Weltgeſchichte kam das Königs-Paar von Preußen durch das Land in die Hauptſtadt, nicht Glanz und Pracht, ſondern Rührung und ſtolze Ergebenheit empfingen ſie; die Orte wechſelten am Wege, aber in der Geſinnung war kein Wechſel, eine Liebe, eine Begeiſterung von Memel bis nach Berlin.

In Freienwalde hielt die Königliche Familie ihre letzte Nachtraſt; hier ſtanden zu ihrem Empfange bereit die Stände vom alten lieben Lande Churmark Brandenburg; die Vertreter jener Ritterſchaft, die meiſt nicht reich iſt an Hab und Gut, die aber deſto reicher iſt an der Treue, die Hab und Gut dahin giebt für den König, die ſich mit dem Blut ihrer Söhne ſeit einem halben Jahrtauſend einen Ehrenplatz erkauft hat im Buche der Geſchichte neben ihren Königen; die Vertreter jener kleinen Städte, die in ehrenfeſter Treue zu der Ritterſchaft geſtanden in der vergangenen ſchweren Zeit, die der großen Städte Niedertracht verſchmähend, in Liebe und Haß Preußiſch geblieben waren, Preußiſch durch und durch, ganz wie die Landgemeinden, die in ſchlichter Weiſe der Väter trutzig verharrend beim alten Recht das franzöſiſche Revolutionsgift gemieden, und nun die ſchwieligen Hände unbefleckt erheben durften zu ihrem Könige und Herrn von Gottes Gnaden.

Da wurden manche Augen naß beim Gruß des lieben Königlichen Herrn und der herrlichen Königlichen Frau, da feierte die ſchönſte Treue das ſchönſte Wiederſehen! Das alte liebe Land Churmark Brandenburg, es hatte ſeinen König wieder, ſeinen König und ſeine Königin!

Und hinter den Vertretern von Churmark ſtanden andere Männer, Männer an Ehren und an Narben reich, die hatten ſich hier zuſammengefunden ohne Verabredung, ohne Beſtellung, geführt vom Zuge ihrer Herzen; das waren die Repräſentanten der alten Preußiſchen Armee, die untergegangen ſchien in dem grauſigen Unglück von Jena und Auerſtädt, die ſich aber verjüngte wie die Adler

ſich verjüngen; ſie waren hier von vielen Regimentern, da ein einarmiger Lieutenant von den Leibcarabiniers, dort ein ſtelzbeiniger Stabsoffizier vom Potsdamer erſten Bataillon Garde und ein noch blutjunger aber todesbleicher Fähnrich von dem berühmten Bataillon Grenadier-Garde Nr. 6., Offiziere von dem ſtolzen Regimente Gensdarmes Nr. 10, Küraſſiere von Beeren Nr. 2 und Leibhuſaren von Rudorff; Krüppel und Kranke faſt Alle, mit Narben oder Schmarren im Antlitz, aber dennoch ganze Churmärker und ganze Preußen, die Vertreter der alten Banden, mit denen der große Friedrich ſeine Schlachten geſchlagen und des Kriegsruhms ſo mächtige Fülle gewonnen, daß ſelbſt ein ſo ungeheures Unglück wie das von 1806 nur für kurze Jahre einen trüben Schleier über den Glanz werfen konnte, ihn aber eben ſo wenig auszutilgen vermochte, daß er bald darauf nur reiner und herrlicher leuchtete denn zuvor jemals. Dieſe alten Kriegsmänner, ſie hatten ihren Königlichen Herrn zum letzten Male Anno 6 geſehen, das Wiederſehen feierten ſie am zweiundzwanzigſten December Anno 9 zu Freienwalde.

Welches Wiederſehen!

Und am folgenden Tage erhub ſich das Königspaar zum Einzug nach Berlin.

In Weißenſee, dem alten Ort vor den Thoren der Hauptſtadt, der durch die Erbſchaft des wunderlichen Herrn von Nüßler an die edlen Schenkendorffe gekommen, verließ die Königin ihren Reiſewagen und beſtieg mit der Prinzeß Charlotte, ihrer älteſten Tochter, dem Prinzen Carl, ihrem dritten Sohne und der Prinzeß Friederike, ihrer älteſten Schweſtertochter, den Wagen, den ihr die Bürgerſchaft der Stadt Berlin als eine Liebesgabe treuer Unterthanen entgegengeſandt. In Lila, der Lieblingsfarbe der theuren Königin, war der Wagen gemalt und mit Lila ausgeſchlagen, ſelbſt die Geſchirre der Roſſe waren in dieſer Farbe lackirt. Der König, der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren zu Pferde geſtiegen.

Eine Bewegung ohne Gleichen, die ſelbſt nach langen Jahren in den Herzen Derer, die damals zugegen geweſen, noch nachzitterte, ging durch die dichte Menſchenmaſſe, die vom Bernauer Thor, die Königsſtraße entlang über den Schloßplatz bis nach den Linden hin, Kopf an Kopf alle Räume erfüllte, als gegen eilf Uhr der Donner der Kanonen und das Glockengeläut von allen Thürmen der Stadt die Ankunft des Königlichen Paares verkündete. Tauſendfaches Lebehochrufen unaufhörlich wiederholt hallte durch die Straßen, — welches Wiederſehen!

Da kam Er über die lange Brücke geritten, Er, der ſchwer geprüfte König, in der knappen ſchlichten Uniform ſeiner Garde, den Czacko auf dem Haupt, ſaß er ſtattlich auf einem hochbeinigen braunen Engländer. Erſt hingen ſeine Augen eine ziemliche Weile an dem Erzbilde des großen Ahnherrn auf der Brücke, dann flogen ſie hinüber zu dem grauen Schloß der Väter, und Alle, die den geliebten Herrn genauer kannten, ſahen die tiefſte Rührung zittern in dem ernſt nachdenklichen, männlich ſchönen Königs-Angeſichte. Kurz, aber doch anmuthig, in der ihm ganz eigenthümlichen Weiſe, erwiederte er fort und fort die Grüße ſeines ihn jubelnd und weinend umdrängenden Volkes.

Ihm folgte die Königin, aber nur langsam rückte der Wagen fort. Alle, Alle hatten Gelegenheit, die geliebte Königliche Landesmutter wieder zu sehen, sich zu laben an ihrem holdseligen Anblick. Freundlich neigte sich das Königliche Haupt nach rechts und links, die wunderschönen, seelenvollen Augen strahlten in reiner Freude, und wo die Unvergeßliche ein bekanntes Antlitz sah, da hub sich ihre Hand zu einem besonderen Gruße, also eine Auszeichnung spendend.

Da stand auch an der langen Brücke Einer, der einst viel Gnade empfangen vom hohen Königs-Paar in vergangenen Tagen, und doch nicht treu befunden war in der Stunde der Prüfung. Den zog sein Gewissen doch wider Willen an den Weg der Königin, Schmerz und Reue marterten seine Seele. Jammererfüllt und angstvoll starrte er der Königin, die in Königsberg wohl unterrichtet worden war von seiner Untreue, entgegen, aber Louise wußte in dieser Stunde nichts mehr von seiner Schuld, sie sah nur ein bekanntes Antlitz aus einer schönen Vergangenheit, mild fiel der Strahl ihrer Augen auf den Unglücklichen, und ihre Hand winkte ihm einen Gruß zu. Dem Sünder war vergeben. — Vier Jahre später, bei Groß-Beeren in heißer Feldschlacht, da hat der Begnadigte mit seinem Blut und seinem Leben den Blick und den Gruß seiner Königin bezahlt. Es sind wohl noch Einige unter uns, die den Lieutenant Finger gekannt haben mit seiner tiefen Reue und seinem Gelübde, das ihn in den Tod führte? Der Mann aber war nur Einer von den Vielen, die mit der Erinnerung an Louise im Herzen kämpften und starben mit Gott für König und Vaterland.

Langsam unter Jubelruf, Kanonendonner und Glockengeläut rückte der Zug vorwärts über den Schloßplatz, um das Schloß herum, über die Brücke nach dem Zeughause, des großen Andreas Schlüters Denkmal. Da hielt der Wagen vor dem Palais, dem Zeugen der Jugendliebe und des Eheglücks dieses einzigen Königlichen Paares. Die Königin erhub sich, ihr Blick streifte die Fenster des Hauses, in dem ihr Heerd stand, ihre Augen wurden feucht, und lauter donnerte das Lebehoch der Menge, als die ganze Huldgestalt der Königin sichtbar wurde. Louise betrat den Perron, und der Erste, der ihr entgegentrat, war ihr greiser Vater; sie küßte ihm die Hand und lag dann an seiner Brust. Tiefe Stille war ringsum, nur in der Ferne tönte das Hochrufen fort. In den reinen, edlen Zügen der Königin, namentlich in ihren Augen war ein Ausdruck von kindlicher Liebe und Hingebung, der in der That etwas Himmlisches hatte.

Welches Wiedersehen!

Und nun trat die Königin in das Palais, in ihr Haus, umdrängt in Liebe von den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die während der ganzen schweren und trüben Zeit Berlin nicht verlassen hatten; da war Prinz Ferdinand, der letzte Bruder des einzigen Friedrich, noch ein Held aus dem siebenjährigen Kriege, der seinen heldenhaften Sohn bei Saalfeld verloren, und neben ihm die Königlichen Schwestern, die Prinzeß von Oranien und die Chur-Prinzeß von Hessen, ihrer Lande beraubte Fürstinnen, beraubt von dem-

ſelben Emporkömmling, der auch Preußen ſo ſchwere und tiefe Wunden geſchlagen!

Friedrich Wilhelm und Louiſe waren heimgekehrt an ihren Heerd, das Königliche Haus war um ſie verſammelt, Berlin jubelte hoch auf, und das ganze Preußiſche Volk, weit über die engen Grenzen hinaus, die ihm der Uebermuth des Siegers geſteckt, jubelte mit und nahm die Heimkehr des Königs-Paares nach Berlin als die ſchöne Verheißung dereinſtiger Heimkehr Aller, denen ein Preußiſches Herz im Buſen ſchlug, in das liebe Preußiſche Vaterhaus.

Während droben die Königliche Familie ſich des Wiederſehens freute, wogten in den Straßen die freudig bewegten Volksmaſſen auf und nieder. Auf alle Weiſe gab ſich dies Bewußtſein kund, das ſtolze Bewußtſein: „Wir haben unſern König wieder, unſern theuern Herrn, und unſere Königin, unſere Louiſe!“

Mitten in dieſem freudigen Gedränge bewegter Menſchen ſtanden ſich plötzlich zwei Männer einander gegenüber, die ſich erſtaunt, beinahe beſtürzt ins Geſicht blickten und wortlos ſo eine ziemliche Weile ſtehen blieben.

Der Aeltere der beiden Männer iſt lang und hager, beinahe ängſtlich in einen langen blauen Ueberrock eingeknöpft, ſein Geſicht gelblich bleich mit ſcharfen Zügen, aber einem unbeſchreiblich milden Blick in den Augen; die Haltung militairiſch ſtraff, die ganze Erſcheinung aber altmodiſch und beinahe zum Scherz herausfordernd. Dieſer Mann führte ein anmuthiges Fräulein am Arme, von tadelloſem Wuchſe, deſſen ruhiges Antlitz mehr gut und glücklich im Ausdruck, als ſchön in den Formen und Zügen war.

Der Jüngere der beiden Männer, die wir ſo voll Staunen einander gegenüberſtehen ſehen, war eine ritterlich edle Geſtalt, die noch gehoben wurde durch den knapp anſchließenden mit Pelz verbrämten Schnürenrock; die Haltung dieſes Cavaliers war ungezwungen und ariſtokratiſch, ſein beſonders wohlgeformtes Haupt leicht nach der linken Seite geneigt; in dem milden Glanz ſeiner großen Augen, in dem kühnen Schnitt des Geſichtes und den feinen lebenvollen Zügen war ein Ausdruck von Schwärmerei nicht zu verkennen, der ihm eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem hagern altmodiſchen Militair verlieh, der ihm gegenüber ſtand. Dieſer Cavalier, der vierzig und etliche Jahre alt ſein mochte, führte an der Hand einen Knaben von acht bis neun Jahren, den man auf den erſten Blick für den Sohn erkannte, obwohl in dem Knabengeſicht der forſchende, ſinnende Zug, der in dem des Vaters nur leicht angedeutet war, ſchon ziemlich kräftig hervortrat.

„Ich täuſche mich nicht, es iſt nicht möglich, daß ich mich täuſche!“ rief der Cavalier nach einer ziemlich langen Betrachtung ſehr lebhaft und ſtreckte ſeine Hand mit einer höchſt anmuthigen Bewegung aus.

„Alexander Simolin!“ antwortete der alte Militair halb laut und mit einer Stimme, in welcher die tiefſte Rührung zitterte.

„Rouvroy! Sie ſind es, mein theurer Rouvroy!“ erwiederte nun ſeiner Sache gewiß der Cavalier und breitete ſeine Arme breit aus.

Unbekümmert um die wogende Menſchenmenge um ſie herum, umarmten ſich zu Berlin im Jahre 1809 die beiden Männer, die einſt im Jahre 1791 zu Paris die Ritter der unglücklichen Königin Marie Antoinette geweſen waren. Haſtig und mit naſſen Augen ſprachen ſie, dem Drang des Gefühls Luft zu machen.

„Die Königin! die Unvergeßliche!“ begann Rouvroy bebend.

„Marie Antoinette für immer!“ fuhr Simolin faſt weinend fort.

„Kein Tag ohne den Gedanken an ſie!“

„In Ehren ihr Gedächtniß für alle Zeit!“

„Schmach Denen, die ihr Andenken kränken!“

„Heil Allen, die ihren Namen ſchützen und verehren!“

Eine ziemliche Weile ſprachen die beiden aufgeregten Männer alſo mit einander, die alte Begeiſterung für die ſchöne unglückliche Königin lohte auf wie eine goldreine Flamme in ihren Herzen; das, was den beiden Männern einſt das Heiligſte geweſen in ihrem Leben, die ritterliche Verehrung für die unglückliche Fürſtin, getragen von politiſchen Sympathieen, ſie wachte mit einem Male auf aus dem Schlummer und trat in leuchtender Geſtalt hervor aus der Erinnerung.

Welches Wiederſehen!

Zu jeder andern Zeit würde dieſe Begegnung der beiden Ritter der Königin Marie Antoinette und ihr leidenſchaftliches Gebahren dabei auf dem Platz vor dem Berliner Zeughauſe gewiß die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden, wo nicht Aufſehen, erregt haben. Heute in der allgemeinen Aufregung kümmerte ſich kaum Jemand um die Beiden, die dem Gewoge ausweichend, dicht an die Ketten des Zeughauſes herangetreten waren.

Fräulein Friederike von Uchtenhagen, ſie war die anmuthige Geſtalt am Arme des Lieutenants von Rouvroy, hatte zuerſt mit Erſtaunen, dann mit Theilnahme auf das Wiederſehen der beiden Ritter der Königin geblickt; ihr war ja der Name Simolin nicht fremd, ſie war ja ſtets die Aufmerkſamſte, wenn der gute Rouvroy in dem Stübchen ihrer Mutter zu Mittenwalde aus ſeinen franzöſiſchen Tagebüchern vorlas. Mit großem Reſpect blickte ſie auf den Churländiſchen Cavalier, das war alſo der „junge Simolin“, der berühmte Held jener Flucht nach Varennes! Das junge Mädchen freute ſich, daß er der Vorſtellung ähnelte, die ſie ſich von ihm gemacht. Aber raſch wendete ſie ihre Blicke ab von den beiden treuen Rittern der Königin Marie Antoinette, ſie erröthete, denn es war ihr, als habe ſie eine Indiscretion begangen dadurch, daß ſie die Freunde ſo ſcharf beobachtete bei ihrem Wiederſehen. In ſolchen Augenblicken entſchleiern ſich die Seelen, das ächt weibliche Gefühl ſagte dem Fräulein, daß die Männer in ſolchen Momenten am allerwenigſten Zeugen wünſchen, ſie wendete ſich zu dem kleinen Knaben, der ſein rothes, mit Goldſchnur beſetztes und mit Rauchwerk verbrämtes Mützchen in der Hand, mit großen Augen und den Mund leicht geöffnet, neben ſeinem Vater ſtand und den Lieutenant von Rouvroy unverwandt betrachtete.

„Wie heißen Sie, mein Freund?“ fragte das junge Mädchen, ſich leicht und lieblich zu dem Knaben neigend.

„Alexander Simolin, gnädiges Fräulein!“ entgegnete der Knabe, indem er ſich artig verbeugte.

„Haben Sie die ſchöne Königin geſehen?“ fragte Fräulein von Uchtenhagen, die ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Knaben von den beiden Männern ablenken wollte.

„Die ſchöne Königin iſt todt,“ erwiederte das Kind raſch und beinahe heftig, „die Schurken haben ſie ermordet, Papa hat ihr nicht helfen können; es waren zu viele Schurken und zu wenige Cavaliere da!“

Die Augen des Knaben blitzten, und helle Zornröthe brannte auf ſeinen zarten Wangen, die das Fräulein, der dieſe Leidenſchaftlichkeit gefiel, leiſe mit ihrer Hand berührte, bevor ſie fortfuhr: „Ich meine nicht die ſchöne Königin von Frankreich, die in Paris ſo ſchändlich ermordet wurde, ich meine die ſchöne Königin von Preußen, die heute ihren Einzug hier gehalten? haben Sie die geſehen?“

Der Knabe nickte und ſah die Dame einen Augenblick nachdenklich an; die freundlich ſanfte Miene Riekchens mußte ihm Muth geben, denn gleich darauf fragte er halb altklug, halb zutraulich: „Glauben Sie, daß die ſchöne Königin von Frankreich ſchöner geweſen iſt, als die ſchöne Königin von Preußen? Papa ſagt es!“

„Ich habe die unglückliche Königin Marie Antoinette nicht geſehen, ich kann es alſo nicht ſagen!“ verſetzte Riekchen lächelnd, indem ſie der Frage auswich, um nicht mit der Autorität des Vaters in Widerſpruch zu gerathen; ſie war für ihre Perſon überzeugt, daß niemals eine Frau ſich mit der Königin Louiſe vergleichen könne.

Der Knabe ſah ſie mit einer gewiſſen Unzufriedenheit an, offenbar regte ſich in ihm ein Zweifel an der Autorität des Vaters, den er in Knabenart gern raſch gelöſt gefunden hätte; er hatte oft das Bild der Königin Marie Antoinette geſehen, aber das Bild verblich in ſeinen Augen völlig vor der leibhaften Erſcheinung der Königin Louiſe, die auf den empfänglichen Knaben einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und vielleicht zum erſten Male bezweifelte er die Autorität des Vaters, der ihm geſagt hatte, die franzöſiſche Königin ſei doch noch ſchöner als die Preußiſche geweſen.

„Haben Sie nie das Bild der Königin Marie Antoinette geſehen?“ fragte er mit der Hartnäckigkeit eines Knaben, der durchaus zum Ziele gelangen will, weiter.

„Oft, mein kleiner Freund,“ entgegnete Fräulein von Uchtenhagen, „der Herr von Rouvroy hat es mir oft gezeigt!“

„Der Herr von Rouvroy,“ verſetzte der Knabe raſch, der den Namen ſofort verſtanden, „der gehört zu den Cavalieren, welche ſich bemüht haben, die ſchöne Königin zu retten, ich habe oft von ihm reden hören!“

„Und ich habe oft von Ihrem Papa gehört,“ fuhr Riekchen freundlich fort,

„mein Oheim Rouvroy erzählte uns oft und gern, was der junge Simolin Alles gethan für die Königin!“

„Der junge Simolin,“ rief der Knabe, „aha! das ist Papa, weil damals mein Großohm, der Gesandte, noch lebte, jetzt“ — setzte er mit einem Anflug von Stolz hinzu — „jetzt bin ich der junge Simolin!“

Während dieses rasch und lebhaft geführten Gespräches hatten die beiden alten Freunde Gelegenheit gehabt, nicht nur ihrer ersten Aufregung Herr zu werden, sondern auch einige Worte zu wechseln, wie sie unumgänglich nothwendig sind zwischen zwei Männern, die mitsammen eine so gewaltig große Zeit verlebt, und nun nach langen Jahren sich wiedersahen. Gewiß freuten sich Beide des Wiedersehens, aber dennoch machte das Wiedersehen alle Wunden auf's Neue bluten in ihrer Seele, sie fühlten aufs Neue mit schneidendem Schmerz, daß sie die Hand an einer großen historischen Aufgabe gehabt, daß sie an einem Werk gearbeitet, dessen Gelingen der Weltgeschichte eine andere Richtung hätte geben können, und daß sie gescheitert bei der Lösung dieser Aufgabe, daß ihr Werk nicht gelungen. Freilich durften sie selbst sich keine Schuld beimessen, freilich mußten sie sich sagen, daß der lebendige Gott, der allein die Geschichte macht, das Gelingen ihrer kühnen Ritterthat nicht zugelassen, aber dennoch — sie hatten mit unverzagtem Muthe und kühner Hand nach der Krone von Frankreich gefaßt, als sie dem Abgrund von Blut, Schmutz und Schande zurollte, und in dem Augenblick, wo sie die Krone ergriffen und gerettet zu haben glaubten, war sie ihnen entglitten und versunken. Dafür giebt es keinen Trost, das vergißt kein Mann!

Die Männer hatten sich verständigt; Baron Simolin, der auf dem Wege war, seinen Sohn in eine Erziehungsanstalt in Dessau zu bringen, wollte noch einige Tage in Berlin verweilen; Rouvroy entschloß sich rasch, eben so lange in Berlin zu bleiben, er stellte seinen Freund dem Fräulein vor, das dann dem Knaben die Hand reichte und mit ihm den voranschreitenden Herren folgte.

Doch lassen wir die Ritter der unglücklichen Königin von Frankreich ihre erhebenden und betrübenden Erinnerungen, wir sind mitten in Berlin, mitten unter einem Volke, in dem jeder Mann ein Ritter seiner Königin geworden ist an diesem Tage. An diesem Decembertage war eine Veränderung vorgegangen in Berlin, unmerklich fast in ihren Anfängen, aber hochgewaltig in ihrem Fortgange und fruchtbar in ihrem Ziele. Vor diesem Tage hatte so mancher wackere Mann gemeint, wir Preußen könnten unser Kriegsunglück ertragen, könnten uns dem Frieden zuwenden, mit seinen Segnungen die Wunden heilen und ganz der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie leben; so Mancher hatte geglaubt, der Bonaparte werde uns in diesem idyllischen Leben durchaus nicht stören, und hatte sich sogar auf den einzigen Friedrich berufen, der ähnliche Vorsätze gehegt haben soll für den Fall, daß er die Schlacht bei Molwitz verliere. Das war der Traum Vieler gewesen, an diesem Decembertage aber, bei dem Anblick der Königin war er zerronnen. Ihre engelklaren Augen hatten Thränen geweint, die ihr der Bonaparte erpreßt, sie hatte geweint um Preußens Dank, da schlugen die Herzen gewaltig, und ein Gefühl war mächtig in Allen: wir müssen

kämpfen, weiter kämpfen, unabläſſig kämpfen, bis wir dieſe Augen wieder freudig leuchten ſehen über unſere Siege!

An jenem Decembertage begann der neue Krieg gegen den fremden Tyrannen!

Die Juden in der Schlacht bei Belle-Alliance.

Bis jetzt ſcheint man bei der neuen Organiſation unſerer Armee noch einen Lebenspunkt vernachläſſigt zu haben; wenigſtens haben wir noch Nichts davon gehört, daß man den Juden die hervorragende Stellung in derſelben eingeräumt habe, die ihnen wegen ihrer militäriſchen Verdienſte um den preußiſchen Staat gebührt; doch dürfen wir zum Beſten der Armee, des Thrones und des Vaterlandes noch hoffen, daß die Verhandlungen des bevorſtehenden Landtages über das logiſche und äſthetiſche Arrangement, das Proviſorium und Definitivum den Herren Miniſtern Gelegenheit geben werden, ihre Verſäumniß gut zu machen und den Herren Juden noch Etwas mehr als Gleichberechtigung, nämlich die ihnen zukommenden Ehrenpoſten in der Armee zu erkämpfen.

Mehr als Gleichberechtigung, das iſt die Gerechtigkeit, die den Juden zukommt, und die ſie mit Recht für ſich in Anſpruch nehmen! Eine Nation, die in allen Formen des Kriegs, im Kampf der Volksverſammlungen, im Bürgerkrieg wie auf den größten Schlachtfeldern des Völkerkampfes an der Spitze geſtanden und die Entſcheidung bewirkt hat — eine Nation, die die innere bürgerliche Freiheit vertheidigt und errungen und in Weltſchlachten wie bei Waterloo mit dem Blut der Ihrigen den Sieg entſchieden hat, verdient auch beſondere Berückſichtigung und Belohnung.

In einer längeren Reihe ſpäterer Artikel werden wir die Verdienſte der Juden um die Fortſchritte der neueren Zeit ſchildern. Zunächſt führen wir nur die Lobrede an, die der Ober-Rabbiner J. Einhorn in ſeiner Schrift: „die Revolution und die Juden in Ungarn" (Leipzig 1851) ihrer „gluthvollen und thatenreichen Betheiligung an den europäiſchen Bewegungen" der Jahre 1848 und 1849 widmet, ſo wie ſeine Behauptung, daß der Jude „von Hauſe aus mehr als der Chriſt zur wahren Freiheitsliebe und zur Begeiſterung für volksfreundliche Staatseinrichtungen geeignet" ſei, — ein Vorzug, den derſelbe Rabbiner aus der „offenliegenden" Thatſache erklärt, daß der Moſaismus zur Selbſtſtändigkeit und Freiheitsliebe, das Chriſtenthum dagegen zum Gehorſam und zur Unterwürfigkeit anleite. Der Beſcheidenheit, mit welcher dieſer Rabbi ſeinem Stamm den Lorbeer der bürgerlichen Freiheitskämpfe ertheilt, entſpricht die Zuverſicht, mit welcher jüdiſche Stimmen ihrer Nation die Ehre zuſchreiben, erſt durch ihren Beitritt zur Coalition der Monarchen und Völker gegen Napoleon I. den Sieg auf die Seite derſelben gezogen zu haben. Wie Herr Einhorn den ſtolzen Satz hinſtellt, daß in bürgerlichen Bewegungen „der

jüdiſche Demokrat eine wärmere Begeiſterung, größere Energie und vielſeitigere Thätigkeit als ſeine nicht jüdiſchen Kameraden entfaltet," ſo hält S. Aſcher in ſeiner „Germanomanie" (Berlin 1815 p. 67) den Deutſchen vor, ſie hätten vergeſſen, „daß Deutſchlands Heere in dem Kampf gegen Frankreich unterlagen, ehe noch die Juden in ihrer Mitte daran Theil nahmen," und ſie hätten ſich nicht erinnert, „wie folgenreich ſie in den Jahren 1813 und 1814 kämpften, als die Juden aus Rußland, Polen, Oeſtreich und Preußen mit ihnen in Reih und Glied ſtanden." Noch im Jahre 1848 ließ Dr. M. Pinner in ſeinem offenen Sendſchreiben an die Nationen Europa's (p. 63) drucken: „alle 40 (!) ſouveräne Fürſten Deutſchlands waren mit Hülfe ihrer jüdiſchen Unterthanen, die im blutigen Kampfe auf die ihnen durch die Fremdherrſchaft ertheilte Rechtsgleichheit keine Rückſicht genommen hatten, in ihren Ländern wieder eingeſetzt," und eben dort (p. IV.) ſagt eben derſelbe: „auf dem Wiener Congreß verlangten die Juden ihre Rechte von den Fürſten, für die ſie ſich geopfert und denen ſie durch beiſpielloſe (dies marktſchreieriſche Wort iſt groß gedruckt) Treue und Selbſtverläugnung zu ihren in den Staub getretenen Kronen verholfen hatten." Unmittelbar nach der Beendigung der Freiheitskriege nannte es der Oberlehrer an der iſraelitiſchen Realſchule zu Frankfurt a. M., M. Heß (in ſeiner freimüthigen Prüfung der Schrift des Prof. Rühs 1816 p. 75) „weltbekannt, daß 55 jüdiſche Offiziere von der Landwehr in der Schlacht bei Waterloo geblieben ſind." Seitdem hat der Glaube an dieſe „beiſpielloſe" Leiſtung der Juden in jüdiſchen Kreiſen, trotz der Erwiderung des Hiſtoriker Rühs auf des Heß „weltbekannte" Wahrheit, ſich unerſchüttert erhalten, und noch 1848 trotzte der vorgenannte Pinner (p. 276 ſeines Sendſchreibens) darauf, daß „allein bei Waterloo mehr als 50 jüdiſche Offiziere von der Preußiſchen Landwehr geblieben ſeien" — allein bei Waterloo! und allein in der Landwehr! das heißt: wie groß müſſen die Verluſte der jüdiſchen Vorkämpfer im ganzen Befreiungskrieg und in der geſammten Armee geweſen ſein. Seitdem Johann Jakoby in ſeiner Schrift zur Emancipation der Juden im Jahre 1833 neben der Aufopferung der Juden für die deutſchen Throne auch die Tapferkeit gerühmt hat, welche die Juden bei der Vertheidigung der Antwerpener Citadelle bewieſen haben ſollen, bildet die Bravour dieſer Mitkämpfer des General Chaſſé einen jüdiſchen Glaubensartikel, bis endlich der Kampf der Franzoſen und Holländer zu einem heroiſchen Zweikampf der Juden wurde, nachdem Herr Miro dargethan hatte, daß es eigentlich nur Juden waren, die unter Chaſſé Antwerpen vertheidigten und unter Gerard es eroberten. Am Ende wird ſich Europa auch noch gezwungen ſehen, die Lorbeeren des Krimkriegs, die auf manchen Stirnen längſt ſchon läſtig drücken und brennen, denen auf das Haupt zu legen, die ſie allein verdient haben. Noch während des orientaliſchen Krieges konnten es auch die Berliner, von jüdiſchen Redactionen geleiteten, Zeitungen nicht unterlaſſen, darauf aufmerkſam zu machen, daß in den Reihen der franzöſiſchen Armee auch Juden fochten und ſich vorzugsweiſe durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Und als 1856 auf dem Manson-House zu London der damalige jüdiſche Lord-Mayor, Mr.

David Salomo um ſeine Dazwiſchenkunft gegen die Verhöhnungen der katholiſchen Geiſtlichkeit am Guy-Fawes-Tage angegangen wurde, wies er, indem er daran erinnerte, daß Katholiken und Proteſtanten in den Laufgräben von Sebaſtopol gemeinſchaftlich geblutet hätten, auch darauf hin, daß ebendaſelbſt viele franzöſiſche Juden begraben liegen.

Bahrdt, der alles Unglück, was die Orthodoxie ſeiner Zeit erlitt, verurſacht haben ſollte, ſchrieb zu ſeiner Rechtfertigung den ſonnenklaren Beweis, daß Dr. Bahrdt am Erdbeben in Calabrien ſchuld ſei. Die Juden zu hören, ſind ſie es allein, die die großen Kriege ſeit 1813 bis zum Fall Sebaſtopols entſchieden haben, und wie jene Chronik von Frankreich den ſtolz-beſcheidenen Titel führt: Gesta Dei per Francos, ſo wird es endlich nach jüdiſcher Anſicht bald darauf hinauskommen, daß wir die neuere Geſchichte unſeres Welttheils: „die Großthaten Europa's durch die Juden" tituliren müſſen.

Indeſſen liegen doch Dokumente vor, die den Antheil Europa's an ſeinen eigenen Thaten nicht ſo gering erſcheinen laſſen, als die Juden vorgeben. Was insbeſondere die Schlacht bei Waterloo betrifft, ſo beträgt nach den officiellen Berichten aus dem Königlichen Kriegsminiſterium, wie ſie der Oberſtlieutenant von Plotho in ſeiner dienſtlichen Stellung veröffentlicht hat, in dem ganzen Feldzuge während des Jahres 1815, d. h. alſo in den Gefechten bei Gilly und Hoſſelins, in der Schlacht bei Ligny und in der bei Belle-Alliance, in dem Gefecht bei Villers-Cotterets, im Gefecht bei Ranteuil, in den Gefechten von Iſſu vor Paris, im Gefecht bei Namur, in dem bei Wawre und in dem bei Marly die Anzahl der gefallenen Offiziere Ein Hundert und Sechs, alſo weniger als das Doppelte der Zahl, die die Juden auf ihre naticnale Liſte ſchreiben. Nach den ſpecificirten officiellen Liſten ſind aber der Landwehr-Offiziere, die in dieſem Kriege wirklich für König und Vaterland fielen, im Ganzen neunzehn, zum erſten, zweiten, dritten und ſechſten Kurmärkiſchen Landwehrregiment (das III. Armeecorps) und zum 3. Neumärkiſchen, dem erſten Pommerſchen, dem 1., 2. und 3. Schleſiſchen Landwehrregiment gehörig, ſämmtlich Edelleute, und der gefallene bürgerliche Lieutenant vom 6. Kurmärkiſchen Landwehrregiment Meißner führt einen unter Juden ſo ungewöhnlichen Namen, daß über ſeinen deutſchen Urſprung kein Zweifel ſtattfinden kann und die 50 jüdiſchen Offiziere nirgends in den officiellen Liſten eine Stätte finden.

Ueber wirkliche Leiſtungen der Juden in jenen Kriegsjahren berichtet dagegen „die Geſchichte der Organiſation der Landwehr in Pommern und Weſtphalen im Jahre 1813" Folgendes: Die Judenſchaften des Kreiſes Deutſch-Crone hatten nicht unbedeutende Geldanerbietungen gemacht, um die Befreiung von der Landwehr zu erlangen. Sie wurden abſchläglich beſchieden, gaben aber den Verſuch nicht auf, ſich frei zu machen. Der Gemeindevorſteher in Deutſch-Crone bot 10,000 Thaler für 120 zur Landwehr deſignirte Juden, dann noch 1000 und endlich noch 2000 Thaler, außerdem 100 Gewehre, 50 Säbel und die Ausrüſtung von drei ſchwarzen Huſaren und vier Landwehr-Reitern, begleitete auch den Antrag ſogleich mit einem Geſchenk von 24 Gewehren. Der Mann hieß Friedberg, war in ſeinem ganzen Kreiſe als ein ſehr geachteter

Mann und Patriot bekannt und motivirte ſein Geſuch unter Anderm mit den charakteriſtiſchen Worten: „Ich würde mich dieſem Geſuche gar nicht unterzogen haben, wenn ich nicht völlig überzeugt wäre, daß bei jetzigen Zeiten feige Memmen gar nichts, 10,000 Thaler baar Geld aber ſehr viel helfen können.“ Dieſe durchaus praktiſche Auffaſſung der Sache bewog denn auch das Militärgouvernement, den Antrag zur Entſcheidung an den König gelangen zu laſſen, und eine Cabinetsordre vom 29. Mai 1813 erklärte ſich auch mit dieſem Arrangement ganz einverſtanden, da „Allerhöchſtdieſelben derartige Leiſtungen der Juden dem perſönlichen Dienſt derſelben vorzögen.“ Dadurch wurde die Sache legaliſirt und eine Norm für Juden-Loskaufsgelder feſtgeſetzt. Nun erlegten die Juden in Cammin 11,160 Thaler, in Dirſchau 1000 und lieferten die Bekleidung für 6 Landwehrmänner, in Neuſtadt für 4 Juden 600 Thaler und ebenfalls ſechs Ausrüſtungen für Landwehrmänner, ebenſo in Putzig u. ſ. w.

Auch der coloſſale Zweikampf, den die Juden in und vor Antwerpen zur Erheiterung der Londoner Conferenz und zur Entſcheidung des chriſtlichen Familienzwiſtes zwiſchen der heiligen Allianz und der Julirevolution ausführten, ſchrumpft in ſehr kleinliche Dimenſionen zuſammen, wenn man bedenkt, daß die holländiſche Beſatzung der Citadelle von Antwerpen nur 5000, alſo nur den zehnten Theil der niederländiſchen Landmacht betrug, daß die Juden, der 50ſte Theil der Bevölkerung Hollands, wenn ſie in dieſem Verhältniß in der Beſatzung repräſentirt geweſen wären, nur einen kleinen Theil derſelben ausmachen könnten, daß aber auch dieſe geringe Anzahl zufolge ihrer Neigung, durch Stellvertretung ſich dem Waffendienſte zu entziehen, noch eine bedeutende Einbuße erfahren haben wird.

Kurz vorher, ehe Mr. David Salomo im Mauſion Houſe der jüdiſchen in den Laufgräben von Sebaſtopol gefallenen Märtyrer der Civiliſation gedachte, brachte (im September 1856) die „Illustration Française“ einen großen Holzſchnitt, welcher die Feierlichkeit für die gefallenen jüdiſchen Helden in der Synagoge zu Konſtantinopel darſtellte und zugleich von einem ſpaltenlangen Artikel begleitet war. Doch unterließ es dieſer Artikel ebenſowohl wie die oben erwähnten Zeitungen, die Zahl der Juden zu nennen, die dem Civiliſationsabenteuer damaliger Zeit ihre Leiber darbrachten, und die franzöſiſchen Regimenter anzugeben, denen ſie ſich angeſchloſſen hatten, ſo daß wir trotz alles Rühmens über den Antheil der Juden an dem glorreichen Ausgang des orientaliſchen Krieges immer noch im Unklaren ſind.

Dagegen werden wir in einer Reihe von Artikeln das wirkliche Verhalten der Juden in Deutſchland während der Kriegszeit bis 1814 darzuſtellen verſuchen.

Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte.

II.

Auch den Kaiser Joseph II., der hauptsächlich wegen seiner kirchenfeindlichen Richtung ein Lieblingsheld aller Liberalen ist, beurtheilt Herr Menzel schärfer und richtiger, als gewöhnlich geschieht. In Josephs Augen, sagt er, war im katholischen Mittelalter das Volk verfinstert, verdummt und geknechtet worden, der Beruf der Fürsten in der Neuzeit aber war, dem Volk die Vernunft und Freiheit zurückzugeben. Das wiederholte er sehr oft in seinen Reſcripten und Briefen, aber immer nur in allgemeinen Phrasen. Nirgends tritt in seinen Kundgebungen eine klare Idee von dem hervor, was er denn eigentlich aus der Menschheit zu machen hoffte. Er zerstörte die katholische Kirche, indem er sie von Rom ablöste, zur Staatskirche machte, selbst in ihren Cultus eigenmächtig eingriff und Vieles abschaffte, verbot und verhöhnte, was dem Volke heilig und nicht etwa nur Mißbrauch war, sondern aus dem katholischen Kirchenprincip hervorging. Und doch bot er nichts Besseres oder nur Anderes dafür, empfahl nicht die lutherische oder reformirte Kirche, oder stiftete eine neue, sondern verfuhr lediglich negativ, nahm das Alte weg und ersetzte es nicht. Er gab der von Rom abgelösten römischen Kirche nicht einmal eine Verfassung, sondern machte seinen despotischen Willen zum höchsten Gesetz für die Kirche wie für den Staat, so daß sein Nachfolger nicht gehindert gewesen wäre, das Werk der Kirchenzerstörung noch weiter zu führen. In derselben Weise gewährten auch seine weltlichen Reformen keine Bürgschaft, denn sie gingen alle nur aus seinem despotischen Willen hervor, und sein Nachfolger konnte, wenn es ihm beliebte, wieder etwas ganz anderes befehlen. Die Bürgschaft, die allein Reichsstände, eine verfassungsmäßige Verabschiedung mit der Vertretung der verschiedenen Nationen, Provinzen und Stände hatten gewähren können, fehlte gänzlich und wurde vom Kaiser auch nur zu suchen, grundsätzlich vermieden. — Von der Geschichte und Bedrückung der Kirche überhaupt, von den Traditionen des deutschen Reiches und seiner ursprünglichen Einheit mit der Kirche, verstand Joseph gar nichts. Von der Unmöglichkeit, einem frommen Volke von 20—30 Millionen frischweg durch Cabinetsordre seinen alten Glauben zu nehmen, machte er sich in seinem despotischen Leichtsinn keinen Begriff. Man hätte ihm wenigstens zutrauen sollen, daß er als Erbe der Habsburger die alte Hauspolitik derselben verstanden hätte, eine Politik, welche nothwendig katholisch bleiben mußte, weil sie der griechischen Politik Rußlands und der reformirten Preußens das Gegengewicht zu halten und die katholische Hegemonie im deutschen Reiche zu behaupten hatte; und römisch insbesondre, weil das Oberhaupt der katholischen Kirche zu Rom, wenn es keine Stütze mehr in Oestreich fand, sich auf Frankreich stützen und das ganze Gewicht katholischer Sympathieen in die Wagschaale Frankreichs legen mußte zum Nachtheil Oestreichs. — Man kann, wenn man auch Josephs guten Willen anerkennt, doch

nicht umhin, ihm ein sehr oberflächliches Denken vorzuwerfen. Seine Aeußerungen, selbst offizielle, selbst in directen Briefen an den Papst, bespötteln die große Kirche des Mittelalters nur als Finsterniß und rühmen den modernen Fortschritt in hohlen Redensarten. Ein deutscher Kaiser hätte doch tiefer urtheilen und würdiger sich äußern sollen. Auch was er seinen Beamten zumuthete, war confuse Schwärmerei. In dem berühmten Handbillet, welches noch Gormayr anposaunt, verlangt er von allen seinen Beamten, sie sollen sich ganz in ihn hineindenken, sie sollen sich immerwährend innerlich getrieben fühlen, ohne sich an Arbeitsstunden zu binden, sie sollen gar keinen Eigennutz besitzen, auch keine persönlichen Ab- und Zuneigungen, auch keine Glaubens-, Race- und Standesvorurtheile: „Das Gute ist nur Eins, also dürfen Nation, Religion, Stand u. s. w. keinen Unterschied machen.“ Die Beamten sollen sich wie Brüder zu einander benehmen und jährlich einander prüfen u. s. w.

Zu den besten Abschnitten des Buches zählt auch der, in welchem die französische Revolution geschildert wird. Er ist früher geschrieben als alle andern Theile des Werkes, und man sieht deutlich, daß der Verfasser hier noch eifrig bedacht war, kunstgemäß Geschichte zu schreiben, was später viel weniger der Fall war. Daher ist in diesem Abschnitt namentlich auf die Darstellung so viel Sorgfalt verwendet, wie in keinem der später geschriebenen, in denen Herr Menzel sich vielmehr mancherlei Nachlässigkeiten nachsieht. Namentlich nimmt er hier häufig einen seltsam polternden, burschikos scheltenden Ton an, der den Geschichtsschreiber keineswegs wohl ansteht. So sagt er gelegentlich: „Die alte Kaiserin Katharina lebte und intriguirte immer noch“, und bald darauf: „Zugleich hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut für den jungen Franz einen zweiten geheimen Tractat abgeschlossen, die künftige Theilung der Türkei einleitend. Man glaubt, wenn man die Punkte dieses Vertrages liest, die habgierigen Gesichter zweier alter Wucherer in einem Nachtbilde Rambrandts vor sich zu sehn.“

Es ist merkwürdig, daß Herr Menzel fast immer nur die Untugenden gekrönter Häupter in so rauhem Tone tadelt, während er gerade der Revolution gegenüber kaum irgend jemals einige moralische Entrüstung äußert. Revolutionäre Sympathien kann man bei ihm unmöglich voraussetzen. Eher könnte man annehmen, daß aus den Quellen und Hilfsmitteln, die er benutzte, zuweilen einige überflüssige Lebhaftigkeit in seine Darstellung übergegangen sei. Namentlich in dem Abschnitt der von der Theilung Polens handelt, scheint dies der Fall gewesen zu sein.

Manche andere Abschnitte des Buches sind viel schwächer, als die bisher besprochenen, fast nur Auszüge aus einem andern Geschichtswerke. Dies gilt namentlich von den Abschnitten, welche sich auf außereuropäische Verhältnisse beziehen.

Besonders einseitig aber erscheint das Urtheil des Verfassers über die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; hier zeigt sich zunächst wieder jener schulmeisterlich polternde Ton, daneben aber auch eine sehr bedeutende Virtuosität, geschichtliche Erscheinungen nur von der Kehrseite anzu-

ſehen. Damit ſoll indeſſen nicht geläugnet werden, daß dieſe Urtheile doch auch viel Wahres enthalten. Und da ſo viele andere Schriftſteller ſich ihrerſeits beſtreben, nur die Lichtſeite jener literariſchen Erſcheinungen hervorzuheben, ſo mag die entgegengeſetzte Anſicht unſeres Verfaſſers, als Sr. Majeſtät Oppoſition, hier zu Worte kommen. — Er beginnt mit einer Charakteriſtik der vier einflußreichſten Dichter jener Zeit.

„Wieland," ſagt er, vertrat noch die franzöſiſche Schule und Renaiſſance, indem er noch mit den griechiſchen Gottheiten, vorzüglich Amor und den Grazien, kokettirte und dieſelben überall anbrachte, dazu alles ſittlichen und religiöſen Ernſtes baar, in ſeinem antikiſirenden Romanen nur die luſtige Lebensweisheit des Ariſtipp und Epikur empfahl. In vielen Gedichten ahmte er die franzöſiſchen contes voll Heiterkeit, aber auch voll Lascivität nach. Für ſeine Perſon war er übrigens ein ehrlicher Schwabe, beweibt und mit vielen Kindern geſegnet. Er kam nach Weimar als der Allbewunderte, denn die franzöſich-gebildeten Höfe und der Adel laſen ihn alle, und ſeine Werke findet man noch bei den Antiquaren in Prachtlederbänden mit Goldſchnitt, weil die Vornehmen ſie in ihre Bibliotheken aufnahmen.

Göthe, gebürtig aus Frankfurt, ſpäter geadelt, Geheimrath und Miniſter in Weimar, begann mit dem berühmten „Leiden des jungen Werther," einer Nachahmung der neuen Heloiſe von Rouſſeau, aufgeputzt mit Ueberſetzungen aus dem falſchen Oſſian. Er vertrat alſo zunächſt die Empfindſamkeit, welche gleich einer naſſen Flechte den kranken Leib der deutſchen Poeſie überzog, nachdem derſelbe im innerſten Herzen durch die Nachahmung Voltaires ausgetrocknet worden war. Es bleibt immer charakteriſch, daß dieſer Werther, (der ſich in das Weib eines Andern verliebt, und weil er ſie nicht haben kann und ſich überhaupt einbildet, er ſei zu gut für dieſe Welt, ſich todt ſchießt), der Liebling des deutſchen Publikums werden konnte. Jedenfalls war es ein Zeichen arger Verweichlichung, wenn man ſich für einen eiteln Schwächling und Selbſtmörder begeiſtern konnte. Göthe beſchönigte nachher auch die Bigamie in der Stelle, und behandelte den Ehebruch als Würze der Geſelligkeit in den Mitſchuldigen, ſogar als eine Naturforderung in den Wahlverwandtſchaften. Die Helden ſeiner Schauſpiele und Romane behielten den Grundzug des Werther, eine ungemeſſene Selbſtſchätzung und Eitelkeit, Begehren des Unerlaubten und ſelbſt noch mitten im Schwelgen empfindſames Jammern oder eine vornehmthuende Reſignation. So Wilhelm Meiſter, Taſſo, Fauſt. Immer forderte Göthe für ſeine Lieblinge Rechte, an die Pflichten hat er ſie nie gewieſen. Das Chriſtenthum war ihm, ſagte er ſelbſt, ſo verhaßt wie Tabakrauch, Kegelſchieben und Hundegebell. Daß er damit einer längſt frivol gewordenen Zeit gefiel, darf nicht Wunder nehmen. Weil er aber, wie kein anderer Dichter der Zeit, Meiſter der Form war und ſeine Virtuoſität in den verſchiedenſten Manieren glänzen ließ, als Lyriker, Dramatiker, Epiker, als geiſtvoller Nachahmer der Claſſiker, der Franzoſen, Engländer, ſogar der Orientalen, mußte er um ſo mehr den Zeitgenoſſen imponiren."

Nach dem Herder und Schiller günſtiger beurtheilt ſind, fährt der Verfaſſer alſo fort:

„An dieſe vier großen Dichter können wir zwanglos die übrigen nach Schulen anreihen.

„Die altfranzöſiſche Voltaire-Wielandiſche Frivolität behauptete ihre Herrſchaft fortwährend im Luſtſpiel und in den lüderlichen Romanen, Erzählungen und Schwänken, welche von den Leihbibliotheken aus die Einbildungskraft der mittleren Stände vergiftete. Das deutſche Luſtſpiel blieb immer unter dem Einfluß des franzöſiſchen und befindet ſich noch darunter. Damals aber wetteiferten Gebler und Jünger in Weimar, Bretzner in Leipzig, Kotzebue in Berlin, Verführung und Ehebruch auf der Bühne in anmuthigen Luſtſpielen zu beſchönigen. Der berühmte Schröder in Hamburg, der mehr von der engliſchen Bühne auf die deutſche übertrug, huldigte doch auch dem Leichtſinn der Zeit. Lüderliche Romane erſchienen in ungeheurer Anzahl.

„Die Rouſſeau-Göthe'ſche Empfindſamkeit wurde herrſchend in der Lyrik. Nur bei Hölty, dem früh Verſtorbenen, zeigte ſich ein wahrer Schmerz, und der Schweizer Salis kam ihm am nächſten. Den ſüßlichſten Herzensdurchfall bezeichnet der Düſſeldorfer Jacobi. Die Genoſſen des Göttinger Hainbundes miſchten mit der Empfindelei entweder wie Gleim anakreontiſche Lüſternheit oder poſaunten im hohen Odenton, wie Klopſtock, Voß, Stolberg, oder polterten wie Bürger. Bei allen aber ſpielte das liebe Ich die Hauptrolle. Während im zarten Volkslied der Dichter ganz verſchwindet, ſtolzirte aus dieſer modernen Kunſtlyrik überall nur der eitle Dichter heraus und präſentirte der Welt ſein koſtbares Herz wohlaufgeputzt. Hieher gehörten auch die empfindſamen Idyllen, unter denen die des Schweizer Geßner den größten Ruhm erlangten, weil ſie die weichlich-ſüßlichſten waren. Nichts wirkte ſo abſchwächend auf den deutſchen Charakter, als die Leſerei ſolcher Sachen und die Rührnng im Theater.

„Seit Rouſſeau verlangte man nach Natur und ſchwärmte für das Natürliche. Die falſche Natürlichkeit Geßners konnte dem geſunden Menſchenverſtand nicht lange gefallen, daher die Freude, mit der man der wahren Natur und Wirklichkeit in den engliſchen Romanen begegnete. Nun miſchte man die Rouſſeau'ſche Schwärmerei für das allgemein Menſchliche mit dem engliſchen Behagen an der gemeinen Wirklichkeit, und ſo entſtand die poetiſche Verliebtheit des deutſchen Philiſters in ſich ſelbſt. Fort mit den abgenutzten Göttern und Königen, Helden und Abentheurern der bisherigen Poeſie! hieß es: wir ſelbſt, der Papa, die Mama, der Onkel, die Schwägerin, der Schlafrock, die Tabakspfeife, Tiſch und Stuhl, Hund und Katze, ſind poetiſch. Man ſchwärmte nur noch für die Familie. An die große Nation, an den Staat, an die Kirche wurde nicht mehr gedacht. Im tiefſten Verfall des deutſchen Reichs bewunderte ſich der deutſche Michel mit ſeiner Schlafmütze entzückt im Spiegel.

„Die altdeutſche Familienzucht gewann aber nichts dabei, vielmehr wurde ſie künſtlich erſchlafft durch Rührungen. Neben Göthe's Werther wurde ein Schauſpiel Kotzebu's: „Menſchenhaß und Reue" 1786 der Liebling des deutſchen Publikums und mit unermeßlichem Jahrzehnte lang dauerndem Beifall

beſchenkt. In dieſem Stück läuft einem Herrn von Mainau ſeine junge Frau, obgleich ſie ſchon zwei Kinder hat, mit einem Offizier davon, bereut aber nachher, nachdem der Offizier ſie ſitzen gelaſſen hat, und wird von dem Gatten gerührt und unter vielen Thränen wieder aufgenommen. Das war das Programm der Gebildeten gegen die alte volksthümliche und durch die Kirche gebotene Sittenzucht. Dieſelbe lüderliche Moral wiederholte ſich in unzähligen Romanen und Schauſpielen der Zeit. Die Lüſternheit des Fleiſches trat nicht mehr ehrlich auf mit dem Faungeſicht, wie noch bei Wieland, ſondern mit empfindſamen Thränen und dem Heiligenſchein der „ſüßen heiligen Natur." — Nur der Schauſpieler und Theaterdichter Iffland machte einen nicht unglücklichen Verſuch, die alte Biederkeit des Handwerks- und Bauernſtandes, welcher natürlich geblieben war, der Corruption der höheren Stände gegenüberzuſtellen, ja manche ſeiner Stücke haben eine politiſche Bedeutung, ſofern ſie die Mißhandlungen, welche das treue Volk durch die verderbte moderne Bureaukratie zu leiden hatte, aufdecken und vornehme Verbrecher durch tugendhafte Regenten beſtrafen laſſen.

„Aus der weichlichen Erſchlaffung riß man ſich durch eine krampfhafte Ueberreizung empor. Das war ſeit den ſiebenziger Jahren der ſ. g. „Sturm und Drang" oder die Periode der „Kraftgenies." Auf dem frivolen Gebiete, wo bisher nur mehr geſcherzt und elegant getändelt worden war, ſpiegelte Heinſe in ſeinen Schriften einen urkräftigen Donjuan ab, einen Herkules des Naturrechts, der göttlich grob durch alle Sitten hindurchſchlug. Auf dem ſentimentalen Gebiete, wo man bisher nur gewinſelt hatte, erhob Maler Müller, gleich den griechiſchen Tragikern, durchdringendes und entſetzliches Geſchrei der Verzweiflung. Schubart aber in ſeinen Gedichten und Klinger in ſeinen Romanen wagten zuerſt, den Machthabern der Erde zu grollen. Klinger aus Frankfurt a. M. ſchilderte in düſteren Nachtgemälden ſeit 1774, wie die beſten Menſchen dem Böſen in der Welt erliegen müſſen, und zwar ewig troſt- und hoffnungslos, weil er auch in der Kirche nur eine Macht und Tyrannei der Finſterniß ſah. Sein „Raphael de Aquilas" zeigte die Kirche und die Monarchie, den König und Prieſter in gleich teufliſcher Karrikirung.

„Angeregt durch die in dieſem merkwürdigen Roman geſchilderten Inquiſitionsgreuel begann eine ganze Sündfluth von Ritterromanen gegen die katholiſche Kirche zu ſtürmen. Die Ritterromane hatten ihren Urſprung genommen in dem engliſchen Romane „the castle of Otranto" von Horace Walpole im Jahre 1764. Neun Jahre ſpäter (1773) gab Göthe ſein Ritterſchauſpiel „Götz von Berlichingen" heraus, eine Bearbeitung der naiven Selbſtbiographie dieſes Ritters unter Beibehaltung der etwas alterthümlichen, ehrlich derben Sprache deſſelben. Nun wurden die Harniſche und Helme Mode, und die Leipziger Meſſe wimmelte Jahrzehnte hindurch von Ritterromanen und Ritterſchauſpielen. Allein weit entfernt, die fromme Ritterzeit treu abzuſpiegeln, nahmen die Dichter durchgängig den Standpunkt moderner Aufklärung und Civiliſation ein und vertieften ſich in das Mittelalter nur, um daſſelbe als eine Zeit der Finſterniß und Barbarei zu verdammen. Unter dem Helm guckt dieſen papiernen Rittern

überall der Zopf hervor. Veit, Weber, Cramer, Spieß ꝛc. ſtellten entweder edle Ritter ruchloſen Pfaffen, oder edle Fürſten mit modernen Culturideen, oder einen geheimen maureriſchen Bund edler Menſchen- und Fürſtenfreunde den böſen Rittern und Pfaffen zugleich entgegen. In den zahlreichen Räuberromanen und Räuberſchauſpielen wiederholte ſich derſelbe Gegenſatz. Der moderne Räuber trat als edler Menſchenfreund der tiefen Corruption des Adels und der Geiſtlichkeit gegenüber.

„Ueberhaupt ſtellten ſich alle natürlichen Verhältniſſe im Spiegel der deutſchen Dichtung jener Zeit auf den Kopf. Der Deutſche hatte das angeborene Glück, die kräftigſte und edelſte Race auf der Stufenleiter der Völker darzuſtellen, allein er verleugnete ſich ſelbſt und ſuchte ſein Ideal in einem chimäriſchen, nirgends exiſtirenden Menſchen an ſich, oder in einer franzöſiſchen, engliſchen Modefigur, oder gar in dem bisher ſo tief verachteten Juden (Leſſings Nathan) und in den edlen Negern (Zieglers Mohrin), edlen Wilden (nach Marmontel) und den idealiſirten Unſchuldskindern auf Otahaiti (nach Forſters Reiſen) ꝛc. — Der Deutſche hatte das Glück, ein Chriſt zu ſein, und den Ruhm, das Chriſtenthum nach außen ritterlich vertheidigt, nach innen aber ſein eigenes Volksleben durch das Chriſtenthum in jeder Weiſe veredelt zu haben. Nun aber gab er es auf, verleugnete, ſchmähte es und folgte den lächerlichen Götzen eines neuen Heidenthums der Naturanbetung oder Selbſtvergötterung. Seine Dichter prieſen die Götter Griechenlands und ärgerten ſich über den Heiland. Als der reuige Graf Stolberg zum Calvarienberge ging, wurde er durch Göthe und Schiller feierlich vom Parnaß ausgeſchloſſen. — Der Deutſche hatte das Glück, in Zucht, Sitte, Treue, Keuſchheit allen andern Völkern voranzuſtehen. Nun aber lachten ſeine Dichter über der Väter Tugend und über das gemeine Volk, welches noch daran hing, und gefielen ſich in der Beſchönigung jeder Gemeinheit, Lüderlichkeit und Niederträchtigkeit. Die Romane und Schauſpiele kokettirten mit edlen Huren, edlen Dieben, edlen Ehebrüchen, edlen Lügen, ſo daß Schiller von ihnen ſagen konnte: „wo ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.“

„Wie alles chriſtliche Bewußtſein, ſo war auch alles Selbſtgefühl der ſtolzen germaniſchen Race bei dieſen Dichtern und den mit ihnen übereinſtimmenden, ſie treibenden und von ihnen getriebenen Gebildeten ausgeſtorben. Nur im Volk, bei den frommen Bauern, lebte noch die alte Nation fort.

„Die Gebildeten, wie überklug und zur höchſten Vollkommenheit gereift ſie ſich in jedem Stadium ihrer Verrücktheit dünkten, konnten doch nie bei dem einmal Gewonnenen aushalten. Ihr Geſchmack, ihre geiſtige Richtung wechſelten wie Kleidermoden. Was ſie geſtern vergöttert, verachteten ſie heute. Trunken von Gottſched erklärten ſie ihn wenige Jahre ſpäter für einen unerträglichen Pedanten. Wenn etwas nur neu war, gefiel es und erweckte einen erlogenen Enthuſiasmus. War es veraltet, ſo warf man es weg, wie ein gebrauchtes Kleid, und jagte wieder Neuem nach. Auf den inneren Werth kam es nicht an.

„Damit hing die Theaterwuth zuſammen. Man hatte ſich ſelbſt nicht

mehr, fand keinen ſich ſelbſt genügenden Charakter mehr in ſich und ſuchte Wahrheit und Wirklichkeit nur noch da, wo ſie nicht war, auf den Brettern.

„Der tiefſte Grund aller dieſer Erſcheinungen am claſſiſch gebildeten Zopfmenſchen jener Zeit war Dämonismus. Alle jene Geiſter, welche Gott abgeſagt hatten, fielen unwillkürlich und ohne es zu ahnen in die Gewalt des gottfeindlichen Dämon und wurden, indem ſie ſich für frei und ſelbſtſtändig hielten, Opfer und Werkzeuge ſeiner Macht, zum Verkehrtſehen aller Dinge verdammt, ſich ſelbſt belügen müſſend. Dieſer Dämonismus des claſſiſchen Zopfmenſchen gab ſich ſchon im Aeußern kund. Nie hat der barbariſchſte Wilde den von Gott geſchaffenen edlen Menſchenleib durch Uebertünchung und lächerliche Ausſchmückung ſo entſtellt, wie es von den gebildeten Claſſen im achtzehnten Jahrhundert geſchah. Man pflegt die franzöſiſchen, über die ganze gebildete Welt ſich ausbreitenden Moden für etwas Zufälliges zu halten, aber das ſind ſie nicht. Es liegt etwas Dämoniſches darin. Indem die menſchliche Geſellſchaft auf ſolche Narrheiten fällt, unterliegt ſie einer Bezauberung. Syſtematiſche Verhäßlichung des Menſchen ein ganzes Jahrhundert hindurch iſt von welthiſtoriſcher Bedeutung, eben ſo, wie es die ſyſtematiſche Verſchönerung in der Baukunſt, bildenden Kunſt und in den Trachten des Mittelalters war. Gottesminne macht immer ſchön, Gotteshaß nothwendig häßlich.“

Vor einigen Jahrzehnten, als Wolfgang Menzel dieſe Anſichten zum erſten Male öffentlich vortrug, belächelte faſt Jedermann ſie als Hirngeſpinnne eines einzelnen Querkopfes; in der Zwiſchenzeit aber iſt dieſer Einzelne zum Vertreter einer Partei geworden, die von Jahr zu Jahr zahlreicher wird, und welcher man Achtbarkeit und geſchichtliche Bedeutung durchaus nicht abſprechen darf.

Die Wiedergeburt Deutſchlands nach der napoleoniſchen Idee und die deutſche feudale Partei.

Das kurze Reſultat einer kleinen, ſo eben erſchienenen, zwar ſehr weit ausholenden und weitſchweifigen, aber wohl gemeinten Schrift*) iſt: Verſtändigung Preußens mit Oeſtreich und Aufhebung der Spannung, die, da ſie in der Weiſe der letzten zwei Jahre zu keinem erklecklichen Ergebniß, nicht einmal für Preußen, führen konnte, Deutſchland nur unnützer Weiſe in Unruhe und gegen das Ausland in Nachtheil verſetzen würde. Das Intereſſanteſte in der Schrift iſt ein, wenn auch weder gründlich, noch glücklich durchgeführter Vergleich der preußiſchen Idee des deutſchen Nationalvereins mit der Aufregung, welche die Gründung großer Creditanſtalten vor fünf Jahren in

*) Die neue napoleoniſche Aera und ihr Verhältniß zu Deutſchland. Leipzig. Ad. Lehmann 1860. 48 S.

der Geſchäftswelt hervorgerufen hat. Der Verfaſſer hätte hier Gelegenheit gehabt, den Geſchäftsſchwindel, der dem kleinen Capital in ſeiner Abſorption in die große Geſchäftscaſſe der Creditanſtalten eine neue Aera verſprach und es nur in haltloſe und bodenloſe Unternehmungen verſickern ließ, mit dem Schwindel der preußiſchen Fraction des Nationalvereins in Parallele zu bringen, der das nur vergleichsweiſe, im Verhältniß zu den Großſtaaten kleine, an ſich aber bedeutende und werthvolle Capital, welches Deutſchland in ſeinen Klein- und Mittelſtaaten beſitzt, in eine luftige und leichtſinnige Speculation ſchleudern möchte. Sonſt hat uns in dieſer Schrift nur noch ein Mißgriff in Anſicht über die ſogenannte feudale Partei in Preußen intereſſirt — ein Mißgriff, der ſich ſonſt auch in wohlmeinenden großen und kleinen Schriften und Zeitungen findet. Der Verfaſſer ſpricht ſich ganz verſtändig über die napoleoniſche Regierungsweisheit und über das allgemeine Stimmrecht aus — ebenſo verſtändig über den Unterſchied der franzöſiſchen und deutſchen Zuſtände, namentlich über die genoſſenſchaftlichen und corporativen Einrichtungen, aus denen die Freiheit des Bürgerthums und ſeine ſchönſte Blüthe erwuchs (p. 13.); aber gerade die Partei in Preußen, welche vorzugsweiſe und faſt allein für die Aufrichtung einer wirklich deutſchen Ordnung arbeitet und ſeit zwölf Jahren gearbeitet hat, belegt er (p. 19.) mit dem ſinnloſen Beinamen der Feudalen; er ſagt (ebendaſelbſt) von einer Partei, die gerade für eine wahrhaft deutſche Politik von jeher aufgetreten iſt, daß ſie „überhaupt wohl" (!) weniger allgemeine, als vielmehr die Particularintereſſen ihres beſondern Standes pflege; von den Arbeiten des Herrenhauſes während der letzten zwei Jahre weiß er nur zu ſagen, daß es den miniſteriellen Vorlagen eine „mehr oder weniger" ſcharfe Oppoſition entgegenſtellte. Nun, mit einem „überhaupt wohl" oder „mehr oder weniger" wird man weder die allein in Deutſchland durchdringend und nachhaltig thätige Partei ſchildern können, noch mit den napoleoniſchen Ideen fertig werden. Wäre dieſe Partei nicht, hätte ſie nicht die Wache und Arbeit, nicht nur für Particularintereſſen, ſondern für das Ganze, das ſich in dieſen aufbaut, übernommen, alle wohlmeinenden „mehr oder weniger", alle Helden des „überhaupt wohl" hätten ſich längſt im napoleoniſchen Sandhauſen des allgemeinen Stimmrechts verloren. Hätte dieſe Partei nicht die Quadern des Staats- und Volkslebens in allen Schichten vertheidigt, ſo wäre von der Zukunft eines deutſchen Lebens auch nicht einmal mehr zu ſprechen. Wäre dieſe Partei nicht mehr als ein bloßes „mehr oder weniger", hätten ſie nicht mit klarer Einſicht und gleich entſchiedenem Willen für das deutſche politiſche Capital — für dieſen reichſten Grundſtoff gekämpft, den irgend ein Land aufzuweiſen hat — dieſes Capital wäre längſt in die Schwindelei des deutſchen Nationalvereins geworfen. Die Partei exiſtirt — ein Zeugniß der noch vorhandenen deutſchen Kraft — ſie wirkt durch ihre Schwerkraft und ihre politiſche Ueberzeugung; — Anerkennung wollen wir nicht verlangen, wenn die Thatſachen ſprechen; — aber würde der Verfaſſer und die Genoſſen ſeiner Unklarheit ihr dürftiges „überhaupt wohl," ihr „mehr oder weniger" anbringen und überhaupt noch ausſprechen dürfen, wenn nicht jene

Partei ſie noch vor Schwindelei und vor der Ueberfluthung Deutſchlands durch napoleoniſche Ideen bewahrt hätte?

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 17. Auguſt.

Am Sonntag Mittags 1 Uhr fand im Marmor-Palais bei Potsdam durch den Hofprediger Heym die Taufe der Prinzeſſin Tochter Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzeſſin Friedrich Carl ſtatt, welcher die hier und in Potsdam anweſenden Mitglieder der Königlichen Familie, Se. Königliche Hoheit der Prinz Auguſt von Würtemberg, Ihre Hoheiten der Erbprinz und die Erbprinzeſſin von Deſſau, die übrigen im Garde-Corps dienenden fremden Prinzen, der Feldmarſchall von Wrangel, der Vertreter des Königlichen Hausminiſteriums von Obſtfelder und Andere beiwohnten. Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin Alexandrine hielt die kleine Prinzeſſin über die Taufe. Letztere erhielt die Namen: Luiſe Margarethe, Alexandra, Victoria, Agnes.

Am Dienſtag Nachmittag 1½ Uhr fand im neuen Palais bei Potsdam durch den Hofprediger Heym die Taufe der Prinzeſſin, Tochter Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzeſſin Friedrich Wilhelm, ſtatt, in welcher Höchſtdieſelbe die Namen Victoria Eliſabeth Auguſte Charlotte erhielt. Dieſer heiligen Handlung wohnten außer den vorhin genannten Hohen Perſonen auch der engliſche Geſandte Lord Blomfield und viele andere geladene Gäſte bei.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeſſin von Preußen, welche ſich am Mittwoch Vormittags bei Ihrer Majeſtät der Königin und den übrigen Höchſten Herrſchaften verabſchiedete, traf Nachmittags 3 Uhr von Schloß Babelsberg hier ein und reiſte am Abend deſſelben Tages nach Baden-Baden ab.

Se. Königliche Hoheit der Prinz Adalbert trat ebenfalls am Mittwoch ſeine Reiſe nach Teplitz an.

Ihre Hoheiten der Erbprinz und die Frau Erbprinzeſſin von Deſſau, welche ſich am Mittwoch Vormittag von den Allerhöchſten und Höchſten Herrſchaften verabſchiedet hatten, reiſten um 12½ Uhr auf der Anhaltiſchen Bahn nach Schloß Wörlitz bei Deſſau ab.

J. K. H. die Frau Prinzeſſin von Preußen hat dem Göthe-Comité 40 Ducaten überſenden laſſen. Der hieſige Magiſtrat hat die Bezirks-Vorſteher ermächtigt, Sammlungsliſten für das Denkmal bei ſich auszulegen und Beiträge für daſſelbe in Empfang zu nehmen.

Die Aufmerkſamkeit, welche der bevorſtehende Handwerkertag ſeit einiger Zeit hier erregt, hat ſich in der letzten Woche noch geſteigert. Die Oppoſition, welche ein Theil der Berliner Handwerker demſelben entgegenſtellt, ſcheint den Eifer nur zu erhöhen, mit welchem dieſe Angelegenheit betrieben wird. Namentlich in der hieſigen Tiſchlerinnung hat die Meinungsverſchiedenheit über die bevorſtehende Verſammlung lebhafte Debatten veranlaßt. Die Feinde des Handwerkertages wußten die Mehrheit der Innungsgenoſſen für ſich zu gewinnen; um ſo lebhafter aber hat eine zahlreiche Minderheit derſelben ſich für die Verſammlung ausgeſprochen. Die Innungen der Weber, Bäcker und

Barbiere haben ebenfalls beſchloſſen, den Handwerkertag nicht zu beſchicken, und zwar, weil ſie denſelben nicht als eine Vertretung des Preußiſchen Handwerkerſtandes anzuerkennen vermöchten. Dieſe Herren träumen alſo, wie es ſcheint, von Handwerker-Parlamenten, und es iſt daher ſehr dankenswerth, wenn ſie ſich von der bevorſtehenden Verſammlung fern halten, denn nichts würde die Wirkſamkeit derſelben mehr beeinträchtigen, als wenn in ihrer Mitte hochfliegende und phantaſtiſche Wünſche und Pläne zur Sprache gebracht würden. — Daß der hieſige Verein für volkswirthſchaftliche Intereſſen beſchloſſen hat, während des Handwerkertages eine ordentliche Sitzung des Vereins zu veranſtalten, zu welcher auch Nichtmitgliedern der Zutritt geſtattet ſein ſoll, kann uns ebenfalls nur angenehm ſein, denn dadurch werden die verſchiedenſten Anſichten Gelegenheit haben, ſich geltend zu machen, ohne doch zu ſo unerquicklichen Debatten zu führen, wie wahrſcheinlich geſchehen wäre, wenn dieſe Anſichten inmitten derſelben Verſammlung laut würden, und ſchließlich wird dennoch jeder Unbefangene leicht zu entſcheiden im Stande ſein, auf welcher Seite die wahrhaft praktiſchen Anſichten und Vorſchläge zu finden ſind.

Aus Paris.

13. Auguſt.

Was iſt eine Großmacht? Daß dieſe Frage von Paris aus angeregt wird, hat ſeinen guten Grund. Der Begriff einer Großmacht ging aus dem Kampfe wider die Revolution hervor: nach den napoleoniſchen Kriegen erhoben ſich diejenigen Staaten als Großmächte, welche die Waffe gegen den Imperator am kräftigſten geſchwungen hatten, und welche ſich für die Gewährleiſter der wiederhergeſtellten Ruhe hielten. Allerdings erkannten ſie außerdem Frankreich als ihres Gleichen an, nicht aber, weil es einen Einfluß repräſentirte, ſondern weil es beſiegt worden war. Es lag alſo in den Rechtstiteln, aus welchen man den Anſpruch auf großmächtliche Stellung herleitete, ein Widerſpruch. England, Preußen, Oeſtreich, Rußland waren Großmächte, da ſie triumphirt hatten, und da ſie ihre Gewalt über die Revolution zu verewigen hofften; Frankreich ſollte nur ſo lange die Geltung einer Großmacht beſitzen, als es ſich ſeiner Niederlage bewußt blieb und bei der Unterdrückung des revolutionären Geiſtes, durch welchen es in die Kriege der Propaganda und Eroberung getrieben worden war, Beiſtand leiſtete. Somit gelangte es erſt nach dem ſpaniſchen Feldzuge, nach der Vernichtung der conſtitutionellen Bewegung auf der pyrenäiſchen Halbinſel zur vollen Stimme innerhalb des europäiſchen Concertes. Die Julirevolution verſuchte eine Umkehrung des Begriffes, der mit dem Jahre 1815 zur Herrſchaft gekommen war: Frankreich ſollte fortan im Rath der Großen vorwalten, weil es das liberale Prineip darſtellte. Das Ideal der Julirevolution wurde nicht erfüllt, denn Louis Philipp rieb ſich in dem Bemühen auf, den alten und den neuen Begriff einer Großmacht mit einander zu vermitteln: er wollte Frankreich als ein liberales Weſen leuchten laſſen, und er wollte es zugleich beſcheiden innerhalb ſeiner Grenzen feſthalten, er wollte die liberale Fackel ſchwingen, und er wollte zugleich einen geſinnungstüchtigen Nebel darum breiten, er wollte das Selbſtgefühl Frankreichs ſtärken und er wollte zugleich mit den andern legitimen Häuptern den Wachtpoſten beziehen, um die politiſchen Geſtaltungen, welche durch die Schlacht von Waterloo beſiegelt worden waren, vor Erſchütterungen zu behüten. Dieſer Doppelcharakter machte die Franzoſen unzufrieden und Frankreich ſchwach. Und als endlich Louis Philipp die Kataſtrophe nahen ſah, als er ſich zu retten ſuchte, indem er nach Spanien, dem gewohnten

Material für die diplomatiſchen Künſte der franzöſiſchen Könige, die Hand ausſtreckte, da beſchleunigte er nur ſeinen Sturz durch die zweideutige, zaghafte und winkeladvokatiſche Manier, in welcher er ſeinen ſpaniſchen Coup verübte. Die Februarrevolution kam, um die Umwälzung der europäiſchen Rechtsverfaſſung zu vollenden: ſie hob den Napoleoniden auf den Thron. Fortan fühlte ſich Frankreich als Großmacht, weil es die Satzungen von 1815 über den Haufen warf.

Es iſt daher natürlich, daß Frankreich die Frage ſtellt: was iſt eine Großmacht? Es entſpricht auch der Gerechtigkeit, die man bei allen hiſtoriſchen Vorgängen beobachten kann, daß das Kaiſerthum die ſpaniſche Monarchie als Fragezeichen benutzt. Was iſt eine Großmacht — das heißt mit anderen Worten: giebt es noch irgend einen Staat in Europa, der ſich zu erinnern wagt, daß das bisherige Rechtsſyſtem des Welttheils auf dem Streite wider die Revolution beruhte? Giebt es noch einen einzigen Staat, der ſich die Kraft oder die Befugniß zutraut, das Schwert gegen Frankreich zu ziehen, nachdem dieſes das Kaiſerthum reſtituirt und über das politiſche Syſtem, welches der Niederlage von Waterloo folgte, den Schwamm geführt hat? Exiſtiet überhaupt noch ein Unterſchied zwiſchen dem imperialiſtiſchen Frankreich, welches ſich ſelber wiedergefunden, und den Mächten, welche es über ſeinen wahren Charakter zu täuſchen beſtrebt waren? Beſteht noch ein Gegenſatz?

So lautet die Frage in ihrer Reinheit! Das ſpaniſche Fragezeichen, das hinter ihr ſteht, bedeutet: wenn ihr euch des Gegenſatzes nicht mehr bewußt ſeid, ſo ſinkt ihr auf die Stufe Spaniens hinab, ſo ſeid ihr nichts weiter als kleinere oder größere Hiſpanias. Dann iſt es Zeit, daß euch ſtatt des alten Rechtstitels, den ihr verloren habt, ein neuer gegeben werde, nämlich der imperialiſtiſche. Wie ihr während der Reſtaurationszeit Frankreich mit dem Poſten einer Großmacht beehrtet, weil ihr glaubtet, es ſei wiederum Bein von eurem Bein, ſo will euch Frankreich nunmehr Böſes mit Gutem vergelten und euch die wahre großmächtliche Carriere eröffnen, unter der Bedingung, daß ihr ihm gleich werdet und zu der Fahne des Imperialismus ſchwöret. Beträchtliche Ehren winken euch, Ländererwerb, Kaiſerkronen, Humanitätsmiſſionen, Lorbeerkränze, welche die öffentliche Meinung windet, falls ihr klug genug ſeid und euch mit dem Geiſte des Jahrhunderts verſchwiſtert. Freilich, ſelbſt wenn ihr euch bekehrt, werdet ihr nichts weiter ſein, als Jeder in ſeiner Art ein Spanien, ein Anhängſel des Kaiſerreiches, aber ihr ſollt wenigſtens ein Spanien in höherer Potenz werden, ein imperialiſtiſch vergoldetes. Begreift ihr nun, weshalb ich euch meine Nachbarmonarchie als ſechſte Großmacht vorſchlage?

Aus London.

13. Auguſt.

Hätte ich meinen letzten Brief um einige Stunden aufſchieben können, ſo wäre die Ungewißheit in der ich ihn ſchloß, gehoben geweſen. Noch am Montag Abend ſiegte Palmerſton mit einer tüchtigen Majorität über die Tories, er ſiegte, wenn es in einem Manöver, wo Niemand die Flinte ladet, einen Triumphator giebt. Die Brightianer ſtellten ſich auf ſeine Seite aus Furcht, daß, wenn ſie Palmerſton fallen laſſen, auch der Handelsvertrag, welcher für ſie der Wegweiſer zum Glücke iſt, zuſammenbrechen könnte. Damit aber kein Zweifel über die Geſinnung beſtehe, in welcher die Mancheſterleute dem Premier ihren Beiſtand geliehen hatten, trat Bright wenige Tage nachher im Unterhauſe auf und beſchuldigte den Lord Palmerſton des Hochverrathes, weil er keine energiſche Maßregel ergreife, um die Uſurpation der Lords zu nichte zu machen. Bright

zog folgendes Facit aus der diesjährigen Sitzung des Parlaments: Die Papierfabrikanten sind ruinirt, das Unterhaus ist ruinirt, und der Ruf des Ministeriums ist ruinirt. Nachdem Bright gesprochen, ließ sich Lord Palmerston nicht die Gelegenheit entschlüpfen, um das Bild des allgemeinen Jammers zu vollenden: er behauptete, er sei kein Verräther, denn er habe das gethan, was unter den Umständen das Rathsamste war, wohl aber sei Mr. Bright ein Verräther, denn dieser werde nicht müde, an den Grundlagen der Verfassung zu rütteln. Die Majorität, auf welcher das Ministerium Palmerston ruht, ist nun gesprengt, und doch sinkt das Cabinet nicht zu Boden: es wird noch durch andere Mächte gehalten als durch die parlamentarischen, es besitzt die Eigenschaft, daß es in der Luft schweben kann — gleich dem Mr. Home.

Dieser berühmte Mann, wie ihn das Cornhill-Magazin nennt, befindet sich seit einiger Zeit in London. Wie Jedermann weiß, ist Home ein Freund des Kaisers Napoleon, ja, man flüstert sich sogar zu, er sei in geheimer Mission nach der Hauptstadt Englands gekommen. Eine Mission braucht nicht gerade diplomatischer Natur zu sein und kann doch politische Früchte tragen. Nun unterichtet Mr. Home die vornehmen Kreise des Westendes in der Wissenschaft des höheren Tischrückens: ein Gläubiger im Cornhill-Magazin erzählt, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Tische umherspaziert und endlich sogar auf Sopha's gestiegen seien. Er fügt mit verlegener Weisheit hinzu, die Frage sei noch nicht entschieden, warum es gerade Tische seien, die diese spirituellen Eigenschaften, welche allen herkömmlichen Gesetzen Hohn sprechen, kundgeben. Ich denke, ich habe die Antwort. Der Tisch ist der Proletarier in dem Haushalt: Alles wird auf ihn gesetzt, mit Allem wird er bebürdet, Alles muß er tragen; er ist unentbehrlich und doch zugleich der Sklave. Das Sopha dagegen ist der Aristokrat im Haushalt. Nun gut, der Tisch, der auf das Sopha steigt und dort mit einer gewissen Frechheit Platz nimmt, ist das Sinnbild der demokratischen Revolution, der nationalen Befreiung; der Apostel, der den Tisch in Bewegung setzt, mußte billiger Weise aus Paris kommen. Jener Mann im Cornhill-Magazin meldet weiter, er habe es erlebt, wie Tische sich tief auf die Seite neigten, und gleichwohl die Gegenstände, die auf ihnen lagen, nicht herabsanken: der Berichterstatter scheint dies als ein ferneres Symptom der wunderbaren Kraft der rückenden Tische zu betrachten. Aber er täuscht sich. Der Tisch, der sich auf die Kippe stellte, wollte offenbar seine Last abschütteln, doch ist die Adhäsion Derer, die oben zu sein gewohnt sind, noch zu stark, die Emancipation ist bis jetzt noch nicht ganz glatt im Gange. Zum Schluß erzählt der Mann, er sei dabei gewesen, wie Mr. Home in die Luft gehoben wurde und ohne sichtbare Stütze im Zimmer umherschwebte. Das ist unleugbar die Höhe der Kunst; und Mr. Home, denken wir, wird das Recept zur Vollbringung einer so schönen That für den Lord Palmerston aufbewahren. Wenigstens wollen wir uns nicht an Deutungen quälen. Beruhigen wir uns mit der Thatsache: Mr. Home (eigentlich wohl homo, der moderne, kaiserliche Mensch in kühnster Bedeutung des Wortes) — Mr. Home schwebt, und Lord Palmerston schwebt.

Die Antworten, welche der Examinator von einzelnen Höfen erhalten hat, mußten hier das ungetrübteste Vergnügen verursachen. Der Eine schlug Schweden als siebente, der Andere Portugal als achte Großmacht vor, der Dritte ließ nicht undeutlich die Befürchtung merken, daß noch eine neunte Großmacht, sardinisch Italien, im Hintergrunde lauere. Die Höfe gestanden damit ein, daß der Begriff des starken, die Grundlagen der Ordnung vertheidigenden Staates in der That verflüchtigt sei; sie begaben sich insgesammt auf die Entdeckungsreise nach neuen Candidaten, sie stürmten blindlings auf der Bahn einher, die ihnen Napoleon gewiesen; und die Bewerber, die sie zum Vorschein brachten, predigten alle die Eine Lehre: Eine Großmacht ist eine Macht, die man als Gewicht benutzt, um die eigene Geltung zu verstärken.

Hieraus folgt, daß der demokratiſche Ton in das europäiſche Concert eingebrochen. Die Kleinen werden erhöht; Denen, die durch ungerechte Hoffahrt in den Hintergrund gedrängt waren, wird die frohe Botſchaft der allgemeinen Gleichheit und Brüderſchaft verkündet. Natürlich zu dem Zwecke, damit der rückſichtslos Starke ſich über ſie als Herr und Beſchützer erhebe. Was der hieſige Hof unter einer wirklichen Großmacht verſtehe, darüber kann kein Zweifel obwalten: Eine europäiſche Großmacht iſt eine ſolche, die das alte Syſtem der Autoritäten in Europa umſtürzt und ſich ſelber als neue Autorität auf den Thron ſetzt. Um aber die Zerſtörung gründlich bewerkſtelligen zu können, muß die Großmacht einen Punkt außerhalb Europa's zur Verfügung haben, wo ſie den Hebel anſetze. Ein ſolcher Punkt liegt nirgends anders als in Aſien. Der erſte Napoleon fühlte das: ſein Werk war bereits im Rückgrate geknickt, als England ihm den Orient verſchloß; von Syrien aus hätte er Oeſtreich und Rußland auf den Kopf geſtellt, von Indien aus hätte er die Baſis der britiſchen Macht durchlöchert. Demnach kommen wir zur einer weiteren Deutung des Begriffes einer Großmacht: Eine Großmacht iſt eine ſolche, die in Aſien feſten Fuß faßt. Rußland iſt eine Großmacht, weil es die Wiege der Geſchichte, das mittlere Aſien, bewacht. England iſt es, weil es das Lotterbett der Geſchichte, Indien, in ſeiner Gewalt hat. Frankreich iſt ſo eben erſt zu einer Großmacht ausgewachſen, weil es ſeine Fauſt über Syrien gelegt hat.

Doch hiermit iſt unſere Definition noch nicht erſchöpft. Hören wir erſt die Auslegung, welche der Werkmeiſter ſelber ſeiner Zeit giebt. „Vous n'allez pas faire la guerre à une puissance quelconque", „ihr zieht nicht in den Krieg gegen irgend eine Macht", erklärt der Kaiſer ſeinen Soldaten im Lager von Toulon, ein Wink, daß es keine Macht außer Frankreich giebt, und daß die rechte hiſtoriſche Macht erſt dann auf die Bühne tritt, wenn die franzöſiſchen Banner erſcheinen: — „vous allez aider le Sultan à faire rentrer dans l'obéissance des sujets aveugtés par le fanatisme d'un autre siècle," — „die Soldaten Napoleons haben die düſtern Erinnerungen früherer Jahrhunderte, welche ſich wider das Licht der neuen Zeit auflehnen, zu verſcheuchen. Die franzöſiſche Großmacht will demnach nichts von den Gewalten, die in der Vergangenheit das Gemüth beherrſchten, wiſſen. Alles muß modern, muß human ſein. Wirklich? wird im Ernſte mit der Geſchichte aufgeräumt? „Vous vous montrerez les dignes enfants de ces héros qui ont porté glorieusement dans ce pays la bannière du Christ." Aha, hier wird doch wieder an ein früheres Jahrhundert, an den Glaubenseifer einer vergangenen Zeit appellirt? Es iſt mit der Geſchichte nicht ganz vorbei? Nein, ihre Rechte werden für kaiſerlichen Gebrauch zurechtgeſtutzt. Eine moderne Großmacht iſt eine ſolche, welche die Begriffe unter einander wirft und die Geſchichte nur ſo weit gelten läßt, als ſie ihren Zwecken dient. Die neue Großmacht, ſo ſehr ſie innerlich fertig ſein mag, iſt zugleich geiſtverwirrend und entlehnt ihren Sieg den Fortſchritten der Confuſion. Sie ſtellt nicht ein Programm auf, wie die heilige Allianz, ſondern ſie verläßt ſich auf die Unklarheit ihrer Phraſen und die Dupirung ihrer Gegner.

Militärische Revue.

Sonntag, den 19. August 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 28, erbeten.

Geschichtskalender.

19. August 1691.	Schlacht von Slankament: Der Markgraf Wilhelm von Baden schlägt die Türken; die Brandenburger unter General-Lieut. von Barfus (Je ein Bataillon des jetzigen 1. und 4. Ostpreuß. Gren.-Regts waren zugegen.)
20. August 1815.	Uebergabe von Sedan an die Preußen.
21. August 1715.	General von Arnim erstürmt die Schanzen von Peenemünde.
22. August 1812.	Gefecht von Dahlenkirchen: Oberst von Horn schlägt die Russen.
23. August. 1792.	Longwy ergiebt sich an die Preußen.
24. August. 1813.	Gefecht von Ziesar: 30 kurmärkische Wehrreiter unter Rittmeister von Erxleben nehmen eine französische Infanterie-Compagnie gefangen.
25. August 1758.	Schlacht von Zorndorf: König Friedrich schlägt die Russen unter Graf Fermor.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. V.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

V.

Erste Periode,
oder Periode der defensiven Haltung Oesterreichs.

In strategischer Beziehung reicht diese Periode noch über den Zeitpunkt zurück, in welchem Oesterreich durch sein Einrücken in Piemont die Initiative zu den militärischen Bewegungen ergriff, denn diese Macht hat zahlreiche strategische Fehler begangen, welche noch von früher her datiren und nicht ohne Einfluß auf das Kriegsglück geblieben sind. Diese Fehler können aber nicht zum Ausgangspunkte einer Periode dienen, weil sie den Charakter dauernder Thatsachen annahmen, und wir wollen daher den Anfang der ersten Phase mit dem Augenblick bezeichnen, als Oesterreich sich zum Kriege entschloß, der, wenn man will, als es den Krieg für unvermeidlich hielt. Diese defensive Hal-

tung währte bis zum Gefecht von Melegnano, der letzten Epiſode aus der offenſiven Thätigkeit der Alliirten.

Am 11. April 1859 theilte der mit einer beſonderen Miſſion nach Berlin beauftragte Erzherzog Carl dem Prinz-Regenten den Entſchluß Oeſterreichs mit, an Sardinien den Krieg zu erklären, und forderte die bewaffnete Unterſtützung ſeines Bundesgenoſſen. Oeſterreich mußte daher ſeit Anfang April über den auszuführenden Feldzugsplan im Reinen ſein und mußte eine klare Idee von den Vortheilen haben, welche ihm die Aufſtellung einer zahlreichen Armee gewährte, die jeden Augenblick bereit war, ins Feld zu rücken. Nach einem Verluſte von vierzehn Tagen ſchickt es endlich ſein Ultimatum nach Piemont und erhält am 26. April eine verneinende Antwort. Nach einem weiteren Verluſt von zwei Tagen überſchreitet es den Ticino auf vier verſchiedenen Punkten, bei Pavia, Bereguardo, Vigevano und Buffalora. Dieſe erſte Bewegung war zugleich ein erſter ſtrategiſcher Fehler. Um von wahrhafter Tragweite zu ſein, mußte ſie viel früher ſtattfinden und von Piacenza ausgehen, das den im Innern von Piemont gelegenen Objecten viel näher iſt als die Uebergangspunkte am Teſſin. Im Kriege kommt es noch mehr als irgendwo anders darauf an, die günſtige Gelegenheit zu ergreifen; verlorene Zeit iſt überhaupt nicht wieder einzubringen, aber nirgends kann dieſer Umſtand ſo unſelig und ſo verderblich wirken als im Kriege. Wenn der Angreifer das verſchanzte Lager von Piacenza zur Baſis ſeiner Operationen machte, ſo erreichte er ſeine Operationsobjecte in zwei Mal kürzerer Zeit als vom Ticino aus, und überdies waren die auf dem erſteren Wege gelegenen die überwiegend wichtigeren. Er machte aber gar keine ernſthafte Vorwärtsbewegung, um irgend ein Object im feindlichen Lande zu erreichen, und doch kann das Eindringen in Piemont nur als eine offenſive Kriegsbewegung angeſehen werden, wenn es nicht der Gipfelpunkt von Abſurdität ſein ſoll. Als eine Defenſivmaßregel betrachtet, wäre der Uebergang über den Ticino wahrhafter Unſinn. Bei dem Zuſtande von Blöße, in welcher ſich die ſüdliche Grenze der Lombardei längs des weſtlichen Ticino befand, war die einzige vernünftige Defenſivſtellung am Po. Von einer ſoliden Stellung an dieſem Strome und ſeinen Zuflüſſen aus konnte die öſterreichiſche Armee nach allen Richtungen und in ziemlich gleichen Entfernungen nach allen wichtigen Vertheidigungspunkten hin wirken; keine andere Stellung bot dieſelben Vortheile. War aber dieſe Bewegung weder offenſiv noch defenſiv, ſo war ſie ungereimt: denn der Zweck, auf Koſten des Landes leben zu wollen, iſt ohne allen Grund, weil die Armee in den am Po gelegenen piemonteſiſchen Strichen ihre Requiſitionen ganz eben ſo gut ausführen konnte.

Um einen einigermaßen ſtichhaltigen Grund für dieſe ſeltſame Bewegung finden zu können, iſt man gezwungen, ihn in der Politik zu ſuchen. Wir glauben auch wirklich, daß Oeſterreich beim Ueberſchreiten des Ticino keinen anderen Zweck verfolgte, als eine Demonſtration zu machen, welche den Anſchein einer Offenſive zur Schau trug. Eigentlich wollte es damit zu gleicher Zeit Frankreich imponiren, das zum Kriege noch nicht bereit war, und Piemont, welches es von ſeinem Alliirten zu iſoliren hoffte; vor allen Dingen aber wollte es auf die neutralen Mächte einwirken und dieſe dahin bringen, entweder Sardinien zum Entwaffnen zu zwingen, oder ihre Waffen mit den ſeinigen zu vereinigen. Um nicht vom militäriſchen Gebiete abzuſchweifen, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die neutralen Mächte zu einem Schritte nicht geneigt waren, der zu gar keinem Reſultate führen konnte und ſie in einen allgemeinen Krieg verwickelt haben würde.

Es erſcheint uns nach Allem gewiß, daß trotz allem Anſcheine des Gegentheils, Oeſterreich, indem es die Initiative zu den Bewegungen ergriff, von Hauſe aus eine defenſive

Haltung annehmen wollte und niemals die Abſicht zu einem Angriffskriege hegte. Nichtsdeſtoweniger müßte es intereſſant ſein, die Wahrſcheinlichkeit des Erfolges von dem von uns gewählten Standpunkte aus für den Fall zu unterſuchen, daß Oeſterreich zu gehöriger Zeit entſchieden und geſchickt die Offenſive ergriffen hätte.

Die Unterſuchung hätte ſich mit zwei weſentlichen Punkten zu beſchäftigen: mit der Operationsbaſis, durch welche die Operationslinie, die Operationsobjecte und die ſtrategiſchen Punkte beſtimmt würden, und in zweiter Linie mit dem zur Ausführung des Angriffsplanes geeignetſtem Zeitpunkte.

Die Hauptbaſis in jedem Kriege, ſei er offenſiver oder defenſiver Natur, welchen Oeſterreich in Italien zu führen hat, iſt ohne allen Zweifel die ſolide Stellung des Feſtungsvierecks in Venetien. Aber für einen Angriff auf Piemont iſt dieſe Baſis nur eine mittelbare; einerſeits iſt ſie für eine öſterreichiſche Operations-Armee von den Hauptobjecten (Armee, offene Stadt oder feſter Platz) zu weit entfernt, und andererſeits ſind die Flüſſe und Terrainhinderniſſe, welche zwiſchen dieſem Viereck und den Objecten liegen, den Bewegungen der Truppen hinderlich und erſchweren die Communicationen. Zu einem Angriffskriege gegen Piemont konnte Oeſterreich zwiſchen zwei gleich vortheilhaften Operationsſyſtemen wählen. Es konnte ohne Gefahr, ſobald es nur zur gehörigen Zeit energiſch die Initiative ergriff, vorläufig zwei Operationslinien benutzen oder ſich auch nur mit einer einzigen begnügen.

Im erſteren Falle konnte es gleichzeitig aus dem durch den Po gebildeten ſtumpfen Winkel, oder vielmehr aus Piacenza, und aus dem durch den Zuſammenfluß des Ticino und des Po's entſtehenden Winkel oder von irgend einem Punkte der lombardiſchen Grenze debouchiren und mit zwei getrennten Corps im Süden und im Norden des Po auf Aleſſandria am Tanaro vorgehen. Hier angekommen, konnte es dieſen Platz auf beiden Ufern in Reſpect halten und die unter ſeinen Mauern concentrirte piemonteſiſche Armee ſchlagen; dann hinlängliche Kräfte gegen Turin detachiren, Caſale und die Hauptſtadt von Piemont einnehmen, das Gros der Armee zu gleicher Zeit auf Genua dirigiren, um die Franzoſen vereinzelt zu ſchlagen, und ihre Concentrirung wie ihre Vereinigung mit der piemonteſiſchen Armee verhindern.

Wir geſtehen, daß dieſer Plan etwas complicirt iſt und den Nachtheil hat, die Armee in drei oder vier Corps zu zerſplittern; wir glauben aber, daß er mit einer Armee von 200,000 Mann vollkommen durchführbar war, vorausgeſetzt, daß er vor der Concentrirung der Franzoſen und vor ihrer Vereinigung mit den Piemonteſen unternommen wurde. Die unglücklichſte Eventualität für die Oeſterreicher konnte dabei nur darin beſtehen, unterwegs auf die Maſſe der ſardiſchen Armee zu ſtoßen; aber gerade dieſe iſolirte Armee mußte ihr Hauptzielpunkt ſein, ſie war ja das einzige weſentliche Object, das ſie im Auge haben mußten.

Im zweiten Falle ging die öſterreichiſche Armee von Piacenza als einzigem Operationspunkte aus, folgte unter dieſer Vorausſetzung dem Laufe des Po im Süden, kam ebenfalls vor Aleſſandria an, das ſie blokirt hielt, aber ließ Turin als ein Object ohne militäriſche Wichtigkeit unbeachtet; das Gros der Armee ging auf Genua, um die Franzoſen zu verhindern, nach Aleſſandria zu gelangen. In dieſem zweiten Falle blieb die Invaſions-Armee zuſammen und hatte nur zwei Operationsobjecte, welche beide auf derſelben Linie lagen: Aleſſandria mit der piemonteſiſchen Armee und Genua. Alles läßt vermuthen, daß die Oeſterreicher die ſardiſche Armee concentrirt unter den Wällen ihres Hauptwaffenplatzes oder in einer anderen benachbarten abwartenden oder Vertheidigungs-Stellung vorgefunden hätten; aber, wir wiederholen es, dieſe Begegnung mußte ihnen erwünſcht ſein, denn die Armeen ſind heutigen Tages die einzigen

Objecte von Wichtigkeit, die Feſtungen kommen als Objecte erſt in zweiter Linie zur Sprache. Sobald die öſterreichiſche Armee ihrer Sache nicht gewiß war, ob ſie die ſardiniſche Armee ſelbſt in einer günſtigen Defenſivſtellung auch ſchlagen würde, ſo konnte ſie um ſo weniger daran denken, eine vier Mal ſtärkere Armee zurückzuwerfen.

Sowohl bei dem einen wie dem anderen der von uns hier aufgeſtellten Feldzugspläne war die öſterreichiſche Armee Herrin von beiden Ufern des Tanaro in der Höhe von Aleſſandria und vom rechten Po-Ufer, ſie konnte ſich daher mit derſelben Leichtigkeit den franzöſiſchen Colonnen entgegenſtellen, die auf dem Seewege über Genua kamen, wie denjenigen, welche auf dem Landwege von Turin über den Mont-Genevre, den Col di Tende, den Mont-Cenis und über Suſa anlangten. Zur Ausführung dieſes Planes, der im Falle des Gelingens von Beginn des Feldzuges an entſcheidend wurde, hatte Oeſterreich einen ganzen Monat zu ſeiner Verfügung, den es mit Märſchen und Centremärſchen verlor, die auf einem Terrain, wo es keinen Feind vor ſich hatte, ganz unerklärlich ſind. Wirklich waren die Alliirten ungeachtet der an's Wunderbare ſtreifenden Schnelligkeit ihrer Bewegungen kaum einige Tage vor dem 20. Mai — dem Tage von Montebello — bei Aleſſandria concentrirt; es mag am 15. Mai der Fall geweſen ſein.

Wir geben zu, daß Energie, Entſchloſſenheit, Initiative und Taktik erforderlich waren, um dieſe Reihe von Bewegungen und einzelnen Handlungen auszuführen und ſie auf dem Terrain zu einem taktiſchen Ganzen zu verbinden; aber, wenn ein General en chef dieſe Eigenſchaften nicht in ſich vereinigt, ſo iſt er auch des Commando's nicht würdig. Die Deutſchen wiederholen, daß die Ausführung dieſes Netzes von Operationen ſchwierig und gefährlich geweſen ſein würde; indeß wäre in Wirklichkeit weder das Eine noch das Andere der Fall geweſen. Die Oeſterreicher wußten, daß die Franzoſen noch nicht da waren, und damit verſchwand jede Schwierigkeit und jede ernſtliche Gefahr.

Wir verzichten darauf, auch die Kehrſeite der Medaille zu betrachten, d. h. die Lage der Oeſterreicher für den Fall zu unterſuchen, wenn wider alles Erwarten ihre gegen Süden gerichtete Offenſive nicht mit Erfolg gekrönt worden wäre. Da dieſe Bewegung nicht ausgeführt wurde, ſo hat ſie weder ein thatſächliches, noch ein Intereſſe für die Zukunft.

Man wird verſucht, es zu bedauern, daß die Franzoſen ſich nicht an der Stelle der Oeſterreicher befunden haben; denn es giebt keinen franzöſiſchen General, der nicht dieſe einzige Gelegenheit beim Schopf ergriffen hätte, um ein ſchönes ſtrategiſches Manöver auszuführen, das geeignet iſt, auch den überlegendſten Geiſt zu verführen, und gleich beim Beginn des Krieges einen entſcheidenden Schlag zu thun.

Der Kaiſer der Franzoſen hatte, überraſcht durch die Kriegserklärung Oeſterreichs, nicht ohne Unruhe die agreſſive Haltung dieſer Macht und das darauf folgende Beſetzen des piemonteſiſchen Territoriums mit angeſehen und vereinigte am 12. Mai das Gros ſeiner Armee bei Genua. Am 14. verlegte er ſein Hauptquartier nach Aleſſandria, das als natürliche Operationsbaſis dienen ſollte.

Die Verbündeten waren zur Eröffnung des Feldzuges noch nicht bereit und hielten ſich deshalb vorläufig bis zum Augenblick ihrer Concentrirung in der Defenſive.

Die Piemonteſen hatten bis dahin klugerweiſe die unbedingteſte Defenſive gewahrt und ſtützten ſich auf die Plätze von Aleſſandria und Caſale, um einem etwaigen Angriffe des Feindes in der Front zu begegnen. Ueberdies hatten ſie an den Ufern der Dora baltea, zur Deckung von Turin und um die Oeſterreicher aufzuhalten, Feldwerke angelegt. Zwiſchen dem 15. und 18. Mai war die verbündete Armee endlich beinahe

vollſtändig organiſirt und unter den Mauern von Aleſſandria concentrirt. — Die Piemonteſen bildeten den linken, die Franzoſen den rechten Flügel.

Von dieſem Augenblick an faßte der Kaiſer der Franzoſen, obwohl er ſeinen Angriffsplan noch nicht feſtgeſtellt hatte, große Hoffnungen. Die wiederholten diplomatiſchen und militäriſchen Fehler Oeſterreichs, ſeine Langſamkeit, ſein Zaudern, ſeine Nachläſſigkeit im Ergreifen des günſtigen Moments zum Vorgehen, befeſtigten ihn in der Ueberzeugung, daß die Feinde des erſten Kaiſerreiches ſich ungeachtet eines Zeitraums von 60 Jahren nicht geändert hätten. Die Eroberung der Lombardei ohne Schwertſchlag erſchien ihm nicht mehr unmöglich. Es blieb daher nur noch übrig, die zur Ausführung dieſes Planes geeignetſten Maßregeln zu treffen.

Es handelte ſich darum, zu wiſſen, auf welchem Punkte man angreifen, oder vielmehr, auf welchem Punkte man ſuchen ſolle, in die Lombardei einzudringen, und wie man ſich zu verhalten habe, um dem Feinde jede Wahl zu nehmen; mit einem Worte, es handelte ſich darum, zu wiſſen, wie man militäriſch zu verfahren habe, um die Lombardei ſo wohlfeil als möglich zu erlangen.

Man hatte nur zwiſchen drei Punkten zu wählen, entweder die auf irgend einem Punkte am Po oder Teſſin aufgeſtellte öſterreichiſche Armee in der Front anzugreifen, oder ſie rechts oder links zu umgehen.

Der erſte Fall wurde als zu viel koſtend verworfen, und wirklich hätte man dabei der öſterreichiſchen Armee direct auf den Leib gehen müſſen, welche ernſthaften Widerſtand geleiſtet haben würde. Dieſe Armee konnte am Po eine faſt unbezwingliche Stellung einnehmen, und man hätte ſich dann zu grauſamen Opfern entſchließen müſſen; der Zuſammenſtoß beider Armeen hätte vorausſichtlich zu einer allgemeinen Schlächterei geführt, zu welcher man ſich nur in der Verzweiflung bequemen durfte.

Es blieb daher nur eine Umgehung der feindlichen Armee übrig, ſie möchte ſich in einer Stellung befinden, in welcher ſie wolle, und in dieſen Grenzen hielt der Kaiſer ſeinen Operationsplan feſt ſeiner Ankunft in Aleſſandria. Man ſieht, daß er in Bezug auf Ausführung in ſeinen Theilen und ſeinen Details noch ſehr unbeſtimmt iſt; es war aber zu dieſer Zeit auch noch nicht möglich, Umſtände zu combiniren, welche erſt ſpäter eintreten konnten. Der Kaiſer wollte deshalb dieſe Umſtände und ſpätere Thatſachen abwarten, um ſeinem allgemeinen Plane einen beſtimmteren Charakter zu geben.

Es würde ebenſo lang als langweilig und unerſprießlich ſein, den unzuſammenhängenden Märſchen und Contremärſchen der Oeſterreicher bis zur Zeit des Gefechtes von Montebello zu folgen. Wir wollen nur bemerken, daß General Gyulai am 19. Mai ſein Hauptquartier von Mortara nach Garlasco verlegte.

Anmerkung. Es ſcheint doch nothwendig, auch von den einleitenden Bewegungen der Oeſterreicher einen Ueberblick zu geben, um ein Bild von dem geſammten Verfahren derſelben zu gewinnen.

Am 23. April wurde dem Grafen Cavour in Turin eine Note des Grafen Buol-Schauenſtein überreicht, in welcher man öſterreichiſcherſeits peremtoriſch die Reducirung der ſardiniſchen Armee auf den Friedensfuß und die Entlaſſung der Freiſchaaren forderte. Dem piemonteſiſchen Cabinet wurde eine Friſt von drei Tagen als Bedenkzeit geſtellt, und da man einer ablehnenden Antwort völlig ſicher war, ſo war hiermit der Beginn der Operationen auf den 26. April feſtgeſetzt, ſo daß man zur Concentrirung der Armee und ſonſtigen Vorbereitungen ſeinerſeits ebenfalls drei Tage übrig behielt. In der That war auch für den 27. den verſchiedenen Corps Marſchbefehl zum Ueberſchreiten des Teſſin zugegangen; dieſer Marſchbefehl wurde aber auf eine telegraphiſche

Depeſche von Wien aus wieder zurückgenommen, wo England und Preußen nochmals ihre Vermittelung angeboten hatten. Durch dieſen diplomatiſchen Act gingen zwei Operationstage verloren, denn nunmehr konnten die Bewegungen erſt am 29. beginnen. Die Avantgarde des 3. Armee-Corps überſchritt an dieſem Tage Nachmittags 3 Uhr den Gravellone*) in der Nähe von Pavia, und ihr folgten das 3., 2. und 8. Armee-Corps. Das 5. und 7. Corps gingen 1½ Meilen oberhalb Pavia bei Bereguardo mittelſt Feldbrücken über den Teſſin, einzelne Abtheilungen derſelben aber benutzten auch die 2½ Meilen weiter oberhalb gelegene ſtehende Brücke von Vigevano. Die Armee bedurfte mehrere Tage zu ihrem Aufmarſche aus dieſen beiden Colonnen, und wir finden am 2. Mai das 3. und 5. Corps bei Torre di Beretti und Candia in erſter Linie, hinter dem Erſteren als unmittelbare Reſerve das 2. Corps bei Mede, und das 8. und 7. Corps rückwärts in beiden Flanken echelonirt reſp. in Pieve del Cairo und Mortara. Das Hauptquartier des Grafen Gyulai kam nach Lomello, die Vorpoſten des 7. Corps wurden bis Vercelli und Novara vorgeſchoben.

Im öſterreichiſchen Hauptquartier hatte man den Gedanken an ein Vorgehen von Piacenza aus, der allerdings ſehr nahe lag, ebenfalls aufgefaßt; man war aber durch folgende Ueberlegung davon zurückgekommen:

1) Mußte man bei einem Vorgehen von Piacenza auf dem rechten Po-Ufer eine Strecke von drei Meilen durch parmeſaniſches Gebiet marſchiren, alſo das Beiſpiel zu einer Neutralitätsverletzung geben, das an anderen Stellen zu ſehr unangenehmen Repreſſalien führen konnte.

2) Die Liguriſchen Apenninen treten hier bis auf etwa eine Meile an den Po heran, beengen alſo das Operationsterrain, während nur eine einzige Straße, die nach Voghera (7 Meilen), welche am Fuße der Berge entlang läuft, von der Armee benutzt werden konnte.

3) Es mußte bei einem Vorgehen auf dem rechten Po-Ufer ein Corps am Ticino zurückgelaſſen werden, während man die Armee zu der Offenſiv-Operation beiſammen haben wollte.

Man zog deshalb ein Vorgehen von Pavia aus vor, indem man ſchloß:

1) man betritt hier ſofort das feindliche Gebiet, ohne ein neutrales Gebiet zu berühren;

2) man kann in breiterer Front vorgehen und iſt nur drei Meilen von Voghera entfernt;

3) man täuſcht den Feind über die Angriffsrichtung und verleitet ihn vielleicht zu falſchen Bewegungen.

Allerdings mußte man bei dieſer Bewegung den Po paſſiren, ehe man an den Feind heran kam, man glaubte dies aber vor der Ankunft der Franzoſen leicht bewerkſtelligen zu können. Die piemonteſiſche Armee wußte man mit ihren Hauptkräften zwiſchen Caſale und Aleſſandria concentrirt; Oberſt Kuhn war daher der Anſicht, daß man auf Valenza operiren, dort den Po paſſiren und das ſardiniſche Centrum ſprengen müſſe, um demnächſt Aleſſandria zu cerniren. Vorher ſchon ſollte auf der Straße von Pavia nach Voghera, bei Mezzano-Corti, eine Brücke über den Po geſchlagen werden, um ſich hierdurch geſichert den von Genua herankommenden Franzoſen entgegenſtellen zu können.

Es ließe ſich vielleicht Manches gegen dieſen Operationsplan einwenden. Na-

*) Ein Mündungsarm des Ticino, welcher die Grenze zwiſchen der Lombardei und Piemont bildet.

mentlich fragt es ſich, ob es nicht zweckmäßiger geweſen wäre — wenn man einmal den Ausgangspunkt Pavia feſthielt — über Bereguardo und Mortara nur gegen Aleſſandria zu detachiren, mit den Hauptkräften aber bei Mezzano-Corti und Cornale den Po zu paſſiren, dort in der Eile Brückenköpfe anzulegen, und nun zunächſt gegen die in Genua gelandeten Franzoſen vorzugehen, um dieſe in der Organiſation zu überraſchen und zu ſchlagen. Es war, wie wir geſehen haben, den Franzoſen nicht möglich, vor dem 15. Mai in Aleſſandria zu ſein, und auch jetzt noch war die alliirte Armee noch nicht gehörig organiſirt, namentlich was Artillerie und Cavallerie anbetraf. Jedenfalls konnte man Gavi und Serravalle vor dem Feinde erreichen und ihn dergeſtalt anfallen, daß von einer Unterſtützung durch die Piemonteſen nicht füglich die Rede ſein konnte. Allerdings mußte aber die Bewegung bis Novi ſchnell und kühn ausgeführt werden, einmal, um den von Genua heranrückenden Franzoſen am Ausgange der Gebirgsdebouchéen zuvorzukommen und ſie beim Debouchiren zu empfangen, dann aber auch, um nicht den ſich bei Turin ſammelnden Corps Zeit zu laſſen, ſich mit den Piemonteſen bei Aleſſandria zu vereinigen und von hier aus auf Tortona zu ſtoßen, ehe man einen Sieg erfochten hatte.

Uebrigens iſt das Abwägen der mehr oder minder vortheilhaften Operation, ſobald der Unterſchied nicht zu bedeutend wird, von viel geringerer Erheblichkeit, als das Durchführen des einmal gewählten Planes mit rückſichtsloſer Energie und mit ſolcher Schnelligkeit, daß der Zeitgewinn ſich auch wirklich als ein günſtiges Moment für den Angreifer herausſtellt.

Um gegen Valenza zu operiren, kam es darauf an, den Po ſo ſchnell als möglich zu überſchreiten und die Piemonteſen zu ſchlagen, ehe die Verſtärkung aus Turin heran war. Das 3. und 4. franzöſiſche Corps waren in den erſten Tagen des Mai bereits bei Turin verſammelt, und ein Theil des 3ten marſchirte ſchon am 5. Mai nach Aleſſandria ab. Man konnte aber auch füglich, ſelbſt trotz des ſpäten Aufbruches von Pavia, am 1. Mai bereits in Torre di Beretti (5 Meilen von Pavia) eingetroffen ſein, am 2. den Brückenbau vollenden und am 3. übergehen. Concentrirten ſich die Piemonteſen in dieſer Zeit bei Valenza, um ſo beſſer, dann zerſprengte man ſie ganz ſicher; wichen ſie nach Aleſſandria aus, ſo folgte man ihnen, ſchloß ſie hier ein, wenn ſie keine Schlacht annahmen, und ging den Franzoſen nach Novi entgegen. Aber die Bewegungen der Oeſterreicher waren ſo langſam, daß ſie 3½ Tag dazu brauchten, um bis an den Po zu gelangen, und dann noch ſo weit auseinander ſtanden, daß ſie allein zwei weitere Tage zum Concentriren gebraucht hätten. Schwierigkeiten waren überall nicht zu überwinden geweſen. Die piemonteſiſchen Patrouillen wichen überall zurück; die Coupuren, die ſie hier und da auf den Straßen angebracht hatten, waren von durchaus keiner Bedeutung, wurden mit Hülfe der Einwohner überall ſofort hergeſtellt und verzögerten den Marſch auch nicht um Minuten; die Verpflegung geſchah durch die Wirthe willig und gut, freilich hätte ein anderer Verpflegungsmodus ein ſchnelleres Vorgehen erlaubt. Den 3. Mai benutzte man, um ſich in den Quartieren einzurichten, d. h. man hatte bereits am vierten Operationstage jeden Plan aufgegeben; denn darin hat der »Spectateur« gewiß recht, wollte man nicht vorgehen, ſo war die Bewegung an den Po ohne allen Sinn. Anſtatt alſo den 3. Mai zum Po-Uebergange zu benutzen, that man gar nichts und ließ dieſen koſtbaren Tag ganz unnütz verſtreichen.

Die Piemonteſen hatten am 26. April, als an dem Tage, wo ſie die Eröffnung der Feindſeligkeiten erwarteten, folgende Stellung inne:

Zwiſchen Voghera, Tortona und Sale, zur Beobachtung der Straße von Piacenza

nach Aleſſandria, waren 6 Escadrons vorgeſchoben; zwei Infanterie-Brigaden ſtanden nebſt 10 Batterieen zur Vertheidigung der Scrivia bei Serravalle, Arquata, Gavi und Novi, zwei andere in Aleſſandria; zwei Brigaden beſetzten den Po von Baſſignana, über Valenza, San Salvatore, Pomaro; die Diviſion Cialdini nebſt einer Brigade der Diviſion Caſtelborgo (27 Bataillons, 8 Escadrons, 9 Batterieen) ſtanden an der Dora baltea, während die Reſerve-Cavallerie zwiſchen Seſia und Teſſin zur Beobachtung der Lomellina vorgeſchoben war. An der Seſia waren Anſtauungsvorrichtungen angebracht, von denen man ſich eine gute Wirkung verſprach. Garibaldi ſtand in Bruſasco und Verrua, Erſteres auf der Straße von Turin nach Caſale, Letzteres eine halbe Meile davon am Po. In Genua ſtand eine Brigade Infanterie mit etwas Cavallerie; in Caſale war ein ſtarker Brückenkopf gebaut und eine Poſitions-Batterie darin aufgeſtellt worden.

Am 30. April langten bereits die Spitzen der Franzoſen in Turin an. Der Graf Cavour hatte den Empfang des öſterreichiſchen Ultimatums bereits am 23. nach Paris telegraphirt, und noch an demſelben Tage war von hier aus den Truppen Marſchbefehl zugegangen. Am 29. und 30. beſichtigten die beiden Corps-Führer, Marſchall Canrobert und General Niel, im Verein mit dem Commandeur des Genie im großen Hauptquartier, dem General Froſſard, die Linie der Dora baltea. Der Marſchall fand die piemonteſiſche Stellung zu ausgedehnt, indem er die Anſicht ausſprach, daß man ſich um ſo mehr zuſammen halten müſſe, je ſchwächer man ſei, daß einem energiſchen Gegner gegenüber die Theilung auf beiden Punkten nur Nachtheile erzeuge, daß aber ein zaghafter Feind durch eine Flankenſtellung bei Aleſſandria ganz ſicher von einem Marſche auf Turin abgehalten würde, was die Piemonteſen am meiſten fürchteten; endlich aber würde durch eine Stellung bei Aleſſandria der Aufmarſch der Franzoſen nach dem Debouchiren aus den Päſſen der Straße von Genua nach Novi am meiſten geſichert. In Folge deſſen befahl König Victor Emanuel die Concentrirung der Armee, zu welchem Ende die Diviſion Cialdini aus den Schanzen der Dora baltea nach Caſale abrückte und dort am 3. Mai früh eintraf. Die Diviſion Caſtelborgo concentrirte ſich bei San Salvatore und Lu (eine kleine Meile weſtlich davon), die Diviſionen Durando und Cucchiari beſetzten die Po-Linie von Pomaro, Valenza bis Baſſignana, und die Diviſion Fanti ſtand in Aleſſandria, von wo aus ſie Streifpartheien auf den Straßen von Tortona und Sale vorpouſſirte. Es waren ſomit etwa 60,000 Mann in der Stellung Caſale-Aleſſandria verſammelt, von denen ein großer Theil noch im Ankommen begriffen war, als die Oeſterreicher ihren Po-Uebergang bereits beginnen konnten.

Tagesereigniſſe.

Die „Frankfurter Poſtzeitung“ brachte vor einiger Zeit einen Artikel, worin ſie im höchſten Grade ungehalten über die Vermehrung der preußiſchen Armee war und unter Anderm den wahrhaft koſtbaren Satz aufſtellte, daß durch das Dienen in der Armee der Sittlichkeit und körperlichen Geſundheit des Eingeſtellten geſchadet werde. Etwas Tolleres iſt in der That von der Preſſe kaum geleiſtet worden, und der Frankfurter Zeitungsſchreiber hat durch dieſe Phraſe ſeine Einſicht in das Soldatenweſen auf das Unzweideutigſte documentirt. In einer neueren Nummer, vom 11. Aug., wundert ſich dieſer Komikus darüber, daß ſolch' Unſinn in keiner preußiſchen Zeitung eine „Entgegnung“ gefunden habe, und klammert ſich an eine Correſpondenz der „Süddeutſchen Zeitung“ aus Berlin an, welche auf die politiſche Salbaderei des

Artikels eingegangen war, um uns haarscharf zu beweisen, daß unsere Armee nur eine Schwächung Preußens sei. »Nach der Anschauung der meisten Preußen ist die militairische Kraft eines Staates nach der Zahl der Soldaten zu bemessen, die er wohl einexercirt und gerüstet ins Feld zu stellen vermag«, meint das Blatt. Wir haben bisher geglaubt, daß dies nicht nur die Anschauung der »meisten Preußen«, sondern die jedes vernünftigen Menschen sei; der Frankfurter Zeitungsschreiber aber belehrt uns eines Bessern. Die preußische Armee »ist doch den anderen gegenüber nur ein schönes Friedensheer«. Dasselbe wurde vor 120 Jahren auch behauptet, bis das »schöne Friedensheer« bei Mollwitz die ungleich zahlreicheren, frisch aus dem Kriege kommenden Oesterreicher zu Paaren trieb, bis die »Potsdamer Wacht-Parade« bei Leuthen einen blutigen Parolekreis zog. »Dem österreichischen Heere stehen nicht blos bewaffnete Bürger zu Gebot, sondern ganze kriegerische Völkerschaften, in denen schon der Knabe das Waffenhandwerk, Reiten, Schießen lernt.« Die Grenzer sind nämlich nach dem eigenen Geständnisse österreichischer Offiziere ihre schlechtesten Soldaten. »Frankreich hat bei seiner doppelten Volkszahl und mindestens vierfach größerem Nationalvermögen die Mittel zu dauerndem Nachschub, während Preußen, mit seiner ganzen Armee auftretend, nach einem verlorenen Feldzuge zum Frieden genöthigt sein wird.“ — Je nun, unsere Ersatztruppen scheinen doch auf etwas Anderes berechnet zu sein, und die Jahre von 1756 bis 1763 schließen in der That einige Feldzüge in sich, die nicht alle ganz glücklich waren. Von 1701 bis 1713 sind sogar zwölf Feldzüge, und von 1686 bis 1697 eben so viel geführt worden; etwas länger wie einen Feldzug könnten wir vielleicht schon noch aushalten, und nicht unmöglich, daß von der Turn- und Taxisschen Postanstalt mehrere Jahre hinter einander Pferde vor unsere Patronenwagen requirirt werden. Ja, selbst die übrigen deutschen Staaten und Stätchen sind uns armen Preußen militärisch überlegen, denn „kein Volk der Welt verfügt über trefflicheres und zahlreicheres Material zur Bildung einer großen National-Armee, als diese Länder, die blühendsten in Deutschland, die überdies viel mehr finanzielle Kräfte besitzen wie die beiden Großstaaten. Wenn sich die jetzige Eintheilung der Contingente nicht bewährt, so steht nichts im Wege, sie durch einheitlichere Organisation zu reformiren, sogar im Nothfall zu einem großen Körper zu verschmelzen, der unter einer Fahne kämpft«. Und als Symbol den Frankfurter Postreiter auf die Fahne gemalt, und den Frankfurter Zeitungsschreiber als Reichs-General-Feldmarschall an die Spitze gestellt mit der Stahlfeder hinter dem Ohr in das gedemüthigte Berlin einreitend. „Das Moment, wovon man in Preußen eine hegemonische Stellung“ — so fährt der Artikel fort — „ableiten will, das militärische Uebergewicht des preußischen Staates, ist nicht vorhanden.“ — Ja, dann wird dies „militairische Uebergewicht“ wohl im Frankfurter Redaktions-Büreau sitzen, und es wird schon bei dem Gentleman mit dem Posthorn im Wappen (das ist nämlich die Chiffre des Zeitungsschreibers) als Reichs-General-Feldmarschall bleiben müssen. Einen Beweis für nicht nur das militärische, sondern auch das politisch-militärische Uebergewicht dieses Braven an Capazität liefert uns der mit dem Posthorn sofort, indem er den „einfachen Kern“ der Allianz zwischen den Bundesstaaten uns so recht anschaulich in wenigen, sogargesperrt gedruckten Worten mittheilt: „Gegenseitige Garantie der deutschen Staatengebiete gegen äußere und innere Feinde.“ Wie rührend wäre das, wenn z. B. die freie Stadt Frankfurt sich herbei ließe und Preußen seine deutschen Grenzen garantirte, wenn gar das „Frankfurter Linien-Bataillon“ gen Paris zöge, sollte Louis Napoleon neue Rheingelüste offenbaren, und wenn endlich das Frankfurter Posthorn dazu tönte: »Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein.«

Man glaubt kaum, was Druckpapier sich Alles anschwärzen lassen muß. — Glücklicher Weise hat die deutsche Einigkeit doch noch andere Vertreter als diese Allerweltsschwätzer!

Als eine immerhin interessante Notiz darüber, wie man in Wien offiziös über die Reformen der Bundes-Kriegsverfassung zu denken anfängt, geben wir nachstehend einige Sätze aus dem Journal „die Presse“, welche schreibt: „Die Bundes-Kriegsverfassung enthält Bestimmungen, die dem anno 1821 in militärischen Dingen herrschenden Zopfe entsprochen haben mögen, die aber mit den heutigen Bedingungen eines geordneten Heerwesens und mit den Erfordernissen der modernen Kriegführung absolut nicht vereinbar sind. Aus dem Gedanken der Wahrung der größtmöglichen Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten hervor ge-

gangen, unter friedlichen Verhältniſſen entſtanden, entſprach die Kriegsverfaſſung der damaligen Anſicht vom deutſchen Bunde, wonach das Ganze die Unabhängigkeit jedes Beſtandtheiles nicht ausſchloß, aber jeder Bundesſtaat die Geſammtheit des Bundes in Frage ſtellen ſollte .... Aber es braucht uns deshalb nicht bange zu ſein, weil der Militair-Ausſchuß in Frankfurt eine den heutigen Anforderungen der Kriegführung in keiner Weiſe entſprechende Kriegsverfaſſung aufrecht erhält. An die Haltbarkeit und Ausführbarkeit derſelben haben die Regierungen und die Völker in Deutſchland zu glauben aufgehört, und ſollte auch eine gründliche, erſprießliche Reform der Kriegsverfaſſung nicht zu Stande kommen, ſo wird die „„Logik der Thatſachen““ am Ende ſich geltend machen, und unter der Einwirkung der drohenden Gefahr und des allgemeinen Aufſchwunges wird Deutſchland ſeine Schaaren zu ordnen und die Führer zu wählen wiſſen, die es vor der Schande des Unterliegens und neuer Erniedrigung bewahren werden.“

Freilich ſagt Herr von Beuſt darüber in ſeiner bekannten Denkſchrift: „Die defenſive Beſtimmung des deutſchen Bundes im europäiſchen Staaten-Syſteme und die unzertrennliche Verbindung der beiden deutſchen Großmächte, dieſe beiden großen Bürgſchaften des europäiſchen Gleichgewichts, ſollten gerade durch die Bildung einer Bundes-Armee gewährleiſtet werden, in welcher Oeſterreich und Preußen eben nicht mit der vollen Stärke ihrer beiderſeitigen Heere auftreten ſollten, was — wenn es geſchehen wäre — dann allerdings den ſtaatlichen Charakter der übrigen deutſchen Länder von Haus aus verändert haben würde.“

Leider lebt Herr von Beuſt auch hier, wie in allen ſeinen diplomatiſchen Schriftſtücken, nur in Abſtractionen, ohne die ihm vielleicht nicht zuſagende Wirklichkeit ins Auge zu faſſen. Oder hält es dieſer „erleuchtete Staatsmann“ wirklich für möglich, daß eines ſchönen Tages ſich drei Preußiſche Armee-Corps unter Bundesbefehl am Rhein auf Preußiſchem Grund und Boden „defenſiv“ ſchlagen, während die ſechs übrigen ſich in ihren Garniſonen mit Parademarſch die Zeit vertreiben“

Die Aenderungen in der Formation der Artillerie ſind nunmehr endgültig feſtgeſtellt. Die combinirte Feſtungs-Artillerie-Abtheilung geht ein, und die beabſichtigte Errichtung einer zweiten derartigen Abtheilung unterbleibt. Dagegen wird bei jeder Brigade eine zweite Feſtungs-Abtheilung von vier Compagnien errichtet, welche Abtheilungen jedoch am 1. October vorläufig nur bei der Oſtpreußiſchen, Brandenburgiſchen, Magdeburgiſchen, Weſtphäliſchen und Rheiniſchen Brigade wirklich gebildet werden. Jede Feſtungs-Compagnie wird in ihrem Friedens-Etat von 111 auf 100 Köpfe reducirt, und die ſonach bei den bisherigen Compagnien überſchießenden Mannſchaften, ſo wie diejenigen der aufzulöſenden combinirten Feſtungs-Artillerie-Abtheilung werden zum Stamme der neuen Formationen verwendet. Jede Brigade wird demnach künftig aus einer reitenden, drei Fuß-, zwei Feſtungs-Abtheilungen und einer Handwerks-Compagnie beſtehen.

Die Brigadiers ꝛc. der Artillerie ſollen künftig nach ihrer Anciennetät in der Armee zu Generalen befördert werden und dann auch gleichzeitig in das Gehalt der General-Majors einrücken. Die zehn Artillerie-Offiziere der Plätze, welche bisher ſchon zu Stabsoffizieren ernannt wurden, ohne das Gehalt eines ſolchen zu beziehen, erhalten daſſelbe nunmehr, ſo daß im Ganzen vom Oktober ab dreizehn, künftig aber noch weitere vier neue Stabsoffizierſtellen mit Gehalt auf den Etat der Artillerie kommen.

Von Görlitz aus wurde vor einigen Tagen durch die öffentlichen Blätter das Gerücht verbreitet, daß eine Mobilmachung des 5. und 6. Armee-Corps bevorſtehe, was mit einer naiven Inſurrection in der Provinz Poſen in Verbindung gebracht wurde. Auch aus Tilſit meldete eine geheimnißvolle Correſpondenz, daß dort 20 Wehrleute beim Landwehr-Bataillonsſtabe eingezogen und mit der Anfertigung von Einberufungs-Ordres für Reſerviſten und Wehrleute beſchäftigt worden wären; die Abſendung dieſer Ordres ſei aber noch vorbehalten und »der Zweck dieſer Maßregel«, ſo ſchloß die Correſpondenz ſehr myſtiſch, »ſei noch ein Geheimniß.«

Die Manie, welche namentlich unſere Provinzialblätter ſeit einiger Zeit verrathen, Nachrichten über die Armee zu bringen, hat ihr ſehr Erfreuliches, denn ſie verräth, daß die Leſer ſolcher Blätter Etwas von der Armee zu erfahren wünſchen und nach altem Preußiſchem Brauch mit der Armee und und in der Armee leben; die Art und Weiſe aber, in der ſolche Correſpondenten die Neugierde ihres Publikums zu befriedigen ſuchen, hat für den Soldaten ihr wahrhaft Ergötz-

liches. So verrathen die oben angedeuteten Nachrichten offenbar ihren Urſprung in einer und derſelben Thatſache. Die bei jedem Landwehr-Bataillon immer bereit liegenden Einberufungs-Ordres ſind bei vielen dieſer Bataillone in Folge der Umgeſtaltung der Armee zum großen Theile unbrauchbar geworden und haben neu geſchrieben werden müſſen, die Herren Correſpondenten erfuhren durch irgend einen Schreiber, daß »im Büreau Einberufungs-Ordres angefertigt werden" und — die Mobilmachung iſt in der Phantaſie dieſer Herren ohne Zweifel und wird der ſtaunenden Welt ſofort mittelſt der Preſſe mitgetheilt.

Ueber die diesjährigen Manöver enthalten die Blätter, weil eins das andere benutzt, ganz ungenaue Nachrichten. Das Garde- und 3. Armee-Corps halten keine große Revue. Nur das Garde-Corps übt bei Fürſtenwalde. Die Diviſions-Uebungen ſind abgeſagt, d. h. die fünftägigen Uebungen in der Diviſion, ſo daß die Regiments-, Brigade- und Detachements-Uebungen überall ſtattfinden. Bei der 6. und 8. Diviſion, für deren Abhaltung man Verbindlichkeiten gegen reſp. Mecklenburg und die Thüringſchen Staaten eingegangen war, ſo wie bei der 15. Diviſion, welche die Schleifung von Jülich zu einer beſonderen Uebung benutzen ſoll, finden indeß die Uebungen in der projectirten Weiſe ſtatt.

Börſen-Revue.

(Vom 8. bis 15. Auguſt.)

Wir haben bereits vor 8 Tagen auf den gefährlichen Indifferentismus der Börſe gegen jegliche Conſequenzen der Politik hingedeutet, welchen dieſelbe bereits ſeit längerer Zeit auf eine ſo eigenthümliche Weiſe zur Schau getragen hatte, indem ſie dadurch, daß ſie durch die Zuſammenkünfte in Baden-Baden und Teplitz alle Kriegsbefürchtungen vorläufig für vertagt hielt, ſich berechtigt glaubte, mit der ganzen Leichtfertigkeit der Speculation nicht nur die von ihr bevorzugten Deviſen weit über deren momentane Berechtigung zu pouſſiren, ſondern auch dabei noch beliebig von einem Gegenſtande zum anderen zu ſchweifen, aus keinem anderen Grunde und zu keinem anderen Zwecke, als um heute aus dieſem, morgen aus jenem Artikel ihr Benefiz zu machen. Sobald eine ſolche Hauſſe-Comödie von einem oder einigen dazu befähigten Speculanten arrangirt wird, und dieſer ſich ſeine Theilnehmer und Mitſpieler engagirt hat, müſſen Politik und andere äußere Einflüſſe als eine ſtörende Scenerie bis nach Beendigungung des Stückes beſeitigt werden, und wenn dann die Comödie zu Ende iſt, d. h. wenn die Entrepreneurs derſelben ſich ihrer Effecten zu den höchſten Preiſen entledigt haben, wiſſen dieſe in der Regel zwar, was ihnen das Stück eingebracht, aber das Publikum, das dann in Beſitz der betreffenden Werthpapiere gelangt iſt, nicht, was ihm die Comödie gekoſtet hat, da dann natürlich Courſe wieder heruntergehen, und das Publikum meiſtens erſt wieder zu den gewichenen Preiſen ſich davon loszumachen Muth und Gelegenheit hat. Es iſt wunderbar, wie ſelbſt ein großer Theil des Börſenpublikums noch immer in eine ſolche Falle gehen kann. Selbſtverſtändlich wird Niemand, der ein Papier für ſpeculationswerth hält und es deshalb kaufen will, deſſen Cours ſprungweiſe und muthwillig ſteigern, indem er ſich ſelbſt überbietet und es oft theurer bezahlt, als er nöthig gehabt hätte. Wer ein Papier wirklich kaufen will, wird im Gegentheil es möglichſt billig zu erwerben ſuchen, und alle dem entgegenſtehende Operationen führen daher zu der Preſumtion, daß damit kein reeller Kauf, ſondern nur beabſichtigt wird, das Publikum zu einem ſolchen zu animiren und ſich der ſchon vorher billiger angekauften Effecten möglichſt hoch zu entledigen. Nach jedem ſolchen wilden, ſprungweiſen Steigen des Courſes, wie es in voriger Woche mit

den Amſterdam-Rotterdamer, Coſel-Oderberger u. a. Eiſenbahnactien ſtattgefunden hatte, muß daher nothwendig wieder ein Rückgang der Courſe folgen, der Rückgang der Courſe führt neue Verkäufer herbei und ermuthigt die Baiſſepartei, die dann natürlich auch mit Behagen jede Gelegenheit benutzt, die inzwiſchen bei Seite gelegte Politik wieder hervorzuſuchen, da man ſonderbarerweiſe für jeden Rückgang der Courſe, der oft nur eine nothwendige Conſequenz ihrer vorangegangenen Steigerung iſt, irgend ein äußeres Motiv zu ſuchen geneigt iſt. Diesmal wurde nun aber der durch die vorangegangene künſtliche Steigerung bedingte Rückgang der Courſe freilich noch durch politiſche Nachrichten verſtärkt. Der Zuſtand der Dinge in Italien drängt immer mehr zur Entſcheidung und zu blutiger Entwicklung; die Gerüchte einer Allianz zwiſchen Rom und Neapel, von einer öſtreichiſchen Note, die ein aggreſſives Vorgehen Oeſtreichs in Ausſicht ſtellt und eine Betheiligung Preußens an dem Kampf befürchten läßt, beſonders wenn Garibaldi, wie ſich erwarten läßt, ſeine revolutionäre Hülfe von Neapel nach Venetien trägt, um die Einheit (!) Italiens zu vollenden, ferner die Gerüchte von Spaltungen zwiſchen Reichsrath und Regierung in Wien, einer dortigen Miniſterkriſis, auf welche hin ein ſtarker Rückgang der dortigen Courſe eingetreten war, endlich die Ermordung des Fürſten Danilo, alles dies waren Momente, welche der durch die zu ſtarke Hausse angebahnten Baisse ſehr zu Statten kam, und denen gegenüber weder die Salzburger Tiſchreden noch die immer mehr hervortretende Einigung und Einigkeit der übrigen Mächte gegen etwaige napoleoniſche Gelüſte zur Geltung gelangen konnten. Hauptſächlich wurden ſelbſtredend die öſtreichiſchen Effecten von der allgemeinen Flauheit berührt. Die Einheitsbeſtrebungen Italiens ſind eine ewige Drohung für Oeſtreich, da es, ſo lange es nach dieſer Richtung eine Gefährdung ſeines Beſitzſtandes befürchten muß, zu ungewöhnlichen Kraftanſtrengungen gezwungen wird, die für die finanzielle Lage des Kaiſerſtaates um ſo empfindlicher ſind, als das Ende dieſer Opfer gar nicht abzuſehen iſt Ein Verſuch gegen Venetien würde Oeſtreich von Neuem auf das Schlachtfeld führen und von unberechenbaren Folgen ſein. Natürlich mußte unter ſolchen Verhältniſſen der Vortrag des Finanzminiſters, ſo ſehr derſelbe auch bemüht iſt, Ordnung und Licht in das bisher unzulängliche Budget zu bringen und ſo günſtige Ausſichten derſelbe für die Zukunft auch eröffnet, ganz ſpurlos vorübergehen, und war nicht im Stande, die rückgängige Bewegung der Courſe aufzuhalten. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Oeſtreich im Ganzen beſſer ſteht, als mancher andere Staat, daß Rußlands Valutenverhältniſſe kaum weſentlich beſſer ſind, aber es muß nothwendig die Beſſerung der äußeren mit derjenigen der inneren Verhältniſſe Hand in Hand gehen und da ſteht denn, was die finanzielle Lage betrifft, eine Wiederherſtellung der Selbſtſtändigkeit der Nationalbank und eine Befreiung von der Beeinfluſſung derſelben Seitens der Regierung oben an. In Oeſtreich wird der Staatscredit von der Beſſerung der Bankvaluta bedingt, dieſe aber nicht eintreten, ſo lange durch einen vom Staate beſoldeten Bankdirektor die ſpeziellen Intereſſen der Bank ſtets denen des Staats hintangeſetzt werden. Wir werden Gelegenheit nehmen, ſpäter ausführlicher auf dieſe Verhältniſſe zurückzukommen.

Der Rückgang der öſtreichiſchen Effekten mußte hiernach ziemlich bedeutend ſein; er betrug bei Staatsbahnactien 6 à 7 Thaler pro Stück, bei Metalliques und Creditactien 5½ pCt., bei der neueſten Prämienanleihe 4, bei Nationalanleihe 3 und bei Creditloofen, ſonſt das beliebteſte Papier in Oeſtreich 2½ pCt., um ebenſoviel, (von 78⅛ auf 76⅝,) gingen auch Banknoten zurück. Andere ausländiſche Fonds ſind nur wenig im Courſe gewichen.

Von den preußiſchen, vorzugsweiſe zur Geldanlage dienenden Effecten, litt nur die 5prozentige Anleihe, deren Cours durch Fixverkäufe auf ſpätere Lieferung um mehr als

1 pCt. gedrückt wurde; bei den anderen Fonds war der Coursrückgang unerheblich, für Prioritätsobligationen aber zeigte ſich ſehr verringerte Kaufluſt, und waren dieſe meiſt ſchwer verkäuflich, wie ſich denn überhaupt bei allen Vorkommniſſen die Ungunſt des Publikums weit mehr den Prioritätsobligationen als den Fonds zuwendet, und bei irgend welcher Verwicklung der Verhältniſſe für Erſtere oft kaum ein Gebot zu erlangen iſt, was wohl auch mit darin ſeinen Grund haben mag, daß bei ungünſtiger Geſtaltung der Bahnverhältniſſe ein Geltendmachen der durch die Prioritätsobligationen erworbenen Rechte dem Publikum ſtets ſehr erhebliche Schwierigkeiten bietet und auch bieten muß, da eine dadurch bedingte Betriebseinſtellung auf der betreffenden Bahn ſelbſtredend das Staatsintereſſe weſentlich verletzen würde.

Von Eiſenbahnactien gingen die meiſten etwa um 2 bis 3 pCt. im Courſe zurück. Einen ſtärkeren Rückgang erfuhren diejenigen, die vorher vorzugsweiſe von der Speculation begünſtigt geweſen waren; ſo fielen Oberſchleſiſche Lit. A um 6 und Coſel-Oderberger um 5 pCt., da nicht nur die Juli-Einnahmen hinter den gehegten Erwartungen zurück-, ſondern auch die Annahme ſtarker Getreidetransporte aus den öſtreichiſchen Kronländern ohne Beſtätigung geblieben, dieſe auch mit von dem ungünſtigen Stande der dortigen Valuta abhängig iſt, welche dann andererſeits wieder den Bahnkaſſen Verluſte verurſacht. Außerdem gingen Mainz-Ludwigshafener, Amſterdam-Rotterdamer, Steele-Vohwinkler, Rheiniſche und Cöln-Mindner um 3 à 4 pCt. zurück, wogegen ſich Oppeln-Tarnowitzer mit nur 1½ à 1 pCt. Courseinbuße gut behaupteten, da die Betriebs-Einnahmen ſchon für dieſes Jahr die Möglichkeit einer Dividende geſtatten. Gegen das enorme Steigen der Amſterdam-Rotterdamer Actien, welches ſeit Kurzem 12 pCt. betragen hatte, machte man noch geltend, daß eine Prioritätsanleihe von 600,000 Gulden zur Schienenerneuerung nothwendig ſei, den projectirten neuen Bahnen noch die Genehmigung der erſten Kammer fehle, und dieſe dann einen auf 1,420,000 Gulden geſchätzten Umbau des Geleiſes erfordern würden. Auf der Steele-Vohwinkler Bahn hatte die Juli-Einnahme zwar auch nicht die erwartete Höhe erreicht, dennoch aber zeigten ſich zu den gewichenen Courſen dafür wieder viele gute Käufer, da man an einer ſpäteren, vielleicht baldigen Fuſion dieſer Bahn mit der Bergiſch-Märkiſchen Bahn, mit welcher ſie bereits eine und dieſelbe Königl. Verwaltung hat, in unterrichteten Kreiſen nicht zweifelt. Die Liebhaberei für die Actien der letzteren iſt durch die in Ausſicht ſtehende neue Prioritäts-Anleihe von 1 reſp. 2 Millionen Thalern und der künftigen Concurrenz der Witten-Duisburger Bahn nur wenig alterirt worden.

Privatbanken blieben ferner in guter Frage zu gut behaupteten Courſen, wogegen die Actien der Preußiſchen Bank um 3 pCt. zurückgingen. Es hat dies wohl ſeinen Grund in den ſo verſchiedenartigen Ergebniſſen des Geſchäftsverkehrs, der bei den erſteren im vorigen Monate durchſchnittlich um mehr als 15 pCt. zugenommen, bei der Preußiſchen Bank dagegen ſich um faſt 20 pCt. verringert hatte. Allerdings veranlaſſen der herrſchende Mangel an Waarenſpeculation und die geringeren Vorräthe auch eine geringere Beanſpruchung des Geldmarktes, dennoch aber würde die Bank bei dem großen Geldüberfluſſe leicht gute, wenigſtens beſſere Verwendung ihrer müßigen Kapitalien finden, wenn nicht der unverhältnißmäßig hohe Disconto[illegible]atz der Bank und überhaupt die büreaukratiſche Art der Geſchäftsführung dieſer hinderlich wäre.

Zum Kaufe von Creditactien läßt ſich das Publikum nicht verlocken, es mußten daher auch die darauf hin künſtlich geſteigerten Commanditantheile der Disconto-Geſellſchaft wieder um 4 pCt. nachgeben, eben ſo gingen Darmſtädter, Meininger und Genfer wieder um 3 à 2 pCt. im Courſe zurück; in den übrigen Gattungen waren die Coursveränderungen nur unerheblich, Deſſauer Landesbankactien verkehrten ſogar in wachſender Coursrichtung zwiſchen 21 und 23 und ſchließen heute noch 1 pCt. höher als vor

8 Tagen, da der Bank eine Zinszahlung auf ihre Forderung an die Moldauiſche Bank in Ausſicht ſteht.

Im Getreide war in Folge der wechſelnden, meiſt ungünſtigen Witterung mannigfache Bewegung zu ſchließlich beſſeren Preiſen. Da England indeß ſeinen Bedarf reichlich von dem großen Ueberfluſſe der amerikaniſchen Ernte decken wird, und für das deutſche Deficit ſchon große Beziehungen aus Ungarn und Rußland im Gange ſind, die Ernteergebniſſe übrigens auch theilweiſe günſtig genannt werden dürfen, ſo wird ſchwerlich eine erhebliche Conjunctur darin eintreten können. Die ſo überaus verbeſſerten Communicationsmittel, welche den größten Theil des Continents bis in die entfernteſten Gegenden durchdringen, laſſen ſo anormale Getreidepreiſe ſchwerlich mehr zu, wie wir ſie in den letzten Decennien erlebt hatten. Spiritus blieb in Folge früherer Baiſſeſpeculationen in ſteigender Richtung. Rüböl ſchließt nach einer vorübergehenden Beſſerung der Preiſe faſt wie vor 8 Tagen.

Wir werden um Aufnahme der beiden nachfolgenden Erklärungen erſucht:

Oeffentlicher Dank für proteſtantiſche Rechtsſtimmen.

Judenlärm und Rechtsſtandpunkt — ſind zwei verſchiedene Dinge. Nicht nur katholiſche, auch ſehr ehrenwerthe proteſtantiſche Blätter haben den Prozeß Brunner-Kuranda — vom Rechtsſtandpunkt betrachtet. Wir nennen von den letzteren nur die »Neue Preußiſche Zeitung« (Kreuzzeitung) zu Berlin und das »Morgenblatt« zu Stuttgart. — Daß die Anſchauungen vom rechtlichen und ſittlichen Standpunkte anders ausfallen als der jüdiſche Judenkrawall — das läßt ſich denken. Wir ſprechen den genannten und anderen von Proteſtanten herausgegebenen Blättern um ſo mehr unſeren Dank aus — als ihr Urtheil doch ſicher nicht ein parteiiſches genannt werden kann, und ſie in wahrer Gerechtigkeitsliebe und Ehrlichkeit — das gottgewollte Recht vom confeſſionellen Standpunkt durchaus nicht beeinträchtigen ließen.

Eine Rechtsverwahrung.

Nach der öſterreichiſchen Geſetzgebung ſteht es einem Richter in ſeiner Eigenſchaft nicht zu, einen urtheilskräftigen Entſcheid darüber zu geben, ob Etwas der kirchlichen Richtung würdig oder unwürdig ſei. Der Geiſtliche hat vor dem weltlichen Gerichte kein Privilegium, keinen Vorzug; es iſt alſo nicht abzuſehen, warum er zu ſeinem Nachtheil — in rein kirchlichen Angelegenheiten — ein öffentliches Urtheil von dem weltlichen Richter über ſich ergehen laſſen ſollte.

Ebenſo wenig hat ein Richter nach dem öſterreichiſchen Geſetz weder die Aufgabe noch das Recht, in einem Urtheilsſpruche zu beſtimmen, welche von einem Geiſtlichen vorgebrachten Citate deſſelben würdig und welche unwürdig ſind.

Wenn der Richter den Kreis des Geſetzes, der ihm angewieſen iſt, verläßt, ſo kann er auch nicht mehr auf jene äußere Achtung Anſpruch machen, die ihm geſetzlich gebührt, ſo lange er innerhalb der Schranken bleibt, welche ihm das Geſetz angewieſen hat; und er muß ſich in dem angezeigten Falle dareingeben, in ſeine Schranken zurückgewieſen zu werden. Iſt er Akatholik, ſo hat ſein Urtheil in derlei Angelegenheiten ohnedies keinen Werth; iſt er Katholik, ſo muß er, da er ſeine Stellung als Richter verlaſſen hat und als Laie dem Prieſter gegenüber auftritt — eine Belehrung hinnehmen, ein Umſtand, der dann um ſo berechtigter erſcheint, wenn der Laie auch ein Laie in der theologiſchen Wiſſenſchaft iſt, und geradewegs etwas Irrthümliches behauptet, er ſomit nicht nur aus dem Kreiſe ſeiner amtlichen Wirkſamkeit, ſondern auch aus dem Kreiſe ſeines Wiſſens und der damit verbundenen Urtheilsfähigkeit heraustritt.

Bleibt der Richter in ſeinem amtlichen Kreiſe, ſo iſt ihm in ſeiner Eigenſchaft die äußere Achtung einzuhalten, ſelbſt für den Fall, wenn er — nach menſchlicher Hinfälligkeit — ein ungerechtes Urtheil ſpricht.

Tritt er aber aus ſeinem amtlichen Kreiſe heraus, ſo kann ſein unbefugtes Urtheil zurückgewieſen werden, ſelbſt dann, wenn es ein gerechtes wäre; um ſo mehr, wenn es nicht nur ungerecht, ſondern auch unberechtigt und irrthümlich iſt.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Digitized by Google

Umschau.

Die in der abgewichenen Woche so wohlthuend fühlbare Stille hat der seit dem piemontesischen Kriege dem europäischen Staatssystem habituel gewordenen Unruhe schnell wieder weichen müssen. Die auf Sicilien eröffnete, kurze Zeit aufathmende Flibustier-Excursion ist wieder in Gang gerathen, und zwar sofort in ihren dritten Akt, in den der Katastrophe getreten. Zwischenfälle können den Ablauf dieses Aktes zwar noch aufhalten und verzögern, aber rückgängig machen wird ihn keine Macht der Erde, seitdem der Excursion des Ersten Flibustiers auf dem geordneten Boden europäischen Staatslebens hinlänglich Zeit gegönnt worden ist, in sich zu erstarken und die Grundlagen eines der ältesten königlichen Throne zu unterwühlen. Man hat von allen Seiten ziemlich müßig und ziemlich leichtfertig dreingesehen, wie wenn es in diesem ganzen völkerrechtswidrigen Vorgange sich um eine Art von Romanteske, um eine Abenteuerlichkeit pour nous divertir handele, — man hat diesen Flibustier, der ein ganz exotisches Gewächs öffentlicher politischer Unbilde als der Erste nach Europa einschwärzte, vielleicht sogar angestaunt, wenn nicht gar zuweilen bewundert . . warum sollten wir einen weniger lachenden Ausdruck als den der Excursion für diese weit- und tiefreichende Tragödie gebrauchen? Das Weitreichende und das Tiefreichende sind ja eben die harten Stoffe, durch deren Betrachtung die heitere Laune unserer Tage um Alles in der Welt willen nicht incommodirt sein möchte. Die gaia scienzia, das „heitere Wissen", die strenge Prosa im Gewande der Poesie, ist ja ohnehin italienischer Herkunft und zwar eins der schönsten Kinder Italiens. Ihre Lehrmeister dociren zur Zeit in Calabrien. Das ist weit ab und tief — unten . . .

Die von Garibaldi, wie es scheint, schon am 11. begonnene Ausschiffung der Revolutionsarmee fing damit an, daß die Revolutionäre die vorhandenen Telegraphen durch Zerstörung der Drähte nach allen Richtungen hin außer Wirksamkeit setzten, ein schwaches Zeichen vielleicht, daß die Führer dem verlassenen Boden im Rücken nicht weniger mißtrauen als dem neu betretenen. An Symptomen, daß die Masse des sicilianischen Volkes keineswegs durchweg aus Enragirten bestehe und die Beglückungsoperation nicht überall ein durchaus biegsames Material fand, hat es freilich nicht gefehlt. Doch ward der gewaltige Rausch sicher noch zu wenig verschlafen, und das Häuflein der wenigen nüchtern Gebliebenen ist jedenfalls zu schwach, um dem Dictator unvorhergesehene Verlegenheiten bereiten zu können. An der Lust, nach der nun erfolg-

ten Entfernung der Revolutionsarmee ihm Derartiges zu bereiten, ſcheint er indeß ſelbſt nicht zu zweifeln; und ſo dürften auch wir wohl thun, über dem Blick nach Calabrien die Hergänge auf Sicilien im Auge zu behalten. Noch iſt die Citadelle von Meſſina im Beſitz der königlichen Truppen, und wären dieſe, wie es aber nicht der Fall ſcheint, noch im Vollbeſitze eines unerſchütterten militäriſchen Ehrgefühls: ſo gehörte ein glücklicher Ausfall und eine dadurch ermöglichte Diverſion, um den königlich geſinnten Theil der Bevölkerung um eine Hand zu ſammeln, nicht eben zu den unerhörten Wendungen auf revolutionirtem Boden. Indeſſen iſt das Gros der Dinge bereits bis dahin gerathen, daß kleine Wechſel im Detail auch für den glücklichſten Fall von einer entſcheidenden Wirkung kaum noch werden ſein können. Verſpricht doch kaum die Action der königlichen Armee des Feſtlandes auf dieſem vorgerückten Stadium der Anarchie von innen und außen, der Anarchie von unten und oben noch irgendwelche bedeutungsvollere Einwirkung auf den Gang der Angelegenheiten!

In Neapel iſt eine koſtbare, unwiederbringliche Zeit mit beiſpielloſer Fahrläſſigkeit in den Wind geſchlagen worden. Aus welchen Gründen und im Glauben an welche und welcherlei Vorſpiegelungen, iſt ſchwer zu enträthſeln. Feſt aber ſteht, daß der junge, durch den unerwarteten Fall von Palermo überraſchte und erſchütterte König aus dem unſeligen Zwiſte, der für das Königliche Haus der Bourbonen gerade in den Stunden ſeiner Heimſuchung ſo oft ſchon verhängnißvoll wurde, und der ſich auch dies Mal wieder zu ſeinem Unheil breit machen ſollte, eben keine Mittel zur Ermuthigung und zu einem klaren und bewußten Handeln zu ſchöpfen vermochte. So mancher deutlich oder undeutlicher hervorgetretene Zug läßt darauf ſchließen, daß gerade der König, trotz ſeiner Jugend, die Verhältniſſe am richtigſten überſah, und daß er der eiſern gewordenen Nothwendigkeit nicht ohne ſtarken, inneren Zwang ſich fügte; aber der König war — Einer und ſtand auf der überwogten Höhe allein und — verlaſſen, wenn nicht verrathen. Und ein Mehres als ſehr trübäugige Rathſchläge, die in ſeiner jungen, königlichen Bruſt ein ſeltſames Licht entzündet haben müſſen, iſt ihm auch wohl kaum von entfernterer Seite her gegönnt worden. In Rückſicht der Garibaldiſchen Staatsbau-Entrepriſe (ein groteſk-neues Wort, aber der Sache durchaus entſprechend!) iſt eben gefehlt worden intra muros et extra. Wir werden ſicherlich die Letzten ſein, die bei der Abrechnung irgend welchen Poſten in das Schuldbuch Franz II. zu übertragen Neigung hätten. Uns gilt es für etwas Ernſthafteres als blos für optiſche Täuſchung, wenn des Königs nächſte und entferntere Vettern glauben, ſich der Solidarität mit ihm und ſeiner Schuld entziehen zu können: wir erblicken darin einen verhängnißvollen, mit geſunden Augen gemachten Rechenfehler. Die Ordnung in Europa hat nur Ein Geſetz. Dieſes Grundgeſetz iſt einfach und überall daſſelbe. Man kann es auf keinem Punkte erſchüttern, ohne die Wirkung davon auf allen zu verſpüren; nur hat man ſich zu erinnern, daß die Energie des revolutionären Fluidums, Dank der gewiegten Kunſt des Magnetiſeurs, nicht überall gleichzeitig, ſondern in Zwiſchenräumen wirkt. ...

Die doppelzüngige Kunſt des franzöſiſchen Gewalthabers hatte das öffent-

liche Recht in Europa bereits um die Erläuterung verſchiedener Begriffe bereichert, deren zweiſchneidige Schärfe hinlänglich erprobt, wenn nicht ſelbſt empfunden worden war, als er gelegentlich der Flibuſtier-Excurſion auch den Begriff der Intervention aus der Taſche zog. Er hatte einen Begriff des Friedens aufgeſtellt, welcher der Krieg iſt, der Freiheit, welche die Knechtſchaft, der Souverainetät, welche der Stumpfſinn der Maſſe, des Kriegs, der das Duell, der Nationalität, die der Schacher iſt, endlich der Verträge, die die Reviſion ſind — es blieb ihm eben kaum noch was übrig, als auch die Begriffe der Intervention und der Nicht-Intervention zu erläutern. Mit gewohnter Kunſtfertigkeit hat er auch dies gethan und trotz aller bereits gemachten Erfahrungen, ja trotz eines auf dem Boden der alten Welt wahrhaft ungeheuerlichen und unerhörten Vorgangs den gewohnten Glauben gefunden — da mag ein Anderer das Herz finden, mit dem jungen, verrathenen und verlaſſenen Könige Neapels zu rechten! In ſeiner Bruſt muß es merkwürdig getagt haben, eh' er ſich entſchloß, die Beſchützung ſeiner königlichen Rechte in — Paris zu ſuchen.

Inzwiſchen hat der Mohr der Nicht-Intervention ſeine Dienſte gethan, und der Augenblick dürfte nicht allzufern ſein, wo er aus der imperialen Bannlinie verwieſen wird. Gelingt es dem Capitain der Alpenjäger, den neapolitaniſchen Thron umzuſtürzen, dann werden wir die italiäniſche Revolution bald in nähere Berührung mit einer Region eintreten ſehen, die weder ſo weit ab, noch auch ſo tief unten liegt wie Neapel. Die Verſicherungen Louis Napoleons, daß er durch die Präliminarien von Villa-franca ſich gebunden fühle, einem Angriffe Piemonts auf das Venetianiſche Gebiet Gewehr in Arm zuzuſchauen, ſo lange Oeſtreich ſich auf die Defenſive beſchränke — dieſe Verſicherungen (die ohnehin auf der geſpäßigen Prämiſſe beruhen, Oeſtreich ſolle ſich darauf beſchränken, einen raubbegierigen Nachbar immer nur von ſeiner Schwelle abzutreiben, ohne ihn je bis in das eigene Malepartus zu verfolgen) ſind uns Bürgſchaft dafür, daß der neueſte Erläuterer des öffentlichen europäiſchen Rechtes ſich nicht gebunden fühlen wird. Alle Nachrichten aber berechtigen zu dem Schluſſe, daß der König-Ehrenmann den Eintritt dieſer Eventualität bereits wieder in's Auge genommen hat. Die Anſammlung von Truppen mehrt ſich in der Lombardei zuſehends, und piemonteſiſche Offiziere durchſchnöckern die deutſch-öſtreichiſche Grenze. Wird auch mit Rückſicht auf dieſe entſcheidende Wende das Liedchen von der Nicht-Intervention wieder luſtig abgeſpielt werden, bis es zu ſpät geworden?! Unſererſeits vermögen wir dieſer entſittlichenden Wende, welche u. A. auch mit der Gefahr droht, daß der zwar alte, aber noch jugendlich ſchöne Schmetterling des europäiſchen Geiſtes endgiltig in die ekle Verpuppung des franzöſiſchen Cäſarismus kriecht, nicht in's Auge zu ſehen, ohne erinnert zu haben, daß die fühlbare Schwäche der legitimen Grundſätze auch noch auf andere und verhängnißreichere Urſachen zurückzuführen iſt als auf den Leichtſinn und die Läſſigkeit ihrer Verweſer. Sie liegen zu einem reſpectablen Theile in dem bewußt oder unbewußt gepflogenen Verkehr mit den revolutionären Elementen ſelbſt. Man kann die Revolution nicht mit der einen Hand fördern und mit der andern ihr Stillſtand gebieten wollen. Der Kampf

gegen die Revolution iſt ein unbedingter. Er iſt entweder ein rechtſchaffener Wahrheitskampf, oder er verdient dieſen Namen nicht, noch erwirbt er ſeine Kronen . . .

Die neueſten Nachrichten aus Syrien lauten einigermaßen beruhigend. Trotzdem läßt ſich nicht verkennen, daß das letzte Stündchen des ottomaniſchen Reiches gekommen iſt. Die Pforte hat Alles gethan, was ſie vermochte, den europäiſchen Unwillen zu beſchwichtigen und die ihrer Unabhängigkeit drohenden Gefahren abzulenken. Sie hat ihr ſchönſtes Capital daran geſetzt, indem ſie einen Mann wie Fuad Paſcha nach Syrien entſandte, einen Moslim, deſſen Einſicht und Tugend Europa die Bürgſchaft zu geben ſchien, daß er ſchnelle und prompte Juſtiz ohne Anſehen der Perſon ausüben werde. Für die peinliche Miſſion, rückſichtslos in ſein eigen Fleiſch zu ſchneiden, vielleicht der einzige Mann in dem weiten ottomaniſchen Reiche. Dennoch ſieht man nach den erſten raſchen Griffen ihn bemerkbar zaudern. Er ging mit den ausgedehnteſten Vollmachten nach Syrien und hatte die beſtimmteſten Befehle, alle Schuldigen, welchen Ranges ſie auch ſein möchten, abzuurtheilen und das Urtheil ohne Verzug zu vollſtrecken. Von der Ausführung dieſer Befehle verlautet indeß wenig. Faſt ſcheint es, als ob der Auftrag des Selbſtzerfleiſchens auch über das Vermögen dieſes hervorragenden Mannes hinausginge. Sieht man das am grünen Holz, was ſoll am dürren werden? Die Pforte iſt unvermögend, aus der Unnatürlichkeit der ihr über Nacht erſtandenen Verpflichtung ſich dergeſtalt zu erheben, daß ſie ſelbſt nicht dabei umkömmt. Keine Macht wird es verhindern, daß die ihrem Gebiete ſo lange angedrohte Subhaſtation nunmehr in den erſten Act, in den der Sequeſtration tritt, die über einzelne Diſtricte, abſeiten der europäiſchen Mächte, nothwendig wird verfügt werden. Möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß bei Einleitung dieſes Verfahrens auch für den ehrwürdigen Emir der afrikaniſchen Heerſchaaren ein beſcheidenes Adminiſtrator-Aemtchen abfällt. Mahomed iſt groß und Beirut die Pforte — Jeruſalems.

Danilo, Fürſt der ſouveränen Viehräuber von Montenegro, hat durch die Hand eines gewiſſen Kadic, deſſen er ſelbſt ſich, wie es heißt, früher zur Ausführung einer Mordthat bedient hatte, den Tod gefunden. An ſeiner Stelle iſt Nikizza, der ſeine Bildung in Paris empfing und dem galliſchen Cäſar ſehr ergeben ſein ſoll, unter dem Namen Nicolaus I., auf Betrieb des franzöſiſchen Geſandten und der Wittwe Danilo's zum Vladika erwählt worden. Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei; aber was wird man in St. Petersburg zu dieſer Wahl ſagen? Vor zwei Jahrzehnten begegnete man bei ſehr verſtändigen Leuten der Anſicht, daß die praktiſche Löſung der orientaliſchen Frage auf dem Gebiete von Montenegro beginnen werde. Wenn der Verlauf dieſe Anſicht auch nicht beſtätigt hat, man wird immerhin zugeben, daß die Frage von dort aus neue und gewichtvolle Impulſe empfangen kann.

Wir können nicht ſcheiden, ohne uns eines wohl nur im engſten Kreiſe empfundenen Begebniſſes in der Bedeutung eines werthvollen — Symbols zu bemächtigen: wir meinen den Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers

von Rußland, wonach die zum Gedächtniß des Schlachtentags von Leipzig geſtifteten beiden Regimenter „König von Preußen“ und „Kaiſer von Oeſtreich“ zu einer Brigade verbunden werden.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Hesekiel.**

Siebenzehntes Capitel
Ein Liebesbrief von 1809.

„Wo Deinem Blick ſich Schönes beut,
Lieb' es von ganzem Herzen,
Es würde, was geliebt Dich freut,
Beneidet nur Dich ſchmerzen.
(Rückert.)

Mit dem feierlichen Einzuge des Königs-Paares waren indeſſen die Feſtlichkeiten keineswegs erſchöpft, durch welche Berlin die Rückkehr ſeines Königs und ſeiner Königin feierte. Am Abend war die ganze Stadt feſtlich erleuchtet, in demſelben Momente aber, da die Liebe ſeines Volkes ſich flammenhell kundgab, ſah ſich der König genöthigt, dem Geſandten des Kaiſers Napoleon, dem Vertreter des Todfeindes, eine Audienz zu bewilligen, doch milderten die ehrfurchtsvollen Formen, in welche ſich Herr von St. Marſan hüllte, das Unangenehme einer ſolchen Audienz gerade in dieſer Stunde, und Friedrich Wilhelm konnte nachher noch in dem Staatswagen der Königin, dem Geſchenk der Stadt Berlin, durch die Stadt fahren und ſich an der Illumination erfreuen; nach der Rückkehr ins Palais brachten die Feldmuſiken der Berliner Truppen eine Serenade, und ſämmtliche Offiziere, an ihrer Spitze der Prinz Auguſt und der General von Tauentzien, riefen den Majeſtäten ein dreimaliges Vivat. Am Sonntag, den 24. December, war Dankfeſt in allen Kirchen und große Parade, Tafel bei Sr. Majeſtät dem Könige, Feſtvorſtellungen im Theater und Opernhaus, kurz, die Weihnachtszeit wurde ſelten ſo feierlich und feſtlich auch äußerlich begangen, wie im Jahre 1809.

Fräulein von Uchtenhagen war am Einzugstage noch nach Mittenwalde zu ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern zurückgekehrt; ihr hatte ſich das Feſt nicht ſo freundlich geſtaltet wie ſonſt; der ſehnlich und beſtimmt erwartete Brief Roberts von Rouvroy aus Königsberg war ausgeblieben. Der gute alte Lieutenant, der ſonſt ſtets zu Weihnachten im Uchtenhagen'ſchen Hauſe eine hervorragende und den Kindern angenehme Rolle geſpielt, fehlte; wir wiſſen, daß ihn die Ankunft des Barons von Simolin aus Curland in Berlin zurückgehalten. Selbſt die Mutter, Frau von Uchtenhagen, vermißte den bewährten Freund

ſchmerzlich und um ſo mehr, als ſie ihren Kindern ein Leiden verbarg, was ſie ſchon längere Zeit quälte und oft mit bangen Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllte. Doch gingen die Feſttage ziemlich ungetrübt vorüber, weil Riekchen in ihrer liebenswürdigen Weiſe mit Erfolg ſich mühete, das Unebene auszugleichen, die Lücken zu füllen und Jedem die Behaglichkeit zu verſchaffen, die er wünſchte; die immer gleiche und ſelbſtzufriedene gute Laune ihrer zweiten Schweſter, der ſchönen Marie, ſowie die Eulenſpiegeleien der muntern kleinen Dorette erleichterten der älteſten Schweſter ihre Aufgabe, und Frau von Uchtenhagen hatte den Triumph, ihre Töchter über ihr Leiden und ihre Beſorgniſſe getäuſcht zu haben, während Riekchen in Verdoppelung ihrer Aufmerkſamkeiten für die Mutter und die Schweſtern ihren Kummer über das Ausbleiben eines Erinnerungs- und Liebeszeichens aus Königsberg zu vergeſſen ſuchte.

Am dritten Feiertag kehrte der Lieutenant von Rouvroy nach Mittenwalde zurück, er hatte Berlin früher verlaſſen als ſeine Abſicht geweſen; der Baron von Simolin verweilte noch daſelbſt, aber der treffliche alte Menſch hatte keine Ruhe mehr gehabt, er hatte ſich überhaupt Vorwürfe darüber gemacht, daß er das Weihnachtsfeſt nicht wie in früheren Jahren ſtill und heiter mit der Familie, zu der er durch und durch gehörte, gefeiert; es mag als ein Beweis von der Stärke des Einfluſſes gelten, den der Baron von Simolin auf Alle, die ihm näher traten, übte, daß er es vermochte, den alten Lieutenant von Rouvroy während der Weihnachtstage in Berlin zu feſſeln. Mit unverkennbarer Freude wurde der treue Freund von Frau von Uchtenhagen und ihren Töchtern begrüßt, als er gegen Abend am dritten Feſttage in das Wohnzimmer trat; mit einer Art von Haſt, die ſonſt nicht in ſeinem Weſen lag, beeilte er ſich, ſeinen gewohnten Sitz einzunehmen, dann aber glänzte in ſeinen Augen eine Rührung, die deutlich genug verrieth, wie ſehr ſich der wackre Herr freute, wieder in dem lieben Kreiſe zu ſein.

Nach der erſten Begrüßung begann Herr von Rouvroy ſeinen Berliner Bericht mit Mittheilungen über die Aufführung der Iphigenia von Gluck, mit welcher das Opernhaus wieder eröffnet worden war, die ſich aber zu einer patriotiſchen Huldigung für das Königs-Paar geſtaltet hatte. „Dreitauſend und mehr Menſchen erfüllten das Haus", erzählte der Lieutenant, „und in dem Augenblick, in welchem der König mit der Königin eintrat, erhub ſich wie aus Einem Munde der Ruf: „„Der König hoch, hoch die Königin! Friedrich Wilhelm und Louiſe!"" Bewegt blickte der theure Herr, und leiſe rann eine Thräne über die Wange der Königin. Das Vorſpiel zeigte den väterlichen Fürſten eines Volkes, der, nachdem ihn Stürme von ſeinem Volke getrennt, plötzlich durch den Genius des Friedes wieder in die Mitte der Seinen zurückgeführt wird. Jubelnd umringen ſie den Vater, ſie umfaſſen ihn; da erhob ſich ein bekränzter Altar, die Jubelnden neigten ſich ernſt oder beugten das Knie; aus der Ferne aber tönte leiſe die feierliche Weiſe: „„Den König ſegne Gott!"" Da erhuben ſich die Zuſchauer ſämmtlich, und brauſend fiel das Orcheſter ein in den Geſang der Anweſenden: „„Den König ſegne Gott!""

Der treffliche Lieutenant erzählte dergleichen Dinge noch mehrere, unterließ

aber auch nicht, dem älteſten Fräulein ein Buch zu reichen und ihr mit einem ganz eigenthümlichen, halb glücklichen, halb verlegenen Lächeln in's Geſicht zu ſehen. Riekchen kannte dieſes Lächeln wohl, und mit zitternder Hand faßte ſie nach dem dargebotenen Buche, wußte ſie doch, daß ſie in dem Bande den längſt erwarteten Brief ihres heimlich Verlobten finden werde. Der Lieutenant war der Vertraute dieſes wunderlichen Liebespaares geworden, aber er war es mit ſolcher Discretion, daß die Liebenden allenfalls annehmen durften, daß noch kein Dritter in ihr ſüßes Geheimniß eingeweiht ſei. Niemals hatte ihn Robert gebeten, die unter des Lieutenants Couverts mit einlaufenden, nicht adreſſirten Briefe an Riekchen zu geben, nie hatte er zu dem freundlichen Mädchen geſagt: „Hier haſt Du einen Brief Deines Robert!“ er hatte ſtets einen Band des Horaz mit der trefflichen Ueberſetzung der Madame Dacier zum verſchwiegenen Liebesboten benutzt, und Riekchen, die dieſen halb ſpielenden, halb ſentimentalen, aber doch auch wirklich rührenden Zug in dem Weſen ihres väterlichen Freundes ſofort begriff, hatte ihm ihre Antworten an Robert von Rouvroy ſtets auf demſelben Wege und ebenfalls ohne Adreſſe zukommen laſſen. So befand ſich denn das betreffende Buch bald in des Lieutenants bald in Riekchens Händen, und eigentlich waren Horaz und Madame Dacier weit mehr die Vermittler des Briefwechſels als Herr von Rouvroy der Aeltere, der ſich indeſſen ganz in aller Stille von Herzen der Herzensgeſchichte freute, die durchaus in der naiven Weiſe verlief, wie er vorher gewußt und der Frau von Uchtenhagen auch vorhergeſagt hatte. Es machte ihm ein beſonderes Vergnügen, daß Riekchens Mutter weit weniger von dieſem kleinen Roman wußte als er, denn Riekchen, die ihrer Mutter gern das ſüße Geheimniß ihres Herzens anvertraut hätte, die oft dem Drange, ſich ihr mitzutheilen, kaum noch zu widerſtehen vermochte, wagte doch nicht zu ſprechen, weil er, Robert, beim Abſchied noch ihr das Geheimniß in ſeiner eigenthümlich-ernſten und dringenden Weiſe eingeſchärft hatte; Riekchen hegte eine Art von Ehrfurcht vor dem jungen Menſchen, dem ihr Herz gehörte, wie das einſt in ſolchen Verhältniſſen nicht ſelten war.

Als das Fräulein nun an jenem dritten Weihnachtsfeiertage den wohlbekannten, faſt alterthümlich reich vergoldeten Kalblederband in der Hand des Lieutenants bemerkte und deſſen Mienen dazu ſah, da war ſie ſofort entſchloſſen, ſich mit dem Briefe Roberts, den der Horaz ſicher einſchloß, in ihr Kämmerlein zurückzuziehen, und eine ſtille Freudenſtunde dort zu feiern, obwohl es da drüben ungemüthlich kalt ſein mußte; nach einem Vorwande ſuchte ſie nicht erſt lange, ſie ging einfach hinaus und kam nicht wieder, feſt überzeugt, daß der Lieutenant, als Protektor ihrer Liebe, ſchon dafür ſorgen werde, daß Niemand ſie ſtöre in der erſten halben Stunde.

Die junge Dame kannte ihren alten Freund, denn kaum hatte ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, als Herr von Rouvroy weit über das gewöhnliche Maaß hinaus ſich geſprächig zeigte und den ganzen Schatz von Neuigkeiten, den er von Berlin mitgebracht, ausſchüttete. Zu gleicher Zeit feſſelte er auch die beiden jüngern Schweſtern durch kleine, hübſche und ſüße Gaben, die Kindern immer willkommen ſind.

Riekchen hatte das ſchmale, einfach getünchte Kämmerchen erreicht, in welchem ihr Bett ſtand, ſie verriegelte die Thür nicht hinter ſich, ſie wollte zwar allein ſein, aber ſie hegte kein Mißtrauen und fürchtete keine Ueberraſchung. Der Wintertag war nicht hell, es herrſchte ſchon jene nachmittägliche Dämmerung in der Kammer, die ſo unangenehm iſt, daß nach dem Ausſpruch eines großen Philoſophen die Behaglichkeit der Winterabende größtentheils auf der Unbehaglichkeit dieſer Nachmittage beruht. So wenig wie die Kälte, ſo wenig fühlte Riekchen dieſe Unbehaglichkeit; mit hochrothen Wangen und klopfendem Herzen trat ſie an das Fenſter, an ihr „liebes" Fenſter, denn von hier aus hatte ſie den Geliebten öfter geſehen, ſie küßte das Buch, und der alte oft ſchelmiſche Dichter mußte ſich freuen, daß er nach faſt zweitauſend Jahren Küſſe empfing von Lippen, die mindeſtens eben ſo zart und lieblich waren, wie die ſeiner Lalage oder Lydia. Mit zitternder Haſt blätterte das liebe Mädchen in dem römiſchen Dichter, ein kleiner, leichter Aufſchrei verkündete, daß ſie zwiſchen den lateiniſchen Epiſteln den deutſchen Liebesbrief gefunden, oder die deutſche Kunſt zu lieben zwiſchen der römiſchen ars poetica entdeckt — der kalblederne Horaz lag vergeſſen auf dem ſchmalen Fenſterbrett, mit ſtrahlenden Augen drückte Riekchen das Brieflein des Geliebten an ihre Lippen. Der Brief war nicht verſiegelt, Robert war überzeugt, daß ſein Ohm niemals einen indiscreten Blick hinein thun würde; derſelbe war auch, wie ſchon bemerkt, mit keiner Adreſſe verſehen, in einer Ecke aber ſah man, ſehr ſauber mit einer Rabenfeder und chineſiſcher Tuſche gezeichnet, ein großes F. mit einem R. verſchlungen, beide Buchſtaben gefällig halb verſteckt durch Akanthusblätter und anderes Blattwerk. Robert zeichnete ſehr ſauber und mit Geſchmack, Riekchen aber hielt ſeine Zeichnungen für Meiſterwerke.

Es war, trotz der Nichtachtung gegen Kälte und Dämmerung, in dem jungen Mädchen doch ein Zug zur Behaglichkeit und Bequemlichkeit; denn als Riekchen die zierliche Zeichnung genugſam bewundert und das Blatt mehrmals geküßt hatte, ſetzte ſie ſich auf ihr Bett, zwiſchen deſſen Fußende und dem Fenſterbrett nur ein ganz ſchmaler Raum war, zog ihre Füßchen nach ſich, ſtützte den rechten Arm auf die Fußwand des Bettes, den Kopf aber in die Hand, und lag ſo ganz behaglich zuſammengerollt, den Brief in der Linken, den ſie mit leuchtenden Blicken erſt flüchtig überlas, dann aber ſehr gewiſſenhaft, Wort für Wort, zu ſtudiren begann.

Es wäre das gewiß ein liebliches Bild für einen Maler geweſen, das gute, anmuthige Antlitz Riekchens ſah ſelten ſo bedeutend aus wie in dieſer Lage, ganz von reiner Freude verklärt.

Der Brief des Königsberger Studenten aber lautete wörtlich:

„In ſtiller Nacht, bei Mondenſchein,
Wie oft, Geliebte, dacht' ich Dein,
Ich dachte Dein, Du dachteſt mein,
Das fühlt' ich oft im Mondenſchein!

„Stille iſt die Nacht auch heute um mich, und wenn mir der Mond nicht ſcheint, ſo denke ich Deiner doch, mein liebes Mädchen, mein Herzens-Riekchen!

Und es ist mir so behaglich und bequem gemacht, Deiner zu gedenken, daß ich mich eigentlich etwas darüber ärgere — siehst Du, es ist so süß, Deiner zu gedenken, so beglückend, Dein liebes Bild vor die Seele zu führen, leise und heimlich mit dir zu reden, daß solche Freude, solche Lust eigentlich immer durch Anstrengungen und Entbehrungen erkauft werden sollte. Davon ist aber gar keine Rede hier; ich sitze in meinem Stübchen, das mir die gute Madame Rienäcker (vergiß doch ja nicht, die Grüße dieser prächtigen Frau in Bessin zu bestellen; wir reden fast täglich von Bessin, sie liebt die Pletze alle und redet fast eben so gern von Bessin wie ich, Du weißt, mein Riekchen, warum ich so gern von Bessin spreche? Bessin klingt mir immer wie Frühling und Liebe zugleich) fast täglich zu verschönern sucht, wie ein Vogel in seinem sichern Nest. Draußen heult der Sturm, drinnen ist's friedlich und freundlich; heimlich knistert das Feuer im Ofen, traulich und sanft leuchtet die kleine Flamme der Lampe auf dieses Blatt, das bestimmt ist, Dir immer noch einmal zu sagen, wie fest und innig ich Dich liebe, wie gewaltig mein ganzes Wesen zu Dir drängt in heißer Sehnsucht. Je länger der Zeitraum wird, der dem Tage folgt, an welchem ich Abschied von Dir nahm, desto gewaltiger fühle ich die Liebe zu Dir in mir reden! Wie lächerlich sind doch diese Menschen mit ihren Sprüchwörtern, wie: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" oder: „Die Abwesenden haben immer Unrecht!", die das für Wahrheit halten, die haben niemals eine Ahnung von der ächten Liebe gehabt. Weißt Du, mein süßes Herz, wie mir die Liebe vorkommt? Wie ein Feuer; ist das Feuer klein, so löscht's der erste Sturmstoß aus, ist's groß, so facht es der Wind zu gewaltigem Brande an; so ist's auch mit der Liebe: die kleine, schwächliche Liebe geht kläglich aus bei dem kalten Hauch der Trennung, die echte, große Liebe, die wird erst recht gewaltig und lodert hoch auf vor dem Hinderniß. Darum auch habe ich eigentlich keinen Schmerz gespürt bei der Trennung von Dir; ich war mir damals nicht klar darüber, und, es ist mir heut zum Lachen! ich ärgerte mich fast, daß ich beim Scheiden von Dir so wenig traurig war; heute weiß ich, daß ich damals schon halb unbewußt ahnete, wie durch die Trennung die beseligende Liebe zu Dir, mein Mädchen, gewaltiger und größer werden müsse. Denke aber darum nicht, mein Herz, daß ich mich deshalb nicht des Wiedersehens freute, das uns mit dem nächsten Frühling aufblühen muß! Darauf freue ich mich so, daß ich oft glaube, ich trüge die Trennung von Dir nur so leicht, weil ich mir das Wiedersehen so über alle Maßen köstlich und herrlich denke.

In Deine Augen will ich blicken,
In Deine Augen unverwandt;
Ich schau mit seligem Entzücken
Darin der Liebe Heimathland!

„Ich wurde unterbrochen, mein liebes Mädchen, als ich schon den zweiten Vers vollendet hatte, nun kann ich denselben nicht wiederfinden, ich wollte darin sagen, daß Dein Herz meiner Liebe Heimathland, daß ich aber Dein Herz in Deinen Augen erblickt hätte. Die gute Madame Rienäcker kam nämlich und brachte mir ein Glas Punsch, dessen angenehmen Geschmack sie immer durch

einen Zuſatz von Erdbeerſaft erhöht, lediglich, weil Frau von Pletz und Frau von Leiſt, als ſie vor zwei Jahren den Winter hier zubrachten, den Punſch mit Erdbeerſaft gern getrunken haben, da meint nun meine treffliche und mütterliche Gaſtfreundin, denn ſo muß ich ſie nennen, wenn ich nicht ganz undankbar ſein will, wir Alle aus dem märkiſchen Lande hätten ein Gelübde gethan, den Punſch nur mit Erdbeerſaft zu genießen. Ich laſſe mir das aber ganz vergnüglich gefallen, denn mein liebes Nielchen weiß ſchon, daß ich von jeher ein arges Leckermaul geweſen bin, wenn ich's auch zu verſtecken geſucht habe, ſo gut oder übel es gehen mochte. In meinem Leben hier hat ſich nichts geändert, daß ich fleißig bin und mein „Metier" ernſthaft treibe, das weißt Du, und es möchte ſo gut ſein, wenn's mir nur nicht wirklich nur wie ein „Metier" vorkäme, es fehlt mir eben an der rechten Befriedigung, und manch liebes Mal iſt's mir, als wäre ich bei den Büchern doch nicht an meiner rechten Stelle, als müßte ich dem König und dem Vaterlande in anderer Weiſe dienen; doch ändert ſich das, wie ich hoffe, wenn ich die Univerſität erſt verlaſſen habe und ſtatt mit Büchern mit Menſchen in Verkehr komme. Von den früheren Freunden und Bekannten, deren Namen ich Dir genannt, ſehe ich faſt nur Drieberg, die Andern treiben mir zu viel Politik, ſie ſchwätzen zu viel von ihrer patriotiſchen Geſinnung und von den Mitteln zur ſittlichen Erhebung des Volkes; es iſt das gewiß gut gemeint, und im Anfange habe ich auch wohl ein wenig mitgemacht und auch das große Wort gehabt, danach aber überlegte ich mir die Sache, mein liebes Mädchen kennt meine langweilige Art! es kam bei dem vielen Schwätzen gar nichts heraus, und Drieberg traf gewiß den Nagel auf den Kopf als er eines Tages äußerte: er wolle erſt etwas ordentliches lernen, bis dahin aber die Sorge für die ſittliche Erhebung des Volkes Sr. Majeſtät dem Könige und deſſen Räthen überlaſſen! Jetzt ſind die meiſten meiner Bekannten in einen Bund getreten, ſie thun ſehr geheimnißvoll und wichtig damit, ich habe mir nicht die Mühe gegeben, weiter danach zu fragen, denn vor Geheimbündelei habe ich einen ganz entſchiedenen Widerwillen, damit werden die guten Geſellen dem Könige und dem Vaterlande nicht aus der Noth helfen, durch ſolche kleine Mittelchen kommt unſer geliebtes Preußen nicht wieder auf, daß es aber wieder aufkommt, das ſteht ſo feſt wie die liebe Sonne am Himmel! Einige Male nur bin ich in dieſem Winter in größere Geſellſchaft gegangen, und neulich iſt mir eine Art von Abenteuer begegnet, das ich Dir mittheilen will, weil es doch in gewiſſer Beziehung zu unſerem lieben, alten Mittenwalde ſteht. Drieberg hatte mich bei der Majorin von Alberyll eingeführt, die Dame iſt eine Mecklenburgerin von Geburt, ſehr reich, ſeit vielen Jahren Wittwe und macht auch in Königsberg, wo ſie erſt ſeit vorigen Winter lebt, ein ſehr angenehmes Haus. Neulich waren wir dort eingeladen, es war ganz heiter, und ich unterhielt mich ziemlich lebhaft mit einer reizenden jungen Frau, einer Gräfin Kalnein aus Oſtpreußen; plötzlich bemerke ich, daß die Dame mitten im Geſpräch abbricht und mir keine Antworten mehr giebt, indem ſie mich ſtarr anſieht; Du kannſt Dir denken, daß ich nicht wenig in Verlegenheit gerieth und ziemlich unangenehm mich berührt fühlte, als die Dame ſich flüchtig mit einem

Unwohlsein entschuldigte und mich verließ. Das Benehmen der Gräfin war so auffallend und so seltsam, daß ich Drieberg bat, die Dame vom Hause davon in Kenntniß zu setzen, was dieser auch am folgenden Tage that, da sich während des Abends dazu keine Gelegenheit bot. Die schöne Gräfin Kalnein aber vermied sichtlich den ganzen Abend über, mir zu begegnen, oder gar mit mir zu sprechen. Einige Tage später nun fand ich in unserm Speisehause einen fremden Herrn, der allerlei Gespräche mit mir anfing und mich endlich trotz meines Mißtrauens, denn das Menschenkind hatte eine wahrhaft infame Physiognomie, reden machte, weil er von Mittenwalde zu schwatzen begann, dort sehr gut Bescheid wußte, alle Persönlichkeiten kannte und mir die unzweideutigsten Beweise gab, daß er dort gelebt haben mußte. Ich weiß nicht, warum ich dieses offenbar absichtliche Zusammentreffen mit Herrn Laborde, so nennt sich der Mann hier, und wenn das sein wahrer Name ist, so stammt er vielleicht wie ich von Refugirten, in Verbindung bringe mit dem seltsamen Benehmen der schönen Gräfin, die mir übrigens durch die Majorin von Albedyll hat sagen lassen, daß ich ihr Betragen freundlichst entschuldigen möge, ich dürfe darin durchaus nichts Beleidigendes finden, sie selbst sei so bestürzt und verlegen gewesen, auch befinde sie sich in diesem Augenblicke nicht in der Lage, weitere Aufklärung zu geben, man möge ihr eine kurze Frist gönnen, dann wolle sie gern Alles erklären, und sie sei gewiß, dann auch unsere Verzeihung zu erhalten. Das klingt doch gewiß wunderbar und räthselhaft genug? Und, Dir will ich's gestehn, mein theures Herz, ich bin wirklich ganz gewaltig neugierig auf die endliche Lösung dieses Räthsels, zumal, da ich noch öfter und gewiß nicht zufällig mit dem Herrn Laborde zusammengetroffen bin, mit dem ich dann stets von Mittenwalde geredet habe und stets mit der festeren Ueberzeugung geschieden bin, daß der Kerl von irgend Jemanden abgesendet ist, mich auszuforschen. Aber über was? Der Mensch ist mir fatal, und dennoch sehe ich ihn gern ankommen, er spricht von Mittenwalde, und er ist vielleicht der Einzige hier in Königsberg, der das liebe kleine Nest kennt. Darum hat er Anspruch auf meine Schonung, Anspruch auf Freundlichkeit von mir. Uebrigens spricht er offenbar ebenso gern von Mittenwalde wie ich. Doch genug von dieser räthselhaften Geschichte, über deren Ausgang ich Dir berichten werde, mein liebes Herz, sobald ich mehr davon weiß als jetzt. Die Königsberger sind jetzt einigermaßen neidisch auf die Berliner, sie hätten den König und die Königin gern für immer hier behalten, was ich ihnen denn auch weiter nicht verargen kann, selbst Diejenigen, welche gut genug einsehen, daß die Rückkehr des Königlichen Hofes nach der Hauptstadt eine Nothwendigkeit war, hegen nichtsdestoweniger Bedauern und behaupten, die Berliner verdienten gar nicht, daß der Hof bei ihnen weile. Das aber sind Redensarten, denn an falschen Patrioten, Verräthern und schlechtem Gesindel hat es auch hier in Königsberg in den schrecklichen Tage der Franzosenherrschaft nicht gefehlt; meine treffliche Madame Rienäcker, die eine eifrige Patriotin, wie Du von einer Freundin unseres verehrten Kammerherrn von Bessin gewiß auch gleich erwartet haben wirst, hat mir allerlei seltsame Geschichten erzählt; gute Patrioten aber und brave Männer, die das heilige

Feuer der Treue für König und Vaterland nie erlöschen ließen, gab es und giebt es zu Berlin so gut wie hier. Die Menge ist hier wie dort immer durch Die bestimmt, die den größesten Einfluß haben, darum sollten gute Patrioten sich in stetem Verkehr mit dem unselbstständigen, nicht denkenden Theile des Volkes halten, damit sie einen Einfluß sich sichern und diese Leute vor dem Unglück bewahren, von schlechten Leuten schlecht geführt zu werden in bewegten Tagen.

„Ich rechne, daß ungefähr um die Weihnachtszeit diese Zeilen in die Hände meines lieben Mädchens kommen, ich weiß, daß sie Dir eine Weihnachtsfreude machen werden, und meine Weihnachtsfreude wird dann dieses Bewußtsein und der Gedanke sein: jetzt sitzt mein liebes Riekchen in ihrem Kämmerchen, mit den kleinen hübschen Fingern hält sie dieses Blatt, auf dem jetzt meine Hand noch ruht, und ihre holden freundlichen Augen glänzen über diesen jetzt noch nassen Zeilen! Ich hoffe dann, mein Herz, von Dir so zum Beginn des neuen Jahres eine Antwort zu erhalten, ich weiß, daß ich einen Brief von Dir finden werde, früher als ich hoffe, denn bis jetzt habe ich immer noch vor der Zeit Deine Grüße erhalten, Du weißt zu überraschen; ich liebe Dich so sehr, mein theures Mädchen, aber Du liebst mich mehr, Deine Liebe ist voll Ueberraschungen für mich, für die ich Dir nichts bieten kann als die Dankbarkeit meines Herzens, das gehört Dir aber ohnehin schon ganz — Dein Robert."

Zweimal las Riekchen diesen Brief aufmerksam durch, von Wort zu Wort, verschiedene Stellen küßte sie beim Lesen, die Unterschrift küßte sie mehrmals, und ihre Augen wurden naß dabei; dann barg sie das Blatt in ihren Busen, und offenbar hatte sie die Absicht, jetzt in das Familienzimmer zurückzukehren, um eine Frage ihrer Mutter zu vermeiden, aber, das Köpfchen in die hohle Hand gestützt, blieb sie in süßes Träumen und Sinnen versunken auf dem Bette liegen, bis ein lauter Schrei sie aufriß.

Erschrocken sprang sie auf, sie strich sich das Haar aus der Stirn und lauschte eine bange Secunde.

Der Schrei wiederholte sich, Riekchen erkannte die Stimme ihrer Schwester Marie, es war ein lauter angstvoller Hülferuf; das junge Mädchen eilte hastig dem Familienzimmer zu, aus dem ihr jetzt auch das Geschrei ihrer Schwester Dorette entgegentönte.

Die Juden in Deutschland während der deutschen Kriege mit dem bonapartischen Kaiserthum.

Als im vorigen Winter Napoleon III. während seiner letzten Anwesenheit zu Bordeaux sein Rencontre mit dem dortigen Erzbischof hatte und ihn über seine hohen Intentionen in Betreff der Reform des päpstlichen Kirchenregiments belehrte, drängte sich an ihn der Rabbi der dortigen Judenherrschaft heran und

verſicherte ihm, daß ſeine erhabenen religiös-politiſchen Reformpläne unter den Juden das reifeſte Verſtändniß und die bereitwilligſte Aufnahme fänden. Gleiche Dienſtbefliſſenheit bewies der Rabbi Avigdor zu Nizza, als er vor der Abſtimmung der dortigen Urwähler über die Annexion an das franzöſiſche Kaiſerreich in einem öffentlichen Erlaß die Juden der Grafſchaft daran erinnerte, welches Glück ſie nach dem Anſchluß an das Land des suffrage universel erwarte. Solch' ein feines Verſtändniß für die Weltreform, mit welcher das napoleoniſche Kaiſerthum umgeht, ſprach ſich auch im vorigen Jahr während des italieniſchen Kriegs und ſpricht ſich noch jetzt in den Ausfällen der deutſchen von Juden geleiteten Zeitungen gegen Oeſtreich aus und hat ſich bereits in der Zeit der erſten Republik und des erſten franzöſiſchen Kaiſerthums in Deutſchland kundgegeben. Den großen Antheil, welchen die Juden mit ihren Broſchüren und Zeitungen an der Unklarheit und Verſtimmung hatten, mit welcher Norddeutſchland dem Verlauf des italieniſchen Krieges unthätig zuſah, werden wir ſpäter ausführlich ſchildern; zunächſt werden wir in die Vergangenheit zurückblicken und die jüdiſchen Verbündeten der Franzoſen in Deutſchland während der Kriege des Kaiſerthums charakteriſiren. Einer der bedeutendſten derſelben war der Rabbi und Hofagent Iſrael Jakobſon zu Braunſchweig, über welchen ein Zeitgenoſſe, der damalige Redakteur der Berliner Zeitſchrift „der Freimüthige," an welcher im patriotiſchen Sinne auch A. v. Humboldt und Joh. v. Müller arbeiteten, und welche die Königin Louiſe „die letzte Stimme Deutſchlands" nannte, Dr. G. Merkel, in den „Darſtellungen und Charakteriſtiken aus meinem Leben" (Theil I. p. 272) genaue Mittheilungen giebt, aus denen erhellt, welches Gewicht Napoleon auf die Juden Deutſchlands legte, und wie er ſie zur Verwirrung der deutſchen Verhältniſſe zu benutzen verſtand. Am bedeutendſten trat jener Jakobſon in der nächſten Zeit vor der Schlacht bei Jena und während des Zuſammentrittes des Pariſer Sanhedrin hervor. Napoleon hatte im Sommer des Jahres 1805 den früheren Biſchof Gregoire, der ſich ſchon 1789 durch ſeine von der Akademie zu Metz gekrönte Schrift „über die Wiedergeburt der Juden" in den jüdiſchen Kreiſen einen großen Namen gemacht hatte, nach Norddeutſchland geſchickt, um daſelbſt Verbindungen anzuknüpfen. Der Vorwand der Reiſe, wonach Gregoire die Schuleinrichtungen und Erziehungsanſtalten kennen lernen ſollte, ſchmeichelte zwar den deutſchen Schulmännern, allein mit der Zeit kam man dahinter (und bewies Merkel im „Freimüthigen," 1806, Nr. 185, aus einem Billet von des reiſenden Franzoſen eigner Hand,) daß derſelbe ſich um die Schulen ſehr wenig oder gar nicht bekümmerte, wie er es z. B. ſogar ablehnte, die Schule der Judenſchaft in Berlin zu beſuchen. Statt deſſen theilte das genannte Blatt das Geſtändniß eines angeſehenen Mitglieds jener Judenſchaft mit, daß Gregoire nur „die Lage der jüdiſchen Gemeinde", d. h. den Einfluß ihrer Häupter, ihre Bedürfniſſe und Wünſche für die Zukunft, nicht aber den Unterricht ihrer Kinder kennen lernen wolle. Am längſten, einige Wochen, hielt er ſich zu Braunſchweig bei dem Rabbi und Hofagenten Iſrael Jakobſon auf. Derſelbe hatte, da alle Gelder des Herzogs, der Regierung und faſt des ganzen Herzogthums durch ſeine Hände gingen,

anſehnliche Reichthümer erworben und dieſelben zum Theil, was ihm an ſich durchaus zur Ehre gereicht, zum Beſten ſeines Volkes verwandt, wie man z. B. behauptete, daß ſeine kräftige Verwendung ſeine Landsleute in mehreren Staaten von dem Leibzoll befreit habe. In Seeſen, einem kleinen Braunſchweigiſchen Orte, hatte er eine Schule für jüdiſche Kinder, jedoch mit der Beſtimmung, daß in ſie auch Chriſtenkinder aufgenommen werden ſollten, gegründet. Um das Renommée dieſer Schule zu erhöhen und zu verbreiten, hatte er mit großer Betriebſamkeit chriſtliche Gelehrte eingeladen, unter dem Vorgeben, damit ſie die Einrichtung derſelben prüfen und durch ihre Vorſchläge verbeſſern möchten. In der That hatte er darauf gerechnet, durch glänzende Bewirthung ſie und ſomit auch ihr Lob in den deutſchen Zeitſchriften zu gewinnen. Bei ihm nun hielt ſich Gregoire einige Wochen auf und begab ſich dann ſogleich darauf nach Paris zurück. Die Früchte dieſer Reiſe ließen nicht lange auf ſich warten.

Von dem Reichthum, dem Einfluſſe, den Wünſchen und Beſtrebungen der Juden in Norddeutſchland unterrichtet, berief Napoleon den Sanhedrin, der die Verhältniſſe der Juden zunächſt in Frankreich und im Königreich Italien, ſodann aber auch ihre Stellung zu den Völkern in allen Staaten regeln ſollte, wie denn die Beſchlüſſe deſſelben ſich bald ſpeciell auf die Juden in Frankreich und in Italien, bald aber ausdrücklich auf alle Juden in allen Staaten beziehen (le grand Sanhedrin statue et ordonne à tous Israelites de tous les états). Die Juden in Frankreich wurden nun durch die Berufung des Sanhedrin in Beſorgniß verſetzt; dieſelben fürchteten, das ſolle nur das Mittel ſein, ihnen Abänderungen ihrer Religionsgeſetze nach den politiſchen Abſichten Napoleons aufzudrängen und außer der Erſchwerung des Wuchers ihnen die Bürde der militäriſchen Conſcription aufzuladen. In Deutſchland dagegen wirkte die Maßregel ſehr aufregend; dies war auch einer ihrer Hauptzwecke, und um dieſen zu fördern, ließ der Hofagent Jacobſon eine Bittſchrift überreichen, in der er auseinanderſetzte: „Um die deutſchen Juden ordentlich und dauernd glücklich zu machen, müſſe ein ſouveräner jüdiſcher Rath mit einem Patriarchen an der Spitze in Frankreich niedergeſetzt und das ganze jüdiſche Gemeinweſen (communauté d. h. die Geſammtheit der zerſtreuten Judenſchaften) in Diſtricte getheilt werden, von denen jeder ſeine eigene Synode beſäße, die unter Aufſicht der franzöſiſchen Regierung und des ſouveränen jüdiſchen Raths in allen gottesdienſtlichen Angelegenheiten entſcheiden und die Rabbiner ernennen ſolle, ferner müſſe der ſouveräne Hohe Rath in Frankreich die Gewalt haben, jedem Juden die nöthige Autoriſation (les dispenses) zu ertheilen, um in allen Ländern die Bürgerpflicht zu erfüllen, folglich auch die Bürgerrechte zu genießen.“ (Freimüthiger, 1806. Nr. 164; nach dem „Journal de Paris“ vom 5. Auguſt.) Dieſer Plan, dem franzöſiſchen Kaiſerthum das geſammte Judenthum Europa's, in deſſen organiſirten Zuſammenhange mit einem Hohen Rath zu Paris, als Mittel der Herrſchaft zu Gebote zu ſtellen, wurde zwiſchen Paris und Braunſchweig verhandelt, während Napoleon Preußen mit der illuſoriſchen Erlaubniß, aus dem zerfallenden deutſchen Reich ſich ein eigenes norddeutſches Kaiſerthum zu bilden, hinhielt, bis er es durch einen entſcheidenden Schlag darüber belehrte,

daß er ſich mit dem bloßen Rheinbund nicht begnügen und das ganze Deutſchland unter ſich haben wollte. Die Bittſchrift des Braunſchweiger Hofagenten wurde, franzöſiſch und deutſch, in Tauſenden von Exemplaren über Deutſchland vertheilt, und der Verfaſſer derſelben blieb in der nächſten Umgebung ſeines Herrn und Fürſten, während dieſer bereits der deſignirte Oberfeldherr des Preußiſchen Heeres für den ſchon beſchloſſenen Krieg war. Zum Glück für Deutſchland, dem dadurch wenigſtens dieſe Organiſation ſeiner innern Feinde erſpart wurde, hielt ſich Napoleon nach der Schlacht bei Jena in ſeiner Unbeſiegbarkeit für zu ſicher, als daß er die Juden als Grundlage für ſeine Univerſalherrſchaft in den beſiegten Staaten corporativ zu organiſiren und dem Hohen Rath von Paris unterzuordnen verſuchte. Er ließ den Sanhedrin in Paris, deſſen Berathungen der Hamburger Buchhändler Brau in deutſcher Ueberſetzung veröffentlichte, ſich zanken, ſchickte ihn nach der Beſiegung Preußens auseinander und begnügte ſich, aus eigner Machtvollkommenheit über und für die Juden zu decretiren, wie er es ſeinen mehr auf das Polizeiliche und Civilrechtliche beſchränkten Plänen zuträglich fand. Wie der Kaiſer Entwürfe und Ideen, denen man den Charakter des Tiefgegriffenen nicht abſprechen kann, in der Haſt ſeiner Unternehmungen, Siege und Eroberungen fallen ließ und die reine Gewalt zur Behauptung ſeines augenblicklichen Erwerbs verwandte, ſo ließen ſich auch die Juden an der Ausbeutung der niedergeworfenen deutſchen Staaten genügen und ſtatt ſich unter dem franzöſiſchen Kaiſerthum zu einer herrſchenden Weltgemeinde zu organiſiren, waren ſie damit zufrieden, ſich unter dem Schutze des franzöſiſchen Adlers zur Plünderung der Schlachtopfer deſſelben die Hand zu reichen. So war es ein elſäſſiſcher Jude, der nach der Schlacht bei Jena und in Verbindung mit dem franzöſiſchen Gouverneur, Braunſchweig ausſog. In Caſſel ſtand der jüdiſche Arzt Abraham Zadig, dem Jacobſon das Geld dazu zu hohen Zinſen lieferte, an der Spitze des wucheriſchen Treibens. Ueberhaupt war das Königreich Weſtphalen für die Juden ein wahres Schlaraffenland, ein wahrhaft gelobtes Land. (Siehe le Royaume de Westphalie. Paris, 1820. p. 52.: La Westphalie était un vrai pays de cocagne pour les juifs, une veritable terre promise.) Das Nationalunglück der Deutſchen ward für die Juden die Quelle der Bereicherung. Nennt doch ſelbſt der kosmopolitiſche, humanitäriſch-ſentimentale Lamartine in ſeiner Geſchichte der Girondiſten die Berliner Judenſchaft „une colonie des juifs enrichis par la guerre.“ Ueberhaupt ſpielten die Juden in allen von Napoleon eingeſetzten Regierungen eine große Rolle, ſelbſt in dem ihnen jetzt noch ſtreng verſchloſſenen Tyrol (Vergl. Häuſſer, Geſchichte Deutſchlands u. ſ. w. III., 342. 343. 359.) Wie Merkel in der oben angeführten Schrift erzählt, zeigten die Juden in Berlin nach der Schlacht bei Jena eine ironiſche Feindſeligkeit gegen die patriotiſchen Männer, die den Plan eines aus der allgemeinen Wehrpflichtigkeit aller Stände hervorgegangenen Kriegsheers zur Rettung des Staats in Vorſchlag brachten; und auf ſeiner Reiſe von Berlin nach Stettin, unmittelbar nach den Unglückstagen von 1806, hatte derſelbe Merkel Gelegenheit zu bemerken, wie die Juden zahlreich umherſtreiften, um das

Landvolk von dem Unfall der Armee in Kenntniß zu ſetzen. Einen lebhaften Antheil an den Unternehmungen Napoleons in Deutſchland hatten die Juden als Spione. Eine Liſte von Spionen, die, wie der Geſchichtsſchreiber Rühs erzählt, bei der Vertreibung der Franzoſen von deutſchem Boden den Siegern in die Hände fiel, und die aus der Kanzlei des Spionengenerals Lorgne d'Iberville ſtammte, enthielt mehr denn 200 Namen, und die Mehrzahl davon waren Juden. Die franzöſiſche Polizei in Hamburg hatte nach öffentlichen Zeugniſſen (ſiehe „allgemeine Literaturzeitung." Ergänzungsblätter. 1816. Nr. 26.) unter den dortigen Juden ihre glücklichſten Helfershelfer und ihre getreueſten Werkzeuge. Auch Erzherzog Johann führte im Jahre 1809 bittere Beſchwerde über die vielen jüdiſchen Spione, die ſeinem Heere ſchädlich wurden. In ihrer Gründlichkeit hatten die Juden an der Ausbeutung der großen Unglücksſchläge, die Deutſchland betrafen, noch nicht genug, und ſie waren überall auf dem Platze, wo es galt, auch aus den kleinen Calamitäten und Niederlagen Vortheile zu ziehen. So waren ſie es, die, als die kleine Braunſchweigiſche Heldenſchaar ſich 1809 bis Brake durchgeſchlagen hatte, die Noth der Tapferen benutzte, um ihre Pferde für Spottpreiſe zu erſtehen (ſiehe Häuſſer, III., p. 513.) Bekannt ſind ferner die Leiſtungen, welche nach dem Umſchwung der Dinge die ſtreitfähige Mannſchaft der Poſener Juden 1813 im Gefolge der ruſſiſchen Regimenter als Marketender verrichtete. Noch in unſern Tagen haben die Juden, um dieſen Artikel wie den vorigen mit einem Rückblick auf ihren Antheil an dem letzten orientaliſchen Civiliſationsabenteuer zu ſchließen, es verſtanden, aus dem Leiden der Völker Nutzen zu ziehen. So berichtete die „Schleſiſche Zeitung". vom Anfang des März 1857 aus der Krim über die geſellſchaftliche Umwälzung, welche daſelbſt in Folge des letzten Krieges vorgegangen iſt. Früher war der dortige geſammte Handel in den Händen der Griechen und Tartaren. Während aber jene von den abendländiſchen Alliirten als verdächtig fern gehalten wurden, dieſe durch ihre unſichre Stellung zwiſchen den Verbündeten und den Ruſſen benachtheiligt waren, ſo daß Beide inmitten der zuſtrömenden und circulirenden Millionen verarmt ſind, konnten ſich die Juden des geſammten Handelsgeſchäfts bemächtigen und ſo große Reichthümer ſammeln, daß ſie jetzt z. B. in Sympheropol eine ſo hervorragende Rolle ſpielen, wie in den Hauptſtädten des Abendlandes. Wie ſie aber in den Tagen nach der Schlacht bei Jena in Preußen gleichſam das große Loos zogen und ſich durch eine Völkerwanderung aus ihren ruſſiſchen Pflanzſchulen verſtärkten, werden wir in einem folgenden Artikel darſtellen.

Die ruſſiſchen Eiſenbahnen.

Wohl in keinem Reiche der Welt ſteht der internationale ſowohl, wie der Verkehr nach außen ſo weit hinter der enormen und ſo mannichfaltigen Productionskraft des Landes zurück, wie in Rußland. Der Norden iſt zum Theil

mit Waldungen bedeckt, die mittleren Provinzen (um Moskau herum) sind der Industrie ergeben, doch in beiden Gegenden bringt der Boden nicht die zur Ernährung der Bevölkerung nothwendigen Cerealien in hinreichender Menge hervor. Dagegen liegt mehr nach Süden eine ungeheure Strecke von Ländereien, die eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit besitzen — die Region der „schwarzen Erde" — und ganz im Süden endlich liegen die Steppen, welche den größten Theil des für den Verbrauch Rußlands bestimmten Viehes liefern. Eine schnelle und richtige Vertheilung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse im Innern war indeß seither bei dem gänzlichen Mangel geeigneter Communicationswege eben so wenig möglich gewesen, wie die Sicherung einer regelmäßigen Ausfuhr der Ackerbau-Producte und der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse und eines regelmäßigen internationalen Verkehrs in denjenigen Theilen des Kaiserreiches, in denen die Bevölkerung am dichtesten ist. Der Unterschied im Preise der Cerealien ist so unverhältnißmäßig, daß diese oft, wenn in den nördlichen Provinzen Hungersnoth wüthet, am Orte der Production zu Spottpreisen verkauft werden. Man hatte schon längst eingesehen, daß der Bau eines umfassenden und zweckmäßig angelegten Eisenbahnnetzes nicht nur diese Anomalie beseitigen, sondern auch die Entwicklungsfähigkeit des Landes in socialer und ökonomischer Beziehung in kaum geahnter Weise würde steigern müssen und mit ihr den Reichthum und die Steuerkraft seiner Bewohner. Alle desfallsigen Bemühungen hatten indeß bis dahin zu keinem Resultate geführt. Die ostensiblen Bestrebungen Frankreichs nach dem Pariser Frieden, Rußland sich zu verbinden und es die Wunden verschmerzen zu lassen, die ihm durch den orientalischen Krieg geschlagen waren, hatten im Verein mit der Speculationssucht der damaligen Zeit, welche in dem Pariser Crédit mobilier ihren hervorragendsten Vertreter fand, die Unternehmungslust der erfindungsreichen Gründer dieser genialen Schöpfung auch diesem großartigen Projecte zugewendet, und ihnen gelang es denn auch, mit Hinzuziehung anderer bedeutender europäischer Bankhäuser und höherer russischer Militairs und Beamten im Jahre 1856 leicht, die „große Gesellschaft der russischen Eisenbahnen" mit einem Gesellschaftsfonds von 1100 Millionen Franken zusammen zu bringen, von denen indeß vorläufig nur 300 Millionen in 600,000 Actien à 500 Franken emittirt wurden. Die russische Regierung ergriff gern diese Gelegenheit, sich den Bau eines Eisenbahnnetzes zu sichern, das den bedeutendsten und unmittelbarsten Interessen des Landes Befriedigung gewährt, und ertheilte der Gesellschaft gegen Hinterlegung einer baaren Caution von 15 Millionen Franken die Concession zum Bau der nachfolgenden vier Linien: 1) St. Petersburg-Warschau mit einer Abzweigung auf Königsberg; 2) Moskau-Nischney-Nowgorod; 3) Moskau-Theodosia; 4) Kursk oder Orel-Liban. Die beiden ersten Linien sind zuerst und zwar auf allen Theilen zugleich in Angriff genommen und mit aller Energie gefördert worden. Diese ihrer Vollendung entgegengehenden Linien bilden einen großen Winkel, dessen Scheitel Petersburg ist. Der westliche Schenkel dieses Winkels geht über Pskow, Dünaburg, Wilna und Bialystock nach Warschau, wo er sich vermittelst der Warschau-Wiener Bahn an das östreichische Nordbahnnetz anschließt, während von Wilna aus sich die

Verbindung mit den oſtpreußiſchen Bahnen über Kowno abzweigt. Den anderen Schenkel des Winkels bildet die Petersburg-Moskauer Staatsbahn, welche ebenfalls der Geſellſchaft demnächſt überlaſſen werden ſoll, und deſſen Verlängerung genau in öſtlicher Richtung nach Niſchney-Nowgorod, dieſem großen Markte des öſtlichen Rußlands an der Wolga, geht. Von der 1100 Kilometer langen Petersburg-Warſchauer Linie iſt die 326 Kilometer lange Strecke von Petersburg nach Oſtrof bereits in regelmäßigem Betrieb, und ſehen die weiteren 207 Kilometer bis Dünaburg ihrer Eröffnung bereits im October entgegen. Dünaburg-Wilna wird ſchon mit der Locomotive befahren und noch Ende dieſes Monats, nach Beendigung der Kiesbedeckung, dem Verkehr übergeben werden, und von der Abzweigung nach der preußiſchen Grenze iſt die 90 Kilometer lange Section Kowno-Stallupönen ſo vorgerückt, daß ſie ſchon Anfangs November in Betrieb geſetzt werden kann. Auch die 174 Kilometer Warſchau-Bialyſtock ſind ihrer Vollendung ſo nahe, daß im November nur noch eine Lücke von 220 Kilometer, von Wilna nach Bialyſtock, zwiſchen Petersburg und Warſchau beſtehen wird, deren Fertigſtellung man indeß, und mit ihr dann alſo die Vollendung der ganzen Petersburg-Warſchauer Linie, bereits bis zum Januar oder Februar k. J. erwartet. — Auf dem öſtlichen Schenkel des Winkels iſt die Petersburg-Moskauer Strecke zwar bereits ſeit einigen Jahren in Betrieb, aber noch ohne Verbindung, ſowohl mit dem großen europäiſchen Bahnnetz, als mit der Wolga und den großen Märkten im Innern des Landes, und erſt durch die Eröffnung der beiden neuen Linien Petersburg-Warſchau und Moskau-Niſchney-Nowgorod wird dieſe Bahn ihre thatſächliche Bedeutung erhalten. Von den 410 Kilometern der letzteren Strecke ſehen aber die 220 Kilometer von Moskau nach Kowrow und 80 Kilometer von Niſchney-Nowgorod aus auch bereits Ende d. Mts. ihrer Vollendung entgegen, ſo daß, nach Fertigſtellung der dann noch bleibenden Lücke von 110 Kilometern, im Laufe des nächſten Jahres auch die Bahn von Moskau nach Niſchney-Nowgorod dem Betriebe wird übergeben werden können. In wenigen Monaten wird die Locomotive alſo ſchon durch einen großen Theil von Rußland brauſen, und bereits im nächſten Jahre wird man in 60 Stunden von Paris nach St. Petersburg reiſen und der Anſchluß Rußlands an das große europäiſche Bahnnetz vollendet ſein.

Die Linie nach Warſchau und der preußiſchen Grenze dürfte vorzugsweiſe den Perſonenverkehr vermitteln, aber auch für den Güterverkehr von großer Wichtigkeit ſein, beſonders in den Wintermonaten, wenn die Schifffahrt auf dem baltiſchen Meere erſchwert iſt. Am rentabelſten dürfte aber die Linie von Moskau nach Niſchney-Nowgorod ſein, welche am Haupthandelsplatz von ganz Rußland mündet, der, an der Mündung der Oka in die Wolga gelegen, dem Producten- und Waarenverkehr des ganzen Landes als Centralpunkt und Stapelplatz dient. Die Wolga und ihre Nebenflüſſe werden jetzt von mehr als 200 großen Dampfboten befahren.

In Betracht der Wichtigkeit dieſer Bahnanlagen für die Entwicklung aller wirthſchaftlichen Verhältniſſe Rußlands hat die Regierung ſich daher auch bewogen gefunden, die urſprünglich auf alle vier auszuführenden Linien insgeſammt

gewährte Zinsgarantie von 5 pCt. dahin zu erweitern, daß ſie dieſelbe jetzt auf jede Linie ſpeciell ertheilt hat, ſo daß, wenn auch die eine Linie über 5 pCt. Ertrag abwirft, die andere aber weniger als 5 pCt., die Regierung auf die letztere den Ertrag bis zu 5 pCt. ergänzen muß. Einen weiteren nachträglichen Vortheil hat die Regierung der Geſellſchaft auch noch dadurch gewährt, daß ſie den ſich als Entſchädigung für die unentgeltliche Ueberlaſſung der bereits auf die Petersburg-Warſchauer Linie verwendeten 64 Millionen Franken Koſten vorbehaltenen halben Antheil des 5 pCt. überſteigenden Reinertrags dieſer Strecke dahin ermäßigt hat, daß ſie erſt an den 8 pCt. überſteigenden Ueberſchuß zur Hälfte participiren will. Die Conceſſion wurde übrigens zur Zeit auf 95 Jahre, vom 1./13. Januar 1857 an ertheilt, darin das Rückkaufsrecht nach Ablauf von 30 Jahren unter den in Frankreich üblichen Bedingungen vorbehalten, und der Geſellſchaft außer anderen Vergünſtigungen auch die unentgeltliche Ueberlaſſung der Kronländereien gewährt. Der Präſident des aus zwanzig Perſonen beſtehenden Verwaltungsrathes iſt der Geheimrath und Senator Lebſchine, Vice-Präſidenten ſind der wirkliche Staatsrath Baron von Stieglitz und der Banquier Thomas Baring zu London.

Ruſſiſche Zuſtände.

Die Gräfin Dora d'Iſtria, eine rumäniſche Fürſtin, welche unter dieſem Namen franzöſiſch ſchreibt, hat in der Schweiz, wo ſie ſich letzten Winter aufhielt, ein Werk in zwei Bänden über die Frauen im Morgenlande erſcheinen laſſen. Für uns war darin am meiſten anziehend, was die Fürſtin über ruſſiſche Zuſtände bemerkt, denn wenn auch das Buch von den Frauen vorzugsweiſe handelt, ſo ſchildert ſie doch beide Geſchlechter und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe. In einem Lande, wo das ſaliſche Geſetz nicht gilt, werden die Frauen immer zeitweiſe eine große Rolle ſpielen, und nirgends iſt dies mehr geſchehen als in Rußland. Es ſind dies aber nur die Frauen der exkluſiven Geſellſchaft. Lächerlich findet es die Fürſtin, wenn franzöſiſche Journale von einer „Sündfluth ruſſiſcher Fürſten" im Ausland ſprechen. Der Fürſtentitel iſt in Rußland nicht ſo ſpottwohlfeil wie in Neapel, ſondern ein ruſſiſcher Fürſt iſt im Gegentheil ein ſeltener Vogel, da nur 72 Häuſer in Rußland fürſtliche Würden genießen oder je eines etwa auf eine Million Einwohner. Von dieſen, behauptet die Verfaſſerin, zählen 41 zu den Abkömmlingen der normanniſchen Rurik (862—879). Die drei erſten Familien ſind die Fürſten Odojewsky nach der Stadt Odoieff (Tula) geheißen, die Fürſten Kolzoff-Maſſalsk (Kaluga) genannt, und die Fürſten Gortſchakoff. Außer dieſen 41 „normänniſchen" giebt es noch eilf fürſtliche Häuſer fremden Urſprungs: bekannt darunter ſind die Namen Woronesky, Czartorysky, Bagration, Juſſupoff. Peter der Große war der hohen Ariſtokratie nicht ſehr hold, und daher gab er die Fürſtenwürde an Emporkömmlinge niederer Herkunft. So wurden die Nachkommen eines moskowitiſchen Paſtetenbäckers, Alexander Menſchikoff, auf dieſe Art zu dem Range von Knäſen emporgehoben. Kaiſer Nikolaus verlieh die Fürſtenwürde der Baronin von Lieven, Ivan Paskewitſch, einem Klein-Ruſſen gemeiner Herkunft, dem

Grafen Woronzoff, deſſen Familie erſt unter Eliſabeth Petrowna genannt wird, und dem Grafen Orloff, welche Peter der Große aus gemeinen Strelitzen in den Adelſtand erhob. Nur Fürſten- und Grafentitel haben in Rußland einigen Werth, während mit dem Ausdruck „ruſſiſcher Baron" etwas Lächerliches ſich verbindet, weil man allzu freigebig mit dem Barons-Diplome an Hofbanquiers und dergleichen Notabilitäten geweſen iſt. Was für die venetianiſchen Patrizier das goldene Buch, das iſt für den ruſſiſchen Adel das ſammtene Buch, welches hinaufſteigt bis zum Czar Iwan III. Dort finden ſich neben den jetzigen fürſtlichen Häuſern noch ſehr viele Familien eingeſchrieben, welche niedrigere Adelstitel führen.

Die Fürſtin verſichert uns, daß die ruſſiſchen Edeldamen durch Wahrheitsliebe, durch treue Erfüllung ihres Wortes, durch Zartheit in Geldgeſchäften und durch politiſche Unabhängigkeit ſich auszeichnen, mehr denken als die Männer, weniger kriechen wie dieſe und Neigung zum Heroismus zeigen. Allein auf den nächſten Blättern erzählt ſie uns Dinge, die ſich mit den vorſtehenden ſchwer vereinigen laſſen, nämlich Beiſpiele exemplariſcher körperlicher Züchtigungen vornehmer Frauen durch ihre Ehemänner, unter denen auch ein Dragoner-Offizier genannt wird, „von angenehmem Aeußern und Manieren, der gut ſprechen und gut ſchreiben konnte." Eheliche Prügel und Frauenhochherzigkeit vertragen ſich nach den Begriffen, die man im Abendlande hat, kaum mit einander. Während unter Alexander die Krüdener ihre höchſt zweifelhafte Rolle geſpielt hatte, war unter Nikolaus ein Fraueneinfluß nirgends bei Hofe wahrzunehmen. Die berühmteſte Frau der damaligen Zeit, eine Schwiegertochter des Grafen Roſtoptſchin, des großen moskowitiſchen Brandſtifters, lebte in Moskau als Verbannte. In die Verſchwörung beim Regierungsantritt des Kaiſers Nikolaus war auch der ehemalige Gardeoberſt Murawieff entfernt verwickelt geweſen und wurde ſchonungslos nach Sibirien verwieſen. Seine Frau und zwei Schwägerinnen begleiteten ihn, und erſt, als ſie ihr transuraliſches Exil erreicht hatten, begannen die drei Damen das Ruſſiſche zu erlernen, da ſie vorher nichts als franzöſiſch geſprochen hatten. Dies iſt eine wichtige Mittheilung, weil ſie auf das Unruſſiſche der ſogenannten altruſſiſchen Ariſtokratie eine grelle Beleuchtung wirft.

Neben dem erblichen Geburtsadel giebt es einen perſönlichen Adel, welchen Jeder erhält, der irgend eine der vierzehn Stufen des Tſchin- oder Beamtenſtandes erreicht hat. Während in Frankreich der alte, in ſeinen Vermögens-Verhältniſſen geſchwächte Adel ſehr zurückgezogen leben muß, weil er ſich den Luxus weder der Börſenpilze, noch der reich bezahlten Staatsbeamten zu gönnen vermag, leidet der ruſſiſche Adel am allerwenigſten an Nahrungsſorgen. Dagegen plagt ihn und beſchäftigt ihn fortwährend die Gunſt bei Hofe. Der einzige Gedanke und einzige Stolz der ariſtokratiſchen Damen beſteht darin, durch ihren Putz es ſo weit zu bringen, daß im Abendkreis der Kaiſerin von ihnen geſprochen wird. Da nun in Rußland die Hoffähigkeit ſich nicht nach den Ahnen, ſondern nach dem Grad im „Tſchin" richtet, ſo ſieht ſich der ruſſiſche Adel ſehr oft obſkuren Beamten gegenüber zurückgeſetzt, weil die Monarchen aus Berechnung die Eitelkeit der Ariſtokratie auf die Probe ſtellen, damit ſie ſich um Staatsdienſte bewerben. Im Sommer reſidirt der Hof in Czarskoe-Selo, und dorthin zieht ihm die hoffähige Geſellſchaft nach. Die Banquiersdamen und ſolche Adelige, welche trotz ihrer Vornehmheit keinen Zutritt bei Hofe haben, bewohnen dagegen die Newa-Inſeln und ſuchen einen Kreis angeſehener Fremden um ſich zu feſſeln. Ueber dieſe ſommerlichen „Vergnügungen" bemerkt Graf Sollohub kauſtiſch: „In Paulowsky unterhält man ſich über die Geſellſchaften auf den Inſeln, auf den Inſeln über die in Petrowsky und in Petrowsky über die in Paulowsky. Die Wahrheit aber iſt, daß

man ſich überall gründlich langweilt.“ Unter den „Inſeln“ meint man diejenigen, welche die Newa bildet, nachdem ſie ſich unterhalb der beiden Dörfer Ochta in drei Arme getheilt hat. Im Ganzen zählt man ſechs Inſeln voll von Landhäuſern und Luſtgärten, wohin die St. Petersburger Naturpilger hinzuſtrömen pflegen.

Moskau iſt noch immer der Sitz des unabhängigen Landadels geblieben, wo die Ueberlieferungen des alten Slavismus ſich am friſcheſten erhalten haben und die Orthodoxie des alten Rußlands noch eine gewiſſe Erudität beſitzt. In Moskau herrſcht eine übertriebene Frömmigkeit. Unſere Fürſtin, ſonſt eine gute griechiſche Katholikin, iſt doch betroffen darüber, mit welcher Verachtung von Sammet und Seide die elegenteſten Damen in den Kirchen ihre Niederwerfungen verrichten. In den Kirchen herrſcht, wie ſich's gebührt, vollſtändige Gleichheit; der Leibeigene drückt ſeinen Ellbogen an den Fürſten; die Bettlerin, die Dienſtmagd, die reiche Kaufmannsfrau und die große Dame ſtehen durcheinander, denn es giebt weder feſte Plätze noch Stühle, ſondern Alles bildet ein buntes Gemiſch, und der Edelmann hat keinen Schritt vor dem Plebejer voraus, was unſere Fürſtin einen étrange scandale nennt.

Das Leben der adeligen Herrſchaften auf dem Lande, welches uns Dora d'Iſtria aus eigener Erfahrung ſchildert, iſt traurig eintönig. In Rußland liegen die Beſitzungen ſo weit auseinander, daß jeder geſellige Verkehr äußerſt erſchwert iſt. Die Damen bleiben bis Mittag im Morgenanzug, der nicht immer ſehr ſauber iſt. Die Kinder werden nur auf Augenblicke von ihren Gouvernanten vorgeführt, ausgeſcholten und wieder hinweggeſchickt. Um die Mittagszeit wird die Krinoline angelegt und das Haar nach der neueſten Mode friſirt, worauf ein kurzer Spaziergang im Garten folgt. Bei der Rückkehr ſetzt ſich der Gemahl mit ſeiner Dame und etlichen eingeladenen Tſchinowniks (Beamten) zum Kartenſpiel, welches um 2 Uhr durch die Mittagstafel unterbrochen wird, um ſogleich nach aufgehobenem Tiſchtuch fortgeſetzt zu werden. Um ſechs Uhr wird ein Spaziergang nach dem benachbarten Gehölz angetreten und um ſieben Uhr die Kinder von der Mama nach ſtattgefundenen Bekreuzigungen in's Bett geſchickt. Um acht Uhr treten die Karten abermals auf und es wird bis tief in die Nacht fortgeſpielt. So wenig wie um die Kinder kümmern ſich die Hausfrauen um ihr Haus. Der Mann muß überall ſein, im Stall, im Keller, im Garten, in der Küche, ja er überwacht ſogar das Geſchäft der Wäſche. Die einzige geiſtige Erquickung dieſes Landlebens beſteht im Verläſtern ſeiner Nächſten. Die Leute in der Provinz haben überall Neigung zur Klatſchſucht, um wie viel mehr in Rußland, wo man ſich weder um die Literatur wie in Deutſchland, noch um die Politik wie in England, noch um die Künſte wie in Italien bekümmert. Im Läſtern aber beſitzen die Ruſſen ein großes Talent und wuchern redlich mit ihrem Pfund.

Was die Verfaſſerin über den „Tſchin“ oder Beamtenſtand ſagt, beſchränkt ſich auf die bekannten Darſtellungen moderner ruſſiſcher Dramatiker und Romanſchreiber, deren Schilderungen als beſonders treu und belehrend uns bezeichnet werden. Ein anderes Capitel iſt dem Bürgerſtand oder vielmehr der Abweſenheit des Bürgerſtandes gewidmet, denn es giebt in Rußland nur Leibeigene oder Kronbauern, Adelige und Tſchinowniks (Beamte). Selbſt der Kaufmannsſtand, der in drei Gildeklaſſen vertheilt iſt, kann nicht einmal recht als Keim eines künftigen Bürgerthums betrachtet werden. Unter den 40,000 Kaufleuten giebt es noch immer 5000 Leibeigene, von welchen manche etliche Millionen beſitzen. Selbſt die freien Kaufleute in der dritten Klaſſe ſind noch der Prügelſtrafe unterworfen. Im Handelsſtand wird noch die altruſſiſche Tracht und der Bart lang getragen. Die Kaufmannsfrauen zeichnen ſich durch auffallende Fleiſchmaſſen und eine blendend weiße Haut aus; beide Körpervorzüge ſind

eine Folge ihrer ſitzenden Lebensweiſe. Der Kaufmann hängt an ſeine Frau viel köſtliches Pelzwerk und reiches Geſchmeide, ſein Tiſch iſt aber ſo einfach und frugal, wie der des Mudſchik. Aller Ehrgeiz des Kaufmanns iſt darauf gerichtet, einen adeligen Schwiegerſohn in's Haus zu bekommen, in Ermangelung deſſen er ſich auch mit einem Tſchinownik zufrieden giebt.

Das ruſſiſche Volk muß man daher weder bei dem franzöſiſch redenden Adel, noch in den Städten, ſondern unter der Landbevölkerung ſuchen. Man thut ferner gut, zwiſchen den 34 bis 36 Millionen Großruſſen und den 6 Millionen Kleinruſſen zu unterſcheiden, deren Phyſiognomien ſchon beträchtlich von einander abweichen. Der Kleinruſſe iſt ſtill, langſam, träumeriſch und zum Trübſinn geneigt, der Großruſſe dagegen ein aufgeweckter, flatterhafter Spötter. Die großruſſiſchen Frauen ſind ebenfalls zum Fettwerden geneigt und zeigen wenig anmuthige Formen, die Männer ſind dagegen gut gebaut, was man von den Weißruſſen nicht ſagen kann, die den Eindruck eines verkümmernden Baſtardvolkes machen, und deren Frauen klein, ſchwach und wenig fruchtbar ſind. „In Deutſchland", bemerkt die Fürſtin, „habe ich faſt eben ſo viel Volkstrachten als Landſchaften gefunden. In Großrußland, welches ein paar Mal ſo groß iſt wie Deutſchland, bleibt die Tracht der Männer mit kaum merklichen Abweichungen des Haarſchnitts allerorten dieſelbe." Den Frauen der Mudſchiks (Bauern) fehlen die Schönheiten der meiſten ſlaviſchen Völker. Nur ſporadiſch ſtößt man auf hübſche Geſichter oder wie in Jaroslaw auf goldenes Haar, blaßblaue Augen, roſige und durchſichtige Haut; im Allgemeinen raubt den ruſſiſchen Frauen der ſtrenge Winter, die Dampfbäder, ſowie die unbequeme und häßliche Tracht die gewöhnlichſten Reize. Sie tragen nämlich die Röcke über den Brüſten unter der Achſel zuſammengebunden, ſo daß von einer Taille nicht die Rede ſein kann, und der Körper, ſelbſt bei den jüngſten ſchon, raſch entſtellt wird. Wie erniedrigt ihre ſittliche Lage aber ſei, kann man aus dem Umſtand ermeſſen, daß eine Leibeigene auf Befehl des Herrn, mag ſie nun Jungfrau, verheirathet, ja ſelbſt ſchwanger ſein, geſchlagen werden kann! „In der That", bemerkt die Verfaſſerin, „findet man bei den ruſſiſchen Bäuerinnen nicht jenes Gefühl von Frauenwürde, welches mit Recht an den Südſlaven bewundert wird. Man darf ſie nur am Tage vor einer Hochzeit in ihren Badſtuben ſehen, wie ſie eſſen, Branntwein trinken, ſingen und ſich gegenſeitig mit Ruthen peitſchen, Alles im Zuſtande der Nacktheit, wie ſie den Wilden Ehre machen könnte." Es ſcheint faſt, als fühlte das ruſſiſche Weib ein Bedürfniß nach Schlägen, denn im Volkslied ſagt die Schwiegermutter zum Schwiegerſohn: „Was biſt mir für ein Kind? welches Familienhaupt ſoll aus Dir werden, der Du eine junge Frau haſt und ſie niemals ſchlägſt?" Die Männer kümmern ſich wenig um Feld und Frau, ſie kennen nur zwei Leidenſchaften: das Branntweintrinken und den Tanz, die vereinigt bis zur bacchantiſchen Raſerei ſich ſteigern können. Der Aberglaube auf dem Lande geht ſo weit, daß die Mudſchik jeden Nichtruſſen für einen Heiden halten; ſelbſt die Frau Fürſtin, trotz ihres gewiſſenhaften orthodoxen Gottesdienſtes, wurde wie nicht recht geheuer angeſehen, jedes Mißgeſchick aber, welches die Ortſchaft traf, ihren Kammerfrauen „den deutſchen Heiden", zur Laſt gelegt, obgleich dieſe keine Deutſchen, ſonſt aber gute griechiſche Katholikinnen waren. Dem Ruſſen bleibt aber jeder Fremde ein Deutſcher, und ein Deutſcher iſt ihm gleichbedeutend mit Heide. Da das Volk vor Aberglauben ſtarrt, iſt es nicht zu verwundern, daß das Sektenweſen auf ſchauerliche Abwege führt. Das Höchſte leiſtet darin die Genoſſenſchaft der Skoptſchy, die ſich am Oſtertag zu einer grauenhaften Verherrlichung der Mutter Gottes vereinigen. Eine Jungfrau wird in eine Badewanne geſetzt und ihr in die linke Hand das Bild des heiligen Geiſtes ge-

geben, während etliche alte Weiber ihr die linke Bruſt abſchneiden, welche als Opferſpeiſe unter den Anweſenden vertheilt wird. Die Feier endigt dann mit einer ſchmutzigen Orgie, welche die Frauen ohne Regung der Scham mitfeiern. Die Heldin des Tages wird fortan wie eine Heilige verehrt, büßt aber durch einen in der Regel raſch nachfolgenden Tod für den ſchauerlichen Wahn ihrer Glaubensgenoſſenſchaft.

(W. Z.)

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 25. Auguſt.

In dem Befinden Sr. Majeſtät des Königs iſt in der letzten Woche keine Aenderung eingetreten. Das ſchöne Wetter der letzten Tage und die Beſtändigkeit des Befindens des hohen Kranken geſtatteten, die Spazierfahrten im Wagen wieder aufzunehmen. Das Ziel dieſer größeren Promenaden, welche gegen Abend unternommen wurden, war in der Regel der Wildpark. Sie wirkten ſichtlich wohlthuend und anregend auf Se. Majeſtät, denn der König bezeigte Freude beim Anblick des Wildes, beim Duft der Waldungen, und fühlte ſich behaglich beim Aufenthalt im bairiſchen Häuschen.

In den Kreiſen unſerer Liberalen vom reinſten Waſſer erregt der bevorſtehende Handwerkertag viel Beunruhigung. Schon die Verfügung des Handelsminiſters, in welcher die Regierungsbehörden aufgefordert werden, über die Wirkſamkeit der bisherigen Gewerbe-Geſetzgebung Bericht zu erſtatten, war Jenen ein Dorn im Auge, weil ſie ſich nicht unbedingt für Gewerbefreiheit ausſprach, ſondern vielmehr „die Kräftigung des corporativen Lebens im Handwerkerſtande" für wünſchenswerth erklärte; noch viel mehr Entſetzen erregt es aber unter unſeren Liberalen, daß nun die Handwerker ſelbſt, und zwar ſolche Handwerker, welche in politiſcher Beziehung zu den Gönnern der „Nationalzeitung" und der „Volkszeitung" zählen, jetzt plötzlich ebenfalls einige Theilnahme für dieſes „corporative Leben" zeigen oder, wie die „Nationalzeitung" ſagt, „mit Begier nach dem Zunftzopf greifen". Es muß allerdings ſchmerzlich für einen Fortſchritts-Enthuſiaſten ſein, wenn er ſieht, wie ein großer Theil des „Volkes", ein Theil Derer, die bisher den Lehren ſeiner Weisheit andächtig gelauſcht haben, ſich nun plötzlich erdreiſtet, eine eigene Meinung zu haben, und zwar eine von der des hohen Vormundes abweichende! Bevormundet ſoll das „Volk" zwar nie und nimmermehr werden, aber wenn es ſich von den Verkündigern liberaler Theorien bevormunden läßt, thut es außerordentlich wohl, und wenn es ſich einmal erdreiſtet, ſich von dieſer Vormundſchaft zu emancipiren, ſo zerreißt der unglückliche Vormund natürlich ſein Kleid und trauert in Sack und in der Aſche!

Mehr als 70 Provinzialſtädte haben bereits Deputirte für den Handwerkertag gewählt, und die Innungen vieler anderer haben erklärt, daß nur Mangel an den nöthigen Geldmitteln ſie abhalte, ſolche Deputirte abzuſchicken. Viele von den Letzteren haben den Wunſch ausgeſprochen, durch einen hieſigen Innungsmeiſter in der Verſammlung vertreten zu werden. Die Theilnahme der hieſigen Handwerker an derſelben iſt ſo groß, daß man Urſache hat, anzunehmen, es werden ſich mehrere Tauſend derſelben bei den Sitzungen einfinden. Die Zahl der ſtimmfähigen Mitglieder des Handwerkertages berechnet man auf etwa 200.

Aus Paris.

20. Auguſt.

Gewiß iſt es dem Kaiſerthum nicht lieb, wenn ſein revolutionärer Charakter zu ſehr in die Erſcheinung tritt. Garibaldi iſt ein recht guter Bundesgenoſſe, ein vortreffliches Werkzeug, aber er iſt auch ein mißliebiger Enthüller. Das Eine kann man ja aus der bisherigen Carrière des Kaiſerthums erſehen, daß es nur dann den Sieg gewinnt, wenn es die Färbung ſeiner Thaten und ſeiner Entwürfe ſo unentſchieden und unklar wie möglich hält. Es wäre in demſelben Augenblick um den Napoleonismus geſchehen, wo er eine beſtimmte Fahne ausſteckte, oder wo Europa über ſeine Natur in's Reine käme. Demnach muß ſtets dafür geſorgt werden, daß ein doppeltes Licht auf die Unternehmungen des Kaiſers falle: er kann nur dann auf Erfolge rechnen, wenn die Anſchauungen ſeiner Gegner verwirrt ſind, ſo daß die Feinde nicht wiſſen, wohin ſie ihre Streiche zu zielen haben, und ob ſie nicht, indem ſie einen verwundenden Schlag führen, ſich ſelber in das Herz treffen. Dies iſt der Grund, weshalb in dem Moment, wo der Triumph der Principien von 1789 proklamirt wird, zugleich Dankopfer für die Rettung der Geſellſchaft, der Religion, der Ordnung angezündet werden; deshalb ſteht neben dem Bilde des demokratiſchen Imperators das Bild des geſinnungstüchtigen Friedensfreundes. Nur keine zweideutige Haltung!

Dies erwägend, kamen uns die Gerüchte, welche gegenwärtig verbreitet werden, und denen gemäß die kaiſerliche Diplomatie von Neuem dem Wiener Cabinet ein Bündniß angetragen habe, glaubwürdig vor. Möglich, daß Napoleon nur durch allerhand Offerten Oeſtreich hinhalten will, weil er der Stärke des Druckes, mit welchem England den öſtreichiſchen Kaiſer von einer Politik der Initiative zurückſchrecken möchte, nicht traut. Möglich aber auch, daß ihm ein Programm vorſchwebt, wonach Frankreich und Oeſtreich halb liberaliſirend, halb reagirend in Italien eingreifen ſollen. Jedenfalls nutzt es ihm, ſolch einen Plan jetzt auf's Tapet zu bringen, da derſelbe das gefährliche Weſen der Kriſis übertüncht und außerdem das Einverſtändniß zwiſchen den beiden deutſchen Mächten hindert, bis zu einem ſcharfen Entſchluſſe zu reifen.

Daß Oeſtreich den Anerbietungen des Kaiſers Gehör ſchenken werde, iſt nicht denkbar. Aber ſelbſt wenn Napoleon durch die kühle Haltung des Wiener Hofes und durch den Bund der deutſchen Mächte genöthigt wird, ſein Glück demſelben Schifflein anzuvertrauen, in welchem Garibaldi ſitzt, — ſelbſt dann wird er noch nicht rückſichtslos die revolutionäre Fahne ſchwingen. England wird das mildere Licht liefern, welches die Röthe des Revolutionsbanners abzuſchwächen beſtimmt iſt: England wird ſich mit Frankreich zur Einrichtung geordneter Zuſtände auf der apenniniſchen Halbinſel vereinigen. Das britiſche Cabinet muß dies thun, und zwar liegt der Zwang in Syrien. Die Poſition, welche Frankreich im Orient gewonnen hat, wird nicht eine Reibung zwiſchen England und dem Kaiſerthum hervorbringen, ſondern die Allianz einen Schritt weiter leiten. England muß nach einem Erſatz für ſich ſelber ſtreben, nachdem Frankreich den orientaliſchen Gewinnſt gemacht. Und dieſen Erſatz bietet ihm Sicilien, bietet ihm Neapel. Engliſche Truppen müſſen nach dem ſüdlichen Italien, damit wider die franzöſiſchen Truppen in Damaskus ein Gegengewicht geſchaffen werde. So ſind die Vorausſetzungen für die Uebernahme des gemeinſamen Richteramtes in Neapel vorhanden, ſo ergänzen ſich Syrien und Neapel. So wird engliſche Mitwirkung den Kaiſer gegen den Vorwurf, daß er der Chef der Revolution ſei, decken.

Aus London.

20. Auguſt.

Das wildeſte Corps unter den freiwilligen Schützen ſind die City-Volontairs. Ob es daher kommt, daß dir Patrioten der City gewöhnlich ihre Exercitien in der Guildhall unter den Augen des Gog und Magog anſtellen? Oder ob ihre Ausgelaſſenheit einfach zurückgetretener Jugendübermuth iſt, den der Ernſt des Geſchäftes bisher niederdrückte, und der nur vermittelſt der Eingebungen der Büchſe zum Durchbruch gelangt? Kurz, die City-Schützen haben ſchon manchen tollen Streich verübt. Bei dem großen Manöver, das vor drei Wochen in der Grafſchaft Kent ſtattfand, war ihnen die Aufgabe zuertheilt worden, die Franzoſen darzuſtellen. Alſo hatten ſie zu retiriren: dem urſprünglichen Plane gemäß ſollten ſie, auf der Landſtraße einherkommend, von den britiſchen Schützen umzingelt werden, ſie ſollten auf eine Anhöhe weichen, dann ſollten die Vaterlandsvertheidiger über ſie herfallen, ſie verdrängen und endlich in die wilde Flucht jagen. Während der erſten Scene ließen ſie ſich dieſe Rolle gutwillig gefallen, ihr Rückzug nach der Höhe war meiſterhaft, aber dann wurde das ewige Weichen den ehrſamen Knaben zu arg. Als die ſiegbegeiſterten Briten wider ſie heranſtürmten, wünſchten ſie auch einmal zu triumphiren, ſie leiſteten ernſtlichen Widerſtand, ſtießen die Gegner vom Berge herab, und erſt dem inſtändigen Flehen des commandirenden Lords gelang es, ſie zur Ergebung in die beſcheidene Wirklichkeit zu bewegen.

Am Sonnabend waren ſie von dem wohlbeſtallten Herrn Samuel Sugden, der bei Southgate eine Villa beſitzt, eingeladen worden, in ſeinem Parke eine kleine Campagne auszuführen. Ihre Leiſtungen übertrafen alle Erwartung; denn ſie nahmen auch Sturm und Plünderung in ihr Programm auf. Nachdem ſie des heftigen Regens wegen den Felddienſt möglichſt abgekürzt hatten, marſchirten ſie nach einem mächtigen Zelte, welches Herr Sugden hatte aufſchlagen laſſen und wo allerhand Erfriſchungen ihrer harrten. Damit die Ordnung bewahrt werde, waren bedruckte Zettel an ſie vertheilt worden mit der Anweiſung, in beſtimmter Reihenfolge nach dem Zelte zu gehen und gegen Abgabe des Zettels von den Aufwärtern den Proviant in Empfang zu nehmen. Aber auch diesmal zeigten ſie, daß ſelbſtſtändiger Entſchluß in ihnen lebe. Die Umſchweife waren ihnen läſtig; man ſah plötzlich, wie die Leinewand des Zeltes von einigen kühnen Plänklern, die vorangeſchickt waren, aufgerollt wurde, dann eilte die ganze Colonne herbei, Steinkrüge mit Cognac wurden weggeſchleppt, Schweinepaſteten flogen in der Luft umher, Wein- und Bierflaſchen wurden geraubt, Rieſenkäſe wurden ſecirt. Lauter Jubel nebſt einigen Verwundungen — zwei Volontairs zerſchnitten ſich an den Champagnerflaſchen, denen ſie die Hälſe brachen, die Finger. Das ſieht hoffnungerweckend aus; offenbar ſteckt in den freiwilligen Schützen mehr, als man anfänglich vermuthete.

Im Ernſt, es ſteckt mehr in ihnen. Wir geſtehen, daß wir, die erſten Freiwilligen-Bächlein ſehend, die aus der Agitation für Volksbewaffnung hervorſprudelten, zu einem falſchen Urtheil verleitet wurden. Die Erinnerung an die Schauſpiele des Berliner Jubeljahres von 1848 tauchten in uns auf. Es war uns, als hätten wir die Rotte Mohneke oder das ſchmucke Künſtlercorps wieder vor uns: Säbelgeklirr, Büchſengeprahle, kecke Hüte, ſchwanke Federn, und am Ende — Geſtalten, die blos noch dem ſcharfen Auge eines Waſſermann ſichtbar blieben. Aber das war eben der erſte Eindruck, oder vielmehr kein Eindruck, weil nicht die Realität, ſondern nur eine oberflächliche Reminiscenz jene Anſchauung hervorbrachte. Sobald der wirkliche Eindruck ſich geltend machte, trat der Unterſchied zwiſchen der bewaffneten Jugend Englands und den Himmelsſtürmern von 1848 hervor. Der jungr Menſch in England beſitzt die große Eigenſchaft

der Beſcheidenheit; er hält ſich nicht für einen Apoſtel der Volksbeglückung, man findet in ſeinem Geſichte nicht den anmaßenden und doch wieder unſicher verſchwommenen Zug, den man bei jungen Politikern des Feſtlandes bemerken kann und welcher verkündigt, daß der Inhaber einer welterobernden Miſſion diene; er will nicht zu mehr beſtimmt ſein, als was er leiſten kann, nämlich zur Vertheidigung des Fußbreit Bodens, auf dem er ſteht, und auf dem ſein Vater ſtand. Ferner fühlt ſich der britiſche Volontair nicht im Gegenſatz zum regelrechten Soldaten. Und hauptſächlich, er kannegießert nicht, erhebt nicht den Anſpruch, zugleich Staatsmann zu ſein. Was auf dem Feſtlande die ganze gebildete Jugend zu Politikern machen würde — die Schwankungen im Miniſterium, die wiederkehrenden parlamentariſchen Kriſen, die Abnutzung der Parteihäupter — das bringt hier den entgegengeſetzten Erfolg hervor. Der junge Menſch läßt ſeine Seele nicht von den Ereigniſſen des Tages gefangen nehmen: der Wechſel zwiſchen Palmerſton und Derby, bei dem ja doch Alles beim Alten bleibt, die Reibungen zwiſchen Ruſſell und Disraeli, die jedoch keinem Verfaſſungsgrundſatze Schaden zufügen, die Kämpfe zwiſchen Ober- und Unterhaus, bei denen ja doch das ſtändiſche Fundament der Volksgemeinde unverrückt iſt, dies Alles kann ihn nicht aufregen. Das Land und die Familie, in denen er wurzelt, bleiben dieſelben, hiermit gut. Die britiſche Jugend ſchaukelt ſich nicht in dem Nachen der Theorie, ſie iſt nicht allklug, ſie iſt, wie geſagt, beſcheiden: und Beſcheidenheit macht tapfer.

Hier zu Hauſe bleib's beim Alten, — freilich, die nothwendige Ergänzung iſt, daß draußen Alles drunter und drüber gehen muß. Und dafür ſorgt das Miniſterium. Was iſt der Grundſatz der Nichtintervention, den England den legitimen Mächten als Geſetz auferlegt, was iſt er anders als die Sicherung der allgemeinen Verwirrung? Was iſt er anders als der Befehl an die Diplomatie, daß ſie ſich darauf beſchränke, vollbrachte Thatſachen zu regiſtriren? Der Grundſatz der Nichtintervention erklärt das Völkerrecht, deſſen Vorausſetzung das gemeinſame Intereſſe der vertragsmäßig begründeten Staaten iſt, für beſeitigt; er droht jeder Regierung, die etwa noch kühn genug iſt, der Anarchie Ruhe gebieten zu wollen, mit dem Banne; er verbietet die Initiative. Die einzelnen Regierungen ſollen abwarten, bis das Ungethüm der Revolution an ihre Pforte klopft; vorher ſollen ſie keinen Schritt aus dem Hauſe gehen; und auch dann ſollen ſie die Thür öffnen, aber nicht, um den Eindringling zu bekämpfen, ſondern um ihn höflich zu bitten, daß er es ſich bequem bei ihnen einrichte. Leiſten ſie Widerſtand, ſo werden ſie aus dem Bereiche gewieſen, wo der Civiliſation und Humanität Altäre gebaut ſind.

Aber, frägt man, jenes England, das am Schluß des vorigen und im Beginn des jetzigen Jahrhunderts Geld auf Geld und Flotte auf Flotte ausſchickte, um die Revolution und ihren Heros zu vernichten, iſt es daſſelbe England, welches jetzt mit zarter Sorgfalt die Revolution zu einem noli me tangere erklärt? Wohlan, es iſt daſſelbe England. Der Krieg gegen Frankreich vor ſechzig Jahren hatte für England ein gleiches Ergebniß und einen gleichen Zweck wie heute die Allianz. Indem England durch den Krieg die franzöſiſche Unternehmungsluſt verhinderte, ſich über den Ocean auszubreiten, warf es den revolutionären Coloß auf das Feſtland. Ja, England war es, welches erſt dieſen Coloß formen und großfüttern half. An den Küſten verſtopfte es jeden Ausgang, durch welchen die Thatenluſt Frankreichs ſich hätte ergießen und aufreiben können, es concentrirte die Gewalt der franzöſiſchen Nation, die ſodann über den Rhein, über die Alpen, über die Weichſel fluthen mußte. Als endlich der Rückſchlag kam, half England zwar den aufſtändiſchen Völkern bei der Niederſchlagung des Kaiſerthums, doch nur deshalb, weil es einmal in die Bahn des Kampfes hineingeriſſen war. Im Uebrigen

ſuchte es den Drang der Völker, welcher den Conflikt zu einem entſcheidenden machen wollte, zu moderiren. Blücher ſandte nach der Schlacht bei Waterloo dem engliſchen Heerführer die Botſchaft, daß er, wenn ihm Napoleon in die Hände falle, den Corſaren werde erſchießen laſſen. Wellington behandelte dieſe Meldung wie einen Ausbruch teutoniſcher Barbarei. Natürlich, es wäre ja den Engländern eine Beute entgangen, die in ihren Händen dazu beſtimmt war, als drohendes Geſpenſt gegen Europa zu dienen. Den Fehler, zu dem England gezwungen war, an der Seite der Völker zu fechten, machte es dadurch wieder gut, daß es bei den diplomatiſchen Verhandlungen, welche dem Siege folgten, die Zerſtückelung Frankreichs verhinderte. Unter allen Umſtänden wollte es ein ſtarkes Frankreich aufrechterhalten, ein conſtitutionelles Frankreich, welches dem wunden Continent wie ein Dorn in der Seite ſitzen blieb, die Aufmerkſamkeit der Nachbaren zu zerſplittern fortfuhr und die Beſtrebungen der Völker, eine echte, wohlbegründete Freiheit zu erwerben, vereitelte, indem es dieſen Beſtrebungen einen falſchen, propagandiſtiſchen Schein lieh. Dies iſt der Wurm, der an den deutſchen Einheitsarbeiten nagt: die wälſche Färbung, die von Frankreich her über ſie gebreitet wird. Sobald das conſtitutionelle Frankreich der Aufgabe, die England ihm geſetzt hatte, untreu ward, ſobald es Miene machte, in die Reihe der legitimen Mächte einzutreten, ſobald es, ſtatt propagandiſtiſch zu wirken, gegen die revolutionäre Partei das Schwert zog, ſtrengte Großbritannien alle Muskeln an, um der franzöſiſchen Krone das Spiel zu verleiden, England ſelber nahm die Propaganda in die Hand — man blicke doch auf das Reſultat des antinapoleoniſchen Krieges Großbritanniens, und man wird nicht länger zweifelhaft bleiben, daß das Intereſſe, in welchem England gegen Frankreich ſtritt, ein anderes war als dasjenige der continentalen Völker.

Nun gut, was England vor ſechszig Jahren durch den Krieg erzielte — nämlich die continentale Großfütterung des revolutionären Rieſen — das erreicht es jetzt mit Hülfe der Allianz. Deshalb der Eifer, mit dem es die Nichtintervention ausruft, deshalb das Glasfenſter, das es über Garibaldi's Treibhaus deckt, deshalb der Cultus der Neutralität, deshalb die Begier, mit welcher England ſchon jetzt nach Entſchuldigungsgründen ſucht, um ſeine Gleichgültigkeit bewahren zu können, wenn das Kaiſerthum die Hand nach dem Rheine ausſtreckt. Schon jetzt kommen uns Symptome genug vor Augen, aus denen erhellt, daß England ſogar die vorſorgliche Rührigkeit, welche unter den deutſchen Potentaten herrſcht, als einen ſolchen Entſchuldigungsgrund benutzen wird. Es iſt für England immer ein unangenehmes Schauſpiel, Anläufe zur Reſolutheit zu ſehen. „Sie werden es ſelber über ſich bringen," ſagt man hier; „ſie haben es ſelber über ſich gebracht," wird man nachher ſagen.

Es giebt nur einen Fall, in welchem England wie ein gereizter Löwe aufſpringen wird. Wenn Frankreich an irgend eine ſeiner maritimen Poſitionen rührt. Bisher beſchäftigt man den navalen Ehrgeiz des Kaiſerthums, indem man ihm in China eine kleine Arbeit giebt; ſelbſt Syrien dient einſtweilen zur Ableitung; und was ſonſt an überflüſſigen Kräften vorhanden iſt, das wird ja am Rheine zu ſchaffen finden. Käme es jedoch einmal ſo weit, daß Frankreich die oceaniſche Gewalt Englands in Frage ſtellte, dann würde England ſofort einen Vorrath an Staatsmännern wie Pitt, an Rednern wie Burke, an Helden wie Nelſon und Wellington entwickeln. Dieſer Stamm iſt auf den britiſchen Inſeln nicht ausgeſtorben, im Gegentheil, England iſt fruchtbar an Holz, aus welchem ſolche Leute geſchnitten werden. Aber, ehe es Noth thut, den Finger rühren? blos deshalb, weil der Continent in Nöthen iſt, die bequeme Neutralität opfern? Nimmermehr!

Börsen-Revue.

(Vom 15. bis 22. August.)

Der Einfluß der politischen Ereigniſſe auf die Börſe, dem dieſe ſich ſeit längerer Zeit ſo gänzlich entzogen gehabt hatte, iſt jetzt vollſtändig wiederhergeſtellt, und mit ihm hat die Börſe auch ihre alte Senſibilität wieder erlangt, welche jedes mitunter noch ſo abſurde Gerücht in einer Bewegung der Courſe zur Geltung kommen läßt. Natürlich ſind dadurch wieder Aller Blicke dorthin gerichtet, wo jetzt der Schwerpunkt der politiſchen Situation zu finden iſt, und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß bei der Verwicklung der italieniſchen Angelegenheiten und der Erregung der ungariſchen Bevölkerung der Verkehr in den öſtreichiſchen Effekten wieder mehr die Aufmerkſamkeit der Börſe auf ſich gezogen hat und wieder mehr in den Vordergrund getreten iſt; und da ſelbſtredend die Effecten tonangebend ſein müſſen, in welchen der umfangreichſte Verkehr ſtattfindet, der Cours auswärtiger Effecten ſich aber in der Regel nach ihrem Stande an der heimathlichen Börſe normirt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch der Einfluß der Wiener Börſe wieder ein größerer werden und unſere Börſe wieder mehr in eine gewiſſe Abhängigkeit von der Wiener treten müßte. Wird einmal Handel und Spekulation in auswärtigen Effecten an der Börſe getrieben, ſo finden wir auch ſolchen Zuſtand einer vermehrten Beeinfluſſung auswärtiger Berichte und Notirungen ſo natürlich, daß wir der dafür ſo beliebten Phraſe: „die Börſe hat ihre Selbſtſtändigkeit wieder verloren" auch durchaus keine Berechtigung zugeſtehen können. Wenn auch einzelne andere Speculationseffecten mitunter von den Schwankungen der auswärtigen Courſe in Mitleidenſchaft gezogen werden mögen, ſo werden dieſe doch nur in ganz beſonderen Fällen und bei Nachrichten, denen eine vorzugsweis große Tragweite innewohnt, einen Einfluß auf inländiſche ſolide Effecten, namentlich auf ſolche, die faſt ausſchließlich zur Geldanlage dienen, ausüben können. Im Gegentheil wendet ſich in ſehr beweglichen und in ſolchen Zeiten, welche zwar nicht einen klaren Blick in die Zukunft, aber auch keine directen und nahen Befürchtungen geſtatten, das Kapital in der Regel in noch größerem Maaße den zu Geldanlagen beſonders berechtigten Papieren zu, und ſo erfuhren denn auch in dieſen acht Tagen die auswärtigen und die von der Speculation bevorzugten Effecten einen Rückgang im Courſe, während ſolide und durch beſondere Umſtände oder ſpecielle Verhältniſſe dazu berechtigte Papiere im Courſe ſtiegen und umgekehrt.

Dieſer umgekehrte Fall war beſonders zu Ende der vorigen Woche eingetreten, wo die Dementirung der vielbeſprochenen öſtreichiſchen Note und die Erwartung lang erſehnter Regierungsverordnungen zum Geburtstage des Kaiſers eine erhebliche, wenn auch wieder ſchnell vorübergehende Steigerung der öſtreichiſchen Effecten hervorgebracht, während das abſurde Gerücht von der dieſſeitigen Mobilmachung zweier Armee-Corps, das man mit Unruhen in Polen in Verbindung brachte, eine erheblich ungünſtige Wirkung, namentlich auf preußiſche Fonds und Prioritäten, gehabt hatte. Dagegen haben ebenfalls, nachdem ſich dieſes Gerücht als vollſtändig unbegründet erwieſen, die benannten preußiſchen Effecten ziemlich wieder ihren vorherigen Stand erreicht, zum Theil auch noch überſchritten, während die öſtreichiſchen Effecten durch neue ungünſtige Nachrichten aus Italien faſt wieder auf den niedrigſten Stand der vorigen Woche zurückgekehrt ſind. Die Schwankungen der letzteren betrugen z. B. bei Metalliques 49¼, 49, 52½, 50¾, bei National-Anleihe 59¼, 58¾, 60¼, 59¼, neueſter Anleihe 70, 69, 70½, 70, Creditactien 68¼, 67, 70¼, 67, und bei Staatsbahnactien 127, 125, 128½, 126. —

Der Vortrag des öſtreichiſchen Finanzminiſters an den Kaiſer konnte in der That zu keinem ungünſtigeren Zeitpunkte erſcheinen, um auch jede Wirkung auf den Stand des öſtreichiſchen Credits zu verfehlen. Wir werden ſpäter wohl Gelegenheit finden, denſelben ſpecieller zu beſprechen; im Allgemeinen bemerken wir vorläufig nur, daß er ſeiner ideellen Natur wegen auch auf die Börſe einen reellen Einfluß nicht ausüben konnte. Denn wie laſſen ſich Angeſichts einer Armee unter Waffen auf Jahre hinaus Erſparniſſe in den Staatsausgaben combiniren und dieſe ſich der Beſſerung des Finanzzuſtandes des Landes zu Grunde legen, wo ein einziger Kanonenſchuß alle dieſe Combinationen über den Haufen wirft? Die Anſchauungen des Finanzminiſters, die in ihrer Wirkung auch wohl nur für die Berathungen des verſtärkten Reichsraths berechnet waren, gewähren allerdings dem Lande die Beruhigung, daß die Staatskaſſen momentan in der Lage ſind, den regelmäßigen Anforderungen zu entſprechen, aber ſie baſiren auf einer Fortdauer des gegenwärtigen Friedens, und eine ſolche Baſis iſt Angeſichts der politiſchen Situation mindeſtens eine ſehr fragile. Die Ausſichten auf Erſparniſſe im Militär-Departement ſtehen heute ſchon in Frage, da, wenn auch Oeſtreich entſchloſſen iſt aus ſeiner defenſiven Stellung möglichſt nicht herauszugehen, doch die ſteigende Verwickelung der Dinge in Italien eine nothwendige Verſtärkung der Armee, ſowie die durch den Tod des Fürſten Danilo möglich gewordenen Evenements derartige Gebote der Vorſicht auch nach dieſer Seite hin erfordern. Wird der Krieg auch morgen noch nicht beginnen, ſo iſt er doch unausweislich und iſt für jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Iſt er aber einmal ausgebrochen, dann wird er auch eine Frage des Raums, denn dann tritt die zweite und ungleich wichtigere Frage ſeiner Ausdehnung ein. Aber auch ſelbſt für den kaum denkbaren Fall der Erhaltung des gegenwärtigen Friedens dürfte immer noch erſt abzuwarten ſein, ob das Silberagio wirklich in der erwarteten Weiſe zurückgehen und die Ausgaben durch Einführung einer neuen Gemeindeordnung und durch die Wiederherſtellung der Autonomie der Provinzialſtände, wie ſie unzweifelhaft aus den Berathungen des verſtärkten Reichsraths hervorgehen wird, ſich in der That ſo erheblich verringern werden. Zur Verminderung des Silberagio's braucht allerdings nur die Nationalbank ihre Activa zu verkaufen und mit dem Erlös die Notencirculation zu vermindern und den Silbervorrath zu vermehren, aber dem tritt wieder die eigenthümliche Geſtalt der Bank entgegen. Ein Inſtitut mit Banquiers als Verwaltungsräthe kann ſchwerlich große Operationen an der Börſe machen, da dieſe doch erſt von dem Verwaltungsrathe beſchloſſen werden müſſen und die als ſolcher fungirenden Herren Banquiers doch ſchwerlich ſo viel Selbſtverleugnung beſitzen dürften, um nicht „die Ehre mit's Geſchäft" zu vereinen und die in ihrer Eigenſchaft als Verwaltungsräthe beſchloſſenen Operationen vorher in ihrer älteren und ihnen näherliegenden Eigenſchaft als Banquiers und Speculanten zu ihrem eigenen Nutzen auszubeuten, ſo daß dann die Verkäufe der Bank ſich immer nur ſehr ſchwer und nur mit erheblichem Nachtheil für dieſelbe würden realiſiren können.

Von Intereſſe für unſere Leſer dürfte noch die Mittheilung ſein, daß die piemonteſiſche Anleihe faſt mit dem vierfachen Betrage gezeichnet worden und außer vielen Geldinſtituten ſich das Haus Rothſchild mit 1,700,000 Lire und der portugieſiſche Generalconſul Erlanger zu Frankfurt a M, für ſich und einige Freunde, mit dem doppelten Betrage betheiligt hat.

Die Bank- und Credit-Effecten erlagen diesmal faſt durchgängig dem Eindrucke der allgemeinen Flauheit und Geſchäftsloſigkeit; ſelbſt die ſonſt ſo beliebten Provinzial-Banken gingen, poſener und pommerſche ritterſchaftliche ſogar um 2 pCt., im Courſe zurück. Von den Creditaktien gaben beſonders Meininger ihre frühere Preiserhöhung

wieder auf, und nur Thüringer erhöhten durch Käufe der Direktion ihren Coursſtand um ½ pCt.; Darmſtädter, die den Impuls ihrer Bewegung von Frankfurt a. M. erhalten, folgten den Schwankungen der öſtreichiſchen Effecten, und Deſſauer Landesbankactien behaupteten nach einer Courserhöhung bis 24 feſt ihren Stand von 22½; es hat ſich in dieſen ſchon ſo entwertheten Actien jetzt noch eine Contremine gebildet, die ſelbſt gegen dieſen ſo niedrigen Cours noch durch Gerüchte und Zeitungsannoncen operirt; andererſeits vernehmen wir aber, daß das Fortbeſtehen des Inſtituts wohl als geſichert betrachtet werden kann und nach der freilich noch viele Jahre erfordernden Realiſirung der dazu geeigneten Activa der effective Werth der Actien wohl das Doppelte ihres jetzigen Coursſtandes würde betragen dürfen.

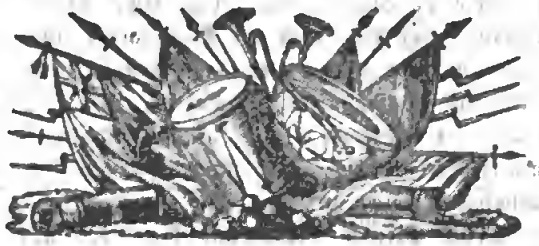
Von den Eiſenbahnactien gingen die meiſten durch mehrfache Verkäufe im Preiſe zurück, wogegen einzelne, namentlich Köln-Mindner, Oberſchleſiſche, Rheiniſche, Mainzer und Rotterdamer, ihren vorigen Cours theils wieder erreicht, theils noch überſchritten haben; auch Coſel-Oderberger weiſen merkwürdigerweiſe trotz aller Abmahnungen von unterrichteter Seite wieder eine Steigerung nach.

Gegen die vor 14 Tagen in der Börſenrevue erwähnte Benachtheiligung des Geſellſchaftsvermögens der Thüringer Eiſenbahn hat die »Preuß. Zeitung« eine ebenfalls im „Volksblatte" Nro. 194 mitgetheilte officiöſe Vertheidigung gebracht, die ſich in der Hauptſache auf die zufällige Abweſenheit des Königl. Regierungscommiſſarius auf einer Urlaubsreiſe zur Zeit des Abſchluſſes dieſes Geſchäfts beſchränkt. So beklagenswerth es auch iſt, wenn ſelbſt nach dieſer Erklärung der Königl. Oberaufſichtsbehörde die Urlaubsreiſe eines Königl. Commiſſarius irgend einen nachtheiligen Einfluß auf das Geſellſchaftsvermögen auszuüben im Stande iſt, ſo dürfte aber ſelbſt dieſe Entſchuldigung hier nicht einmal Platz greifen, da bei der Thüringer Eiſenbahn das eigenthümliche Verhältniß obwaltet, daß der Königl. Commiſſarius gleichzeitig erſter Direktor und Vorſitzender des Verwaltungsraths iſt, und derſelbe nun in der Generalverſammlung in ſo fern mit ſich ſelbſt in Conflict gerieth, daß er als erſter Direktor ſich bereit erklärte eine Handlungsweiſe ſeiner Collegen, doch eben wohl nur aus collegialiſchen Rückſichten, zu billigen und zu vertreten, die er als Königl. Commiſſarius unbedingt hätte verurtheilen und bekämpfen müſſen. Wir wiſſen nicht, worauf die Zulaſſung eines ſolchen Verhältniſſes baſirt, jedenfalls iſt es ein ſo vollſtändig anormales, daß die Beſeitigung eines ſolchen und der daraus für die Geſellſchaft unfehlbar entſtehenden verſchiedenartigen Nachtheile jedenfalls eine dringende Pflicht der Königl. Staatsregierung ſein dürfte. Das „Volksblatt" bringt über dieſen Gegenſtand und die intereſſante Debatte der Generalverſammlung weitere Mittheilungen.

An der Getreidebörſe herrſchte mehr Bewegung als Geſchäft. Roggen, durch auswärtige Verkaufordres etwa um einen Thaler im Preiſe gedrückt, hat dieſen Rückgang heute vollſtändig wieder eingeholt, auch Weizen war hier wie in England gut gefragt. Bei Rüböl hat ſich die Preisermäßigung von ½ Thlr. ebenfalls wieder ausgeglichen, und Spiritus, in dem ſich eine ſehr ſtarke Hauſſeſpekulation etablirt hat, erfuhr eine Steigerung von durchſchnittlich etwa einem Thaler und ſcheint dieſe Richtung noch weiter verfolgen zu wollen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 26. August 1860.



Anm. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

26. August 1813. Schlacht an der Katzbach.
27. August 1813. Gefechte bei Hagetsberg und Belzig, bei welchen sich die Kurmärkische Landwehr auszeichnet.
28. August 1794. Blücher schlägt die Franzosen bei Wachenheim.
29. August 1758. Zieten verjagt die Oesterreicher aus Guben.
30. August 1813. Schlacht von Culm.
31. August 1759. Der Gen. v. Wunsch nimmt Torgau.
1. Septbr. 1696. Die Brandenburger erobern die Citadelle von Namur.

Inhalt:

Das Lager von Chalons.
Ueber den Einfluß der Festungen auf die Kriegführung mit specieller Berücksichtigung eines Krieges in Norddeutschland.
Tagesereignisse.

Das Lager von Chalons.

Die „Leipziger Zeitung" bringt nachstehende Schilderung, die von sachkundiger Feder, auch in militärischen Kreisen nicht ohne Interesse sein dürfte:

Das Lagerterrain wird von einem kleinen Bache durchschnitten, der die mitten inne liegenden Dörfer Groß- und Klein-Mourmelon gleichfalls berührt; unmittelbar an ihm und dem oberen Anfange des letztgenannten Dorfes liegt der Lagerbahnhof, ein verhältnißmäßig noch kleines Etablissement; der Bedarf mag sich deshalb damit befriedigen lassen, weil durch das Lager Schienenstränge gehen, jeder ausgedehnteren militärischen Benutzung also freier Spielraum bleibt. Rechts und links vom Bache, mit den unteren Enden den Bahnhof berührend, ist das Lager einer Infanterie-Division, d'Autemarre, die von Italien aus direct ins Lager gesendet wurde. Dann folgte auf der linken Bachseite aufwärts das Lager der Cavallerie-Division, 2. und 7. Chasseurs à cheval und 1. und 5. Husaren, auf der rechten das Lager einer Traincompagnie, die Magazinirungs-Anstalten nebst Bäckerei ꝛc. und ein freier Platz, der für die Artillerie bestimmt war; vor Groß-Mourmelon, das nunmehr am Bache sich hinstreckt, liegen links des Baches die Baracken der Kaisergarde und ihre Magazinirungsanstalten, vorerst mit einer Infanterie-

diviſion belegt, und noch weiter aufwärts folgte dann die letzte Infanteriediviſion. Bei dem erwarteten Eintreffen der Garden ſollte die Infanterie Lager hinter denſelben, rechts des Baches, beziehen, welche Räumung der Baracken natürlich Anlaß zu bitteren Bemerkungen in Hülle und Fülle bot. Die hier erwähnte Ausdehnung des Lagers beträgt in der Länge etwa 1¼ bis 1½ Stunde, die Breite rechts und links des Baches zuſammen etwa 1500 Schritt. Vor der Front der Kaiſergarde, etwa 3000 Schritt entfernt, liegt der Pavillon des Kaiſers auf einer ganz ſanft anſteigenden, weitgeſtreckten Terrainerhebung; um ihn her das Hauptquartier des Lagers, einige Stallungen und dahinter die Meierei. Der Boden des Lagers beſteht aus Kreideſteppe, d. h. aus einer Fläche, die mit Kreidetrümmern, Kreideſand, Kreideſtaub — nach Befinden Kreideſchlamm — und einzelnen Grashalmen bedeckt iſt, das Ganze von weißgelblicher Färbung. Am Bache ſind einige ſchmale Streifen Raſen und Gebüſch. Auf den Kämmen der ſehr ſanft anſteigenden, ſtundenbreiten Terrainwellen ſtehen mitunter einige Remiſen elenden Kiefernanwuchſes. Der erſte Haupteindruck auf den Beſchauer iſt der, daß man eigentlich nichts ſieht, erklärlich durch das Verſchwinden der an ſich ſehr unbedeutenden Vertikaldimenſionen gegenüber der ungewohnten, ganz enormen Erſtreckung der Horizontaldimenſionen. Nur in weiter, weiter Ferne, über Klein-Mourmelon herein ragt ein blauer Höhenzug empor. Erſt mit dem Durchwandern des Lagers treten die Größe und Ausdehnung deſſelben wieder in ihre Rechte; das militäriſche Treiben entfaltet ſich und feſſelt das Auge hierhin und dorthin; die Großartigkeit der Anſtalten wird imponirend. Man wandert von den Baracken aus nach dem Pavillon zu, 10 Minuten, 15 Minuten, man ſieht noch gar nicht, daß man näher gerückt; man ſieht eine Cavalleriediviſion von 16 Schwadronen in einer jenſeits des Pavillons gelegenen Terrainmulde im Detail Reitbahndienſt betreiben, aber ſie verſchwinden wie bleierne Soldaten auf dem Parquet eines Tanzſaales.

Die Unterbringung der Truppen iſt rein feldmäßig. Die Infanterie lagert unter Zelten, von denen 10 je eine Lagergaſſe (Raum einer Compagnie) bilden, und deren jedes mit 8—10 Mann belegt, aber Raum für 14 Mann bietet; die Offiziere dahinter, dann die Marketender, dann die Latrinen, zuletzt, am Bachſaume, die Generale, deren Lokalitäten mehr als angenehm von der Nachbarſchaft parfümirt erſchienen. Einzig die Küchen und Marketender waren in Baracken; die Pferde der Offiziere in Schuppen. Die Reiterei lagert in derſelben Weiſe; in Mitten der Lagergaſſe ſtehen die Pferde der Schwadron, mit dem linken Vorderfuße an ein auf dem Boden befeſtigtes Tau angefeſſelt, Tag aus Tag ein im Freien, völlig preisgegeben allem Ungemache der Witterung. Die Trainabtheilungen lagern ähnlich wie die Reiterei. Die Baracken der Garde beſtehen aus Ziegelhäuſern mit Schieferdach, etwa 50 Schritt lang, 8—10 Schritt breit, 2 Fuß von unten aus maſſiv gemauert, dann Fachwerk. Die Compagnie hat eine Baracke, worin zugleich auch die Stuben für die Offiziere ſind. Die Linie der mit den Giebeln auf die Lagerfront ſtoßenden Baracken war p. p. 800 Schritt lang. — Der Geſundheitszuſtand im Lager ſchien nicht günſtig zu ſein; es waren wenigſtens neue Hoſpitalanſtalten in der Errichtung, auch klagten die Leute ſelbſt, daß viele Kranke da ſeien. Aber jetzt geht's noch, hieß es einmal, jetzt haben wir Regen und keinen Staub; wenn erſt die Trockenheit kommt und der Staub, dann hören die Augenkrankheiten nicht auf. Verhältnißmäßig beſſer war der Geſundheitszuſtand der Pferde; man bemerkte an leichtmaroden Pferden nach ungefährem Durchſchnitt etwa 10 Stück p. Schwadron. was bei der beobachteten Behandlung — das Wort Pflege zu gebrauchen, wäre offenbare Sünde — nur durch die urſprüngliche Trefflichkeit des Materials erklärlich wird.

Die Uebungen der Truppen beſtanden leider nur noch im Detaildienſt; bei der In-

fanterie (das Bataillon in Summa 700 Mann ſtark): Exerciren in kleinen Abtheilungen, in Sectionen, Compagnien; ausnahmsweiſe ward auch ein Bataillon geſehen, welches auf derſelben Stelle eine Stunde lang Ehrenerweiſungen, Richtungen und Griffe übte; bei der Reiterei bildete jede Schwadron (mit 52 Rotten ausgerückt) vier Vierecke und hielt Reitbahndienſt. Es übt eben Jeder am meiſten, was ihm am ſchwerſten wird. Wird uns das gewandte Plänkern ſchwer, wird unſeren Soldaten das richtige Benehmen im Einzelnen ſchwer, ſo üben wir deshalb die betreffenden Dienſtzweige vorzugsweiſe, und wenn wir's mit Sinn und Geiſt thun, erziehen wir uns eine wohlgeſchulte Armee. Der Franzos iſt von Natur leichtblütiger, zuverſichtlicher und ſchwer in Rand und Band hineinzubringen; ſeine Infanterie drillt, im beſten altväterlichen Sinne des Wortes, damit ſie wenigſtens einigermaßen in der Hand ihrer Führer bleibe. Die Reiterei übte Reitbahndienſt, weil ſie nicht reiten kann, d. h. nämlich, wenn man unter Reiten verſteht, daß der Reiter mit ſeinem Pferde auf eine leidlich zweckmäßige Art ungefähr dahin kommt, wohin er will, daß er das Pferd in der Gewalt hat. Die Art und Weiſe, wie geritten wurde, hatte etwas Frappantes: kein Sitz, keine Haltung, keine Führung, keine Hülfe ward corrigirt, wenn das Pferd vorwärts ging; nur wenn es ſtockte, ertönte die Stimme des Commandanten und forderte zum Antreiben auf. Auf dieſe Art werden ſie zwar eine Reiterei bekommen, die tüchtige Attaquen reitet, aber niemals eine, die im Handgemenge den Feind beſiegt. Was wir unter leichter Reiterei verſtehen, muß nicht blos vorwärts, ſondern auch geſchickt reiten. Es geht ihnen mit dem Reiten, wie uns mit dem Plänkern — geübt wird's wohl, aber nur nicht immer auf die richtige Weiſe. Das Sammeln der Regimenter ließ auch zu wünſchen übrig, namentlich aber war die Wirrſal in den Schwadronen bemerkenswerth, ſo daß es zu einer ſchwierigen Aufgabe ward, die Rotten der Züge annähernd richtig auszuwählen. Auch beim Einrücken in's Lager, das brigadeweiſe erfolgte, ward ein gutes Tempo geritten.

Das Material an Menſchen und Pferden hat auf mich einen ſehr verſchiedenartigen Eindruck gemacht. Garden habe ich nicht geſehen, dagegen Jäger und Infanterie zur Genüge. Was von dieſen beiden Gattungen zur Elite gehört, zeigte eine gute, ſolide Beſchaffenheit; eine dauerverſprechende, mittlere Größe — eher unter, als über — breite Bruſt, ſolide Gliedmaßen; was dagegen zu den Centrecompagnien gehörte, wollte mir von geringerer Beſchaffenheit erſcheinen als vor ſechszehn Jahren. Ich drücke mich abſichtlich vorſichtig aus bei dieſer Beobachtung, weil hier ein unwillkürlicher Irrthum gar leicht möglich iſt; aber ich habe die Bemerkung ſofort gemacht, und wie ſehr ich mich auch ſelbſt zur Vorſicht ermahnte, konnte ich ſie nicht wieder los werden. Daß das fragliche Material an Kraft und Leiſtungsfähigkeit unſeren deutſchen Soldaten entſchieden untergeordnet iſt, darüber iſt wohl kein Zweifel; die Schwächlichkeit iſt ſo ausgeprägt in der ganzen Erſcheinung, daß ſich mir eine — nicht von mir ſelbſt herrührende — Frage in aller ihrer Wichtigkeit wieder vor die Seele ſtellte: Wie geht es zu, daß man mit dieſem untergeordneten Materiale ſo Vieles, ſo — — Großes leiſten kann? Welche Hebel und wie ſetzt man ſie an, um den Geiſt ſo zu ſtärken, daß er ſolche Körper mit fortreißt und ihnen die Ueberlegenheit giebt! Und, muß man weiter fragen, was iſt es, das eine ſo offenbar überlegene Kraft, wie die der ruſſiſchen und öſtreichiſchen Soldaten war, an ihrer Entfaltung oder Wirkſamkeit hindert? Faſt nirgends, außer in Frankreich, wird die Wichtigkeit von le moral im Gegenſatze von le physique ganz umfaſſend gewürdigt; freilich verſteht man auch nirgends ſo gut wie dort, Leidenſchaften unter das Kapitel der moraliſchen Potenzen einzurangiren, die mit der Moral oder dem ſittlichen Principe im Menſchen in directer Feindſchaft

ſtehen. Aber was thut es ihnen, ob die Leidenſchaften, die ſie aufſtacheln, gut oder ſchlecht ſind, vorausgeſetzt, daß ſie mit ihnen ſiegen? „Les épaulettes en avant!“ heißt es bei dem Angriffe, aber nicht aus den Reihen der Soldaten, die nach einem Beiſpiele rufen, ſondern aus den Rotten der Unteroffiziere ertönt es, denen das Avancement zu langſam geht. Wenn nun, darf man fragen, der Sieg Alles zudeckt, Raub, Plünderung, Betrug, ſchrankenloſen (faſt ehrloſen) Ehrgeiz, was wird denn da eine Niederlage aufdecken!

Die Reiterei beſtand aus mittelgroßen, häufig fein gebauten Leuten und war durchgängig mit Berberpferden beritten. Keine Faſer Fleiſch zuviel, aber Kraft und Saft, Feuer und Nachdruck lagen in den edlen Thieren ausgeprägt. Sie waren vortrefflich in Athem; Repriſen von 40 Minuten Trab und Galopp, guten Tempo's, ließen nur ausnahmsweiſe ein Pferd warm werden. So ausgezeichnetes Material wäre wirklich einiger Conſervirungsverſuche werth; aber wer fragt nach den Koſten? Vom Reitplatze weg in einem langen Trab nach dem Lager — Aufmarſch oder Einſchwenken — kurze Ankündigungen Seitens der Schwadrons-Commandanten — und auseinander in das Lager. Dort wurden die Pferde angefeſſelt, und wie mit einem Zauberſchlage waren alle Leute bis auf einige Unterofficiere verſchwunden. Dieſe Unterofficiere, ehrliches deutſches Blut, erbarmten ſich der Pferde und riefen nach den Leuten, aber erfolglos; erſt nach geraumer Friſt, etwa 10 bis 15 Minuten, gefiel es Einigen, dann allmälig Anderen, wieder zu erſcheinen; ſie ſtreiften den Zaum ab, warfen den Sattel hin, verſorgten einige Pferde mit Fußtritten, Decken darüber und wiederum fort. Einzelne Reiter, Officiersdiener mit den Pferden ihrer Herren ꝛc. ritten nur langen Galopp. — Es möge ſich's jeder brave deutſche Reitersmann von mir geſagt ſein laſſen: Freund, hole Dir ehemöglichſt ein Beutepferd, und wenn Du mit Deinem Gaule halbwegs nicht zufrieden biſt, der Berber wird's thun, und Dir Deine Liebe und Pflege mit Kraft und Ausdauer vergelten.

Die Stimmung im Lager war von den Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lagerlebens düſter gefärbt. Zwar erkannte der Soldat überall an, daß er ſehr gut verpflegt ſei — und gewiß helfen Licht und Luft und Nahrung aus den Schwächlingen nach und nach Männer bilden —; aber das Lager läßt doch zu viel von dem entbehren, was die Garniſon bietet, les dames du camp bleiben dem Soldaten zu theuer. Und auch der Officier ſeufzt über die lange Dauer des Lagerlebens; das Leben iſt entweder ſehr ſchlecht oder ſehr theuer, und wie weit reichen da 40 Francs Zulage, die der Subalterne erhält? Wenn man weiß, daß von allen Genüſſen der Erde der franzöſiſche Officier im Allgemeinen für ſich nur zweierlei verlangt, ein gutes Diner und ein gutes Bett, ſo kann man allenfalls ſchließen, wie ihm das Lagerleben behagen mag, welches ihm Beides entzieht. — Aber Eines thut das Lager — es bildet Soldaten. Was es koſtet an Geld, Pferden und Menſchen, darf man freilich nicht fragen. Aus dem Lager rückt eine leiſtungsfähige Armee, abgehärtet und kräftig, gegen den Feind; welche Garantie für den Sieg!

Ueber den Einfluß der Festungen auf die Kriegführung, mit specieller Berücksichtigung eines Krieges in Norddeutschland.

Von R. Wischer, Hauptmann im Ingenieur-Corps.

Dieses interessante Schriftchen bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der beiden über die große Landesvertheidigung erschienenen Broschüren von Blum und Willisen, auf die sich auch der Herr Verfasser öfters bezieht. Jedoch steht obige Abhandlnng anf praktischem Grund und Boden und baut von da aus ihr Gebäude auf, während die der Vorgänger in den gelehrten Auseinandersetzungen über excentrische Vertheidigung ꝛc. hängen blieben, ohne für die Wirklichkeit zu besonders brauchbaren Resultaten gekommen zu sein.

Beim Lesen der Vorrede, in der die große Theorie warm vertheidigt wird, fürchtet man schon, daß der Verfasser denselben Weg betreten würde, den andere speculative Geister vor ihm gegangen sind; allein er geht von positiven Grundlagen aus und knüpft an bestehende, nicht an utopische Verhältnisse an.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, den wir zu unserer Freude einmal von einem Mitgliede des Corps und von concreten Anschauungen aus behandelt sehen, wollen wir unsere Betrachtungen Schritt für Schritt an die des Verfassers knüpfen, und dabei den Blick besonders auf die West- (Wetter-) Seite unseres Vaterlandes hinlenken, auf welcher wir wohl am ersten einen Sturm zu erwarten haben. So wollen wir mit dem Verfasser (basirend auf das Vorhandene und Bestehende) die Chancen eines Krieges, der wahrscheinlich nahe bevorsteht, eines Krieges mit Frankreich beleuchten.

1) Im ersten Abschnitte sucht der Verfasser den Werth der Festungen für die Kriegführung klar zu machen, und kommt dabei auf das richtige Resultat: daß nur die größeren Festungen, welche Mittelpunkte des commerciellen Verkehrs und an den Knotenpunkten der Hauptstraßen lägen, für die Zukunft von großem Nutzen sein würden, während der Werth der kleineren Plätze sich oft auf Null reducirte. Doch müssen wir bemerken, daß er die Ursachen nicht tief genug herleitet, sondern nur mehr historisch erläutert. Er mußte sehen, daß die Größe der Armeen und die Kostspieligkeit der heutigen Kriege, wodurch energische Maßnahmen und ein äußerstes Ringen nach Entscheidung hervorgerufen werden, die tieferen Motive sind, weshalb die größeren Waffenplätze der heutigen Strategie entsprechen.

Doch haben wir schon an anderen Orten diesen Gegenstand näher beleuchtet.

Der Verfasser bezeichnet im Laufe der Discussion die Ströme als das wichtigste Terrainhinderniß, und leitet davon die Wichtigkeit der Lage an großen Strömen für die größeren Festungen ab. Wir betrachten aber ein Land, welches coupirt und nur auf einzelnen Wegen durchzogen werden kann, für ein bedeutend größeres Hinderniß, wie einen Strom, den wir mit unsern technischen Mitteln so oft wir wollen überbrücken und seinem Uebergange dadurch das Defileeartige, also das eigentlich hemmende Moment nehmen können. Auch kann der Angreifer einer Festung den störenden Einfluß eines durch das Angriffsterrain fließenden Stromes durch zahlreiche Brücken ebenfalls bedeutend schmälern und fast beseitigen.

Trotzdem wünschen auch wir die Lage der Festungen an großen Strömen; aber mehr, weil sie dann an einer der wichtigsten Handelsstraßen liegen, als weil sie an ein bedeutendes Hinderniß sich lehnten.

2) Bei der Betrachtnng der Landesvertheidigung von Norddeutschland führt der

Verfaſſer die Feſtungen Norddeutſchlands, nach den Strömen geordnet, vor, um den Grad ihrer Wichtigkeit feſtzuſtellen, um ihre Erweiterung zu größeren Waffenplätzen zu motiviren und um Wünſche für neue Feſtungen einzuflechten, die (wenn auch oft gut motivirt) wohl lange »fromme« bleiben werden.

Doch beginnen wir mit dem Verfaſſer die Linie des Rheins zu betrachten, ſo werden wir richtiger Weiſe darauf aufmerkſam gemacht, daß die Straße zwiſchen Raſtatt und Mainz die eigentliche Achillesferſe von Deutſchland für die Angriffe Frankreichs ſei, und können nur damit übereinſtimmen, daß ſtatt Landau eine Feſtung Mannheim ſehr erwünſcht wäre.

Da der Niederrhein durch Weſel, Cöln und Coblenz prächtig vertheidigt und der Ausgang aus Baden durch den Schwarzwald geſchützt iſt, ſo folgen wir im Geiſte dem Franzoſen, der den Grenzdamm nur am Main durchbrechen kann, Mainz beobachtet, cernirt, und ungehindert wie 1806 in die Weſtgrenze des alten Preußens eindringt. —

Entweder geht der Invaſionsſtrom deſſelben durch Weſtphalen und Hannover, nördlich dem Harze vorbei, oder an der Saale entlang, ſüdlich dieſes Gebirges, der Elbe zu.

Nördlich ſtößt die feindliche Armee nur indirect auf Minden, während ſüdlich Erfurt, zwar als Stützpunkt für eine operirende Armee von Wichtigkeit, doch nicht im Stande iſt, eine vorſchreitende Armee aufzuhalten. So kommt der Feind alſo durch Feſtungen ungehindert bis an die Mittelelbe auf die Plätze Magdeburg, Wittenberg und Torgau los.

Dieſe drei Feſtungen würden jetzt Preußen als Grenzdämme ſchützen, ſagt der Verfaſſer ſehr wahr, wenn ſie zu größeren Waffenplätzen eingerichtet würden.

Jedoch geht der Verfaſſer über dieſes Feſtungsgebiet, welches wir für den Kriſispunkt bei einem etwaigen Unfalle halten, zu ſchnell hinweg; wir erlauben uns deshalb, hier noch einige Detailbemerkungen einzuſchalten.

Der Feind kommt nur an die Elbe, wenn unſere Armee geſchlagen iſt, und nur dann treten die genannten Feſtungen in Thätigkeit. Soll nun der Rückzug nicht bis Memel gehen, ſo müſſen die Plätze ſo eingerichtet ſein, daß ſie einen großen Theil der geſchlagenen Armee aufnehmen können, um bei ruhigem Unterkommen und neuer Organiſation den Truppen wieder moraliſchen Muth und Disciplin einzuimpfen.

Der Hauptreplipunct aber, in dem ſich die Armee ſammeln muß, iſt Magdeburg, weil hier eine umſichtige Commandantur und vernünftige Intendanz Vorräthe angehäuft und Verpflegungs- und Waffendepots angelegt hat und haben kann, weil die Feſtung im Knotenpunkte von vier Eiſenbahnen liegt.

Iſt aber das enge, verbaute Magdeburg nicht mit einem verſchanzten Lager verſehen, ſo haben einmal die Truppen in der Stadt nicht Platz, müſſen in den engen Straßen liegen und erzeugen in der ſchlechten Bauart der Häuſer Peſt und andere anſteckende Krankheiten; die meiſten Truppen werden ſogar vorbeimarſchiren müſſen.

Die Werke Magdeburg's, die hinter dem Hauptwalle keinen disponiblen Raum zur Bewegung der Truppen haben, können nur von wenigen Leuten vertheidigt werden, ſo daß der Ueberfluß an Truppen, ſtatt die Vertheidigungskraft der Feſtung zu ſteigern, nur dazu beitragen wird, eine mögliche kräftige Gegenwehr zu paralyſiren, denn der Tumult, den die Truppen und der Train verurſachen, der ſich in den Straßen verfahren hat, wird noch die einzigen Wege verſperren und die Bewegung der Feſtungstruppen behindern und hemmen.

Alſo die Nothwendigkeit gebietet dringend, daß Magdeburg ein feſter Waffenplatz werde, verbunden mit einem verſchanzten Lager.

Auch andere Gründe ſprechen noch für dieſe Behauptung, da es fraglich iſt, ob Magdeburg, wie es jetzt ſteht, mit ſeinen niedrigen Profilen ſich lange halten kann; hierzu kommt noch der Uebelſtand, daß die Rayons nur auf 1200 Schrit aufgeräumt werden können, da die maſſiven Vorſtädte, ſelbſt zerſtört, noch in dem Raume zwiſchen 1200 und 2000 Schritten dem Feinde günſtige geſicherte Punkte zur Aufſtellung gezogener Angriffsbatterieen geſtatten.

Das Vorterrain von Magdeburg bietet aber gerade ſolchen vorgeſchobenen Werken, aus denen ein verſchanztes Lager zu formiren wäre, den beſten Halt, da mehrere ſchön zu vertheidigende ſanft abfallende Höhen ſich außerhalb der Vorſtädte von Magdeburg herumziehen und ſo einen Raum einſchließen, der nicht nur eine große Menge Truppen aufzunehmen im Stande wäre, ſondern auch durch die maſſiven Fabrikvorſtädte eine Menge Reduits erhalten könnte; — ſo würde eine kräftige Vertheidigung ermöglicht, die Truppen geſund erhalten werden, und die Vorräthe in der engen Stadt vor Feuer und Zerſtörung geſichert ſein.

Torgau iſt nicht ſo wichtig als Depotpunkt und hat durch ſeine vorgeſchobenen Forts ſchon eine Art verſchanztes Lager, ſo daß letzteres höchſtens noch zu erweitern wäre; Wittenberg muß auch durch Schanzen zur Aufnahme größerer Truppenmaſſen eingerichtet werden, obgleich auch dieſe Feſtung nicht den großen Werth von Magdeburg hat.

Mit dem, was der Verfaſſer für die ſchleunige Beſitznahme und proviſoriſche Befeſtigung Dresdens ſagt, müſſen wir uns vollkommen einverſtanden erklären.

Jedoch halten wir die Befeſtigung Hamburg's für überflüſſig, da der Zugang zur Niederelbe von Weſten her: durch die Niederungen und die Moore zwiſchen Weſer und Elbe, durch die Lüneburger Haide und die Sümpfe der Iſe und Ohre (Drömling) mehr als hinlänglich geſichert iſt; aus demſelben Grunde iſt auch die Befeſtigung von Wittenberge keine gebieteriſche Nothwendigkeit.

Die Befeſtigung von Berlin hat nur dann einen Werth, wenn wir die zahlreichen Kräfte haben, die nöthig ſind, ſolch ein umfangreiches Terrain an allen Punkten zu vertheidigen; alſo nur dann, wenn die Umſtände es erlauben, die Armee bei Berlin zu concentriren.

In dieſem Falle halten wir aber einzelne Schanzen, die in angemeſſener Entfernung von einander angelegt ſind, für beſſer als eine lang hinlaufende Linie mit Caponieren, da dieſe, an einem Punkte durchbrochen, das Ganze gefährdet; außerdem ſind wir der Anſicht, daß im Frieden nur die Punkte genau beſtimmt werden, wo die Schanzen zu ſtehen kommen ſollen, und hier auch das Rayongeſetz inne gehalten wird, während der eigentliche Bau erſt beginnt, wenn man den wahren Nutzen vor Augen hat. Die zahlreiche Bevölkerung Berlin's giebt Arbeitskraft genug her, um in wenigen Wochen Bedeutendes zu Stande zu bringen.

Weiter nach Oſten wollen wir den Verfaſſer nicht begleiten, da wir einmal nicht weiter zurückgehen wollen, andererſeits von jetzt ab die Feldſchlacht den Ausſchlag geben muß, doch billigen wir auch das Aufgeben von Silberberg, Jülich, Lützen, Landau und Saarlouis, während wir Glatz als Paßſperre und feſten Punkt in der ſchwer zugänglichen Grafſchaft für nicht unweſentlich halten. Ebenſo ſtimmen wir für Verſtärkung von Neiſſe und Schweidnitz und gegen eine Befeſtigung von Breslau, ſo lange wir nur den weſtlichen Nachbar im Auge behalten.

3) Die Frage, wie ſoll die Kriegführung die Feſtungsſtromlinien zu ihrem Zwecke

benutzen? halten wir einmal für überflüſſig, weil wir auf die Stromlinie keinen ſo großen Werth legen, wie der Verfaſſer und andere Theoretiker, andererſeits, weil die Löſung ſolcher ſtrategiſchen Themata öfter auf willkürliche Vorausſetzungen oder Möglichkeiten, wie es kommen könnte und möchte, baſirt, als auf reellen Thatſachen, und bei ſolchen Fragen die Umſtände beſſere Löſungen an die Hand geben als die Theorieen.

4) Dagegen unterſchreiben wir Alles, was der Verfaſſer in dem letzten Abſchnitte geſagt hat, und finden dort einmal die richtige Anſchauung des Feſtungskrieges kurz und mit gefunden Gründen erläutert.

Der Verfaſſer fragt: Welche Anforderungen ſoll eine Armee an eine Feſtung machen, und

Wie ſoll eine Feſtung durch eine Armee vertheidigt werden?

Er kommt zu dem Schluſſe, daß es nothwendig ſei, die Feſtungen zu Waffenplätzen und zur Vertheidigung durch eine Armee einzurichten, und verweiſt dabei auf die Nachtheile einer bloßen ſelbſt künſtlich verſtärkten Stadtenceinte.

a) Für das Offenſivmoment der Feſtung (die Stadtbefeſtigung) wünſcht der Verfaſſer:

Zahlreiche und breite Ausgänge über den Wall.

Das Feld beherrſchende Batterieen auf den Wällen.

(Die Schrift verlangt „gemauerte“, was gegen unſere Anſicht iſt) und

Vollſtändige Erreichung der Sturmfreiheit.

b) Das Defenſivmoment der vorgeſchobenen Forts giebt ihm dagegen die Vortheile eines freien Terrains zur Aufſtellung der Truppen und Raum zum Manövriren mit der Feſtungs-Artillerie.

So freuen wir uns aufrichtig, eine Broſchüre gefunden zu haben, die in richtigem Erkennen des Werthes der Feſtungen mit dazu beitragen wird, die Anſichten über den Feſtungskrieg zu läutern und zu beſſern.

Ehe wir aber ganz von dem Schriftchen ſcheiden, müſſen wir ein Wörtchen der Verſtändigung mit dem Verfaſſer und Leſer ſprechen.

Er behauptet, die Natur unſeres Staates ſei nicht agreſſiv; ſpäter aber ſagt er, jede Handlung des Krieges ſei ein Product aus Kraft und Bewegung, ſo daß durch Beſchleunigung der Bewegung eine geringere Kraft es mit der ſtärkſten aufnehmen könne. —

Iſt dies nicht gerade Beweis dafür, daß wir agreſſiv vorgehen müſſen, um unſere ſchwache Kraft mit der des mächtigeren Nachbarn meſſen zu können?

Wir ſind der Meinung, daß, ſo ſehr die Feſtungen im Falle des Unglückes auch dem Vaterlande nützen können, es doch beſſer ſei, wir ergreifen die Offenſive! fallen, ſobald es geht, dem Störenfried in ſein eigenes Land! ſuchen die feindlichen Feſtungen zu erobern! und verlaſſen uns erſt auf unſere Plätze, wenn der Gott des Krieges es durchaus mit den Feinden hält! Nur in dieſem Geiſte betrachten wir den Werth der Feſtungen und ihre Vertheidigung.

D.

Tagesereigniſſe.

Die Artillerie hat in den letzten Jahrzehnten eine ſolche Menge von Erfindungen und Neuconſtructionen aufzuweiſen, daß die verſchiedenen neuen Geſchütze und deren mannichfaltige Munition kaum noch zu überſehen iſt. Ueberall tauchen Erfindungen auf, und wenngleich auch manches alte Princip wieder friſch aufgewärmt wird, ſo ſind die Verbeſſerungen oft nicht ohne weſentlichen Vortheil und rathen zur Nachahmung und Beſchaffung.

So tritt in Oeſterreich der Hauptmann Edmund Piſtotnik mit einer neuen Infanterie-Tirailleur-Gebirgs-Kanone auf, welche manche Vortheile zu haben verſpricht.

Sie iſt von ſehr leichter Conſtruction und kann ſowohl fahrbar als portativ eingerichtet werden. Ein Pferd und ein Mann genügen zur Fortſchaffung, desgleichen auch nur ein Mann zur Bedienung. Das Kanon wird von hinten geladen, hat einen einfachen hermetiſchen Verſchluß, iſt gezogen und nach Art der Selbſtladungsgewehre in Form eines Revolvers mit einer Vorrichtung verſehen, die ihm in einer Minute 60, reſp. 240 Schuß, wenn es gefahren wird, abzugeben erlaubt. Dieſes Feuer kann ſowohl divergirend zur Beſtreichung gegen Fronten nach Art einer Bataillonsſalve als auch convergirend auf einen Punkt zur Beherrſchung eines Defilees angewandt werden. Außerdem iſt es mit einem Mantel verſehen, welcher ſowohl das Geſchütz als auch den daſſelbe bedienenden Mann vor dem feindlichen Kleingewehrfeuer ſchützt.

Nach dieſen etwas prunkhaft angekündigten Vorzügen iſt es erſichtlich, daß das Grundprincip dieſer neuen Infanterie-Tirailleur-Gebirgs-Kanone eine Nachahmung der preußiſchen und von dem Commiſſions-Rath Dreyſe in Sömmerda erfundenen Amüſette iſt, die in gleicher Weiſe Treffſähigkeit und Leichtigkeit in ſich vereinigt. Das Neue dabei iſt die Revolver-Vorrichtung, die eine vollſtändige Salve, 240 Schuß in der Minute (??) abzugeben verſpricht, und wäre dieſes Moment allerdings eine hübſche Zugabe für ein leichtes Geſchütz, welches bei einem leichten Infanterie-Bataillon in der Avantgarde oft treffliche Dienſte leiſten könnte.

Ueberhaupt erſchiene es wünſchenswerth, bei der veränderten Taktik der leichten Truppen auch derartige leichte Batterieen mitzugeben. Der Koſtenpunkt kann hierbei nicht zur Sprache kommen, da ſolche Geſchütze kaum das vier- bis fünffache einer guten Büchſe koſten können.

Umgekehrt würde es dagegen nachtheilig erſcheinen, wenn man jede neue Erfindung ſogleich bei der Feldartillerie einführte. Preußen beſitzt jetzt gerade 4 Arten von Feldgeſchützen: den 6-Pfünder, 12-Pfünder, die 7-pfündige Haubitze und den gezogenen 6-Pfünder, und erſcheint ein ſo verſchiedenes Material und noch verſchiedenere Munition für den Kriegsgebrauch nicht vortheilhaft. Im Kriege verſchwinden die einzelnen Vortheile zu ſehr vor den allgemeinen Anforderungen der Einfachheit, Gleichmäßigkeit und Leichtigkeit. —

Demnach ſteht auch die Einführung des ſogenannten kurzen 12-Pfünders nahe bevor, welcher beinahe alle Eigenſchaften der obigen Geſchützarten in ſich vereinigt. Zunächſt iſt er beinahe ſo leicht wie der 6-Pfünder, bedarf eine Beſpannung von 4—6 Pferden (2 zur Reſerve davon), iſt leicht bedient und verbindet den Kugelſchuß mit dem Granatwurf. Das in Preußen bis jetzt allein vertretene Syſtem der excentriſchen Granaten findet hier nämlich ſeine vollſte Anwendung. Je nach der Lage des Schwerpunktes erzielt man eine gekrümmte oder eine flache, möglichſt raſante Flugbahn, die das Treffen von vertikalen wie horizontalen Zielen geſtattet. 6-Pfünder, 12-Pfünder und 7-pfündige Haubitze finden ſich demnach in dieſem Geſchütz vereinigt; denn es hat die Leichtigkeit des 6-Pfünders, die Percuſſionskraft des 12-Pfünders und die Fähigkeit der 7-pfündigen Haubitze, gedeckte Ziele zu treffen. Dem gezogenen 6-Pfünder würde der kurze 12-Pfünder dagegen in Bezug der Treffſähigkeit nachſtehen, obgleich ſeine Flugbahn dennoch eine ſehr weite iſt. Erſteres wird aber immer nur ein Poſitionsgeſchütz bleiben, da ihm der Kartätſchſchuß beinahe ganz abgeht, und dieſe Schußart ſo zu ſagen das offenſive wie defenſive Element der Artillerie iſt.

Die Wiener „Militär-Zeitung“ ſchreibt: „Nach dem ſiegreich beendeten Kampfe gegen Napoleon I. und der hierauf erfolgten

heiligen Allianz hatte Kaiser Alexander I. das Garde-Grenadier-Regiment Kexholm weiland Kaiser Franz I. von Oesterreich, und das Garde-Grenadier-Regiment Volhynien weiland König Friedrich Wilhelm III. von Preußen verliehen, deren Namen die Regimenter für ewige Zeiten zu führen haben. Die Chefs derselben sind die jeweilig regierenden Souveraine Oesterreichs und Preußens. Beide Regimenter waren in der 3. Garde-Infanterie-Division und es formirte das Regiment Kaiser von Oesterreich mit dem Leibgarde-Regiment Litthauen die erste, und das Regiment König von Preußen mit dem Grenadier-Regimente St. Petersburg die zweite Brigade. Um aber das Andenken an die glorreiche Zeit des Befreiungskampfes und namentlich an die heilige Allianz bleibend zu bewahren, haben Se. Majestät Kaiser Alexander II. anzubefehlen geruht, daß die beiden Regimenter Kaiser von Oesterreich und König von Preußen von nun an für immer eine Brigade zu formiren haben und nicht getrennt werden sollen.

Der Festungsbau von Königsberg i. Pr. ist nun so weit vorgeschritten, daß folgende Werke fertig und von Garnisontruppen bezogen sind: das Fort Grolmann, das Mittelreduit auf Herzogacker, der Dohna- und Wrangelthurm auf beiden Seiten des Oberteiches und das Fort Friedrichsburg am Pregel, ursprünglich vom großen Kurfürsten angelegt, welches durch seinen neuen Umbau ein für sich bestehendes, überaus starkes Festungswerk bildet, correspondirend mit dem im Bau begriffenen Werke am Holländerbaume und der Sternwarte, wie mit denen an der Eisenbahn. Durch die auf beiden Ufern des Pregels angelegten Fortificationswerke, welche bis zur Pregelmündung in das Haff über eine Meile weit sich hinziehen, erhält der Pregel das Ansehen der befestigten Dardanellenstraße und ist, als Festung ersten Ranges, schon jetzt sehr stark geschützt gegen feindlichen Angriff zu Lande und zu Wasser.

Die augenblicklichen Streitkräfte der Türkei, die es bei einem eventuellen Kriege und der verwickelten Situation in Syrien zu stellen vermag, sind nachfolgende: Das Truppencorps im Lager von Pristina besteht aus 13 Schwadronen Reiterei, 5 Batterieen Artillerie und 12 Bataillonen Infanterie. Detachirt von diesem Lager und in Novibazar, Ipik und Simitza sind 4 Schwadronen, 1 Batterie, 1 Sappeur-Bataillon und 4 Infanterie-Bataillone in einer Gesammtstärke von 18,000 Mann. In Monastir befindet sich das Reserve-Lager von 6000 Mann, und in Epirus und Thessalien steht dieselbe Anzahl. In Bulgarien erreicht das Heercorps die Höhe von 20,000 und in Bosnien und der Herzegowina von 12,000 Mann aller Waffengattungen. — Rechnet man dazu die Garnisen von Konstantinopel, die Garden, das Heercorps von Rumelien und die in Afrika zerstreut liegenden Truppen, so erhält man leicht die Summe von 150,000 Mann. Die Heercorps von Anatolien, Arabistan und Irak sind zwar geringer an Zahl und schlechter gebildet, enthalten aber nichtsdestoweniger den Kern, aus dem sich ein gutes Heer bilden läßt, und es ist also nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß unter den obwaltenden Umständen, wo die Redifs (Landwehrmänner) bereits zahlreich unter den Waffen stehen und fortwährend einberufen werden, binnen 2 Monaten 400,000 streitbare Männer der Türkei zur Verfügung stehen können. Die Seemacht besteht in 3 großen Segelschiffen (?), 2 Segel-Linienschiffen, 2 Schrauben-Liniendampfern, 2 Segelfregatten, 4 Radfregatten und 2 Schraubenfregatten nebst 10 Schraubencorvetten, 10 Kanonenbooten und 65 Briggs, Schaluppen und anderen kleineren Fahrzeugen, zusammen mit 1080 Kanonen, ungerechnet 4 Linienschiffe und 2 Fregatten, die sich im Bau befinden. Die Zahl der Matrosen und Marine-Soldaten beträgt 30,000 und kann im Nothfall leicht verdoppelt werden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Umschau.

Die Angelegenheiten in Neapel gehen ihrer Entscheidung mit Riesenschritten entgegen. Garibaldi ist schnell Herr von Reggio und Potenza geworden, wo er zum Dictator ausgerufen wurde. Die Revolutionspresse berechnet bereits, daß er in wenigen Tagen vor Neapel, was dann heißen soll in Neapel erscheinen werde. Unter diesen Umständen erscheint es fast müßig, die Chancen zu erörtern, unter denen dem jungen Könige der Thron erhalten bleiben könnte. Man sprach abermals von einem neuen Briefe des Königs an Louis Napoleon — an wen anders sollte er sich auch wenden?! Louis Napoleon hat wenigstens das Verdienst, seine guten Rathschläge, die nur zu gläubig aufgenommen wurden, mit guten Versprechungen gewürzt zu haben. Es wird nun zwar mit diesen ein Ende nehmen wie mit jenen, d. h. sie werden nur dazu gedient haben, das Ende zu beschleunigen; aber immer verdient erwähnt zu werden, daß der König in seinem Briefe neuerdings den Entschluß äußern soll, seine Krone bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Inzwischen verändert es voraussichtlich nicht das Mindeste an der Sache, daß des Königs neuernannter Vertreter in Paris zu spät angelangt ist, um dem französischen Gewalthaber sein Beglaubigungsschreiben noch überreichen zu können — wer weiß, ob nach der Rückkehr Louis Napoleons, die erst gegen Ende September erfolgen soll, eine Königliche neapolitanische Regierung überhaupt noch zu vertreten sein wird? Daß der König entschieden willens ist, für seine Person bis zum Aeußersten auszuharren, dieser Ansicht sind wir immer gewesen; aber bis auf's Aeußerste ausharren, heißt noch nicht, sich bis auf's Aeußerste vertheidigen. Das „Aeußerste" kömmt häufig über Nacht, unangemeldet und ganz wider den Willen der Menschen; aber eine äußerste Vertheidigung kann auf diese Weise nie und nirgend eintreten: sie will am Ende vorbereitet sein, sie will doch irgendwo ihren sichtbaren Anfang genommen haben. Von diesen Vorbereitungen ist indeß, von Palermo angefangen bis gen Potenza, nicht das Mindeste zu bemerken gewesen, und so fürchten wir gar sehr, daß das Ende der Königlichen Vertheidigungsoperation selbst im allergünstigsten Falle mit ihrem Anfange zusammenfallen dürfte. König Franz II. würde in seiner passiven Haltung, der ihn von allen Seiten bedrohenden Revolution gegenüber, ein unerklärliches Räthsel bleiben, wäre nicht eben diese lahme Passivität, die niemals eingreifen, sondern abwarten und die Dinge an sich herankommen lassen will, ein offenbares Gemeingut der Hochgestellten und Weisen dieser Zeit überhaupt - der

Grundzug ihrer diplomatiſchen Theorieen — der eingeſtandene Grundſatz jener ganzen politiſchen Action, unter deren Schutze die Sache der Legitimität ſo rieſenhaft erſtarkt, die Revolution ſo ſichtbar verkümmert und die dem einfältigen Auge vielleicht nur deshalb als die vollendete Nichtaction der von Gott eingeſetzten Ordnung vorkommt. Aber man ſollte faſt glauben, daß auch der Einfältige, ſobald er erſt die Vorzeichen eines Lawinenbruchs bemerkt hat, den Sturz der Lawine ſelbſt nicht abwartet, in der Hoffnung etwa, daß dieſelbe an ſeinem Scheitel zerſtäuben werde. Welche Gründe den jungen König bewegen können, regungslos in Neapel auszuharren, regungslos abzuwarten, bis die Revolution draußen zur Lawine angewachſen iſt und in dieſer Geſtalt über die Stadt ſelbſt herabſtürzt, das bliebe, wir wiederholen es, ewig ein Räthſel, büßte nicht der König darin eine höhere Schuld, die, wie geſagt, das Gemeingut der ſtaatspolitiſchen Schwäche ſeiner Zeit iſt. Schon bei einer früheren Gelegenheit machten wir auf die innere Wahlverwandtſchaftlichkeit dieſer höchſt bedeutſamen, höchſt verhängnißreichen Beziehungen aufmerkſam: und der wirkliche Staatsmann könnte daraus den Stoff zu einer praktiſchen Parallele ſchöpfen, die ſelbſt auf dieſes betäubte Geſchlecht noch wie Blitzes Leuchten, wie Donners Rollen wirken müßte, wäre das Geſchlecht überhaupt noch naturkräftig genug, die Wahrheit ohne inneres Entſetzen zu vernehmen. Die Lage des Königs iſt das naturgetreue Abbild der actuellen Situation überhaupt, ſogar bis zu der koloſſalen Verblendung hin, die für ein thatenloſes Abwarten, für ein paſſives Ausharren bis zum Aeußerſten den ehrwürdigen Namen einer — „äußerſten Vertheidigung" in Anſpruch nimmt — —

Es iſt ſchon recht hübſch, wenn der König es ablehnt, ſich nach Gaeta zurückzuziehn, aber gewiß würde es eine kleidſamere Bezeichnung verdienen, wenn er nach Reggio, wenn er der Armee eines abenteuerlichen Staatenbegründers entgegen ginge. Was er von dem regungsloſen Verbleib in Neapel erwartet, das, wir geſtehn es, dürfte wohl „ein kindlich Gemüth", aber kein Verſtand der Verſtändigen verſtehn ... Aber, wenn die großen Grundſätze, auf welchen die öffentliche Ordnung in Europa beruht, einer Politik des juste-milieu wirklich bedürftig ſind, dann wird man wenigſtens zugeben, daß ihre Maxime unmöglich darin beſtehen könne, zur Rechten nichts zu thun und zur Linken — Alles zu laſſen ...

Inzwiſchen fluthet der Strom der Revolution im ganzen Italien unaufhaltſam vorwärts, und der König wird nicht der Einzige ſein, den ſie umläuft. Immer ſichtbarer tritt es zu Tage, daß der Mazzinismus den Triumphen der Anarchie folgt, etwa wie Geier dem Rudel folgen, das irgend ein Waidwundes mit ſich führt. Der Geruch verräth das Gaſtmahl. Scheint es doch faſt, als wenn die Witterung eines derart bevorſtehenden Gaſtmahls ſogar bis Paris und Turin gedrungen wäre, und als fürchtete man da wie dort, auf das Couvert der Verſpeiſung höchſtſelbſt geſetzt werden zu — können. Wir ſagen weislich zu können, weil wir damit den Standpunkt einer bloßen noch möglichſt leiſe auftretenden Ahnung bezeichnen möchten, einer Ahnung, wie ſie bei der großen, grundſätzlichen und durchgängigen Verblendung des Cavourismus über-

haupt möglich und gedenkbar ist; und vielleicht steht der leise Annäherungsversuch, den der französische Gewalthaber neuerlich in Wien gemacht haben soll, mit jenen leisen Ahnungsanwandlungen nicht ganz außer Verbindung. Erklärlich wenigstens erschiene uns eine solche neue Metamorphose der gallischen Kunst hinlänglich genug, um sie geradezu für unmöglich zu halten: man muß eben abwarten, ob Wahrheit ob Dichtung? .. Das auftauchende „Evviva Garibaldi, Rè d'Italia!" muß sich in den Tuillerien etwa anhören, wie das Geläut einer — Todtenglocke. Europa ist groß, und jedenfalls giebt es noch mehr dictatorische Genie's in demselben; man hat gar nicht nöthig, immer nur Einen und denselben Dictator zu adoriren: es giebt von der Sorte noch zu Dutzenden, man kennt sie nur nicht Alle. Nur den Rè d'Italia kennt man bereits, und der trägt, das muß ihm der Neid lassen, ein ziemlich widerhaariges Ansehen. Daher kömmt ein change of air, ein kleiner Luftwechsel, eine kurze Ausflucht auf 6 Wochen vielleicht ganz à propos. Der Kaiser und die Kaiserin haben also die „kaiserliche Triumphreise" am 23. Morgens um 9 Uhr, von St. Cloud aus, angetreten und befinden sich unter den Segnungen ihrer Völkerschaften heut schon in Marseille, um die Chancen eines neuen Kreuzzugs zu studiren, denn Veränderung ist die Seele der — — Selbsterhaltung.

Sollen wir diesem „Triumphzuge", wie ihn die officielle Presse nennt, folgen? Wir wollen es versuchen, aber nur, um eine einzige Bemerkung daran zu knüpfen.

Als Sieyes sein berüchtigtes „la mort sans phrase" gelassen niederschrieb, schloß er eine tausendjährige Geschichte Frankreichs ab und gab er den Wink zur Eröffnung einer neuen. Man darf annehmen, daß er dies wußte. Er war Metaphysiker genug, um übersehen zu können, was er that, und er glaubte sogar für seine Person viel bewußter zu handeln, als alle die lauten Schwätzer neben ihm. Aber eins wußte er doch nicht, ja mochte er auch entfernt nicht einmal ahnen, nämlich dies, daß er mit dem „la mort sans phrase" die Geschichte des „vie avec la phrase" für die Franzosen eröffnete. In Wahrheit ist das Leben Frankreichs seitdem ein Leben der Phrase geworden und immer auf's Neue geworden, um, wie es scheint, ein solches Leben, in dem Phrasen um die Herrschaft streiten, zu bleiben. Abwechselnd haben seitdem die Phrasen der égalité, der fraternité, der liberté, der humanité, der gloire, der patrie, des empereur, und wie sie alle heißen mögen, Frankreich ganz ebenso beherrscht, wie es zur Zeit die Phrasen der civilisation, der humanité und des empereur sind, die es knechten. Seinen Culminationspunkt erreicht dieses ausgesogene, wohldressirte und wohlunterworfene Phrasenleben jedoch in den Beziehungen des Volkes zu seinem jedesmaligen Gewalthaber, der ihm dann in schulgerechter Entwickelung dieses entseelten Phrasenlebens, und weil weiter nichts übrig bleibt, darüber weiter nichts hinausgeht, wenigstens zur providence werden muß, indem man sich am Ende doch schämt, ihn geradezu Dieu zu nennen. Mit der Zeit kann das französische Volk es aber auch bis zu dieser Höhe unerhörter Volksseligkeit noch bringen, man muß nur Geduld haben abzuwarten, und

nicht ſogleich irre werden, falls über Nacht etwa „à bas la providence!“ gerufen werden ſollte. Denn dieſes mitunter einlaufende à bas! gehört ganz naturnothwendig in den Cultus dieſes Phraſenlebens, ja es iſt im Grunde die einzige, wirklich ſeeliſche Aeußerung deſſelben, während alle ſeine ſonſtigen Aeußerungen weit eher an chineſiſchen Mandarinismus, als an Seel' und Leib eines europäiſchen Volkes erinnern. Alſo ſchlägt unſer Herr Gott im Himmel dem — Aberwitz ein Schnippchen und giebt den großen Meiſtern, die den Tod ohne Phraſe dekretiren, ſtatt deſſen ein Leben der Phraſe. Daher vive la vie avec la phrase!

So viel von der neueſten Phraſen-Reiſe, „kaiſerlicher Triumphzug“ genannt.

Haben die Juden in Paris Wind bekommen, daß ihr ſchwindelhafter Einfluß anfängt, dem denkenden wie dem nichtdenkenden Theile der franzöſiſchen Nation zu ſchaffen zu machen, oder wollen ſie der Welt Sand damit in die Augen ſtreuen, zu dem Zwecke etwa, daß ſie keineswegs in dem Grade eine Geſellſchaft von Leuten ſeien, die ſich „zuſammenhanglos“ in der Welt herumtreibt, wie kürzlich ein neuerer Erforſcher des Judenthums in dem „Preußiſchen Volksblatt“ entwickelte und zu entwickeln fortfährt — kurz, ſie haben von Paris aus ein Schreiben erlaſſen, worin ſie ihre Mitbrüder auf die Nothwendigkeit und zugleich auf die Mittel zur Herſtellung eines ſolchen inneren Zuſammenhangs aufmerkſam machen. Unſeres Ermeſſens würde aber ſelbſt bei dem günſtigſten Gelingen dieſes Plans an der Weltſtellung der Juden nichts verändert oder verbeſſert werden. Vorläufig ſtehen und fallen ſie mit ihrem neueſten Meſſias, dem „großen Kaiſer“, wie ſie den franzöſiſchen Gewalthaber einmüthig nennen, und deſſen eigentliche Claqueurs ſie auf allen Punkten der Preſſe wie der Börſe in und außer Europa geworden ſind, aus Gründen, die einer Auseinanderſetzung nicht erſt bedürfen.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Achtzehntes Capitel.
Fabiane und Sebastiane.

Was die Frauen lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen,
Was sie aber urtheilen und meinen,
Will uns oft wunderlich erscheinen.
(Goethe.)

An demselben dritten Weihnachtsfeiertage, an welchem Friederike von Uchtenhagen den im letzten Capitel mitgetheilten Brief ihres heimlich Verlobten empfing, und um dieselbe Zeit etwa, da sie aus ihrer süßen Träumerei durch die Angstrufe ihrer jüngern Schwestern aufgeschreckt und zu der Mutter, die eine plötzliche Ohnmacht befallen, von der sich die willensstarke Frau indessen bald genug erhob, gerufen wurde, trat zu Königsberg in Preußen die schöne Gräfin Kalnein, deren Robert von Rouvroy in seinem Briefe Erwähnung gethan, bei ihrer Tante, einer Frau von Perbandt ein.

Sie traf die Tante nicht daheim, wurde aber von deren Tochter mit jener reizenden Vertraulichkeit empfangen, die Mädchen und Frauen, welche sich wirklich lieben, gegeneinander zu zeigen pflegen. Fräulein Fabiane half ihrer Cousine die Hüllen von Pelz ablegen, nahm ihr den Hut vom Haupt, das ihr sanft entgegen geneigt wurde und drückte dann die vorher schon Umarmte noch ein Mal an ihre Brust.

Diese beiden Cousinen waren auffallend schöne Erscheinungen, hoch gewachsene, schlanke Gestalten. Beide mit feinen Zügen, dunkellockig und dunkeläugig, sahen sie sich sehr ähnlich; das war übrigens erklärlich, denn ihre Mütter waren Schwestern und die Cousinen an einem Tage und in einem Jahre geboren. An einem Tage, am zwanzigsten Januar, dem Tage Fabian Sebastian, und deßhalb waren sie auch, die Eine Fabiane, die Andere Sebastiane, getauft worden.

Halb neben, halb hinter dem großen Ofen stand ein kleines Tischchen mit einem Armleuchter und zwei große Stühle, das war ein behagliches Plätzchen, da nahmen die Cousinen Platz. Eine hielt zärtlich die Hand der Andern, sie blickten sich an mit den großen leuchtenden Augen; ja, sie waren sich sehr ähnlich, aber sie waren sich doch auch wieder sehr unähnlich. Fräulein Fabiane, war, wenigstens sitzend, doch etwas größer als Sebastiane, ihre Haltung war etwas stolzer, ihre Farbe bleicher, in ihren Zügen war mehr Ernst, vielleicht auch mehr Würde, sie hatte etwas, was eine scheue Zurück-

haltung und zugleich mächtige Leidenſchaftlichkeit verrieth; es war in ihrem ganzen Weſen viel auffallendes, man konnte bei ihrem Anblick an eine heidniſche Prieſterin denken. Neben dieſer eigenthümlich jungfräulichen Geſtalt gab ſich Sebaſtiane als junge Frau weit leichter und ſicherer in ihren Bewegungen, ſie hatte mehr Fülle als die Couſine, mehr Färbung, mehr heitre Lebendigkeit, um ihren üppigen Mund lag ein allerliebſter Zug von kecker Schlauheit, der ſich zuweilen auch zu kühner Liſt ſteigern konnte. Sebaſtiane war eine reizende junge Frau, die aller Augen auf ſich ziehen mußte und ſichtlich Herzen zu gewinnen verſtand, Fabiane dagegen, in dem ſichern Bewußtſein, daß ſie nicht überſehen werden könne, hatte etwas ablehnendes, das erkältend wirken mußte, obwohl Jeder, der ſie ſchärfer beobachtete, leicht die tiefe Leidenſchaftlichkeit in ihr erkannte.

„Ich freue mich, Du liebe kleine Gräfin," begann Fabiane, indem ſie ſich zurücklehnte, „daß wir endlich eine Stunde für uns allein haben, denn hoffentlich wirſt Du mir nun all die räthſelhaften Anſpielungen erklären, mit denen Du mich ſeit meiner Rückkehr beinahe gefoltert haſt!"

„Du verdienteſt Strafe, Fabiane!" verſetzte die Gräfin Kalnein lächelnd.

„Weshalb?" fragte das Fräulein ſich hoch aufrichtend.

„Wegen Mangel an Vertrauen zu Deiner Sebaſtiane!" entgegnete die junge Frau lieblich, indem ſie ernſt und zärtlich zugleich herüberblickte.

„Erkläre Dich!" bat Fabiane, ohne auf den Vorwurf einzugehen.

„Biſt Du immer noch entſchloſſen," fragte Sebaſtiane liſtig lächelnd, „nur einen Verbandt, oder einen Kalnein, oder überhaupt einen Sohn aus einem der alten Häuptlingsgeſchlechter, die ſchon im heidniſchen Preußen blüheten, zu heirathen?"

„Es hat nicht Jede das Glück, einen Kalnein zu bekommen wie Du!" entgegnete Fabiane ausweichend.

„Mit dieſem Compliment ſollſt Du mir nicht entſchlüpfen, Kind!" rief die Gräfin raſch, „antworte mir klar und kurz, biſt Du noch ebenſo feſt entſchloſſen, wie damals, als wir unter der alten Eiche uns das Gelübde leiſteten, nur einen Preußiſchen Häuptlingsſohn zum Gemahl zu nehmen und die Bewerbung jedes Andern abzulehnen, antworte mir: ja, oder nein?"

Dunkles Roth färbte die bleiche Wange des Fräuleins, ſie ſenkte das ſtolze Haupt und ſchwieg. Einen Augenblick weidete ſich die Gräfin an dieſem Anblick, dann ergriff ſie die Hand der Couſine und ſagte ſchmeichelnd: „ſo, jetzt brauchſt zu nicht zu antworten, Dein Erröthen hat es für Dich gethan, aber Dir ſoll verziehen ſein, weil Du nicht den Verſuch gemacht haſt, Deine Sebaſtiane zu belügen, das hätte ich Dir ſehr übel genommen!"

„Sebaſtiane," verſetzte das Fräulein raſch, indem ſie ſich aufrichtete und zuſammennahm, „Du weißt, daß ich niemals lüge!"

„Sei nicht ſo ſtolz darauf," warnte die Gräfin mit aufgehobenem Finger drohend, „Dein Schweigen gegen mich ſeit einem halben Jahre und darüber iſt vielleicht keine eigentliche Lüge, aber aufrichtig iſt es doch auch nicht."

„Sebaſtiane!"

Der faſt flehende Ton, in welchem Fabiane ſie anrief, rührte die junge Frau augenblicklich, und freundlich begann ſie: „Liebe Faba, als wir Beide vor drei Jahren das Gelübde thaten, nur einen Preußiſchen Häuptling zum Gemahl zu nehmen, da habe ich Dich ſo halb und halb wenigſtens betrogen, und Du haſt Dich jetzt dafür gerächt.“

Fabiane ſchaute mit großen Augen auf.

„Ja, ja,“ fuhr die Gräfin fort, „ich hatte gut das Gelübde leiſten, das Du mir damals unter der alten Eiche im Park abnahmſt, welche wir die heilige Eiche von Romove getauft hatten, denn ich liebte ſchon einen Preußiſchen Häuptlingsſohn und war der Liebe meines Kalnein ſicher. Du hatteſt von unſerm kleinen Verkehr aber nichts bemerkt, weil Du damals nur an Perkunnas und Potrimpos und andere altpreußiſche Nationalgottheiten dachteſt und nur für die längſt geſtorbenen Häuptlinge ſchwärmteſt. Gewiß hätte ich Dir auch in jener Mondnacht mein Liebesgeheimniß anvertraut, wenn Du nicht gar zu feierlich und ernſthaft geweſen wäreſt; es lag wie ein Zauber auf mir, die Mondnacht, das geheimnißvolle Rauſchen des Windes in dem Wipfel der Eiche, Du ſelbſt im weißen Kleide, den Epheukranz im Haar, Fabiane, Du haſt nie ſo ſchön ausgeſehen, wie in der Nacht, und noch jetzt faßt mich eine Art von Schauer, wenn ich jener Stunde denke.“

„Es war doch eine ſchöne Stunde!“ ſagte das Fräulein im Tone tiefſter Ueberzeugung.

„Ja, es war eine ſchöne Stunde,“ erwiederte die Gräfin lebhaft, „wenn auch unſer Gelübde von meiner Seite höchſt überflüſſig war und von Deiner Seite nun doch in großer Gefahr iſt!“

„Ich bitte Dich, ſprich endlich!“ ſprach Fabiane, ſcheu zu Seite blickend.

Ihre Worte waren kaum vernehmbar, man ſah, daß ſich dieſe leidenſchaftliche Natur einen Zwang anthat, der ihr große Anſtrengung koſten mußte.

„Nun,“ verſetzte Sebaſtiane, vertraulich flüſternd, „Herr von Roudroh iſt doch nicht der Abkömmling eines Preußiſchen Häuptlings?“

Fabiane ſtieß einen lauten Schrei aus, ihre leidenſchaftliche Natur brach hervor, erſchrocken fuhr die Gräfin zurück, aber ſie faßte ſich bald, denn das Fräulein faßte ihre beiden Hände mit kräftigem Druck und rief faſt angſtvoll: „Woher, woher haſt Du dieſen Namen? Die Mutter hatte ihn vergeſſen, ſie kann ihn Dir nicht geſagt haben!“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ entgegnete Sebaſtiane, liſtig lächelnd, „Du biſt doch entſetzlich ungeſtüm und — unklug, Du haſt mir eben wieder ein Geheimniß verrathen, alſo Herr von Roudroh war auch der Paladin, der Euch befreite, als Ihr bei Berlin angefallen wurdet? Sieh! Du hatteſt alſo den Namen des Paladins recht gut behalten, den Deine Mutter vergeſſen hatte, Du fandeſt es aber nicht für gut, ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, welche freundliche Tochter!“

„Schone mich, Sebaſtiane, ſchone mich!“ bat das Fräulein weinend, „ich wagte den Namen nicht zu nennen, es knüpft ſich an dieſes Ereigniß eine tiefe,

tiefe Beſchämung für mich, ich freute mich, daß die Mutter den Namen vergeſſen hatte, ich wollte, ich hätte ihn auch vergeſſen können!"

„Du biſt ein Kind, Faba," tröſtete Sebaſtiane mit der Ueberlegenheit der Frau, indem ſie die heiße Wange des weinenden Mädchens ſtreichelte, „ein pures Kind, Faba, Du ſchämſt Dich jetzt, weil Du dem jungen Manne in der erſten Aufwallung Deiner leidenſchaftlichen Dankbarkeit Deine Nadel gegeben haſt, Du weißt ſchon, die mit dem grünen Stein und den Perlen darum, deren Verluſt Deine Mutter noch heute bedauert, ohne eine Ahnung von dem Verbleib zu haben; beruhige Dich, Kind, irrende Prinzeſſinnen pflegen ihre Paladine, von denen ſie aus der Gewalt böſer Zauberer befreit worden, immer mit ihren beſten Kleinodien zu beſchenken. Schämſt Du Dich deſſen?"

Fabiane ſchüttelte ihr Haupt.

„Und was iſt's noch?"

„Ich habe Ihm zwei Mal die Hand gedrückt!" verſetzte das Fräulein laut und in hellem Zorne über ſich ſelbſt, indem ſie ſich aufrichtete.

Die Gräfin lachte hell, das Fräulein wendete ſich beleidigt ab.

„O Faba," rief Sebaſtiane, „ich kenne Deine Händedrücke! oh, wie ſtolz und glücklich muß der junge Mann geweſen ſein, einen ſolchen Dank für ſeine Heldenthat zu empfangen; aber wirklich, es iſt nicht hübſch von Dir, daß Du Dich Deiner dankbaren Aufwallung ſchämſt, daß Du ſelbſt den Namen Deines Retters vergeſſen willſt, weil Du zärtlich gegen ihn geweſen biſt!"

„Was muß Er von mir gedacht haben?" fragte die eben noch ſo trotzige Jungfrau verſchämt.

„Ah! da kommen wir auf den Punkt," fuhr die Gräfin ernſter fort, „Du ſchämſt Dich Deiner Händedrücke, weil Du fürchteſt, er könne Dich darum falſch beurtheilen; jetzt glaube ich wirklich, daß Du dieſen Herrn von Rouvroy liebſt, und das allein iſt mir bedenklich dabei, denn ſonſt bin ich ruhig, dieſe Herren ſind alle, alt wie jung, ſo eitel, daß ſie jede Gunſtbezeugung von unſrer Seite immer nur als eine wohlverdiente Anerkennung ihres hohen Werthes betrachten; ich ſage Dir, kein Mann findet einen Händedruck zu feurig, einen Kuß zu heiß — doch zum Küſſen iſt's wohl nicht gekommen bei jener Rettung?"

„Sebaſtiane!" bat das arme Mädchen in höchſter Verwirrung.

„Möchteſt Du aber nicht wiſſen," fragte die Gräfin einlenkend, „wie ich zu dem Namen Robert von Rouvroy gekommen bin?"

Fabiane beſann ſich einen Moment, dann ſagte ſie zögernd: „Wohl, ich bin doch aufrichtig, wenn Du mir auch das Gegentheil zum Vorwurf gemacht haſt, ich möchte gern Alles wiſſen, was Ihn betrifft, ich habe ein glühendes Verlangen darnach, und dennoch fühle ich, daß es beſſer iſt, wenn Du mir gar nichts ſagſt."

Die Gräfin ſchlang ihre kleinen hübſchen Finger in einander und blickte mit einer Art von Verlegenheit bald dieſe Finger, bald ihre Couſine an, die in Gedanken verloren vor ſich hinſtarrte.

„Faba, Du liebſt dieſen jungen Herrn wirklich!" flüſterte Sebaſtiane endlich. Fabiane nickte ernſthaft, aber mit einer ſo entſchiedenen Bewegung, daß

die ſtärkſte Betheuerung der Couſine nicht eine feſtere Ueberzeugung von der leidenſchaftlichen Liebe hätte geben können.

„Wie iſt es nur möglich, daß man einen Mann lieben kann," rief die Gräfin faſt unwillig klagend aus, „den man nur ein Mal, nur ein einziges Mal, und nur einen Augenblick geſehen hat?"

Fabiane antwortete nicht.

„Das iſt Alles ſo ganz anders wie bei mir," fuhr die Gräfin, allerliebſt ſchmollend wie ein verzogenes Kind, fort; „Kalnein machte mir doch erſt eine ganze Weile den Hof, das war mir angenehm, aber ich liebte ihn nicht, erſt ziemlich lange nachher, als ich merkte, daß er mich liebte, fing ſich auch mein Herz zu regen an; wie iſt's nur möglich, Faba, daß Du dieſen jungen Mann liebſt, den Du gar nicht kennſt?"

„Ich weiß es nicht!" verſetzte Fabiane mit einer faſt erhabenen Einfachheit.

Die Gräfin ſah ſcheu auf ihre Couſine, die Einfachheit imponirte ihr, ſie hatte ein Gefühl, daß die Ueberlegenheit, die ſie immer über Fabiane behauptete, die ſie auch in dieſem Geſpräch bis jetzt an den Tag gelegt hatte, daß dieſe Ueberlegenheit eine eingebildete geweſen, daß dieſer tiefen Leidenſchaftlichkeit gegenüber ihre kleine Liſt, ihre Feinheit, ihre Weltklugheit eigentlich ſehr kleinlich ſei. Dieſes Gefühl war ihr offenbar nicht angenehm, deshalb brachte ſie das Geſpräch ſo raſch als möglich wieder auf einen Punkt, wo ſie ſich Meiſter fühlte.

„Höre mich an," begann ſie nach kurzer Ueberlegung, „vor einiger Zeit wurden mir in einer Geſellſchaft zwei junge Herren vorgeſtellt, deren Namen ich wie gewöhnlich nicht verſtanden hatte, Du kennſt mein Unglück in dieſem Punkt! Der Eine von dieſen jungen Herren intereſſirte mich, denn in ſeinem magern bleichgelben Geſicht funkelten ein Paar geiſtvolle dunkle Augen, während in den ſcharfen, eigentlich durchaus nicht ſchönen Zügen ſich eine ſo ruhige Sicherheit zeigte, daß ich mir unwillkürlich ſagte: Der junge Mann iſt der Sohn eines alten Geſchlechtes! Ich unterhielt mich ziemlich lange und lebhaft mit ihm; ich fand ihn wohl unterrichtet; Du weißt, man kann das merken, ohne es ſelbſt zu ſein, er war voll Geiſt, ohne eigentlich witzig zu ſein, und ich gefiel mir in ſeiner Unterhaltung; da blickte ich zufällig auf ſein Jabot, in welchem ein prächtiger Smaragd funkelte, ich war erſtaunt, ich glaubte mich getäuſcht zu haben, und ſchaute näher hin; das Kleinod mit dem grünen Steine war es, ich konnte mich nicht täuſchen, ich hatte es zu oft geſehen an Dir, ich hatte es ja ſelbſt öfter vorgeſteckt, der junge Herr trug das Kleinod, über deſſen Verluſt ich Deine Mutter hatte klagen hören. In der erſten Ueberraſchung hätte ich beinahe gefragt: Herr, wie kommen Sie zu dieſem Kleinod, welches meiner Couſine Faba gehört? Glücklicher Weiſe ſchwieg ich, war aber genöthigt, meine Unterhaltung mit Herrn von Rouvroy ſo kurz abzubrechen, daß es Aufſehen erregte und mir gerechte Vorwürfe von der Dame vom Hauſe zuzog, da ich mich nicht erklären wollte; ich wollte mich aber nicht erklären, bevor ich Dich geſprochen, liebe Faba!"

Sebaſtiane hielt hier einen Augenblick inne, ſie erwartete, daß Fabiane reden würde; dieſe aber ſchwieg und ſchaute anſcheinend theilnahmlos in den

Schooß, doch verrieth ihr wallender Buſen hinlänglich den Antheil, den ſie an der Erzählung der Couſine nahm.

„Du warſt noch in Trokitten", fuhr die Gräfin fort, „ich konnte Dich nicht fragen, aber ich beſchloß, mich über dieſen Herrn von Rouvroy zu unterrichten, denn mir ſagte eine Ahnung; Du kennſt mich, Faba, Du weißt, daß ich ein Recht habe, auf Ahnungen viel zu geben! daß der junge Herr die Nadel weder gekauft noch gefunden, ſondern daß er ſie von Dir ſelbſt erhalten habe. Das aber ſetzte ein Verhältniß zwiſchen Dir und ihm voraus, für jede andere Perſon wäre es indiscret geweſen, hier zu forſchen, ich hielt mich dazu für berechtigt durch unſere Verwandtſchaft, durch unſere Liebe, durch die Freundſchaft, die wir für einander gehegt, in der Wiege ſchon, wie unſere Mütter verſichern; vielleicht aber, ich bin mir nicht ganz klar darüber, trieb mich doch die Neugierde mehr, und dann habe ich indiscret und unrecht gehandelt, dann ſchilt mich, Faba, und verzeihe mir, wie Du ja ſchon ſo oft gethan!"

„Ich ſchelte Dich nicht", entgegnete Fabiane langſam und gehalten, „Du haſt recht gethan; aber ſage mir," ſetzte ſie dann haſtig hinzu, „was haſt Du von Ihm in Erfahrung gebracht?"

„Ich bat Kalnein", fuhr die Gräfin wieder lächelnd über den Eifer ihrer Couſine fort, „mir Nachrichten über die perſönlichen Verhältniſſe des Herrn von Rouvroy zu verſchaffen, ohne ihm ein Wort von Dir zu ſagen, wie ſich von ſelbſt verſteht. Er war zu Anfang über den Auftrag nicht wenig verwundert, wie Du Dir denken kannſt, indeſſen habe ich ihn durch allerlei kleine Schmeicheleien doch dazu vermocht; denn Du weißt, daß er noch immer ein wenig eitel auf ſeine diplomatiſche Geſchicklichkeit iſt, und in der That, er hat Urſache dazu, denn er hat mir mit glänzendem Erfolge gedient. Vernimm alſo, daß Herr von Rouvroy hier ſeine Studien beendet und ſich für den Staatsdienſt beſtimmt hat; ſeine Familie iſt alt und gut; er hat kein Vermögen und bis auf einen alten Oheim, den er ſehr liebt, keine nähern Verwandte, doch ſteht er mit mehreren brandenburgiſchen Familien in Verbindung. Er lebt hier ſehr zurückgezogen und arbeitet viel, überall erhält er das Zeugniß eines tüchtigen und hoffnungsvollen jungen Mannes. Von einer Liebſchaft oder einer ähnlichen Verbindung weiß man gar nichts. Die Ferien bringt er gewöhnlich bei ſeinem alten Oheim, einem verabſchiedeten Offizier, in Mittenwalde, einer kleinen Stadt bei Berlin, zu. Ich könnte Dir beſchreiben, wie er dort lebt, wie er ſeine Zeit dort zubringt, und vielleicht intereſſirte Dich das; aber, da es mich nicht intereſſirt, ſo habe ich's vergeſſen, obgleich mir Kalnein noch immer ab und zu Nachrichten bringt und nicht wenig ſtolz darauf iſt, mich ſo gut bedienen zu können. Einmal glaubte ich, Kalnein habe perſönliche Bekanntſchaft mit Herrn von Rouvroy gemacht, und ſei ſo in Beſitz aller dieſer Nachrichten gekommen; er hat mir aber verſichert, daß er ihn mit ſeinem Wiſſen niemals geſehen habe. Da haſt Du mein Bekenntniß, Faba; ſage mir nun, wie ich in dieſer Begebenheit weiter verfahren ſoll, Du weißt, daß ich Alles für Dich thun kann und will!"

Fabiane ſchwieg und ſah ihre Couſine verlegen und ängſtlich an.

„Nun," fuhr dieſe die Hand der Verlegenen ergreifend im zärtlichſten Tone fort, „wenn Du den Wunſch hegſt, Herrn von Rouvroy zu ſehen, zu ſprechen, ſo iſt das leicht zu machen, er beſucht zuweilen das Haus der Majorin Albedyll! ſo ſprich doch!"

„Ich wünſche es wohl," entgegnete das Mädchen gepreßt, „ich möchte ihn ſehen und ſprechen, aber ich fürchte mich, oh! es iſt peinlich!"

„Faba," ſagte die Gräfin nach einigem Beſinnen, „biſt Du ſicher, daß Dich Herr von Rouvroy wieder erkennt?"

Die Gefragte ſchüttelte das Haupt, dann entgegnete ſie leiſe: „ich glaube kaum, es war ſchon ziemlich dunkel, ich ſelbſt ſah ſein Geſicht auch nur in dem einzigen Augenblick ganz deutlich, als ich in ſeinen Armen lag, und da blickte er mich nicht an!"

„Weißt Du wirklich beſtimmt," forſchte die Gräfin weiter, „daß Ihr Euren Namen nicht genannt habt?"

„Ich weiß es beſtimmt!" verſetzte die Gefragte raſch.

„Wie haſt Du ihm das Kleinod gegeben, die Nadel?"

Dieſe Frage der Gräfin mußte dem Mädchen ſehr ſchmerzlich fallen, ſie ſchwieg eine ziemliche Weile, und erſt als Sebaſtiane ganz erſtaunt über dieſe Zögerung, die tief in der mädchenhaften Scheu Fabianens begründet war, die Frage wiederholte, antwortete ſie ganz leiſe und ſtockend: „ich habe die Nadel heimlich an den Aufſchlag ſeines Rockes befeſtigt!"

„Merkwürdige kleine Faba," ſagte die Gräfin erſtaunt für ſich, „ſie macht doch Alles anders wie ich!" dann fuhr ſie laut fort, „nun beruhige Dich, liebes Kind, Du ſollſt Herrn von Rouvroy ſehen, Du ſollſt ihn ſprechen und brauchſt keine unangenehme Berührung zu fürchten, denn er wird gar nicht wiſſen, daß Du die irrende Prinzeſſin biſt, die er als tapferer Paladin gerettet. Es ſteht dann ſpäter ganz in Deiner Hand, Dich ihm zu erkennen zu geben!"

Das leuchtete Fabiane ein, ſie richtete ſich hoch auf, ihre Augen ſtrahlten, dann ſchlang ſie ihre Arme um die Gräfin, zog ſie an ihre Bruſt und küßte ſie mit verzehrender Leidenſchaft.

„O Faba, laß mich, laß mich!" bat die Gräfin, „wann wirſt Du ordentlich küſſen lernen?"

Die Juden in Preußen um die Zeit der Schlacht bei Jena.

(Art. I. Daviſon und der „Telegraph.")

„Oeſtreich", ſagte Herr Laſſalle in einer jener Broſchüren, welche das Judenthum dem öſtreichiſchen Kaiſerſtaat im vorigen Jahre entgegenſchleuderte („der italiäniſche Krieg und die Aufgabe Preußens", Berlin, 1859, p. 30), „muß zerfetzt, zerſtückt, vernichtet, zermalmt, ſeine Aſche muß in alle vier Winde zer-

ſtreut werden.“ Der Verfaſſer verſichert zwar, daß er in dem Augenblick der Aufregung, die ihm dieſen freundlichen Wunſch eingiebt, „in dem rein deutſcheſten Bewußtſein von der Welt ſpreche,“ — allein in dem großen Reich der Fabel und der Geſchichte kennen wir nur zwei Weſen, die mit gleichem Behagen ihren Bannfluch über mißliebige Weſen ausſprechen, nämlich Oswin, den Bedienten des Paſcha Selim in Mozart's Belmonte und Conſtanze (mit dem langen Regiſter ſeines „erſt geköpft u. ſ. w., zuletzt geſchunden“) und den Juden. Preußen war von dieſem jüdiſchen Bannfluch im vorigen Jahre noch verſchont, weil es den Weltbegebenheiten mit Ruhe zuſah und den Verwickelungen, die den Juden das Heft der Weltregierung in die Hand zu ſpielen ſchienen, ſeinen Lauf ließ. Aber es mache nur die leiſeſte Regung zur Initiative, die leiſeſte Regung zur Vertheidigung deutſcher Intereſſen gegen das bonapartiſtiſche Nivellement, und die jüdiſchen Verwünſchungen werden auf es herabfallen: „erſt geköpft, dann gehangen, dann geſpießt und dann — und dann — zuletzt geſchunden“ — ganz wie Oeſtreich!

Schon einmal war Preußen faſt vollſtändig in der Hand der Juden; es war um die Zeit der Schlacht bei Jena; die Staatsgeſchäfte, finanzielle wie diplomatiſche, gingen durch die Hand der Juden, und die Monarchie erlitt dann, nach der Niederlage bei Jena, zum Lohn für die Schwäche und Nachſicht, mit der ſie das Eindringen der Orientalen in die Geſchäfte geduldet hatte, die äußerſte Schmach, daß ein Jude in der Hauptſtadt das Unglück des Staates journaliſtiſch ausbeutete und, indem er ſelbſt die Königin mit ſeinem Hohn nicht verſchonte, das Glück und die Meiſterſchaft des franzöſiſchen Regiments feierte. Die bedeutende Rolle, welche dieſer Journaliſt in der Unglückszeit Preußens ſpielte, macht ihn einer beſondern Darſtellung werth, auf welche wir die Schilderung von dem Einzug und der Ausbreitung der Juden in Preußen nach der Schlacht bei Jena folgen laſſen werden. Er nannte ſich Karl Julius Lange und war Herausgeber des „Telegraph, ein Journal der neueſten Kriegsbegebenheiten“. Der erſte Band dieſer Zeitſchrift, die vom 17. October 1806 bis 30. Juni 1807 geht, trägt auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin die, wie man ſagt, von dem Geheimen Archiv-Rath Herrn Friedländer herrührende Aufſchrift: „Unter Karl Julius Lange iſt der Iſraelit Alexander Daviſon verborgen.“ Dieſer Lange war die Merkwürdigkeit, welche der Miniſter von Hardenberg Berlin präſentirte, als er 1804 aus den fränkiſchen Provinzen nach Berlin verſetzt wurde, und mit dem er ſeinen Tribut an die Hauptſtadt entrichtete, die im Geleite der Paſcha's, wenn ſie aus ihrem Paſchalik zurückkommen, immer etwas Merkwürdiges und Neues ſehen will. Durch die Protection des Miniſters fand er Zutritt in allen Clubs und Zirkeln, in denen er durch die Gerüchte von ſeinen Schickſalen zu einem Gegenſtand der allgemeinen Neugierde wurde. Man erfuhr, daß er von Geburt ein Braunſchweiger Jude ſei und von ſeinen Eltern ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt hatte, das er aber bald durch leichtſinnige Handelsſpeculationen und ein wüſtes Leben zerſplitterte. Er irrte darauf eine Reihe von Jahren in der Welt umher; ein längerer Aufenthalt in England erwarb ihm einige Kenntniß der Sprache und der Lite-

ratur dieſes Landes; von Natur mit einem gewiſſen Grad von Keckheit und mit dem Talent verſehen, ſich ein wichtiges und bedeutendes Anſehen zu geben, faßte er nun den Entſchluß, als Engländer nach Deutſchland zu gehen, durchzog alle Hauptſtädte, wobei auch Berlin nicht übergangen ward, und producirte ſich durch engliſche Declamatorien. Dieſer Periode gehört der Empfehlungsbrief Leſſings an Moſes Mendelsſohn vom 19. December 1788 an, welcher in die Bachmann'ſche Ausgabe von Leſſing's Werken aufgenommen iſt. Nachdem die Fundgrube der engliſchen Poeſie erſchöpft war, verlor ſich Lange in das Nichts, in dem er über ſeine Zukunft nachdachte, bis er endlich wieder als publiciſtiſcher Schriftſteller in den oberdeutſchen Provinzen auftauchte und ſich endlich in Baireuth fixirte, wo er eine Zeitlang ein politiſches Blatt herausgab und deſſen beleidigende Ausfälle gegen Oeſtreich, auf Nachſuchen des Kaiſerlichen Hofes, endlich in einer Unterſuchungshaft abbüßte. Verbindungen jedoch, die er ſich durch ſeinen Uebertritt zum Chriſtenthum und eine Heirath in eine gute Familie in Baireuth erworben hatte, brachten es dahin, daß er ſeines Gefängniſſes entlaſſen ward und ſich der Theilnahme Hardenberg's empfohlen fand, der ihn, wie derſelbe überhaupt zu Juden wie Koreff und dem braunſchweigiſchen Hofagenten Herz Samſon, ſeinem Gläubiger, in nahen Beziehungen ſtand, zu ſeinem Secretär machte. Nachdem nun Lange ſeit ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin es mit drei journaliſtiſchen Unternehmungen, jedoch ohne Erfolg, verſucht hatte, glaubte er beim Ausbruch der Spannung zwiſchen Frankreich und Preußen ſein publiciſtiſches Talent mit beſſerer Ausſicht geltend machen zu können, und erhielt von der Regierung die Erlaubniß zur Herausgabe des „Telegraphen." In den „Neuen Feuerbränden" Cöln, 1807. V. Heft, S. 141, findet ſich der wörtliche Abdruck des Briefes an den König, in welchem „Profeſſor Lange" um die Gnade bittet, als „Preußiſcher Patriot und Unterthan" den „Telegraph" herausgeben zu dürfen, ferner des „allergnädigſten Cabinetsbefehls Sr. Majeſtät," der ſich das Beſte „von den Talenten und Geſinnungen des Profeſſor Lange verſpricht und ſolches auch hiermit zur ausdrücklichen Bedingung macht, die ſich bereits ſo rühmlich auszeichnende Nationalſtimmung und den Patriotismus der Preußiſchen Unterthanen, ſo wie die Miteinſtimmung und den theilnehmenden Eifer der übrigen Deutſchen und anderer Nationen für Preußens Angelegenheit zu wecken."

Dieſes Blatt nun, der „Telegraph," begnügte ſich nicht allein, wie George in ſeinen „Erinnerungen eines Preußen" ſich ausdrückt, nach dem Einzuge der Franzoſen in Berlin, wie die andern Zeitungen, die aufgegebenen Artikel (communiqués) aufzunehmen, ſondern füllte ſich auch mit eigenen Artikeln an, die an ſchmutzigem Eifer für die Franzoſen und gegen Preußen Alles übertrafen. „Am ärgſten, ſchreibt Varnhagen in ſeinen Denkwürdigkeiten, trieb es ein dem franzöſiſchen Intereſſe verkaufter Schreiber Namens Lange in ſeinem Blatt, „dem Telegraphen," worin nicht nur alle Ereigniſſe feindlich und hämiſch zum Nachtheil Preußens erzählt, ſondern auch die gehäſſigſten Schmähungen, ſelbſt gegen die unglückliche hochſelige Königin, veröffentlicht wurden. Den 14. November 1806, ſchreibt der Preußiſche Geſandte am Hofe zu

München, Freiherr von Schladen: „Ich erfuhr heute leider wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbesonnen war, Ihr schonungslos alle die schmutzigen Verleumdungen mitzutheilen. Mit strömenden Augen wiederholte die erhabne Fürstin die Ausdrücke dieser Schmähschriften." „Dieses in ächtem jakobinischem Ton geschriebene Zeitungsblatt, der Telegraph, sollte das Volk bethören, es gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn aufbringen und von ihm entfernen und entfremden," ruft die Frau von Berg, geborne Gräfin von Häseler, Hofdame der Königin, in ihren Memoiren aus.

Dieses Blatt, welches nach der beim Ausrücken der Preußischen Armee veröffentlichten Annonce und Reclame „Alles Große und Neue, das sich bei der Armee ereignen würde," dem Publikum mittheilen und rein patriotischen Zwecken dienen sollte, enthusiasmirt sich in der Nummer vom 28. October bei dem Einzuge Napoleons, der fortan immer mit Sr. Majestät bezeichnet, während der König von Preußen schlechtweg der König oder Friedrich Wilhelm III. oder blos *er* genannt wird. In Nr. 13. heißt es in einem Aufsatz mit der Ueberschrift: „Betrachtungen eines ächten (!) Preußen über die gegenwärtige Lage": „Unsere Königin mischte sich nun in die Angelegenheiten des Staats und der Armee, und wir sahen *mit Aergerniß* eine junge Prinzessin als Oberst an der Spitze eines schweren Dragonerregiments, bald debattirend im Kriegsrath, dann auf unsern Wachparaden und am Ende *nicht einmal mehr erröthend*, weder über die Licenz eines Hauptquartiers, noch über die Unsittlichkeit und Indecenz eines Lagers." (Was obigen *ächten* Preußen betrifft, so verweisen wir auf Davisons Erklärung in Nr. 5 seines Blattes „an Correspondenten": „Ich bitte nochmals, mir keine Beiträge zu überschicken, da ich durchaus keinen Gebrauch davon machen kann. Ich werde den Telegraphen *ohne alle fremde Hilfe* schon mit Ehren durchbringen.") In der Nummer vom 22. November läßt er Friedrich den Großen den bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand anfahren: „Wohlan, junger Prinz, wo sind Ihre Combinationen? Wohin haben die ausgelassenen Projecte Ihrer schönen Königin und ihrer Räthe geführt? So ist denn mein Werk in Einem Augenblicke zerstört; dieses Gebäude, welches ich mit so vielem Fleiß, mit so viel Sorgen und Gefahren aufgerichtet habe, ist durch die Unbesonnenheit eines Weibes und einiger sittenloser Tollköpfe bis auf den Grund zusammengestürzt. Entfernen Sie sich, Prinz, meines Namens unwürdig, und seufzen Sie über das Unglück Ihres Vaterlandes! Mögen alle Diejenigen, die Ihren Unsinn mit Ihnen getheilt haben, nachdem sie oben wegen ihrer Albernheit bestraft worden, sich mit Ihnen vereinigen. Und Du," schließt der alte Fritze endlich, „und Du, Bonaparte, dessen Freund und Bewunderer ich gewesen sein würde" u. s. w. In der Nummer vom 25. November spricht Davison von dem „*Phantom dieser Monarchie*", welches mit den Resten der Preußischen Armee nach Polen entweiche. Nummer 50 theilt er ein angebliches „Schreiben eines Preußischen Offiziers an einen Preußischen Major in Berlin" mit, in welchem ersterer wegen der „Aufreibung" der Armee sich damit tröstet, daß der „unüberwindliche Napoleon

der Große", als er dem Fürſten von Iſenburg den Auftrag zur Errichtung eines aus preußiſchen Gefangenen zu bildenden Regiments ertheilte, dem „ächten Soldaten" — (entſprechend dem obigen „ächten Preußen") — wieder eine Laufbahn der Ehre geöffnet habe. „Was kann," ſchließt dieſes Schreiben, „ehrenvoller ſein, als der Kriegsdienſt unter dem erſten und größten Feldherrn der Welt. . . . Was das Fechten gegen das Vaterland betrifft, ſo hat das wohl keine Noth. Kaiſer Napoleon hat den erſten Krieg mit Preußen ſo meiſterhaft und ſo glücklich geführt, daß ein zweiter nicht denkbar iſt." In der Nummer vom 14. December 1806 rühmt er im Gegenſatz zu dem Ueberwachungsſyſtem, welches bis zur Schlacht bei Jena in Berlin geherrſcht habe, die Freiheit, die mit den franzöſiſchen Siegern eingerückt ſei. „Die franzöſiſche Regierung," ſagt er, „giebt auch hier einen Beweis ihrer Weisheit und Großmuth, indem ſie einem beſiegten Volke in Hinſicht der Gedanken und Meinungen mehr Sicherheit und Freiheit geſtattet, als es unbeſiegt unter ſeinem vorigen (!) Fürſten genoſſen." Am 22. Mai 1807 ſehen wir Daviſon mit Eifer für die Errichtung einer bürgerlichen „Nationalgarde" (alſo einer Bürgerwehr) auftreten, die im Stande ſei, „in Zukunft mit mehr Zuverſicht den jungen Officieren zu begegnen." Der Anſicht entſprechend, wonach Fürſt und Regierung zu den „vorigen" Dingen verwieſen waren, iſt auch die Genugthuung, mit welcher dieſer Orientale in Nro. 60 die Execution der beiden preußiſchen Officiere, der Secondelieutenants Saherr und Wilhelmi vom Regimente von Grävenitz, die in Chriſtianſtadt in der Neumark der franzöſiſchen Uebermacht erlagen, berichtet; nach dem Ausdruck Daviſons befanden ſie ſich nur in der „Bande der Parteigänger, die für den Augenblick in der Neumark Straßenräubereien begingen," die opferfreudige Hingebung dieſer Officiere iſt ihm nur Infamie, wie er überhaupt für die Soldaten, die ſich den Gewaltthätigkeiten der Franzoſen im preußiſchen Lande entgegenſetzten, nur die niedrigſten Bezeichnungen hat. So ſchreibt er am 14. Mai 1807 von einem „angeblichen preußiſchen Feldwebel Fiſcher, dem Anführer einer zwanzig Mann ſtarken Truppe von Banditen," die des „Meuchelmords" angeſchuldigt ſeien, ſpricht von ſtädtiſchen Behörden, die mit dieſen Banditen und Meuchelmördern im Bunde ſtänden, und von einigen verkleideten Einwohnern der Stadt Kyritz, die es gewagt hätten, ihre Freude zu bezeigen, als die preußiſchen Banditen einem franzöſiſchen Commiſſär die Kriegskaſſe abgenommen hatten, und genehmigt zum Schluſſe gewiſſermaßen die kriegsrechtliche Verurtheilung mehrerer preußiſcher Küraſſiere und Bürgermeiſter zum Tode. Dagegen empfiehlt Nro. 93 eine Frankfurter Correſpondenz, faſt die einzige, die er in reinen Judenangelegenheiten von ſeinen Leuten erhalten zu haben ſcheint, das jüdiſche Philanthropin der Mainſtadt in der bekannten beſcheidenen Annoncen-Manier der öffentlichen Aufmerkſamkeit und beſchreibt, wie am 22. Februar 1807 die Mitglieder deſſelben die Büſte unſeres durchlauchtigſten Fürſten (von Napoleons Gnaden) mit vielen Feierlichkeiten aufſtellten, bei welcher Gelegenheit dann der erſte Vorſteher der Anſtalt, Herr Geiſenheimer, ein ſehr gebildeter, aufgeklärter junger Mann, eine ſehr ſchöne Rede hielt, und während Daviſon dem Haß und der Verachtung der Berliner,

die ſich mit Impromptus und Carricaturen an ihm rächten, trotzte und Preußen in den Staub zu ziehen ſuchte, griffen ſeine Stammgenoſſen als Banquiers, große und kleine Geldwechsler und als Speculanten auf die financiellen Verlegenheiten der Regierung und des kleinſten Privatmannes in einer Weiſe in das Staats- und Volksleben ein, die wir im folgenden Artikel ſchildern werden.

Geſchichte der Civiliſation in England.

Von Heinrich Thomas Buckle, überſetzt von Arnold Ruge. 1. Band. I. Abtheilg. Leipzig und Heidelberg bei C. F. Winter.

Der Name des Ueberſetzers iſt eben nicht geeignet, unſere Erwartungen von einem Buche, auf welchem er glänzt, ſehr hoch zu ſpannen. Aber noch bedenklicher werden wir, wenn wir erfahren, daß der Verfaſſer und Ueberſetzer perſönlich mit einander befreundet ſind. Und dieſe Bedenken erweiſen ſich als wohl begründet, wenn man das Buch ſelbſt näher anſieht. Es beſteht in der That eine nahe Geiſtesverwandtſchaft zwiſchen den Herren Ruge und Buckle. Beide ſind nicht ohne Talent, ſie ſind gewandte Schriftſteller, wiſſen ihre Meinungen nicht nur in gefälliger Form vorzutragen, ſondern entwickeln dabei auch ſo viele Schärfe des Verſtandes, daß man ihnen Beifall und Achtung nicht immer zu verſagen vermag; aber Beiden fehlt es durchaus an geſundem Menſchenverſtande, ſie ſind begabte Sophiſten; ſie machen die kühnſten Combinationen, häufen intereſſante Einzelnheiten in Maſſen aufeinander und verarbeiten ſie mit einer anerkennenswerthen Energie des Geiſtes, um zuletzt zu Schlüſſen zu gelangen, die Zweifel erregen, ob die Urheber derſelben nicht für geiſteskrank zu erklären ſeien.

In dem vorliegenden Werke beſchäftigt der Verfaſſer ſich zunächſt mit dem Einfluß klimatiſcher Verhältniſſe auf den Charakter und die Cultur der Völker. Er weiſt nach, daß Temperatur und Bodenverhältniſſe, ſo wie namentlich die Natur der zur Nahrung des Menſchen dienenden Pflanzen von ſehr bedeutendem Einfluß auf geſellſchaftliche Einrichtungen der Völker ſind. Er giebt ſich viel mehr Mühe, als nothwendig geweſen wäre, dieſen Satz zu beweiſen, welcher, wenigſtens in Deutſchland, ſchon längſt als ein Grund der geſchichtlichen Entwickelung anerkannt iſt. Indeſſen behandelt er dieſes Thema zum Theil in ſehr verſtändiger Weiſe; ſo giebt er z. B. folgende richtige und anſchauliche Schilderung der geographiſchen Zuſtände Braſiliens und ihres Einfluſſes auf die geſchichtlichen:

„Braſilien, das beinahe ſo groß iſt als ganz Europa, iſt mit einer Vegetation von unglaublichem Reichthum überſäet. Ihr Wachsthum iſt ſo üppig und ſtrotzend, daß die Natur in ihrer zügelloſen Kraftfülle zu ſchwelgen ſcheint. Ein großer Theil dieſes ausgedehnten Landes iſt mit dichtverſchlungenen Wäl-

dern gefüllt, deren noble Bäume in unerreichbarer Schönheit blühen, durch tauſend Farben entzücken und mit unerſchöpflicher Verſchwendung ihre Producte darbieten. In ihren Wipfeln ſchweben Vögel mit prächtigem Gefieder, die in ihren ſchattigen und erhabenen Lauben niſten. Unten ſind ihre Wurzeln und Stämme von Gebüſch umdrängt, von Schlingpflanzen und unzähligen Schmarotzergewächſen, die alle mit Schwärmen von Thieren bedeckt ſind. Miriaden von Inſecten aller Art, Reptilien von auffallender und eigener Bildung, Schlangen und Eidechſen, bunt von gefährlicher Schönheit, ſie alle finden ihren Unterhalt in dieſer gewaltigen Werkſtatt, in dieſem Speicher der Natur. Und damit dieſem Wunderlande nichts fehle, ſind ſeine Wälder von mächtigen Wieſen eingefaßt, die von Hitze und Fruchtung dampfen und zahlloſen Heerden wilden Viehes Nahrung gewähren, die in ihren Weidekräutern ſich pflegen und mäſten, während die angrenzenden Ebenen von einem andern Leben ſtrotzen und den gelenkſten und wildeſten Raubthieren zur Wohnung dienen, die ſich einander zerreißen, und deren Ausrottung wohl keine menſchliche Anſtrengung erreichen möchte. So groß iſt der überſtrömende Reichthum des Lebens, wodurch ſich Braſilien vor allen Ländern der Erde auszeichnet. Aber unter all dieſer glänzenden Pracht iſt für den Menſchen keine Stätte übrig geblieben. Er wird durch die Majeſtät, die ihn umgiebt, zu einer unbedeutenden Geſtalt heruntergedrückt. Die Mächte, die ſich ihm widerſetzen, ſind ſo gewaltig, daß er ihnen nie die Spitze hat bieten, nie unter ihrem vereinigten Gewicht hat aufkommen können. Ungeachtet ſeiner ungeheuren ſcheinbaren Vorzüge iſt ganz Braſilien fortdauernd völlig uncivilisirt geblieben; ſeine Einwohner ſind wandernde Wilde und nicht im Stande, den Hinderniſſen Widerſtand zu leiſten, welche der Naturſeegen ſelbſt ihnen in den Weg gelegt; denn die Eingebornen ſind, wie jedes Volk in der Kindheit der Geſellſchaft, ohne Unternehmungsgeiſt; unbekannt mit den Künſten, wodurch natürliche Hinderniſſe aus dem Wege geräumt werden, haben ſie es nie unternommen mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihren ſocialen Fortſchritt hemmten. Dieſe ſind in der That ſo ernſter Art, daß alle Hülfsquellen europäiſcher Bildung dreihundert Jahre lang vergebens in Thätigkeit geſetzt worden ſind, um ſie zu beſeitigen. An der Küſte von Braſilien entlang iſt von Europa eine gewiſſe Civiliſation eingeführt worden, welche die Eingebornen durch ihre eigene Anſtrengung nie hätten erreichen können. Aber dieſe Civiliſation, die ſchon an ſich ſelbſt nur ſehr unvollkommen iſt, iſt nie in das Innere des Landes eingedrungen, wo noch immer der nämliche Zuſtand herrſcht, der dort von jeher geweſen iſt. Das Volk iſt unwiſſend und viehiſch, ohne Selbſtbeherrſchung und ohne Geſetz, und ſo lebt es in ſeiner alten eingewurzelten Barbarei hin. Die Naturkräfte ſind in dieſem Lande ſo thätig und wirken mit einer ſo unerhörten Gewalt, daß es bisher unmöglich geweſen iſt, den Folgen ihres Zuſammenwirkens zu entgehn. Die Entwicklung des Ackerbaues wird durch undurchdringliche Wälder aufgehalten und die Ernte durch unzählige Inſekten zerſtört. Die Berge ſind zu hoch, um ſie zu erſteigen, die Flüſſe zu breit, um ſie zu überbrücken; Alles iſt darauf angelegt, den menſchlichen Geiſt zurückzuhalten und ſeinen ſtrebenden Trieb zu unterdrücken. So hat die Macht

der Natur den Geiſt des Menſchen gelähmt; Nirgends findet ſich ein ſo ſchmerzlicher Widerſpruch zwiſchen der Größe der Außenwelt und der Kleinheit der geiſtigen Welt, als hier. Eingeſchüchtert durch den ungleichen Kampf hat der Menſchengeiſt nicht nur nicht fortſchreiten können, ohne Hülfe von Außen würde er ſogar unfehlbar zurückgegangen ſein; denn ſelbſt jetzt ſieht man trotz aller Verbeſſerungen, die fortdauernd von Europa eingeführt werden, keine Zeichen des Fortſchritts; ungeachtet der vielen Coloniſten iſt weniger als $\frac{1}{30}$ des Landes angebaut. Die Sitten der Eingebornen ſind ſo barbariſch, wie ſie immer waren, und es iſt ſehr bemerkenswerth, daß Braſilien, das Land mit den mächtigſten natürlichen Hülfsquellen, wo ſich Früchte und Thiere in größtem Ueberfluſſe finden, wo der Boden durch die ſchönſten Flüſſe bewäſſert wird und die Küſten mit den trefflichſten Häfen überſäet ſind, — daß dies große Land, mehr als 12mal ſo groß als Frankreich, nur 6 Millionen Einwohner hat."

Neben dergleichen lehrreichen Schilderungen finden ſich hier nun aber auch die wunderlichſten Uebertreibungen. So läugnet der Verfaſſer z. B. die Race-Unterſchiede, er behauptet, daß alle Erſcheinungen, welche man unter dieſer Benennung zuſammenfaßt, ebenfalls nur durch climatiſche Verhältniſſe hervorgerufen ſeien.

Unter den Mächten, denen der Verfaſſer eine übertriebene Bedeutung zuſchreibt, findet ſich namentlich auch der Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Es iſt ſicher wahr, daß die Bewohner der gemäßigten Zone zum Theil deshalb vorzugsweiſe Culturvölker geworden ſind, weil ſie von jeher ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte anſtrengen mußten, um ſich vor dem Hungertode zu bewahren, während die Bewohner der Tropenländer, welche einer ſolchen Anſtrengung in viel geringerem Grade bedürfen, offenbar zum Theil in Folge dieſes Umſtandes auf niedern Culturſtufen zurückgeblieben ſind. Unſer Verfaſſer geht aber weiter, er behauptet, daß auch z. B. die indiſche Kaſteneintheilung einzig und allein eine Folge allzu billiger Nahrungsmittel ſei. Er weiſt ausführlich, aber leider nicht ſehr deutlich, nach, daß ein unvermeidlicher Zuſammenhang zwiſchen dem Reis und der Herrſchaft der Braminen beſtehe. — Noch viel wunderbarer aber iſt der Einfluß auf die Cultur der Völker, welchen unſer Verfaſſer den Erdbeben zuſchreibt. „Von den Naturereigniſſen, welche die Unſicherheit des Menſchen erhöhen," ſagt er, „ſind Erdbeben wohl das Hervorſtechendſte, ſowohl wegen der vielen Menſchenleben, die dabei verloren gehen, als auch wegen ihres plötzlichen und unerwarteten Auftretens. Der Schrecken, den ſie einflößen, erregt die Phantaſie in einem ſchmerzlichen Grade, überwiegt das Urtheil und macht den Menſchen zu abergläubiſchen Vorſtellungen geneigt. Höchſt merkwürdig iſt es, daß die Wiederholung weit entfernt iſt, dieſe Gefühle abzuſtumpfen, ſie vielmehr nur tiefer aufregt. In Peru, wo Erdbeben gewöhnlicher ſind, als in irgend einem anderen Lande, erhöht jedes neue Unglück die allgemeine Entmuthigung. Das Gemüth wird ſo fortdauernd beunruhigt, und wenn der Menſch die ernſtlichſten Gefahren vor ſich ſieht, die er weder vermeiden noch begreifen kann, ſo überzeugt er ſich von ſeiner Schwäche und von der Unzulänglichkeit ſeiner Hülfsmittel. In demſelben Maaße wird die Phantaſie aufgeregt und der

Glaube an übernatürliche Einwirkung mächtig unterſtützt. Wo menſchliche Macht fehlt, wird übermenſchliche zu Hülfe gerufen; an die Gegenwart des Geheimniß-vollen und Unſichtbaren wird geglaubt, und unter dem Volke gedeihen jene Gefühle von Furcht und Hülfloſigkeit, worauf ſich aller Aberglaube gründet, und ohne die er ſich nicht halten kann.

Weitere Beiſpiele hierzu finden ſich ſogar in Europa, wo ſolche Erſcheinungen verhältnißmäßig ſelten ſind. Erdbeben und vulkaniſche Ausbrüche ſind in Italien und der Spaniſch-Portugieſiſchen Halbinſel häufiger und verwüſtender als in irgend einem andern großen Lande Europas, und gerade dort iſt der Aberglaube am meiſten im Schwange, und ſind die abergläubiſchen Klaſſen am mächtigſten. Dies waren die Länder, wo die Prieſter zuerſt ihre Autorität etablirten, wo die ärgſte Verderbniß des Chriſtenthums ſtattfand, und wo der Aberglaube am längſten geſichert geweſen. Hierzu kommt noch ein anderer Umſtand, der auf den Zuſammenhang dieſer Naturerſcheinungen und einer vorherrſchenden Phantaſie hindeutet. Im Allgemeinen ſind die ſchönen Künſte mehr ein Gegenſtand der Phantaſie, die Wiſſenſchaften des Verſtandes. Nun iſt es bemerkenswerth, daß Italien und Spanien die größten Maler und faſt alle die größten Bildhauer, die das neue Europa beſeſſen hat, hervorgebracht. In der Wiſſenſchaft hat Italien ohne Zweifel einige große Männer hervorgebracht; ihre Zahl iſt aber unverhältnißmäßig klein im Vergleich zu ſeinen Künſtlern und Dichtern. Die Literatur von Spanien und Portugal iſt vorzugsweiſe poetiſch, und aus ihren Schulen ſind einige der größten Maler der Welt hervorgegangen. Dagegen iſt die Kraft der reinen Vernunft vernachläſſigt worden, und die ganze Halbinſel giebt von den früheſten Zeiten bis auf den heutigen Tag in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften nicht einen Namen von ausgezeichneter Bedeutung her, nicht einen Mann, deſſen Werk im Fortſchritt der europäiſchen Wiſſenſchaft eine Epoche bilden." — (Raphael iſt alſo ein Sohn des Erdbebens!)

Während der Verfaſſer den Einfluß der Natur auf den Menſchen als faſt allmächtig darſtellt und damit den Geiſt unter die Materie gefangen nimmt, behandelt er die weſentlichſten Erſcheinungen des menſchlichen Lebens ſelbſt mit thörigter Geringſchätzung. Er verſichert, es gäbe einen doppelten Fortſchritt in der Weltgeſchichte, einen Fortſchritt der Sittlichkeit und einen der Erkenntniß. Indem er aber den erſten näher betrachtet, findet er plötzlich, daß dieſer eigentlich gar nicht vorhanden ſei; denn, ſagt er, es findet ſich ohne Zweifel nichts in der Welt, was ſo wenig Veränderung erlitten hat, als jene großen Grundſätze, welche die Moralſyſteme ausmachen. Andern Gutes zu thun, unſere eigenen Wünſche zu ihren Gunſten zu opfern, unſern Nächſten zu lieben wie uns ſelbſt, unſern Feinden zu verzeihen, unſere Leidenſchaften im Zaum zu halten, unſere Eltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten, dies und dergleichen mehr ſind die Hauptſätze der Moral; aber ſie ſind ſeit Jahrtauſenden bekannt, und nicht ein Titelchen iſt zu ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Textbücher, welche Moraliſten und Theologen zur Welt gebracht. (!!)

Hier begeht der Verfaſſer in einem Athem zwei ſchwer zu verantwortende

Mißgriffe, zunächſt verwechſelt er die Moral und die Sittlichkeit ſelbſt; und dann ſtreicht er mit einem kühnen Federzug einen großen Theil der Weltgeſchichte, indem er jeden Unterſchied zwiſchen der Moral der Caraiben, der Muhamedaner, der Griechen und Römer, der Juden und endlich des chriſtlichen Europa's auf ſeinen verſchiedenen Entwickelungsſtufen ableugnet! — Den Begriff der Intelligenz, deren Erweiterung er hiernach als den weſentlichſten Fortſchritt der Civiliſation bezeichnet, faßt er noch überdies ſo eng als möglich. Religion, Literatur und Geſetzgebung liegen für ihn außerhalb der „Civiliſation" der Menſchheit. Es zeigt ſich ſchließlich, daß er unter Civiliſation eigentlich nichts anderes verſteht, als was man gewöhnlich Aufklärung nennt. — Daher findet ſich auch in dem Abſchnitt, welcher überſchrieben iſt: „die Geſchichte des engliſchen Geiſtes vom 16ten bis 18ten Jahrhundert" nichts Anderes, als eine Geſchichte der Freigeiſterei in England und der allmäligen Verminderung des Anſehens der dortigen Geiſtlichkeit. Die Worte Religion und Aberglaube ſind für den Verfaſſer offenbar gleichbedeutend, obgleich er es nicht geradezu auszuſprechen wagt. Daß aber die Religion von ſehr geringem Einfluß auf die Civiliſation der Menſchheit ſei, wagt er wirklich zu behaupten und beweiſt es auf höchſt originelle Weiſe. „Die katholiſche Religion," ſagt er, „iſt abergläubiſcher und intoleranter als die proteſtantiſche, aber daraus folgt keineswegs, daß alle katholiſchen Länder abergläubiſcher ſind als die proteſtantiſchen. So ſind die Franzoſen nicht nur eben ſo frei von dieſen haſſenswerthen Eigenſchaften als die civiliſirteſten Proteſtanten, ſondern ſie ſind freier davon als einige proteſtantiſchen Völker, wie die Schotten und die Schweden. Ich ſpreche hier nicht von der hochgebildeten Klaſſe, aber von der Geiſtlichkeit und dem Volk im Allgemeinen muß man zugeſtehen, daß es in Schottland mehr Bigotterie, mehr Aberglauben und eine gründlichere Verachtung für die Religion anderer Menſchen giebt als in Frankreich. Und in Schweden, einem der älteſten proteſtantiſchen Länder Europa's, herrſcht nicht gelegentlich, ſondern für gewöhnlich eine Intoleranz und eine Verfolgungsſucht, die ſogar einem katholiſchen Lande Schande machen würde, aber die doppelt ſchmachvoll iſt, wenn ſie von einem Volke kommt, das behauptet, der Grund ſeiner Religion ſei das Recht des eigenen Urtheils. Die Franzoſen haben eine Religion, die für ſie zu ſchlecht, und die Schotten haben eine, die für ſie zu gut iſt. Die Freiſinnigkeit der Franzoſen paßt eben ſo ſchlecht zum Katholicismus als der blinde Glaube Schottlands zum Proteſtantismus. In dieſen und allen ähnlichen Fällen wird der Charakter der Religion von dem Charakter des Volks überwältigt, und die Nationalreligion bleibt in den wichtigſten Punkten ganz ohne Wirkung, weil ſie mit der Civiliſation des Landes nicht harmonirt. Wie überflüſſig iſt es alſo, die Civiliſation der Religion zuzuſchreiben, und wie viel mehr als thöricht ſind die Verſuche der Regierungen, eine Religion in Schutz zu nehmen! Paßt ſie für das Volk, ſo wird ſie keinen Schutz brauchen; paßt ſie nicht dafür, ſo wird ſie nichts Gutes wirken."

Weil die Religion nicht im Stande iſt den Nationalcharakter ganz und gar zu vernichten, weil nicht alle Katholiken und alle Proteſtanten auf ganz gleicher

Stufe der Bildung ſtehen, und namentlich der Aufklärung ſtehen, darum hat die Religion wenig Einfluß auf die menſchliche Cultur!! — Und doch iſt dieſe Behauptung unſeres Verfaſſers offenbar noch ein heuchleriſches Zugeſtändniß, welches er ſeinen leider noch nicht vollſtändig aufgeklärten engliſchen Leſern macht. Denn, wenn er ſeine wirkliche Meinung ausſprechen wollte, ſo müßte er ſagen, daß die Religion allerdings einen ſehr großen Einfluß auf die menſchliche Civiliſation gehabt habe, aber einen höchſt verderblichen! Von der katholiſchen Religion ſpricht er das auch ziemlich unumwunden aus; aber das ganze Buch beweiſt, daß er von dem Proteſtantismus ganz dieſelbe Anſicht hegt. Civiliſation iſt für ihn offenbar gleichbedeutend mit Befreiung aus den Feſſeln der Religion überhaupt, nicht nur, wie er vorgiebt, aus denen des Aberglaubens.

Mit dem Verlauf der Weltgeſchichte iſt der Verfaſſer daher auch im höchſten Grade unzufrieden. Namentlich das Mittelalter iſt für ihn eine Zeit abſoluter Finſterniß, von der zu ſprechen ein auf Anſtand haltender Geſchichtsforſcher ſich eigentlich ſchämen müſſe. Die Zeit nach der Reformation behandelt er zwar ein wenig nachſichtiger, er giebt zu, daß man damals angefangen habe, ſich aus den Klauen des Aberglaubens zu befreien, aber dieſe Befreiung wird doch zugleich als eine durchaus ungenügende verurtheilt, und namentlich die Grundſätze, welchen die Regierung und die Ariſtokratie Englands noch vor fünfzig Jahren huldigten, werden als im höchſten Grade verwerflich bezeichnet. Nachdem der Verfaſſer in dieſer Weiſe faſt die geſammte Weltgeſchichte mit wahrhaft rhadamantiſcher Strenge verurtheilt hat, überraſcht er uns durch die gemüthliche Verſicherung, daß er mit der Gegenwart außerordentlich zufrieden ſei. Hierdurch unterſcheidet er ſich alſo weſentlich von ſeinem Freunde Runge, dem bekanntlich die Gegenwart als faſt eben ſo verdammungswürdig erſcheint, als irgend ein Theil der Vergangenheit. Dieſe Zufriedenheit bezieht ſich freilich nur auf engliſche Verhältniſſe, denen der Verfaſſer folgendes Zeugniß ausſtellt:

„Eine große und heilſame Reaction begann im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Alles, was vorging, verſtärkte den Einfluß des Volks. Schlag auf Schlag fiel gegen die Klaſſen, welche einſt die Macht allein in Beſitz hatten. Die Reformbill, die Emancipation der Katholiken und die Zurücknahme der Korngeſetze ſind eingeſtandener Maaßen die drei größten Erfolge in unſerer Generation. Jede dieſer bedeutenden Maaßregeln hat eine mächtige Partei in ihre Schranken gewieſen. Die Ausdehnung des Stimmrechts hat den Einfluß des Erbadels geſchwächt und die große Oligarchie der Landbeſitzer aufgelöſt, von der das Unterhaus ſo lange beherrſcht worden war. Die Abſchaffung der Schutzzölle hat die Landariſtokratie noch mehr geſchwächt, während jene abergläubiſchen Geſinnungen, wodurch der Stand der Geiſtlichen vornehmlich geſtützt wird, einen bedeutenden Stoß erhielten, zuerſt durch die Zurücknahme der Glaubens- und Corporationsacte, und dann durch die Zulaſſung der Katholiken ins Parlament, Schritte, welche mit Recht als Vorgänge von nachtheiliger Bedeutung für die Intereſſen der Staatskirche angeſehen werden. Dieſe und andere jetzt offenbar unumgänglichen Maaßregeln haben beſtimmten Klaſſen der Geſellſchaft

ihre Macht entzogen und werden ihnen noch mehr entziehen, um ſie dem Volk im Ganzen und Großen zu übertragen. Ja der reißende Fortſchritt demokratiſcher Anſichten iſt eine Thatſache, die heutiges Tages Niemand mehr zu leugnen vermag. Furchtſame und unwiſſende Menſchen laſſen ſich durch die Bewegung beunruhigen; daß ſie aber vorhanden iſt, weiß alle Welt. Kein Menſch ſpricht mehr davon, dem Volk einen Zügel anzulegen oder ſeinen einmüthigen Wünſchen ſich zu widerſetzen. Das Aeußerſte iſt, daß man ſagt, es ſollten Anſtalten gemacht werden, es über ſeine wahren Intereſſen aufzuklären und die öffentliche Meinung zu erleuchten; aber Jeder giebt zu, daß man der öffentlichen Meinung nicht mehr widerſtehen kann, ſobald ſie ſich gebildet hat. Darüber ſind Alle einig; und dieſe neue Gewalt, die nach und nach alle andern in den Hintergrund drängt, findet jetzt die nämlichen Staatsmänner lenkſam, die noch vor 60 Jahren allererſt ihre Autorität geleugnet, ihre Anmaßungen lächerlich gemacht und wo möglich ihre Freiheit vernichtet haben würden."

Obgleich wir daher in dem vorliegenden Werke eine nicht ganz gewöhnliche Gelehrſamkeit und einige philoſophiſche Bildung finden, ſo iſt ſein Inhalt im Ganzen und Großen doch nichts anderes als eine Wiederholung der alltäglichſten liberalen Vorurtheile.

Aus den nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

(Schluß.)

Doch ich wende mich von dieſem unerquicklichen Gegenſtande zu etwas Anderem. Sie haben wohl oft geleſen, welche Rolle namentlich im Süden und Weſten das Bowiemeſſer ſpielt, das dort faſt Jedermann bei ſich trägt, und mit welchem ſchon Tauſende von blutigen Zweikämpfen ausgefochten worden ſind. Ich wußte wohl, daß der Erfinder deſſelben ein Mann mit Namen James Bowie geweſen ſei, über ſein Leben habe ich aber erſt vor kurzem aus der Schrift eines Dr. Kilpatrick in Louiſiana etwas Näheres erfahren. Sie wirft intereſſante Streiflichter auf das „Heroenzeitalter" in jenen Gegenden und zeigt, wie dieſelben beſiedelt wurden. Der alte Bowie war in Georgien geboren, heirathete dort 1782, ging nach Tenneſſee, wo er ſieben Jahre blieb und viele Gefechte mit den Indianern beſtand, ſiedelte ſpäter als Anſiedler nach Kentucky über und führte ein Waldleben, zog weiter weſtlich nach Miſſouri, weil ihm zu viele weiße Menſchen auf den „blutigen Grund" kamen, und ſuchte ſich dann in Louiſiana einen Fleck Landes im Zuckerdiſtrikt Opeloufas, dort ſtarb er 1819. Er hatte vier Söhne, welche mit ihm zogen und in der Wildniß aufgewachſen waren; der eine, James, erblickte 1796 das Licht der Welt.

An ihm zeigt ſich recht deutlich das Leben und Treiben der Leute im Südweſten. Als er ſechszehn Jahre alt war, „ließ er ſich ſelbſt von Stapel und ſchiffte ins weite Leben hinein". An einem Bayou klärte er ein Stück Land, ſchlug Holz, flößte es ſtromab und kaufte für den Erlös Kleider, Pulver und Blei. Er war ein kräftiger, aber ehrgeiziger und aufbrauſender Mann und hatte ſchon manche Fehde ausgefochten, ehe er achtzehn Jahre alt war. Sein Hauptvergnügen beſtand darin, auf einem Alligator zu

reiten und Bären zu ſchießen oder zu fangen; er hatte eine ſinnreich ausgedachte Falle dazu erfunden. Ein Pflanzer kaufte ihm das Stück Land ab, auf welchem er als Squatter gefochten hatte, und jetzt wurde er Sklavenhändler. Er handelte Neger von dem in der Geſchichte des Südens ſo berühmten Seeräuber Lafitte ein, der zu Galveſton, in dem damals noch ſpaniſchen Texas, Ebenholz, ſchwarze Waare, feil bot. Seine drei anderen Brüder betheiligten ſich mit Actien an dieſem Handel, und wie die geriebenen Burſchen dabei verfuhren, das erzählt der eine derſelben in folgender Weiſe: „Wir kauften zuerſt von Lafitte vierzig Neger und gaben für das Pfund Negerfleiſch einen Dollar. Durchſchnittlich koſtete ein Schwarzer uns 140 Dollars. Dieſe Neger brachten wir heimlich über die Grenze der vereinigten Staaten, übergaben ſie dem Beamten des Zollhauſes und traten als Denuncianten auf, weil die Sklaveneinfuhr verboten war. Das thaten wir, weil der Denunciant den halben Werth des Neger erhielt, welche vom Marſchall der vereinigten Staaten, als eingeſchmuggelte, herrenloſe Waare im Aufſtrich öffentlich verkauft wurden. Wir boten dann auf unſere eigenen Neger, ſie wurden uns zugeſchlagen, und damit hatten wir die Erlaubniß, ſie innerhalb der vereinigten Staaten weiter zu verkaufen. Es war ein gutes Geſchäft, das wir recht oft wiederholten. Als wir 65,000 Dollars dabei erübrigt hatten, theilten wir das Geld; es war aber bald vergeudet. Nun ſpekulirte ich mit James in Ländereien, und wir verdienten dabei in kurzer Zeit 15,000 Dollars. Bei dieſem Geſchäft waren wir die meiſte Zeit in den Wäldern. Damals ließ ſich James nach eigener Angabe von dem Grobſchmied Snowden ein Jagdmeſſer machen; es war das Muſter des nun ſo berühmten Bowiemeſſers. Er trug es damals noch ohne Scheide. Als James ſich 1826 lebhaft in die politiſchen Parteien gemiſcht hatte, war er zu Alexandria am Red River mit dem Sherif Norris Wright in einen Wortwechſel gerathen. Dieſer ſchoß meinem Bruder eine Kugel in die Bruſt, der ihn, weil er unbewaffnet war, mit den Fäuſten todtſchlagen wollte, doch traten Freunde dazwiſchen, und James ließ ſich eine Scheide machen, um ſtets ſein getreues Meſſer bei ſich tragen zu können. Ein Jahr ſpäter, im September 1827, focht er damit einen berühmten Zweikampf in Natches aus, erhielt aber viele Wunden. Er ging nach Texas, lebte in der Winterzeit luſtig in Neu-Orleans und war Landſpekulant; dort hatte er manches haarſträubende Abenteuer mit den Indianern; manche klingen wie Fabeln, ſind aber nackte Thatſachen. Zum Beiſpiel Folgendes: James ging mit meinem Bruder Rezin Bowie und neun andern Männern ins Innere, um eine Silbergrube aufzuſuchen, die zweihundert Meilen nordweſtlich von San Antonio liegen ſollte. Unterwegs wurden ſie von etwa 150 Komantſches-Indianern verfolgt, und die Sache war ſehr bedenklich. Es kam darauf an, eine Stelle ausfindig zu machen, an der ſich das Häuflein vertheidigen konnte. James gewahrte einen Platz, an dem viele loſe Steine umherlagen, und dort bauten ſie in ziemlich gedeckter Lage eine ſchützende Bruſtwehr. Am andern Tage ſtürmten die berittenen Indianer heran und eröffneten in einer Entfernung von etwa ſechszig Schritten ihr Feuer. Einer von James Freunden fiel todt nieder, zwei andere wurden verwundet. Nun waren nur noch meine beiden Brüder, fünf andere Weiße und ein Neger ſtreitfähig; aber während die Indianer Pfeile und Kugeln in Maſſe abſchoſſen, traf jeder Schuß der acht Männer einen Komantſchen. Das Gefecht dauerte vier Stunden; die Wilden zogen ſich erſt zurück, als ihrer ſechszig todt am Boden lagen und ins Gras der Prairie gebiſſen hatten. Am andern Morgen wurde der Angriff wiederholt, aber ohne Erfolg. Die Indianer zogen ab, nachdem ſie wohl an hundert der Ihrigen verloren hatten, und James brachte ſeine Verwundeten glücklich nach den Anſiedelungen zurück."

James Bowie ſtarb eines tragiſchen Todes. Er war einer der erſten Kämpfer für die Unabhängigkeit von Texas und hatte ſchon oftmals gegen die Mexicaner gefochten.

Da erſchien im Februar 1826 General Santa Anna vor San Antonio de Bexar mit großer Uebermacht und ſteckte eine bluthrothe Fahne auf. Die Texaner, wohlgezählt 150 Mann, zogen ſich in das Fort Alamo zurück, das dicht bei der Stadt lag, es war ein längliches Viereck mit Mauern von drei Fuß Dicke und zehn Fuß Höhe. In demſelben vertheidigte ſich die kleine Schaar drei Wochen lang, hatte in dieſer Zeit den Mexicanern mehr als eintauſend Mann verwundet oder getödtet, und von ihr ſelbſt war keiner ohne mehrere Wunden. Sie alle, durch Wachen, Anſtrengung und Hunger ermüdet, waren doch entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen; Gnade wollten ſie nicht, Rettung war unmöglich. Oberſt Travis ſtand, aus vielen Wunden blutend, auf der Mauer, hielt ſein Schwert empor und munterte ſeine Gefährten auf. Endlich waren die Kräfte geſchwunden, die Mexicaner konnten eindringen und ſchoſſen die mit dem Gewehrkolben ſich vertheidigenden Texaner nieder. Zuletzt waren nur noch ſieben Mann am Leben, alle verwundet, unter ihnen James Bowie. Dieſe zogen ſich in einen Winkel zurück und leiſteten mit ihren Bowiemeſſern Gegenwehr, bis ſie alle fielen, umgeben von hohen Haufen mexicaniſcher Leichen. Ihre Leiber wurden von den Mexicanern verſtümmelt und dann verbrannt; aber für James Bowie machte Santa Anna eine Ausnahme; er ließ ihn ehrenvoll begraben, denn er ſei unter den Tapfern ein ſo tapferer Mann geweſen, daß er eine eigene Grabſtätte haben müſſe.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 1. September.

Die beiden Verſammlungen, welche in dieſer Woche hier tagten, der deutſche Juriſtentag und der preußiſche Handwerkertag, haben unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch genommen. In Beiden offenbarte ſich ein erfreulicher Fortſchritt, wenn man ſie mit ähnlichen Verſammlungen früherer Jahre vergleicht. Beide bewegten ſich zunächſt auf ſtreng geſetzlichem Boden, und der Handwerkertag ſtellte ſich ſogar ſehr beſtimmt die Aufgabe, das beſtehende Recht der Neuerungsſucht gegenüber zu vertheidigen. Der Juriſtentag bewies ebenfalls durch ſeine geſammte Haltung, daß er in ſeiner Mehrzahl aus beſonnenen und eben ſo practiſch als wiſſenſchaftlich gebildeten Männern beſtand. Obgleich in der Mitte deſſelben hie und da das Gelüſt auftauchte, über die durch die Umſtände gegebenen Schranken hinauszuſchweifen, ſo war doch die Mehrheit der Verſammelten weit entfernt, ſolchen Gelüſten Raum zu geben. Dies zeigte ſich namentlich in der Debatte über die Frage, ob die Verſammlung Petitionen an die deutſchen Regierungen abfaſſen wolle. Man beſchloß mit beträchtlicher Mehrheit, dies zu unterlaſſen, und einzig und allein auf die Ueberzeugung zunächſt der Sachverſtändigen und ſodann des ganzen Volkes zu wirken. Eine gleiche Beſonnenheit zeigte ſich während der Verhandlungen über mehrere Anträge, deren Annahme den Juriſtentag entweder mit einer unabſehbaren Menge von Geſchäften überhäuft, oder ihn auch zu Verſuchen, in allerlei practiſche Verhältniſſe unmittelbar einzugreifen, geführt hätte. Ueberhaupt wurde eine große Anzahl der eingegangenen Anträge verworfen, und meiſt aus ſehr guten Gründen. Bei der Kürze der Zeit, welche der Verſammlung zugemeſſen war, konnte ſie eigentlich

nicht viel mehr vornehmen als ſich conſtituiren. Ob es ihr gelingen wird, wahrhaft wirkſam zu werden, vermag natürlich erſt die Zukunft zu lehren.

Die Verhandlungen des preußiſchen Handwerkertages beweiſen ihrerſeits, daß unter unſern Handwerkern weit mehr Bildung und Einſicht herrſcht, als man gewöhnlich annimmt. Sie haben ſich bisher viel zu ſehr von der Phraſe beherrſchen laſſen; ſie bedurften der Emancipation von dieſem Tyrannen, um zu zeigen, ja um ſich ſelbſt bewußt zu werden, daß unter ihnen ſehr tüchtige Elemente der Selbſtregierung vorhanden ſind. Das Standesbewußtſein unſerer preußiſchen Handwerker iſt durch dieſe Verſammlung jedenfalls geſtärkt und gehoben worden, und ſchon deswegen dürfen wir dieſe als eine wichtige und heilſame Thatſache begrüßen.

Aus London.

27. Auguſt.

Es wäre merkwürdig, wenn das Miniſterium, welches durch die Stöße der Legislatur nicht umgeworfen wurde, mitten in der Windſtille der Parlamentsferien, die nun beginnen, ſcheiterte. Aus vielerlei Anzeichen ſieht man, daß die Cabinetskriſis keineswegs zu Ende iſt, ſondern in die Zeit der Vertagung hinübergenommen wird. Was trieb den Lord John Ruſſell in die Schottiſchen Berge? Das Programm, welches er vor fünf Monaten aufgeſtellt hatte, ſchien ſich der Verwirklichung zu nähern; die neuen Allianzen, die England, wie er damals ſagte, aufſuchen müſſe, ſchienen ſich anzubieten, die Verſtändigung Großbritanniens mit den legitimen Höfen ſchien leichter zu werden: warum nun wählte Ruſſell gerade dieſen Moment, um von dem Schauplatz zu verſchwinden, und um dem Lord Palmerſton die Führung der auswärtigen Angelegenheiten zu überlaſſen? Entweder fühlte er ſich zu ſchwach, um die Conſequenzen Deſſen, was er im März geſagt, zu ziehen, oder er traf bei ſeinem Chef auf unüberwindliche Hinderniſſe. Das Letztere läßt ſich aus der Aufnahme ſchließen, welche Mr. Kinglake's Herzenserguß am Freitag bei Lord Palmerſton fand. Kinglake iſt ein Bewunderer Ruſſel's und datirt von der Erklärung, die der Letztere im März ablegte, einen Umſchwung in der auswärtigen Politik Englands. Er erinnert ſich noch der geringſten Kleinigkeiten, welche bei dieſem Umſchwunge paſſirten. Die Erklärung wurde, wie Kinglake am Freitag dem Unterhauſe erzählte, „in einem zwar leiſen aber bedeutungsvollen Tone" ausgeſprochen, ganz Europa hörte auf die „epochemachenden Worte", welche der edle Staatsſecretair für die auswärtigen Angelegenheiten von ſich gab; Europa wußte von nun an, daß England zum Mißtrauen gegen Frankreich ermuntere, und daß es entſchloſſen ſei, ſich nicht von den continentalen Mächten abzuſondern. Von da an hat Mr. Kinglake den Gang der Dinge auf dem Feſtlande mit Sorgfalt beobachtet: er hat geſehen, daß, während bis dahin „keine Spur von Einigkeit in Deutſchland war", die deutſchen Staaten ſofort den Beſchluß faßten, nicht einzeln ihre Neigung für England kundzuthun, ſondern ſich vor Allem zu verſtändigen, wohl wiſſend, daß ſie nur dann, wenn ſie einig ſeien, „England eine deutſche Allianz anbieten könnten." Ferner hat Mr. Kinglake zu ſeiner großen Freude erlebt, daß »dieſe Wendung zu Teplitz vervollſtändigt worden ſei«, und ſeine Befriedigung erreicht ihren Gipfel, da er es erlebt, daß die Stimme des britiſchen Unterhauſes, welche er mit der Stimme des Lord John Ruſſell identificirt, „wieder einmal in Europa gehört und geachtet werde." Sie erreicht ihren Gipfel, aber es fehlt dem ehrenwerthen Geſetzgeber immer noch Eines, um ſein

Vertrauen in die Zukunft und ſein Entzücken über die Gegenwart abzurunden. Er möchte nicht als einſamer Seher auf der Zinne der Zeit ſtehen, von wo er Deutſchland in Einigkeit, die Schweiz in Waffen, Belgien in „Allarm", Frankreich iſolirt erblickt; er wünſcht, daß Lord Palmerſton ſich neben ihn ſtelle, die Wahrheit Deſſen, was ſeine Augen ſchauen, beſtätige und gleich dem Mr. Kinglake in einen Triumphgeſang ausbreche.

Dieſen Gefallen jedoch that ihm der Premier nicht. Allerdings konnte Lord Palmerſton in der Antwort, die er dem Mr. Kinglake gab, nicht umhin, einige Worte über den ausnahmsweiſen Charakter der Ceſſion Nizza's und Savoyens fallen zu laſſen; auch erhob er die Neutralität der Schweiz zu einer Sache von europäiſchem Intereſſe; er gab zu, daß die „andern Staaten Europa's in Folge der Ceſſion die Nothwendigkeit der Vorſicht und der Beſonnenheit erkannt hätten": aber er ſchloß mit der Hoffnung, daß Frankreich dieſes Geſchäft zu einem mit der Sicherheit und Neutralität der Schweiz verträglichen Ende führen werde. Von der Pflicht Englands, die „Vorſicht und Beſonnenheit" Europa's zur Anknüpfung von Allianzen zu benutzen, ſagte Palmerſton nichts. Und ſelbſt die geringe Kraft, die in ſeinen Aeußerungen gelegen haben mochte, nahm Lord Palmerſton am nächſten Tage aus denſelben hinaus. Es muß nämlich vom Freitag auf den Sonnabend irgend ein Herr aus der franzöſiſchen Geſandtſchaft bei ihm geweſen ſein und gegen die Behauptung, daß die Ceſſion einen ausnahmsweiſen Charakter trage, Einſpruch gethan haben; genug, am Sonnabend betheuerte der Premier im Unterhauſe, er habe weder dem König von Sardinien das Recht, die beiden Territorien abzutreten, noch dem Kaiſer der Franzoſen die Befugniß, die Länder anzunehmen, beſtritten; er habe nur die Meinung ausgeſprochen, daß die Abtretung nicht die Bedingungen, unter denen der König jene Territorien beſaß, ungültig machen könne. Hiermit hat ſich Lord Palmerſton ganz auf den Standpunkt Frankreichs geſtellt; denn auch die Pariſer Diplomatie erkennt an, daß das Kaiſerreich nur mit den alten vertragsmäßigen Beſchränkungen das Hoheitsrecht über die beiden Territorien übernommen habe. Palmerſton hatte ſein entente cordiale mit Napoleon verhüllen wollen, aber die Macht der Wahrheit iſt ſtärker geweſen als ſeine Pfiffigkeit

In der That, daß England fortfahren wird, der kaiſerlichen Politik, ſei es verſteckt, ſei es offen, Vorſchub zu leiſten, daß das Ruſſell'ſche Beſtreben, Frankreich zu vereinſamen und den deutſchen Mächten die Hand zu reichen, unter die abgelebten Dinge verwieſen worden: dies iſt das Reſultat der Parlaments-Seſſion, welche morgen zu Ende geht. Palmerſton behält die Dictatur; die Anwandelungen von Oppoſition, in denen die Tories ſich erſchöpften, haben das Factum klar gemacht, daß die Conſervativen Englands durch kein ſelbſtſtändiges Princip, durch keinen in ſcharfer Einſicht begründeten Willen berechtigt ſind, die Herrſchaft zu ergreifen. Es exiſtirt keine Politik außer der Palmerſtoniſchen. Der Staatsmann, der im vergangenen Jahre die Tories ſtürzte, weil er es verhindern wollte, daß England durch die Sympathieen der Tories für Oeſtreich, die eben auch nur eine actionsunfähige Reminiscenz ſind, in die continentalen Verwickelungen geriſſen werde — der Staatsmann, der an demſelben Tage, wo der Friede von Villafranca geſchloſſen war, einer Deputation von radicalen Londonern erklärte, Italien werde nicht eher ruhig ſein, als bis Venetien der öſtreichiſchen Macht entriſſen ſei — der Staatsmann, der im Parlamente betheuert hat, Rom ſei nie beſſer regiert worden, als während der Dictatur Mazzinis, und der in dem Augenblicke, wo ein Geſandter des Königs von Neapel hülfeſuchend ſich den britiſchen Küſten näherte, dem Unterhauſe das Geheimniß erſchloß, daß der König Franz und der Papſt in Rom die wahrhaft anarchiſchen Elemente Italiens ſeien — der Staatsmann, der laut ver-

kündet, daß England kein Geſetz zur Verhinderung Garibaldiſcher Werbungen beſitze, und daß ſolch ein Geſetz, falls es beſtände, unanwendbar ſein würde — dieſer Staatsmann iſt der einzige, der für England paßt. Sollte Ruſſell fortfahren, wider ihn zu wühlen, ſo wird er ihn leicht unſchädlich machen können, und ſollten ſich die Conſervativen immer noch nicht beruhigen, ſo wird er ihnen ſeine Unentbehrlichkeit beweiſen. Denn auf ſeiner Seite kämpft der Vortheil, daß, während Das, was den Ruſſell einigermaßen populär macht, in ihm, dem Palmerſton, ſtärker vorhanden iſt als in Ruſſell, er zugleich den Conſervativen als Schild dient gegen die Launen, die ſpeciell Ruſſelliſch ſind. Ruſſell iſt volksthümlich, weil er den Garibaldi als einen Heros anerkennt und weil er die italiäniſche Revolution gegen fremde Eingriffe ſchützt. Das verſteht aber Palmerſton noch beſſer. Ruſſell's Launen liegen in der Richtung der Parlamentsreform und der Bekämpfung des Oberhauſes. Hierwider iſt Palmerſton die mäßigende, zurückdrängende Kraft.

Wie es heißt, wollen Gladſtone und Bright, die bei Gelegenheit des Conflikte mit dem Hauſe der Lords hinter Lord John Ruſſell ein und daſſelbe Pferd ritten, in Geſellſchaft Ruſſels während der Parlamentsferien eine Agitation für Reform und für die Wahrung des Rechtes der Gemeinen beginnen. Wird die Sache ſo arg, daß Palmerſton ſich genirt fühlt, ſo wirft der Premier ſowohl ſeinen Schatzkanzler wie ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten über Bord und verſucht eine Combination mit den Tories. Das wäre das richtige Ende der Kriſis, und zugleich das richtige Ende der Tories.

Börſen-Revue.

(Vom 22. bis 29. Auguſt.)

Nach den verſchiedenen vorher in die Welt geſchickten Gerüchten von Garibaldi's Landung iſt derſelbe nun endlich wirklich auf dem Feſtlande Neapel gelandet. Die Börſen haben dieſe Nachricht im Ganzen nicht ungünſtig aufgenommen, nicht etwa, weil ſie darin einen Schritt vorwärts zur Löſung der italiäniſchen Verwickelungen erblicken, ſondern weil das ewige Schreckgeſpenſt der Landung nun beſeitigt iſt, und die Börſen im Stande ſind die Landung endlich als „fait accompli" anzuerkennen. Damit iſt ſchon viel gewonnen, denn die Börſen können ſich nun wieder mit etwas Anderem beſchäftigen. Was aus Neapel wird? was geht das die Börſe an! Ob Franz II., ob Victor Emanuel, Garibaldi oder Murat es erhält, darüber macht ſich die Börſe keine Sorgen, — wenn nur kein allgemeiner Krieg daraus entſteht, und den fürchten die Börſen ſeit der ſo deutlich ausgeſprochenen Einigkeit der Mächte vorläufig nicht. Zum Ueberfluß hat auch Louis Napoleon wieder ſehr viel von Frieden geſprochen und ſprechen laſſen, und wenn auch die Welt weiß, daß Krieg und Frieden in geeigneten Fällen und zu geeigneter Zeit bei ihm identiſch iſt, und wenn auch das Beklagen des Mißtrauens, das man ihm zeigt, und der Entſtellung ſeiner beſten Abſichten in Louis Napoleons Munde nichts weniger als friedliche Aeußerungen ſind, ſo glaubt man doch, daß er den Mächten gegenüber vorläufig den Frieden will oder vielmehr wollen muß. Man glaubt es ſchon deshalb, weil die Ereigniſſe in Italien ſich nicht nach ſeinen Wünſchen zu geſtalten ſcheinen, und weil er nie an Krieg denken wird und denken kann, ſo lange Oeſtreich und Preußen

einig ſind. Bezeichnend dafür iſt die Erklärung der franzöſiſchen Regierung, daß ſie vollſtändig damit einverſtanden ſei, wenn Oeſtreich in Folge eines Vertheidigungskrieges auch über die Grenze ſeines Gebietes hinaus Erfolge erringen ſollte, d. h. doch wohl deutlich genug: ich habe nichts dagegen, wenn Du Dir die Lombardei wieder nehmen ſollteſt! Wenn es nun gar noch gelingt, die alte „heilige Allianz" wieder herzuſtellen, ſo dürfte ein Krieg mit Frankreich wohl nur dann wieder entſtehen können, wenn es darauf ankäme, wieder einmal den Napoleoniſchen Uebermuth zu züchtigen.

Mittlerweile ſieht die Börſe mit Spannung auf Wien, wo die Erwartung von Beſtimmungen für die Verfaſſung des Kaiſerſtaats die Börſenleutchen in einer Art von Erregung erhält, ohne indeß einen beſonders günſtigen Einfluß auf die Courſe zu üben. Wir haben bereits vor 8 Tagen angedeutet, daß die Wiederherſtellung der Autonomie der Provinzialſtände unzweifelhaft aus den Berathungen des verſtärkten Reichsraths hervorgehen werde, und alle von dort darüber eingehenden Nachrichten beſtätigen dies. Das Land und mit ihm die Börſe werden dieſe Beſtimmung allerdings freudig begrüßen, aber wird dies den Credit des Kaiſerſtaates heben können, ſo lange dazu keine directen Schritte gethan werden. Schon hat das Aufhören der ſtarken Getreidetransporte aus den Kronländern einen ungünſtigen Einfluß auf den Stand der Valuta geübt, da England ſeine Bezüge jetzt lieber aus den Donaufürſtenthümern macht, wo die billigeren Preiſe ihm größere Vortheile gewähren. Herr von Plener vertagt inzwiſchen die Löſung der Valutafrage wieder weit hinaus und ſtellt ſie nach ſeinem Vertrage mehr der Verwirklichung bloßer, auf ſehr zweifelhafter Baſis begründeter Hoffnungen, als ſeiner eigenen Thatkraft anheim. Ein ſolcher Mangel an Energie des Vorſtandes der Finanzbehörde konnte nicht geeignet ſein, den Stand der Valuta günſtig zu beeinfluſſen, und es kann unter dieſen Umſtänden auch gar nicht darauf ankommen, ob durch den Gang der Speculation oder in Folge politiſcher Nachrichten das Silberagio einmal vorübergehend 1 pCt. ſteigt oder fällt, ſo lange nicht wenigſtens ein ernſtlicher Verſuch zu einer radicalen Heilung dieſes Uebels gemacht wird.

In London wirkt bekanntlich nicht blos Politik, ſondern auch das Wetter auf die Börſe; man ſieht eben ſo auf den Barometer als in die Zeitungen, und ein Rückgang des erſteren wirkt oft deprimirender als ein Weichen der Pariſer Renten oder irgend eine politiſche Nachricht. Die Ernte-Ergebniſſe in England ſind im Ganzen ungünſtig, deſto beſſer aber in Amerika und in den andern großen Kornkammern Europa's. Wenn nun unter dieſen Umſtänden auch von einem Mangel oder von Verlegenheit keine Rede ſein kann, ſo wird doch der Geldmarkt zurückhaltender werden müſſen, in Erwartung erhöhter Anforderungen, die für Getreideankäufe an ihn geſtellt werden dürften, und die auch theilweiſe ſchon eingetreten ſind, da bereits große Getreidezufuhren aus dem Auslande eintreffen. Die Londoner Börſe war daher erſt in der Befürchtung der Erhöhung des Bankdiscontos und Angeſichts des bedeckten Himmels flau, da aber jenes nicht eintrat und das Wetter ſich beſſerte, ſo gab ſich auch auf dem Fonds- und Geldmarkte wieder eine beſſere Stimmung kund.

Die Langeweile der Pariſer Börſe prägt ſich in dem ſtationairen Cours der Rente aus, der heute einige Centimen über 68 hinausgeht, um morgen wieder auf 68 zurückzugehen und übermorgen auf 67,95 weicht, um Tages darauf wieder auf 68 zu ſteigen. Man giebt ſich zwar alle erdenkliche Mühe, ein günſtigeres Reſultat zu erzielen, aber vergeblich. Man wendet täglich Millionen an Escomptirungen (in voriger Woche 25 Millionen Franken), Alles umſonſt; je mehr Rente escomptirt wird, deſto mehr kommt von anderer Seite wieder an den Markt, und es ſcheint daher der Verdacht nicht unbegründet, daß die escomptirten Effecten ſelbſt unter der Hand wieder zum Verkauf kommen und man nur dieſes Mittel anwendet, um die Verkäufe zu beſſeren Courſen bewir-

ken zu können und durch ſie nicht auf den Cours zu drücken. Unter »eſcomptiren« verſteht man an der Pariſer Börſe die Ausübung des Rechts des Käufers, die per ultimo des Monats gekauften Effecten ſchon früher zu fordern. Hier geſchieht dies täglich bis 1½ Uhr durch directe Kündigung des Käufers an den Verkäufer. In Paris geſchieht dies durch die Börſenagenten, denen man ſchon vor der Börſe den Betrag derjenigen Papiere einhändigen muß, welche man durch ſie kündigen will, und die dann an der Börſe durch Anſchlag bekannt machen, welche Summen und welche Papiere heute eſcomptirt werden. Früher brachte dies ſtets eine Steigerung der Courſe hervor, da in vielen Fällen die eſcomptirten Effecten erſt angekauft werden mußten, und andererſeits viel baares Geld an die Börſe kam. Jetzt gehen dieſe Eſcomptirungen, wie geſagt, ſpurlos vorüber, da ſtets Effecten genug zum Verkauf gebracht werden, um die Wirkungen dieſes Manövres wieder zu paralyſiren, außerdem die Unſicherheit der politiſchen wie der meteorologiſchen Zuſtände, das Schwanken des einen wie des andern Barometers und der an beiden Horizonten ſo ſehr bedeckte Himmel jeder ernſten Speculation, ja ſelbſt jeder dauernden auf ſelbſtſtändige Anſchauung der Verhältniſſe begründeten Unternehmung hinderlich ſind. Es trat dies wieder recht deutlich bei der neuen piemonteſiſchen Anleihe hervor. Während man bei der Zeichnung ſich danach drängte und dieſe faſt die vierfache Höhe des Betrages erreichten, ſteht ſie jetzt bereits 22 pCt. unter dem Emiſſionspreiſe. Ein Deficit von 100 Millionen für 1860, mit dem die neue italiäniſche Großmacht debütirte, läßt die Befürchtung zu, daß ſie für 1861, Angeſichts eines wohl unausweichlichen Krieges, ihr Anſehen noch durch ein weit größeres Deficit ſteigern wird, und da in der Lombardei, jetzt der reichſten Provinz Piemonts, die Grundſteuer incl. Kriegszuſchlag bereits 54 pCt. beträgt, ſo iſt man allerdings berechtigt, ſich zweifelnd nach den Mitteln zur Deckung des enormen Deficits umzuſchauen. Uebrigens hat dieſes Gefühl der Bevorzugung und der Ungleichheit in der Beſteuerung bereits eine ſo unzufriedene Stimmung unter den von der „Knechtſchaft" Oeſtreichs glücklich befreiten Lombarden hervorgebracht, daß auch von dieſer Seite die möglicherweiſe von Oeſtreich im Laufe ſeines defenſiven Vorgehens zu errlugenden Erfolge eine Erleichterung und möglicherweiſe einiges Entgegenkommen erfahren dürften.

Die hieſige Börſe war an einzelnen Tagen lebhafter als gewöhnlich und mit Ausnahme einer durch ſchlechtes Wetter und mattere auswärtige Berichte hervorgebrachten, aber ſchnell vorübergehenden Verſtimmung in einer ziemlich günſtigen Haltung, ſo daß die meiſten Effecten entweder ihren Cours vom vorigen Mittwoch wieder erreicht oder ihn noch überſchritten haben, und die Preisrückgänge zu den Ausnahmen gehören. Von Fonds waren beſonders Staatsſchuldſcheine und 5procentige Anleihe beliebt und ¼ pCt. höher, auch erfuhren mehrere Prioritätsobligationen eine Steigerung des Courſes. Am ſtärkſten war dieſelbe in den Prioritäten der Aachen-Maſtrichter Eiſenbahn, da man an die in Folge des Heiligthümer-Feſtes in Aachen ſo bedeutend erhöhten Juli-Einnahme die allerdings noch ſehr ſchwache Hoffnung an eine baldige Auszahlung wenigſtens des einen der rückſtändigen vier Zinscoupons knüpfen zu dürfen glaubte; es erfordert dieſer indeß einen Betrag von 61,000 Thlr, und die Einnahmen der letzten 19 Monate ergeben nur einen Bruttoüberſchuß von etwa 50,000 Thlr., alſo vielleicht netto 25,000 Thlr. Die Courſesſteigerung von 4 bis 5 pCt. war übrigens auch weniger reell als „gemacht" und erfuhr daher auch bereits wieder, begleitet von einer totalen Geſchäftsloſigkeit in dieſen Obligationen, einen Rückgang von 2 pCt.

Oeſtreichiſche National-Anleihe ſchließt bei einer Schwankung von 1½ pCt. etwa ¼ pCt. höher, und Creditactien, die etwa 2 pCt. ſchwankten, beſſerten ſich um 1 pCt. gegen vorigen Mittwoch, Staatsbahnactien um ¼ Thlr. und Valuta faſt um 1½ pCt. Auch ruſſiſche und polniſche Effecten waren in guter Haltung und zum Theil etwas höher.

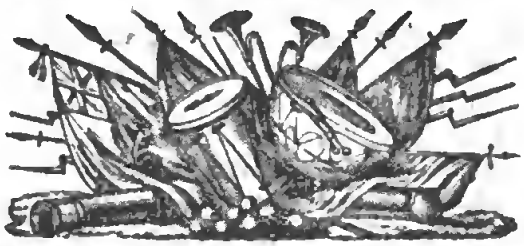
In einigen Eisenbahn-Actien waren nicht unerhebliche Schwankungen, doch waren diese mehr die Folge von schwachem Geschäft, als in anderen Ursachen begründet. Selbstredend müssen bei geringem Verkehr schon die kleinsten Aufträge erheblicher auf den Cours einwirken, als dies bei besonders regem Geschäfte der Fall, da dann eben nur eine erhebliche Preiserhöhung oder -Erniedrigung Verkäufer oder Käufer anlocken kann. Beachtenswerth war nur, daß man abermals eine Coursſteigerung in Cosel-Oderberger Actien von fast 2 pCt. versuchte, ohne aber dadurch die gewünschte Kauflust zu erzeugen, da das Publikum nach gerade von diesem Papiere, trotz aller Speculations-Manoeuvres, fern bleibt; ferner gingen Amsterdam-Rotterdamer neuerdings um 1—2½ pCt. in die Höhe, da nun auch die erste Kammer der Generalstaaten den Bau der projectirten holländischen Eisenbahn aus Staatsmitteln genehmigt hat, und endlich erfuhren Aachen-Mastrichter aus den bereits oben angeführten Gründen eine freilich sehr schnell vorübergehende Steigerung von 1 pCt.

Unter den Coursbewegungen der Bank- und Crediteffecten ist nur die neue Steigerung der Darmstädter und der Thüringer Bankactien von 1½ pCt. beachtenswerther, beides in Folge von Aufkäufen der resp. Directionen, so wie das Steigen der Genfer Creditactien von 2½ pCt., weil man den Glauben zu verbreiten suchte, es werde die bevorstehende Generalversammlung die Zahlung rückständiger Zinsen beschließen (!). Dagegen gingen Braunschweiger Actien durch Verkäufe, möglicher Weise in Folge der Beziehungen der Anstalt zur Dessauer Landesbank, um 2 pCt. und eben so viel auch die Actien der Letzteren zurück, in Folge der unzeitigen und indiscreten Veröffentlichung des im höchsten Grade tendenziös gehaltenen Berichts der sogenannten Revisions-Commission, dem indeß bereits viele Unwahrheiten nachgewiesen sein sollen; die am Montag (3. September) stattfindende Generalversammlung wird wohl endlich über den Zustand dieses Instituts die nöthigen und von den armen Actionären so sehnlich erwarteten Aufschlüsse bringen. — Auch die an der hiesigen Börse circulirenden Industrieeffecten blieben in weichender Tendenz, besonders stark offerirt waren in Folge des furchtbaren Hagelwetters, das am vorigen Montag in Leipzig so arge Verheerungen angerichtet, die verschiedenen Hagel-Assecuranzactien.

An der Getreidebörse war etwas regeres Leben, namentlich viel Frage für Weizen, da die englischen Ernteberichte im Ganzen ungünstig lauten. Die Fortdauer des naßkalten Wetters wirkte sehr nachtheilig auf die Ernte; das Einheimsen des Weizens hat zwar bereits in den südlichen Landesdistricten und in der Nähe vom London begonnen, der Ausfall ist aber insofern ungünstig, als die Körner nicht gehörig gereift sind, und man das Getreide nicht länger auf dem Felde lassen kann, da es bei der anhaltenden Nässe faulen würde. Auch aus dem Norden lauten die Berichte ungünstig, ebenso von Irland, wo besonders die Kartoffeln sehr durch die Nässe gelitten haben. Roggen schließt nach einem Rückgange von 1½ bis 2 Thlr. im Terminhandel, in Folge einer durch das Aufheben des Getreidezolles in Frankreich eingetretenen neuen Steigerung, wieder fast zu den vorigen Mittwochspreisen; dagegen war Rüböl durch auswärtige Verkaufsordres in fortwährendem Weichen und bleibt schließlich ¼ à ½ niedriger. Spiritus setzte Anfangs seine Steigerung in Folge der Berichte über das Umsichgreifen der Kartoffelkrankheit und starke Bezüge nach Frankreich fort, ging dann im Terminhandel wieder etwa um ½ bis ⅔ Thlr, im Effectivgeschäft um ⅓ Thlr zurück, da man gerade durch das Mißrathen der Kartoffeln eine schnellere und größere Spiritus-Production fürchtete, stieg seitdem aber für nahe Termine wieder um ⅓ Thlr., für spätere und Effectivwaaren etwa um ⅙ Thlr. Die Ultimo-Regulirung dürfte noch einige Cours-Schwankungen verursachen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 8. September 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

2. September 1744. Friedrich der Große rückt mit der Armee vor Prag und beginnt die Cernirung.
3. September 1760. General Zieten nimmt Striegau.
4. September 1759. Gefecht bei Großenhayn.
5. September 1795. Friede von Basel.
6. September 1813. Schlacht bei Dennewitz.
7. September 1706. Schlacht bei Turin.
8. September 1813. Siegreiches Gefecht der böhmischen Armee über die Franzosen bei Dohna.

Inhalt:

Die Reorganisation des Preußischen Heeres und der Liberalismus.
Tagesereignisse.

Die Reorganisation des Preußischen Heeres und der Liberalismus.

Schon seit einer längeren Reihe von Jahren ist von einsichtigen Militairs und Nichtmilitairs die Nothwendigkeit von Veränderungen in dem Preuß. Heeresorganismus erkannt worden, welche theils durch den Fortschritt der Waffenverbesserung, theils durch hiermit mehr oder weniger zusammenhängende Umgestaltungen der Manövrirkunst und selbst rein strategischer Operationen, besonders aber durch Umwandlungen in den Betriebsamkeiten und national-ökonomischen Verhältnissen des Volkes sich zunehmend als ein unabweisbares Bedürfniß herausstellten. Allerdings nahm man an maßgebender Stelle Rücksicht darauf, daß erstens unsere bisherige Heeresorganisation, welche im Wesentlichen auf dem Gesetze vom 3. September 1814 beruhte, sich tief in den Organismus des Preußischen Staates eingelebt hatte, und daß ferner eine, den politischen und militairischen Entwickelungen aller größeren europäischen Staaten entsprechende Umgestaltung des Preußischen Heeresorganismus nicht ohne bedeutende Kosten durchzuführen sein werde. Diese Entwickelungen haben aber seit etwa zehn Jahren einen so schnellen Fortgang gehabt und sich zu solchen Ausdehnungen gestaltet, daß Preußen und Deutschland größeren Gefahren ausgesetzt sein müßten, wenn nicht Se. K. Hoh.

der Prinz-Regent, als jetziger Kriegsherr in Preußen, die Ihm allein zustehende Initiative zu einer Reorganisation des Preußischen Heeres ergriffen hätte. Die diese Reorganisation betreffenden Finanz-Vorlagen wurden denn auch dem Landtage der Monarchie in seiner diesjährigen Sitzungsperiode von der Staatsregierung übergeben, gelangten aber in keinem der beiden Häuser des Landtags zu einer Plenarberathung und mit dieser zu einer Beschlußnahme. Mit der Reorganisation war inzwischen begonnen, da es unzulässig ist, die Sicherheit und Ehre eines Staates constitutioneller Dogmatik unterzuordnen, und beide Häuser des Landtags erkannten daher die Nothwendigkeit, die für die erhöhte Kriegsbereitschaft der Preußischen Armee über den ordentlichen Etat hinaus erforderlichen Summen freudig und mit großer Majorität zu bewilligen, und der hierdurch bekundete Patriotismus fand denn auch — trotz liberaler Zeitungsdemonstrationen dagegen — im Lande den stärksten Anklang.

Mit den bewilligten Mitteln ist es denn auch möglich geworden, die neue Heeresorganisation so weit zu fördern, daß nicht nur schon jetzt die Ernennung der Commandeurs der Regimenter und Bataillone erfolgen konnte, sondern daß auch bis Ende September d. J. die Reorganisation in der Hauptsache durchgeführt sein kann, wie es beabsichtigt war.

Wie nun schon die erste Kunde von der als nothwendig erkannten Reorganisation des Preußischen Heeres den Liberalismus so in Harnisch brachte, daß das Zeitung lesende Publikum wochenlang mit Dutzenden von Leitartikeln gegen den Reorganisationsplan gespeist wurde, so lassen natürlich die liberalen Wortführer auch jetzt — bei Gelegenheit der Commandeurs-Ernennungen ihre Stimmen wieder vernehmen, aber mit einer Art sittlicher Heiserkeit, die nur dadurch erklärlich wird, daß die Reorganisation unseres Heeres mit der Ruhe und der Kraft ihre Durchführung findet, die eben nie und nimmer als Eigenthümlichkeit des Constitutionalismus sich erweisen und daher diesen schließlich zu einer zwar unfreiwilligen, aber dessen ungeachtet ganz kleidsamen Resignation zwingen.

Hätte die Natur des Constitutionalismus nicht schon seit mehr als 40 Jahren sich in ihrer Unzuverlässigkeit, weil absoluten Unberechenbarkeit, erwiesen, man könnte wähnen, es sei nichts als pure naive Unschuld, in welcher der Liberalismus gegen die Reorganisation des Preußischen Heeres sich erging; aber vor diesem Wahne wird man, abgesehen von Sonstigem, schon dadurch bewahrt, daß man des ehemaligen Preußischen Ministers Freiherrn v. Stein sich erinnert, eines Mannes, dessen der Liberalismus zur Stütze seiner Theorieen stets mit der uneigennützigsten Erfassung sich bedient. — Dieser ehemalige Preußische Staatsminister sagte — als Ober-Kammerpräsident — in einem Verwaltungsberichte, d. d. Minden, den 10. März 1810, in dem Abschnitte „Militair-Einrichtungen“: „Von dem Dasein einer gut organisirten, mit denen Angriffsmitteln der Nachbaren im Verhältniß stehenden Armee hängt die Integrität und die Selbstständigkeit einer Nation ab, und der Besitz ihres Vermögens, ihrer Cultur und des eigenthümlichen Fortschreitens in der Civilisation gegen theils verbildete, theils rohe Nachbaren, wird ihr durch hinlängliche Vertheidigungs-Anstalten gesichert.“ —

Den liberalen Wortführern kann dieses Urtheil v. Stein's, das auch wir unterschreiben, nicht unbekannt sein, dennoch treten sie durch ihre Ausführungen gegen die neue Heeresorganisation in entschiedenen Gegensatz zu demselben aus – Mißverständniß oder constitutioneller Nothwendigkeit.

Die „Integrität und Selbstständigkeit einer Nation“ macht Frhr. v. Stein abhängig „von dem Dasein einer gut organisirten Armee“, welche „mit den Angriffs-

mitteln der Nachbaren im Verhältniß« ſteht. Daß das Preußiſche Landwehr-Inſtitut ein Product der Noth war, ſteht feſt, und daß es als ſolches in der Zeit der Noth Dankenswerthes geleiſtet, iſt ebenſo wahr; aber dieſes als genügenden Grund für die Unabänderlichkeit des Landwehr-Inſtitutes aufſtellen zu wollen, wäre ein Verhalten, das an ſich wenig Urtheilsfähigkeit verriethe, und nach welchem gerade dem Liberalismus ſehr empfindlich demonſtrirt werden könnte.

Welche Entwickelung haben innerhalb der letzten 40 Jahre die geſammten ſtaats- und national-ökonomiſchen Realitäten durchlaufen! — Es iſt vollſtändig überflüſſig, hier darauf näher einzugehen, da wir größtentheils nur Bekanntes zu wiederholen hätten; aber gerade dieſe in der That rapide Entwickelung, beſonders der Induſtrie, dieſer — nach der Ausdrucksweiſe des Liberalismus — »civiliſatoriſche Segen« hat ganz vorzüglich das frühzeitige Heirathen und die mit geſteigerter heimlicher Genußſucht zuſammenhängende phyſiſche Abſchwächung der in kriegsdienſtpflichtigem Alter befindlichen jungen Leute und Männer herbeigeführt, deren ſtark ſteigende Progreſſion die Erfahrung nachgewieſen. Schon dieſe eine Thatſache an ſich wäre vollſtändig genügend geweſen, das Bedenken des Kriegsherrn in Preußen über deſſen bisherigen Heeres-Organismus zu erklären; aber in noch höherem Grade wurde jenes ernſteſte Bedenken durch eine Vergleichung »mit den Angriffsmitteln der Nachbaren« begründet. Für dieſe Vergleichung der Heeres-Organiſation und Kraft ſtellt ſich für Preußen kein anderer Staat geeigneter hin, als Frankreich, deſſen National-Wohlſtand mit dem Preußens am meiſten auf gleicher Stufe ſteht, und deſſen Kriegsmacht für Deutſchland und Preußen ſeit Jahrhunderten von beſonderer Bedeutung iſt.

In Frankreich beſteht die Verpflichtung einer ſiebenjährigen Dienſtzeit bei den Fahnen, und hängt es dort lediglich von dem Kriegsherrn ab, einzelne Altersklaſſen nach zwei-, drei- oder mehrjährigem Dienſte bei den Fahnen zur Reſerve zu entlaſſen, je nach der für den Frieden als nöthig erkannten Stärke des Heeres. Da nun das Normale des jährlich zur Aushebung kommenden Rekrutencontingentes 100,000 Mann*) beträgt, ſo giebt das für einen eintretenden Krieg eine waffengeübte Reſerve von 600,000 Mann, mögen auch in verſchiedenen Jahren 80,000, 100,000 oder 120,000 Mann zur Reſerve entlaſſen werden. Setzt man ferner, und zwar begründet, den Präſenzſtand der franzöſiſchen Armee auf 360,000 Mann (1858 betrug er 392,000 M.), ſo erhält man in Summa 960,000 Mann, wovon wegen eintretender Todesfälle und Dienſtunfähigkeit 20 Procent, alſo 192,000 Mann, in Abzug zu bringen ſind, mithin 768,000 Mann zur Verfügung ſtehen. Werden nun auch von dieſer Zahl für Algier und zu ſonſtigen colonialen Beſatzungen 78,000 M. und zu Beſatzungen in Frankreich 150,000 M. abgerechnet, ſo bleiben doch immer noch 540,000 M. (nicht 300,000 M., wie ein Correſpondent der »Voſſiſchen Zeitung« unter dem 10. Febr. 1859 behauptete), welche Frankreich um ſo mehr in kürzeſter Zeit nach jeder Seite hin zur Verwendung bringen kann, als dort die zur Fahne Pflichtigen nicht ohne Erlaubniß der Militairbehörde heirathen dürfen.

Die Preußiſche Armee auf dem Kriegsfuße beſtand bisher aus:

der Infanterie (incl. Jäger u. Schützen) des ſtehenden Heeres	=	144 Bat.	= 144,000 M.
„ „ der Landwehr erſten Aufgebots	=	116 „	= 116,000 „
„ „ „ „ zweiten „	=	116 „	= 116,000 „
Latus:		376 Bat.	= 376,000 M.

*) In den Jahren 1853, 54 und 55 wurden jährlich 140,000 M. ausgehoben, während von 1830—48 das jährliche Contingent nur 80,000 Mann betrug.

	Transport:	376 Bat. =	376,000 M.
der Cavallerie des ſtehenden Heeres	= 152 Esc. =		30,400 „
„ „ der Landwehr erſten Aufgebots	= 144 „ =		28,800 „
„ „ „ „ zweiten „	= 144 „ =		28,800 „
„ Artillerie	=		24,000 „
(mit 792 Feldgeſchützen).			
den Pionieren	=		5,000 „
dem Train	=		3,000 „
	Zuſammen:		496,000 M.

Bringt man von dieſer Zahl zu Beſatzungen für größere Städte und für Preuß. und Bundes-Feſtungen 150,000 Mann in Abzug, ſo bleiben 346,000 M. für's Feld, was in der That ſehr bedeutend iſt, weil, die Einwohnerzahl Preußens und Frankreichs auf 18 und 37 Millionen angeſetzt, hiernach und nach der für Frankreich vorhin angegebenen Stärke der mobilen Armee, dieſe für Preußen rund 263,000 Mann betragen müßte. Indeſſen, die hier erhaltenen Zahlen für die Preußiſche Armee auf dem Kriegsfuße ſind auch nur als ein Soll zu betrachten, welches den Beſtandangaben des Heeres auf dem Papiere entſpricht. Zu einer Aufſtellung der Preußiſchen Armee nach vorſtehender Ueberſicht würde in möglichſt kurzer Zeit die Befriedigung eines Bedarfes von etwa 75,000 Pferden zu erfolgen haben; dieſe Befriedigung war und iſt aber abſolut unmöglich, daher denn auch die Landwehr-Cavallerie zweiten Aufgebots, im Betrage von 28,800 M., von der Summe von 496,000 M. in Abzug gebracht werden muß, demnach denn noch 467,200 M. bleiben, wovon 206,400 M. auf das ſtehende Heer, 148,800 M. auf die Landwehr erſten und 116,000 M. auf die Landwehr zweiten Aufgebots, mithin auf die Landwehr beider Aufgebote 260,800 Mann kamen.

Wie große Schwierigkeit es aber hat, den Pferdebedarf für die Preußiſche Armee, auch unter Wegfall der Landwehr-Cavallerie zweiten Aufgebots, alſo den Bedarf von circa 44,200 Pferden zu beſchaffen, dafür hat die vorjährige Mobiliſirung von nur ſechs Armeecorps genügenden Beweis gegeben. Aber auch die Einziehung der Landwehrmannſchaften, die im erſten Aufgebote zur Hälfte und im zweiten Aufgebote zu fünf Sechſteln Familienväter ſind, bietet ſo große Schwierigkeiten, daß beſonders aus dieſem Grunde eine Marſchbereitſchaft der Landwehren unbezweifelt immer erſt ſpäter eintreten kann, als die des ſtehenden Heeres, wodurch aber auch deſſen ſchnellſte Verwendbarkeit im Felde nothwendig behindert werden muß, ſo daß alſo die Preußiſche Armee für's Feld, d. h. die mobile Armee, nicht, wie vorhin aus reiner Zahlenoperation ſich ergab, 346,000 M., ja nicht einmal 206,000 M. betragen konnte, wenigſtens nicht in der ebenſo ſehr wünſchenswerth, wie unter anderen Umſtänden möglichen kurzen Zeit, ſondern erſt ſehr allmählig und vielleicht ſogar zu ſpät auf dieſe Stärke zu bringen geweſen wäre. Ein mit ſo erheblichen Nachtheilen verbundener Heeresorganismus iſt aber der franzöſiſchen Heereseinrichtung gegenüber durchaus nicht als »eine gut organiſirte, mit den Angriffsmitteln der Nachbaren im Verhältniß ſtehende Armee« zu erkennen, und wir bezeichnen es daher als unmöglich, der jetzt in Ausführung begriffenen Heeres-Organiſation, bei beſonnener Erwägung aller dieſen Gegenſtand betreffenden Verhältniſſe, nicht den Vorzug vor dem bisher beſtandenen Organismus zuzugeſtehen.

Die Preußiſche Armee wird, nach durchgeführter Reorganiſation, auf dem Kriegsfuße enthalten:

Infanterie (incl. Jäger und Schützen) des ſtehenden Heeres	253 Bat.	= 253,000 M.	
„ der Landwehr	116 „	= 116,000 „	
Cavallerie des ſtehenden Heeres	224 Esc.	= 44,800 „	
Artillerie		= 30,000 „	
(mit 864 Feldgeſchützen).			
Pioniere	38 Comp.	= 9,500 „	
Train	9 Bat.	= 4,500 „	
	Zuſammen:	457,000 M.,	

oder 9,400 M. weniger, als wir vorhin für die Armee in ihrem bisherigen Beſtande auf dem Kriegsfuße, jedoch unter Wegfall der Landwehr-Cavallerie zweiten Aufgebots, aufgeführt, was übrigens durch vorbehaltene eventuelle Formation von Landwehr-Cavallerie für den Feſtungsdienſt, nach unſerer Vorausſetzung in der höchſten Stärke von 64 Escadrons oder 12,800 M., ſeine vollſtändige Ausgleichung finden würde.

Eine Vergleichung der hier aufgeſtellten Zahlen für die Kriegsſtärke der Preußiſchen Armee nach ihrer bisherigen Organiſation und nach der in Ausführung begriffenen zeigt, daß, während früher die Kriegsſtärke des ſtehenden Heeres 206,400 M. und die der Landwehr beider Aufgebote 260,800 M. betrug, künftig das ſtehende Heer 341,800 und die Landwehr 116,000, event. 129,600 M. betragen wird. Während alſo die Geſammtſtärke des Preußiſchen Heeres auf dem Kriegsfuße künftig ziemlich dieſelbe bleiben wird, wie ſie bisher war, wird durch die Reorganiſation der ungeheure Vortheil gewonnen, daß künftig Preußen eine wirklich mobile Armee von 341,800 Mann haben wird, indeß die Marſchbereitſchaft ſeiner bisherigen mobilen Armee von nur 206,800 M. durch die ſchleunige Mobiliſirung der Landwehr beider Aufgebote gleichfalls bedenklich behindert wurde. Die durch dieſe Umgeſtaltung erwachſende Machtſtärkung Preußens iſt als eine ſo weſentliche anzuerkennen, daß ſchon allein um deshalb die natürlich von nun ab höheren Summen des Kriegsbudgets um ſo weniger als Bedenken gegen die Heeres-Reorganiſation aufgeführt werden können, als, wie wir ſogleich zeigen werden, die nothwendige Steigerung des Kriegsbudgets noch erheblich hinter Dem zurückbleibt, was in dieſer Beziehung durchaus zuläſſig iſt. Erwägen wir aber vorher noch, daß durch die Reorganiſation des Heeres jetzt 63,000 M. jährlich als Rekruten ausgehoben werden können und ſollen, während bisher nur circa 40,000 M. (1859: 40,500 M.) ausgehoben wurden, alſo nur ebenſo viel bei nahezu 18 Millionen Einwohnern, wie im Jahre 1820 bei 11 Mill. Einwohnern, ſo iſt dieſe Reorganiſation auch um deswillen hoch zu preiſen, als ſie einer nach dem Jahre 1820 zunehmend unzureichenderen Anwendung des Geſetzes über die allgemeine Wehrpflicht im Geiſte der Gerechtigkeit ein Ende macht und mit dieſer ſchönen Wandelung gleichzeitig auch den erheblichen Vortheil gewährt, daß Preußen von nun ab an waffengeübter Reſervemannſchaft um die Hälfte der bisherigen mehr beſitzen wird.

Das ſtehende Heer, als das ſelbſtverſtändlich bereiteſte Mittel zur Wahrung der Sicherheit und Ehre des Staates, wird in Zukunft nicht allein dieſer Aufgabe überhaupt vollkommener als bisher entſprechen können, ſondern auch in denkbar vorkommenden Kriegsfällen, in welchen es allein ausreicht, einen kriegeriſchen Conflict zu entſcheiden, Derartiges auch in weiterem Umfange und mit ſicherer Ausſicht günſtigen Erfolges zum Vollzuge bringen. Und ſelbſt die 116 Bataillone Landwehr-Infanterie und die event. zu formirende Landwehr-Cavallerie, welche nach der Reorganiſation des Heeres ein Beſtandtheil deſſelben bleiben, werden für einen Kriegsfall künftig dadurch an Bedeutung gewinnen, daß ihre Einziehung durch erlangte ausgedehntere Auswahl

der Mannſchaft erleichtert wird, und daß die Landwehr nach dem Reorganiſationsplane in eine mehr organiſche Gliederung des Heeres tritt.

Ein letzter, ſehr erheblicher Vortheil, den die Reorganiſation des Heeres für einen Kriegsfall bietet, beſteht darin, daß in ſolchem künftig nicht einmal 44,200 Pferde, wie wir vorhin angegeben, ſondern nur etwa 30,200 zu beſchaffen ſein werden, wodurch, außer dem Bedarf für das ſtehende Heer, auch 64 Escadrons Landwehr beritten gemacht werden können.

Alle die hier aufgeführten ſehr bedeutenden Vortheile, welche die Heeres-Reorganiſation bietet, erſchöpfen freilich noch lange nicht die außerordentliche Steigerung der Leiſtungsfähigkeit des Preußiſchen Heeres nach vollbrachter Reorganiſation deſſelben, womit jedoch der Bravour des Preußiſchen Heeres für keine Zeit auch nur entfernt zu nahe getreten werden kann und ſoll. Aber das hier Aufgeführte muß Jedem, der nicht ohne ſein Wiſſen oder aus Princip ein Brett vor dem Kopfe trägt, genügen, die etwaige Mehrausgabe von jährlich 10 bis 12 Millionen Thalern als vollſtändig aufgewogen zu erkennen. Erſt durch dieſe Reorganiſation wird die Preuß. Armee, unter Erwägung der gegenwärtigen Weltzuſtände, zu der »gut organiſirten, mit den Angriffsmitteln der Nachbaren im Verhältniß ſtehenden Armee« werden, von deren »Daſein die Integrität und die Selbſtſtändigkeit einer Nation abhängt«, wie Herr von Stein ſich einſt ausdrückte. Doch »Herr v. Stein hat den vorn aufgeführten Ausſpruch zu einer Zeit gethan, als es für Preußen ſich darum handelte, eine Armee faſt neu zu ſchaffen; die Armee aber, wie ſie ſeit 1814 im Weſentlichen ununterbrochen bei uns beſtand, entſpricht ja Dem, was Herr v. Stein verlangte«, wird der Liberale auf unſere Ausführung entgegnen. Dieſer glaubt alſo, daß Herr v. Stein, wenn er heut lebte, es anerkennen würde, daß 26 Procent der waffenfähigen und dienſtpflichtigen Männer 19 Jahre hindurch ihre Dienſtpflicht erfüllen, während 12 Procent dieſer Männer jeder derartigen Leiſtung enthoben bleiben? — Er glaubt ferner, daß Herr v. Stein es gut heißen würde, daß das Gros einer Armee — unſere bisherige Landwehr erſten und zweiten Aufgebots — aus meiſt verheiratheten und ſchwer abkömmlichen Männern der vorgerückteren Altersklaſſen beſtehe, indeß Hunderttauſende, meiſt unverheirathet und leichter abkömmlich, nie ein Glied im Dienſte des Vaterlandes rühren? — Wer ſolchem Wahne ſich hingiebt, der ſtellt der Urtheilskraft eines Stein ein Prognoſtikon, das zur ſonſt ſo allgemein gerühmten Einſicht und Gerechtigkeit deſſelben in diametralem Gegenſatze ſtehen würde. Dergleichen Widerſprüche geniren zwar den Liberalismus nicht, und er iſt in dieſem beſonderen Falle gewiß davon überzeugt, daß der Ballaſt von politiſchen und national-ökonomiſchen Gründen die Reorganiſation, mit welchem er geraume Zeit hindurch ſeine »Organe« beſchwerte, Herrn v. Stein's Anerkennung jedenfalls gefunden haben würde, nota bene, wenn er jetzt lebte. Wer weiß, ob nicht gerade dieſe Vorausſetzung die Begeiſterung (?) trägt, mit welcher ſo allgemein zu einem Denkmal für Herrn v. Stein in einer Zeit geſteuert wird, in welcher ohne Zweifel Geiſtesfülle und materielle Wohlhabenheit durch ſehr verbreitetes Denkmals-Bedürfniß ſich documentiren.

Gegen die Einwürfe, welche man gegen die Reorganiſation des Heeres beigebracht, mit noch anderen Gründen, als ſie die Motive in den dieſe Reorganiſation betreffenden Regierungs-Vorlagen enthalten, und als wir ſelbſt hier aufgeführt, vorgehen zu wollen, würde jenen Einwürfen den Schein eines Werthes geben, der in Wirklichkeit ihnen fehlt, und würde uns einer Geſchwätzigkeit verdächtigen, die wir ſo gern als ausſchließliche Eigenſchaft des Liberalismus anerkennen.

Nur Eines wollen wir hervorheben, und das iſt die Blitzesſchnelligkeit, mit welcher

der Liberale die mit der Heeres-Reorganisation steigernden Ausgaben mindert. Er argumentirt: „63,000 Mann Rekruten jährlich, bei dreijähriger Präsenz, bedingen eine Armee von 189,000 M. und mit Offizieren und Unteroffizieren von reichlich 200,000 Mann. Gewähre man daher zweijährige Dienstzeit bei den Fahnen des stehenden Heeres, und man hat eine Friedens-Armee von nur etwa 140,000 Mann, also auch ein nur wenig höheres Kriegsbudget, als bisher.“ — Dem Liberalen, der sonst — freilich nicht immer — gegen die bloßen Zahlenmanövers auf statistischem Gebiete sich ereifert, wollen wir auf seine arithmetische Strategie nur mit folgendem Geschichtchen entgegnen: Im Jahre 1835 (vielleicht auch 36) gab Herr Dr. Diesterweg einige Heftchen unter dem Titel: „Die Lebensfrage der Civilisation“ heraus, in deren einem er die Lehrmethode auf den Universitäten dahin kritisirte, daß er den Docenten nicht gestattet wünschte, den Studirenden Vorlesung zu halten, sondern für nothwendig erkannte, mit diesen in dialogischer Form sich zu unterhalten, d. h. zu „socratisiren“ zu „katechisiren“. — Wir lassen es hier dahingestellt sein, ob und wie viel Werth Herrn Diesterweg's Forderung hatte; genug, Herr Professor Leo in Halle gab ein Gegenschriftchen heraus, dessen Werth wir gleichfalls hier unberührt lassen, aber am Schlusse dieses Schriftchens stand zu lesen: „Schuster! bleib' bei deinem Leisten!“ —

Was übrigens das von jetzt ab nothwendig höhere Kriegsbudget betrifft, so wollen wir zu einiger „Aufklärung“ darüber nur folgende Rechenexempelchen hier mittheilen:

1) Wenn 1819 die Preußische Friedens-Armee, bei 10,500,000 Einwohnern, 120,000 Mann betrug, wie groß kann solche jetzt, bei 18 Millionen Einwohnern sein? — Antwort: 205,000 (genauer 205,714) Mann.
2) Wenn 1819 die Preuß. Staats-Einnahme 48 Mill. Thlr. und das Kriegs-Budget 22 Millionen Thlr. betrugen, wie hoch kann dann, bei einer Staats-Einnahme von 130 Mill. Thlrn., das Kriegsbudget steigen? — Antwort: Auf 59$\frac{1}{11}$ Millionen Thaler.
3) Wenn von der Preuß. Staats-Einnahme im Jahre 1819, im Betrage von 48 Mill. Thlrn., 26 Mill. Thlr. zu anderen als kriegsetatlichen Staats-Ausgaben verwendet wurden, wie viel kann gleichermaßen von einer Staats-Einnahme von 130 Millionen Thlrn. verwendet werden? — Antwort: 70$\frac{1}{2}$ Millionen Thaler.
4) Wenn im Jahre 1819 im Preuß. Staate, bei etwa 10,500,000 Einwohnern, für außermilitairische Staatszwecke 26 Mill. Thlr. verausgabt wurden, wie hoch müßte hiernach die Ausgabe zu gleichem Zwecke bei 18 Millionen Einwohnern sein? — Antwort: 44$\frac{4}{7}$ Millionen Thaler.

Diese Exempel ergeben nun:

1) daß, wenn die Preuß. Armee im Frieden nach durchgeführter Heeres-Reorganisation eine Stärke von 200,000 Mann hat, sie damit noch nicht ganz der Stärke entspricht, welche sie im Verhältniß der jetzigen Einwohnerzahl des Preußischen Staates zu der im Jahre 1819, bei der damaligen Armeestärke von 120,000 Mann, haben könnte;
2) daß, wenn auch in den nächsten Jahren das Kriegsbudget auf jährlich 44 Millionen Thlr. steigen sollte, diese Summe, trotz der zugehörigen Marine-Ausgaben, doch noch um 15$\frac{1}{7}$ Mill. Thlr. geringer ist, als sie im Verhältniß zum Kriegsbudget von 1819 sein könnte;
3) daß, während im Verhältniß zu der im Jahre 1819 zu außermilitairischen Staatszwecken verausgabten Summe, jetzt, bei einer Staats-Einnahme von rund 130 Mill. Thlrn., nur 70$\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. zu gleichen Zwecken veraus-

gabt werden könnten, in Wirklichkeit 130—44 Millionen oder 86 Mill. Thlr. mehr in Ausgabe kommen;

4) daß endlich zu außermilitairiſchen Staatszwecken, nach Verhältniß der Einwohnerzahl des Preuß. Staates in 1819 und jetzt und nach der Höhe der betreffenden Summe in erſterem Jahre, gegenwärtig nur 44½ Mill. Thaler jährlich in Ausgabe kommen ſollten, während wirklich 86 Mill., alſo 41½ Mill. Thlr. mehr verausgabt werden.

Wenn wir nun auch ſehr wohl wiſſen, daß Zahlen zwar frappiren, aber auf national-ökonomiſchem Gebiete allein nicht entſcheiden, ſo ſind doch gerade die aus vorſtehenden Exempelchen hervorgegangenen Zahlen an ſich und beſonders auch im Hinblick auf die ebenſo hoch anerkennenswerthe als dringend nothwendige Reorganiſation des Preußiſchen Heeres von ſo ſchwer antaſtbarer Bedeutung, daß wir hier einer noch weiteren Erwägung derſelben uns um ſo mehr überhoben erachten, als vor Allem einer Nation »der Beſitz ihres Vermögens, ihrer Cultur und des eigenthümlichen Fortſchreitens in der Civiliſation durch hinlängliche Vertheidigungs-Anſtalten geſichert« werden muß. —

Wie die weniger urtheilsfähige Menge des Volkes während des Orientkrieges im Jahre 1854 von der liberalen Preſſe zu der Anſicht gedrängt wurde, als werde fortan das Volk der Türken eine Alles überragende herrliche Culturperiode durchleben, ſo wurde dieſelbe Menge von derſelben Stelle aus ſeit Anfang dieſes Jahres gegen die Heeres-Reorganiſation gepreßt, als ſei es die höchſte Pflicht der Staats-Regierung, nicht ſowohl den Vermögensbeſitz und die Selbſtſtändigkeit der Nation zu ſchützen, als vielmehr immer und immer nur die Induſtrie mit ſtets zunehmender Ueberſchwenglichkeit zu pflegen. Doch ſchneller, als die Macht- und Cultur-Entwickelung der Türken für die Menge als vollendete Phraſe ſich erwies, iſt die in Ausführung begriffene Reorganiſation des Preußiſchen Heeres als dringende Nothwendigkeit ſehr allgemein erkannt worden, und zwar, trotz der papiernen Demonſtrationen dagegen, in Folge der jener Staatsaction einwohnenden Macht der Wahrheit.

Tagesereigniſſe.

[Tant de bruit pour une omelette.] In Inſterburg, Görlitz und Bromberg haben ſich Soldaten mit Civiliſten geſchlagen, und die »National-Zeitung« ſieht den preußiſchen Staat bereits am Abgrunde einer zügelloſen Prätorianerwirthſchaft, die eine ſchmähliche Ausgeburt der neuen Heeres-Organiſation iſt. Das liberale Lager iſt in gewaltiger Aufregung, die Federn ſauſen wieder über das Papier, um gegen das verhaßte Militär Artikel zu ſchreiben, und die kurioſeſten Anträge werden geſtellt, um die hervorragende Stellung deſſelben zu ſchmälern. Die »National-Zeitung« ſehnt ſich nach der guten alten Zeit der Landwehr und vergißt, daß dieſe ganz beſonders gern prügelte, und daß eine 14tägige Landwehr-Uebung meiſt mehr blaue Flecke zurückließ als die ſolennſten Prügeleien der Hauptſtadt. Jedenfalls beweiſen dieſe Wünſche, daß der Autor jenes Schmerzensſchreies über die Verhältniſſe der Landwehr wenig Beſcheid weiß, oder daß er, wenn er ſich je in derſelben befunden oder befindet, ihre Uebungen außer Dienſt mit etwas zu heiterem Sinn betrachtet hat. Hier dieſe Männer aus dem Volke führten die kräftigſte Fauſt, und wenn es galt, den Staat nach innen zu vertheidigen, ſo brauchen ſich wahrlich unſere Liberalen nicht über ſie zu beklagen.

Es giebt auch nichts Natürlicheres, als daß unter einer Menge von jungen Leuten, — die Landwehr war leider ſchon älter —

einmal Streit und Zank ausbricht; geht's doch meistens um den geliebten Gegenstand. Diese Erscheinung findet sich auch überall. In Universitätsstädten sind es Studenten, in Fabrikstädten Arbeiter, auf dem Lande in den Wirthshäusern Bauern; warum also nicht in Garnisonstädten Soldaten, die das Prae haben sollen? Räumt man ihnen dieses nicht ein, so sind Reibungen unvermeidlich, aber meist von untergeordneter Art. Sie werden erst gehässig, wenn sich die Presse ihrer bemächtigt und denselben politische Tendenzen unterlegt, die in den allerseltensten Fällen vorhanden sind. — Es wirft daher wirklich ein gutes Streiflicht auf die Richtung dieses Blattes, daß sie die Schlägereien in den genannten drei Städten „die ersten Früchte des neuen Heerwesens“ nennt, und wäre es nicht mehr komisch als ernst, so hat man an diesem Artikel einen genügenden Maaßstab der Gehässigkeit, mit welcher die liberalen Blätter oft die unschuldigsten Sachen auffassen.

In demselben Artikel wird auch die französische Armee mit der unsrigen verglichen und jener in Bezug der Contacte außer Dienst der Vorzug gegeben. Nun, wir wünschen sämmtlichen mit dem preußischen Soldaten Unzufriedenen dieses Utopien; denn nach Emanirung eines solchen Artikels würden in Frankreich schon ein Dutzend übermüthiger junger Offiziere gewettet haben, bis Sonnenuntergang die Ohren dieses pekin*) in effigie vorzuzeigen!

Dann kommt aber auch die neu erschienene „Deutsche Zeitung“ und besingt dasselbe Thema, um zum Schluß den Antrag zu stellen: daß nach Beendigung des Dienstes der Soldat den Soldatenrock aus- und den Bürgerrock anziehen müsse, kurz, nur im Dienste Uniform tragen dürfe. — Vor Allem, fährt sie, wie auch eine Menge anderer Zeitungen fort, aber ist es dringend nothwendig, daß dem Soldaten zur Pflicht gemacht würde, die Caserne oder seine sonstige Wohnung außer dem Dienste niemals mit Waffen zu verlassen. Nun, am Besten wäre es schon, die Armee ganz abzuschaffen, und dann sind wir mit diesen Ansichten einverstanden. So lange es aber noch Soldaten giebt, dürfen sie nicht mit den Emblemen ihrer bürgerlichen Beschäftigungen, etwa einer Feder, einem Kochlöffel oder sonst Etwas, sondern mit der Waffe an der Seite gehen, mit welcher sie das Vaterland gegen äußere wie innere Feinde vertheidigen müssen.

Solche Vorschläge können eben nur aus jeglichem Mangel an Sachkenntniß oder aus übergroßer Gehässigkeit gegen die Armee entstehen; denn dem unparteiischen Beobachter muß sich die Ansicht aufdringen, daß derartige Schlägereien verhältnißmäßig wenig unter dem Militärstande vorkommen, daß aber diese wenigen Auftritte gerade ihrer Seltenheit wegen desto mehr bemerkt und besprochen werden. Man vergleiche doch summarisch alle Prügeleien, so findet man schon in einer Nummer des „Publicisten“ mehr, als in einem Quartal etwa in der ganzen Armee. Warum also so viel Geschrei um so wenig Wolle? Außerdem ist es eben so irrig zu glauben, daß der Soldat vor einem Militärgericht geringer als vor einem Civilgericht bestraft wird. Im Gegentheil sind die Strafen oft härter und beeinflussen dann immer seine fernere militärische Carriere. Am strengsten sind aber die Strafen, wenn der Soldat keinen richtigen Gebrauch von seiner Waffe macht, d. h. Den nicht niederhaut, der sich an seinem Stande und seiner Ehre vergreift. Diese Fälle scheinen in Aussicht zu sein, da die liberalen Blätter auf eine unverantwortliche Weise das Civil gegen die Soldaten durch solche Artikel aufreizen! —

*) Spottname für jeden Civilisten.

Die von aller Welt besprochene Broschüre mit den Chiffren P. F. C. und seinem geistreichen Vorwort hat noch immer nicht den richtigen Ausdruck erhalten. Da nämlich der Inhalt derselben beinahe wörtlich die Vorträge Sr. K. H. des Prinzen Friedrich Carl, die derselbe in einem Kreise von Offizieren gehalten, enthält, und der Verfasser dieselben durchaus nicht revidirt, wie er in dem Vorwort sagt, sondern höchstens durch dieses verballhornisirt hat; und da ferner Se K. H. der Prinz von dem öffentlichen Erscheinen der Broschüre durchaus gar keine Kenntniß gehabt, sondern sein höchstes Mißfallen darüber geäußert hat, so ist die Herausgabe jener Schrift nichts Anderes, als ein Plagiat, was lediglich auf eine Geldschneiderei hinauszulaufen scheint, da der Herausgeber durch sein ganz und gar nicht zur eigentlichen Schrift passendes Vorwort lediglich eine Lockspeise für Nichtmilitärs machen wollte. Jene Sätze, daß die adligen Garde-Offiziere nicht geeignet wären,

den gemeinen Soldaten zu erziehen, und andere politische Phrasen desselben haben dem hohen Verfasser des wirklichen Inhalts durchaus fern gelegen; denn einmal spricht sich in seinen Zeilen nur der Soldat aus, der jede Politik von vornherein haßt, und ferner ist in der preußischen Armee ein Jeder adelig — adelig, sobald er die Uniform des Königs trägt, die Alle gleich macht — den Prinzen wie den letzten Füsilier! —

Inserat.

Rath und Hülfe für Diejenigen, welche an Gesichtsschwäche leiden und namentlich durch angestrengtes Studiren und angreifende Arbeit den Augen geschadet haben.

Seit meinen Jugendjahren hatte auch ich die leidige Gewohnheit, die Stille der Nacht wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Sowohl hierdurch, als durch viele angreifende optische und feine mathematische Ausführungen war meine Sehkraft so sehr geschwächt, daß ich um so mehr den völligen Verlust derselben befürchten mußte, da sich eine fortwährende entzündliche Disposition eingestellt hatte, welche mehrjährigen Verordnungen der geschicktesten Aerzte nicht weichen wollte. Unter diesen betrübenden Umständen gelang es mir, ein Mittel zu finden, welches ich nun schon seit 40 Jahren mit dem ausgezeichnetsten Erfolge gebraucht. Es hat nicht allein jene fortdauernde Entzündung vollständig beseitigt, sondern auch meinen Augen die volle Schärfe und Kraft wiedergegeben, so daß ich jetzt, wo ich das 75. Lebensjahr antrete, ohne Brille die feinste Schrift lese und mich, wie in meiner Jugend, noch der vollkommensten Sehkraft erfreue. Dieselbe günstige Erfahrung habe ich auch bei Andern gemacht, unter welchen sich Mehrere befinden, welche früher, mit den schärfsten Brillen bewaffnet, ihren Geschäften kaum noch vorzustehen vermochten. Sie haben bei beharrlichem Gebrauch dieses Mittels die Brille hinweggeworfen und die frühere natürliche Schärfe ihres Gesichts wieder erlangt. Dieses **Waschmittel** ist eine wohlriechende Essenz, deren Bestandtheile die Fenchelpflanze ist, von welcher Goblonsky in seinem „Allg. Lexikon der Künste und Wissenschaften" (S. 201 ꝛc.) sagt, daß schon die älteren Naturkundigen bemerkt haben wollen, daß die Schlangen, welche oft an Blindheit litten, dieses Fenchelkraut fressen und dadurch die Sehkraft wieder erlangen. Diesem sei nun, wie ihm wolle — ich erkenne mit Dankbarkeit an, daß uns der gütige Schöpfer dieses Kraut gegeben hat. Die Bereitung der Essenz erfordert indessen eine verwickelte chemische Behandlung, und ich bemerke daher, daß ich dieselbe seit längerer Zeit in vorzüglicher Güte von dem hiesigen Chemiker, Herrn Apotheker Geiß, beziehe; derselbe liefert die Flasche für einen Thaler und ist gern erbötig, dieselbe nebst Gebrauchs-Anweisung auch auswärts zu versenden. Ich rathe daher den Leidenden, die Essenz von hier zu beziehen, indem eine solche Flasche auf lange Zeit zum Gebrauche zureicht, da nur etwas Weniges, mit Flußwasser gemischt, eine milchartige Flüssigkeit bildet, womit Morgens und Abends, wie auch nach angreifenden Arbeiten, die Umgebung des Auges befeuchtet wird. Die Wirkung ist höchst wohlthätig und erquickend, und erhält und befördert zugleich die Frische der Hautfarbe.

Es wird mich freuen, wenn vorzüglich Denen dadurch geholfen wird, welche bei dem rastlosen Streben nach dem Lichte der Wahrheit oft das eigene Licht ihrer Augen gefährden und einbüßen müssen. Vielleicht kann auch durch den Gebrauch dieses Mittels das leider bei der jungen Welt so sehr zur Mode gekommene, entstellende Brillentragen vermindert werden, da dies in den meisten Fällen die Augen mehr verdirbt, als verbessert. Brillen können nur einer fehlerhaften Organisation des Auges zu Hülfe kommen, aber nie gesunde aber geschwächte Augen stärken und verbessern.

Aken a. d. Elbe. **Dr. Romershausen.**

Druck von G. Hickethier in Berlin, Krausenstr. 21.

Von Allem Etwas.

Von Allem Etwas und darum Nichts recht, das ist die Signatur der heutigen Zeit. Etwas Legitimität und etwas Revolution, etwas Erbrecht und etwas allgemeines Stimmrecht, etwas Allianz und etwas freie Hand, etwas Bundestag und etwas National-Verein, etwas Teplitz und etwas Gotha, etwas europäisches Völkerrecht und etwas Nicht-Intervention, etwas christlicher Staat und etwas jüdischer Dorfschulze, etwas Schul-Regulativ und etwas Dissidententhum: wir könnten dies Programm noch weiter ausspinnen, doch mag es an dieser Probe genügen.

Es darf nicht überraschen, wenn ein solches Programm dem Schicksals-Mann in Paris nur wenig imponirt. Man spricht von Legitimität und beeilt sich, sein unbedingtes Stillschweigen und Nichtsthun zu verbürgen, wenn in Italien ein legitimer Fürst nach dem anderen schändlich vertrieben wird. Man spricht von Völkerrecht und europäischen Verträgen und zieht sich furchtsam hinter das Princip der Nicht-Intervention zurück, um das garantirte europäische Völkerrecht stückweise zerbrechen zu lassen. Man träumt von Anti-Bonapartismus und dem Anfange einer neuen heiligen Allianz, und doch ist bis dahin Nichts wahrzunehmen, als Furcht vor dem Bonapartismus und das verschämte Bestreben, denselben, soweit es ohne eigene Gefährdung möglich ist, für eigene Zwecke auszunutzen.

Nirgends eine kräftige Initiative, nirgends ein eigener positiver Gedanke, als bei dem großen Feuerwerks-Meister der europäischen Revolution; die anderen europäischen Großmächte, wie sie sich selbst noch zu nennen lieben, sind schon zufrieden, wenn sie sich gewissen Eventualitäten der Kaiserlich französischen Politik gegenüber so halbwegs negativ verständigt haben. Als ob mit solchen lahmen Verständigungen irgend etwas Wesentliches gewonnen wäre! Man wechselt in Paris die Action, und die Verabredung stimmt nicht mehr.

Und doch ist man heute so vielfach geneigt, einen mühsamen Anfang schon als einen Sieg zu feiern und Thatsachen, welche im günstigsten Falle als Versuch, die rechte Stellung zu gewinnen, gedeutet werden können, als den Abschluß der schwierigsten diplomatischen Aufgaben der Gegenwart zu verherrlichen.

Man schmeichelt sich, Deutschland geeinigt, Rußland bedenklich gemacht, Lord Palmerston bekehrt und L. Napoleon isolirt zu haben.

Lord Palmerſton dumm, aber ehrlich! Der alte Fuchs trägt jetzt gewiſſe ſtaatsrechtliche Sätze mit ſolcher Offenheit zur Schau, daß er dieſelben ſchwerlich ernſthaft meinen kann, ſelbſt wenn man davon abſehen wollte, daß ſeine Thaten ſeine Worte Lügen ſtrafen. Etwas nationale Entrüſtung für den engliſchen „Mob", ein kleines Divertiſſement für die diplomatiſchen Collegen, und im Uebrigen wird das revolutionäre Compagnie-Geſchäft einſtweilen mit ungeſchwächten Fonds fortgeſetzt. Oder wäre es nicht ſo, daß die italiäniſche und orientaliſche Frage die europäiſche Situation in einer Weiſe beherrſchen, daß, wie die ruſſiſche, ſo auch die engliſche Politik ſich deren combinirter Wirkung ſchwerlich zu entziehen vermag? Was liegt daher näher, als das, was ein Theil der engliſchen Preſſe bereits zu vermuthen beginnt, L. Napoleon und Lord Palmerſton ſich als „ehrliche Männer verſtändigt" haben und cordialer als je, lediglich zur Unterhaltung und Ueberraſchung des europäiſchen Publikums, etwas Verſteckens mit einander ſpielen? „Mißtrauen Sie mehr als je", läßt ſich deshalb auch die „A. A. Zeitung" nicht ohne Grund aus Paris ſchreiben.

Noch komiſcher klingt es, von einer Iſolirung des Kaiſers Napoleon zu ſprechen, von einer Iſolirung des Mannes, der ſich in jedem Augenblicke an die Spitze der europäiſchen Revolution zu ſtellen vermag! Wie in Italien jetzt nicht L. Napoleon, ſondern Franz II. und Pius IX. die „Iſolirten" ſind, ſo dürfte dem legitimen Fürſtenthum bei dem Fortſchreiten der europäiſchen Revolution eine ähnliche Ueberraſchung bereitet werden. L. Napoleon, als Chef der italieniſchen und deutſchen, der ungariſchen und polniſchen Revolution, er wird ſich auch außerhalb Italiens nicht gerade ſehr einſam fühlen.

Aus dieſem Grunde iſt es auch Nichts als eine bedenkliche Illuſion, wenn man meint, gegen den Kaiſer Napoleon eine feſte und entſchiedene Stellung gewinnen zu können, ohne gleichzeitig ſeinen natürlichen und unvermeidlichen Bundesgenoſſen, der Revolution gegenüber nach innen und nach außen eine gleich determinirte Poſition einzunehmen. Nach außen den Bonapartismus bekämpfen und nach innen die Revolution und, was zu ihr hinführt, pflegen und hätſcheln zu wollen, das heißt nichts Anderes, als ein thörichter Verſuch, den Feind durch Kräftigung ſeines beſten Alliirten zu überwinden.

Oder meint man etwa, daß der Kaiſer der Franzoſen ſich ſelber über die letzten Conſequenzen ſeiner Action und die Gruppirung des letzten entſcheidenden Kampfes im Unklaren bewegt? Er zögert nicht, weil er unentſchloſſen iſt, ſondern lediglich, weil er weiß, daß ſein Bundesgenoſſe um ſo ſtärker iſt, je mehr derſelbe ſich naturgemäß entwickelt, und je weiter die Auflöſung des alten Rechtszuſtandes in Europa und der Grund legenden Principien der Legitimität vorwärts ſchreitet. Er wartet ſeiner Zeit.

So gut es daher auch gemeint ſein mag, ſo wenig iſt es doch an der Zeit, ſchon heute von Reſultaten zu ſprechen. Der Wille iſt gut, doch dies war auch vor dem erſten italieniſchen Kriege der Fall, und ſchwerlich, daß wir heute einen anderen Ausgang erleben, wenn Gotha und Teplitz fortfahren ſich gegenſeitig zu neutraliſiren. Hat auch das Schickſal des Königs von Neapel dem europäiſchen Fürſtenthum keine Veranlaſſung gegeben aus ſeiner Paſſivität

herauszutreten, man ſollte es wenigſtens als warnendes Beiſpiel nicht verſchmähen. Mit dem Maaße, womit man mißt, wird man wieder gemeſſen werden, und es dürfte die Zeit nicht fern ſein, wo auch Andere vergeblich nach einem Helfer umſchauen.

Doch freilich fehlt es noch immer nicht an Leuten, welche da meinen den Wind zu beherrſchen, wenn ſie ſich ſteuerlos von demſelben treiben laſſen!

Bis nach Hohen-Zierik.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte

von **George Heſekiel.**

Neunzehntes Capitel.

Eine Schlittenfahrt.

„Ein Mannes Muth
Iſt beſte Hut,
Und ſtarke Hand
Hat's abgewandt!"

Vierzehn Tage etwa nach dem vertraulichen Geſpräche der beiden ſchönen Couſinen, an einem bitter kalten, aber prachtvollen und ſonnenhellen Januar-Mittage hielt der elegante Schlitten der Gräfin Kalnein vor dem Hauſe der Frau von Perbandt, um Fräulein Fabiane zu einer am Tage vorher verabredeten Schlitten-Partie abzuholen. Das Fräulein, welches des Schlittens Ankunft erwartet haben mochte, ließ nicht auf ſich warten, denn kaum, daß der Kutſcher ſein feuriges Paar Schwarzbrauner vor der Thür gezügelt und zum Stehen gebracht hatte, ſo erſchien Fabiane unter der Thür und ſchwang ſich mit anmuthiger Leichtigkeit zu der Couſine in den Schlitten, die ſie lächelnd begrüßte und dann die ſilberne Klaue wieder befeſtigte, welche das große Bärenfell, das als Schlittendecke diente, feſthielt.

In demſelben Augenblick faſt flog der Schlitten unter Peitſchenknall und Schellengeläut die Straße hinunter. Vieler Augen freuten ſich an dem ſchmucken Paar im Schlitten, und Einige blieben trotz der grimmigen Kälte einen Augenblick ſtehen, um ihm nachzublicken. Beide Damen waren zwar in Pelz gekleidet, aber die zarten Geſichter vor dem Hauch des Winters höher erröthend, blickten gar lieblich aus dem enganſchließenden Rahmen der Pelzhauben hervor, und grüne Schleier wehten maleriſch im ſcharfen Luftzuge. Vielleicht ſahen Einige der nachblickenden Herren auch nicht nach den beiden Damen, ſondern nach dem prachtvollen Geſpann, das ſich unter dem blanken Schellenzeug mit den hochaufbauſchenden weißen Schneedecken ganz vorzüglich gut ausnahm.

So lange der Schlitten durch die Straßen klingelte, wechſelten die beiden Damen nur wenige unbedeutende Worte, ſie hatten genug zu thun, die Grüße der Vorübergehenden zu erwiedern und erſt, als ſie ein Stück hinaus waren und auf der wohlgebahnten Landſtraße mit Windeseile dahin flogen, wendete ſich die junge Gräfin zu ihrer Couſine und fragte halb ernſt, halb lächelnd: „Haſt Du mir denn gar nichts zu ſagen, Faba?"

„Ich habe Dir viel zu ſagen, Sebaſtiane," entgegnete dieſe, „aber es läßt ſich in wenige Worte faſſen, und ich denke, Du haſt mir noch mehr mitzutheilen?"

Die Gräfin lachte hell und zog zu einigem Schutze gegen den ſcharfen Luftzug den grünen Schleier über das liebliche Geſichtchen, während Fabiane, härter gewöhnt, die ſtrahlenden Blicke über die prachtvolle von der Mittagsſonne wie vergoldete Winterlandſchaft hinſchweifen ließ, und mit ſichtlichem Behagen den Oſtwind um ihre glühende Stirn wehen ließ. Beide Damen ſchwiegen eine ziemliche Weile, ihre Blicke folgten den dunkeln Rändern der Nadelholzwaldungen, die ſcharf abſetzten gegen die in tauſend Kryſtallen funkelnde Schneedecke.

„Dieſe merkwürdige kleine Faba," begann die Gräfin endlich luſtig ſpottend wieder, „ſcheint wirklich entſchloſſen zu ſein, nicht zuerſt zu reden, ſie will meine Mittheilungen abwarten und nach denſelben ihre Bekenntniſſe einrichten, iſt's nicht ſo?"

„Es iſt vielleicht ſo, meine Sebaſtiane!" entgegnete Fabiane und fuhr fort hinaus in's Weite zu blicken.

„Du kannſt Dir dies vielleicht ſparen," lachte die Gräfin, „Deine Bekenntniſſe überhaupt, denn ich habe ſcharf genug beobachtet, liebe Seele während die verwünſchte Prinzeſſin mit dem irrenden Ritter tanzte; ich mache Dir mein aufrichtiges Compliment, Faba, Deine Haltung war untadelhaft, und ich bekenne Dir zugleich, daß ich nicht geglaubt hätte, daß Du Dich ſo vollkommen beherrſchen könnteſt! Nicht einen Augenblick habe ich Dich aus den Augen verloren, ſo lange Du mit Herrn von Rouvroy ſpracheſt oder tanzteſt, und ich kann Dir verſichern, daß ich ohne Deine eigenen hübſchen kleinen Bekenntniſſe keinem Gedanken hätte Raum geben können, daß Du in einer ſo delicaten Poſition Deinem Cavalier gegenüber."

„Es hat mir Mühe genug gekoſtet," bekannte Fabiane aufrichtig, „aber ich freue mich, daß es mir in dieſem Grade gelungen, denn ich gebe auf Dein Urtheil etwas, weißt Du?"

„Und nun zuerſt," drängte die Gräfin etwas haſtig, „nun Du ihn geſehen, nun Du mit ihm geſprochen, was ſagſt Du nun zu dieſem Herrn von Rouvroy? entſpricht er den Vorſtellungen, die Du Dir von ihm gemacht haſt? mit einem Worte, was ſagſt Du heute von ihm?"

„Er iſt ein vollkommener Cavalier!" entgegnete Fabiane etwas leicht hin. „Halt," rief die Gräfin eifrig, „Du willſt mir ausweichen, Faba, aber ſo entkommſt Du mir nicht; ein vollkommner Cavalier! das iſt ſehr viel, oder ſehr wenig! Herr von Rouvroy iſt noch zu jung um wirklich ein vollkommener Cavalier zu ſein, alſo iſt das eine Redensart von Dir, er iſt in Deinen Augen nicht mehr

das, was er war, ehe Du ihn auf dem Ball bei Frau von Albedyll ſpracheſt, nicht? habe ich das Rechte getroffen? ſprich, Kleine!"

„Ja und nein!" verſetzte Fabiane, „ich fand ihn bedeutender, als ich mir gedacht, aber ich hatte ja keine beſtimmte Vorſtellung und dennoch" —

„Dennoch?" fragte die Gräfin, da Fabiane zögernd inne hielt.

„Hat er mir einen Eindruck gemacht," fuhr dieſe ſtockend und leiſe fort, „der mich nöthigt, mit meinen Gefühlen zurückzuhalten, damit ſie mich nicht beherrſchen."

„Wie ſoll ich verſtehen? Du ſprichſt Räthſel!"

Ein naives Erſtaunen gab ſich in dem Geſicht der Gräfin kund, das ſie der Couſine neugierig zuneigte.

„Herr von Rouvroy," erklärte Fabiane ſehr ernſthaft, „macht mir den Eindruck eines Mannes, deſſen Herz nicht mehr frei iſt."

Sebaſtiane warf ſich anmuthig zurück und ließ ein helles Lachen hören. Fabiane blieb unbewegt und blickte hinaus in die Landſchaft.

„Liebe Faba," nahm die Gräfin nach einer Weile das Wort wieder, „ich hätte nicht lachen ſollen, denn die Sache iſt eigentlich ſehr ernſt; Du liebteſt dieſen jungen Mann, oder vielmehr, Du glaubteſt ihn zu lieben, obwohl Du ihn nur einen Augenblick im Halbdunkel geſehen hatteſt, Deine leidenſchaftliche Weiſe riß Dich hin. Nun giebt man Dir Gelegenheit, dieſen wirklich in vielfacher Beziehung ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen, und nach der erſten Begegnung ziehſt Du Dich zurück, weil er Dir, wie Du ſagſt, den Eindruck macht, als ſei ſein Herz nicht mehr frei! Ich will Dir etwas ſagen, mein Kind, Du mußt nicht glauben, daß ich irgend ein Intereſſe habe, aus Dir und Herrn von Rouvroy ein Paar zu machen, aber ich kann mir nicht helfen, Dein Benehmen gefällt mir in dieſer Beziehung gar nicht. Habe ich zuerſt nicht verſtanden, wie man einen Mann lieben kann, den man nur einen Augenblick geſehen, ſo begreife ich jetzt noch viel weniger, daß man aufhören kann, einen Mann zu lieben, weil man einen unbeſtimmten Eindruck hat, daß das Herz dieſes Mannes nicht mehr frei."

„Ich habe keinen unbeſtimmten, ſondern einen beſtimmten Eindruck!" entgegnete Fabiane, ohne auf den faſt empfindlichen Ton zu achten, in welchem ihre Couſine geſprochen.

„Alſo hat er Dir geſagt, oder doch angedeutet, daß er eine andere Dame liebe?" fragte Sebaſtiane, deren natürliche Neugierde und auch wirkliche Theilnahme ſofort wieder über die kleine Empfindlichkeit den Sieg davon trugen.

„Er hat mir weder etwas geſagt, noch angedeutet!" erklärte Fabiane.

„Ich wußte es, denn ich würde es aus ſeinen, aus Deinen Mienen geleſen haben, ich beobachtete ſcharf; alſo willſt Du, alſo kannſt Du wirklich auf eine Empfindung hin, die doch immer, und wenn ſie noch ſo beſtimmt wäre, trügeriſch iſt, aufhören einen Mann zu lieben, von dem Du noch vorgeſtern mit einer Leidenſchaft ſpracheſt, die mich mit Angſt erfüllte?"

„Wer ſagt Dir, daß ich aufhören kann, daß ich aufhören will zu lieben?" fragte Fabiane ernſt.

„Ich verſtehe Dich nun gar nicht mehr!“ rief Sebaſtiane unwillig.

„So ſcheint es,“ bemerkte Fabiane ernſt, „darum muß ich Dir denn ſagen, daß ich nicht aufhören werde, dieſen Herrn von Rouvroy zu lieben, er hat mein Herz gewonnen, wie das zugegangen? ich weiß es ſo wenig wie Du, aber er hat es gewonnen und wird es behalten, ſo lange es ſchlägt, aber er wird niemals erfahren, niemals, daß ihn Fabiane von Verbandt liebt, denn er liebt eine Andere.“

„Fabiane,“ begann die Gräfin raſch, und liſtig lächelnd, nachdem ſie dieſe muthige Erklärung vernommen, „Fabiane, Du ſagteſt, er habe Dir den Eindruck gemacht, ſein Herz ſei nicht mehr frei — wie, wenn ſein Herz Dir gehörte? jener unbekannten jungen Dame, der er einen Ritterdienſt geleiſtet? konnte Dein Herz ihm zufliegen in jener romantiſchen Dämmerſtunde, warum nicht auch das ſeine Dir?“

Fabiane ſchüttelte trübe lächelnd das Haupt.

„Hat er Dir gar keine Andeutung gemacht? gar nicht ein Wort?“ drängte die Gräfin mit dem ihr eigenen freundlichen Eifer.

„Einmal,“ verſetzte Fabiane ruhig, „hegte ich auch dieſen Gedanken, er ſagte zu mir, er müſſe mich ſchon geſehen, meine Stimme ſchon gehört haben!“

„Und was antworteteſt Du darauf?“

„Ich antwortete, daß man uns Couſinen zuweilen ähnlich finde!“ ſagte Fabiane einfach und ſah die Gräfin wehmüthig an.

Dieſe wollte doch einige Hoffnung auf die Erinnerung Rouvroy's begründen, aber Fabiane meinte, daß gerade die höfliche, artig verbindliche Art, in welcher der junge Mann dieſe Aeußerung gethan, jede Hoffnung beſeitige, und erklärte noch ein Mal, daß ihre Liebe tief und gewaltig, daß ſie aber Kraft zur Entſagung habe und ſich nur hüten müſſe, mit Herrn von Rouvroy zuſammen zu kommen, weil ſie ihrer Selbſtbeherrſchung ihm gegenüber nicht ganz ſicher ſei.

„Dann nützt es auch nichts, daß ich Dir von meiner Unterredung mit Herrn von Rouvroy erzähle!“ meinte die Gräfin kurz; die hübſche Frau war offenbar verdrießlich, daß der kleine Roman, in welchem ſie als Vertraute eine Hauptrolle zu ſpielen mit ebenſo wirklicher Theilnahme als frauenhaftem Behagen unternommen, ein ſo ſchnelles und kühles Ende in einer Entſagung von der ſie wenig begriff, finden ſollte.

„Oh, erzähle immer,“ bat Fabiane weich, „ich werde immer gern von ihm hören, ich liebe ihn ja ſo ſehr, und vor Dir darf ich ja nicht fürchten, mich zu verrathen, meine liebe Sebaſtiane!“

Der weiche Ton der Freundin bewog die Gräfin zu einer weiteren Mittheilung.

„Ich trat ihm entgegen,“ erzählte ſie, „da er eben von dem letzten Walzer mit Dir kam, ich reichte ihm lächelnd die Hand, die er mit gutem Anſtand küßte, obwohl er ſichtlich etwas verwundert über meinen Schritt war. Herr von Rouvroy, ſagte ich zu ihm, Sie ſind heute über mein Entgegenkommen ebenſo verwundert, wie neulich über mein haſtiges Abbrechen mitten im Ge-

ſpräch, ſind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich durch meine Freundlichkeit heute den Fehler wieder gut machen will, den ich neulich begangen? Ich wußte, daß er als ein Mann von guter Erziehung damit zufrieden ſein mußte, und er war es auch; aber ich freute mich doch, daß er ſeine Erklärung ſehr gewandt und artig einkleidete, indem er ſagte: Verzeihung, gnädigſte Gräfin, daß ich nicht Ihrer Anſicht bin, ich werde nur dann zufrieden ſein, wenn Sie mir dieſe Hand für den nächſten Tanz reichen! Gelt! das war artig? Ich ſagte ihm den Tanz zu, und Du haſt geſehen, daß ich mit ihm tanzte. Als er mich zurückführte, flüſterte ich ihm zu: Herr von Rouvroy, die Schmucknadel mit dem grünen Stein, die ja heute wie neulich in Ihrem Jabot blitzt, war die Urſache meines Benehmens damals, welches Ihnen erklärlich ſein wird, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſes Kleinod meiner intimſten Jugendfreundin gehört hat, Sie können denken, wie erſtaunt ich war. Im erſten Augenlick, denn eine Täuſchung war nicht möglich, da ich die Nadel zu genau kannte, glaubte ich, Sie müßten meiner Freundin Bräutigam ſein, denn ich konnte nicht annehmen, daß ſie ſich ſonſt von dieſem Kleinod getrennt haben würde. Bei beſſerer Ueberlegung aber habe ich mir geſagt, daß die letzten Jahre manche Familie zum Verkauf ihrer Kleinodien genöthigt haben, und ich bin ſchon lange ohne Nachricht von meiner Freundin. — Herr von Rouvroy wechſelte mehrmals die Farbe während meiner Rede, offenbar war ihm die Erwähnung der Nadel peinlich, doch faßte er ſich viel raſcher, als ich dachte, und erwiderte: Ich habe Unrecht gethan, gnädige Gräfin, dieſe Nadel zu tragen, indeſſen iſt es ja wohl keine Schande, wenn ein Student bekennt, daß er nicht im Beſitz vieler Schmuckſachen iſt, meine Nadel war gebrochen, und nur darum benützte ich dieſe, die mir allerdings nicht gehört, die ich aber als Finder wohl behalten mußte, da es mir unmöglich war, die Beſitzerin zu ermitteln. Dieſes Schmuckſtück iſt in meiner Heimath bei Berlin verloren worden, und ich ſchätze mich glücklich, Frau Gräfin, durch Sie die Eigenthümerin erfahren zu können, darf ich um die Adreſſe derſelben bitten? oder hätten Sie ſelbſt, gnädige Gräfin, die Güte die Rückgabe der Nadel zu vermitteln, ich werde dieſelbe mit Ihrer Erlaubniß, Ihnen morgen zuſenden! In dieſer Rede des jungen Herrn, liebe Faba, bewunderte ich die große Discretion, er fürchtete die Dame zu compromittiren, die ihm die Nadel auf den Aermelaufſchlag geſteckt, er ſagte nichts von ſeiner Ritterthat, die Nadel war einfach verloren; ich ſah aber auch, daß er gern den Namen ſeiner Prinzeſſin erfahren hätte, und das fand ich ſehr natürlich, darum entgegnete ich ihm, daß ich die Nadel nicht von ihm annehmen werde, es ſei ja gar nicht ausgemacht, daß meine Freundin, die meines Wiſſens nie nach Berlin gekommen, die Verliererin geweſen, die Nadel könne ja vorher verkauft und ſchon in der zweiten oder dritten Hand geweſen ſein. Uebrigens erwarte ich in der nächſten Zeit die Ankunft meiner Freundin, und er werde ſich freuen, die Bekanntſchaft einer ſehr liebenswürdigen Dame zu machen, ſelbſt wenn dieſe nicht mehr die Eigenthümerin der Nadel ſein ſollte, und er alſo gezwungen ſein würde, ſich noch länger den Beſitz derſelben gefallen zu laſſen. Mit einiger Mühe bewog ich ihn endlich, die Nadel, die er mir durchaus zum Aufheben geben wollte, bis auf

Weiteres zu behalten; er hat mir aber ſehr gefallen, liebe Faba, dieſer junge Herr, und ich denke, daß ich meine Sache nicht ungeſchickt gemacht habe, denn ich kann ihn zu jeder Stunde der Freundin vorſtellen!"

„Das wirſt Du niemals thun, meine liebe freundliche Sebaſtiane," erwiderte Fabiane, welche der Erzählung der Gräfin mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gefolgt war, „es freut mich herzlich, daß Du die Bedeutung dieſes jungen Mannes, dem mein Herz gehört, anerkennſt, aber aus Deiner Erzählung wird mir der Eindruck verſtärkt, den ich empfing, er liebt bereits eine Andere, ſein Herz iſt nicht mehr frei!"

„Merkwürdige kleine Faba!" flüſterte die Gräfin und ſchmiegte ſich in die Ecke des Schlittens, der eben eine ſcharfe Wendung machte und vor dem ſauſenden Oſtwinde her eine Seitenallee hinabflog.

Mit ihren Gedanken lebhaft beſchäftigt hatte keine der beiden Damen Acht auf die gewaltigen Anſtrengungen, welche der Kutſcher machte, um ſeine Roſſe zu zügeln, die, durch irgend etwas ſcheu gemacht, im wildeſten Laufe dahin ſtürmten und offenbar im Begriff waren, ſich von der Herrſchaft des Lenkers zu befreien.

Plötzlich hob ſich der Schlitten mit einem gewaltſamen Ruck, die Damen ſtießen einen hellen Schrei aus, und der Kutſcher, durch den jähen Stoß widerſtandslos von ſeinem Sitz geſchleudert, flog weithin in den Schnee. Vorwärts brauſten die Roſſe, mit wilden Sätzen aufſpringend, ſich feſſelfrei fühlend, denn wohl hielt die treue Fauſt des Lenkers den Zügel feſt, und ein Stück ſchleiften ihn die ſchnaubenden Thiere, dann riß der Zügel, und windſchnell ſtob das Geſpann von dannen, die leichte Laſt des Schlitten kaum ſpürend.

Angſtvoll klammerte ſich die Gräfin an Fabiane, die ſich vergebens mühete, mit ihren zarten und in der Kälte ſteif gewordenen Fingern die ſilberne Klaue zu löſen, die das Bärenfell feſthielt, welches als Schlittendecke diente.

„Beruhige Dich doch, Sebaſtiane!" ſprach das Fräulein, „es iſt gar keine Gefahr, wir ſpringen aus dem Schlitten, bei dem tiefen Schnee fallen wir nicht unſanft!"

Das Fräulein, deſſen muthige, faſt freudige Faſſung in dem ſchneidendſten Gegenſatze zu der Todesangſt der jammernden Gräfin ſtand, hatte vollkommen das Richtige getroffen, wenn die Damen ſich aus dem ganz niedrigen Schlitten heraus in den Schnee warfen, ſo waren ſie ſofort gerettet, bei dem Falle in den Schnee konnten ſie ſich nicht beſchädigen. Leider war es ihnen unmöglich gemacht, ſich auf dieſe Weiſe zu retten, denn es gelang dem Fräulein nicht, die Klaue loszumachen, ſie waren gefangen unter der Bärendecke. Während ſich Fabiane noch anſtrengte, mit ihren immer mehr dem Einfluß der Kälte erliegenden Fingern die Bärendecke zu entfernen, und Sebaſtiane ſich laut weinend an ſie anklammerte, nahm das Abenteuer plötzlich eine neue noch viel gefährlichere Wendung; ein Paar Reiter kamen mit einigen Hunden, die laut bellend dem Schlitten entgegenſprangen, die Allee herauf.

Sofort brachen die Roſſe, durch das Gebell der Hunde völlig ſcheu gemacht, aus, ſetzten, den Schlitten gewaltigen Schwunges nach ſich reißend, über

den Straßengraben und ſtürmten nun quer Feld ein einen breiten Abhang hinunter.

Die Reiter ſtießen einen Hülferuf aus, aber ſie wagten nicht, dem Schlitten auf dieſem gefährlichen Wege zu folgen. Das hätte auch nichts helfen können, während ihre Hunde laut bellend hinterher jagten und dadurch die Roſſe zu immer raſenderen Sprüngen antrieben.

Der gewaltige Stoß, den der Schlitten erlitt, als ihn die Roſſe über den Graben riſſen, hatte die Gräfin betäubt; Fabiane, die ihre Bemühungen als völlig fruchtlos aufgegeben, ſchlang ihren linken Arm liebevoll um die Ohnmächtige; ſie ſah die furchtbare Gefahr, in der ſie ſchwebte, denn ſie wußte, daß der Abhang mit einer ziemlich ſteilen Wand gegen eine tiefer liegende gepflaſterte Straße abſetzte; wurden die wüthenden Roſſe nicht auf dem Wege dahin aufgehalten, ſo ſprengten ſie ohne Zweifel da hinunter und zerſchmetterten den Schlitten und ſeine Inſaſſen, ſowie ſich ſelbſt, auf dem Pflaſter.

Das ſtand ganz klar vor des Fräuleins Seele, aber ein muthiges, unverzagtes Herz ſchlug ihr im Buſen, ein ſtolzer, kühner Zug ſpielte um ihren Mund; dann glitt ſie plötzlich mit einer ſchlangenglatten Bewegung unter der verderblichen Bärenhaut hervor und kniete, ſich an der Rücklehne feſthaltend, auf dem Sitze. Sie konnte ſich jetzt retten, ſie brauchte nur oben auf die Bärendecke zu treten und ſich dann ſeitwärts in den Schnee zu werfen. Das hochherzige Mädchen aber wollte ſich nicht allein retten, wollte die geliebte Verwandte und Freundin nicht allein laſſen in der Todesnoth.

In raſenden Sätzen ſtürmten die Roſſe dem Abgrunde zu, in gewaltigen Stößen flog der Schlitten ruckweiſe auf und nieder; Fabiane aber, ſich mit der linken Hand feſt anklammernd an der Rücklehne, verſuchte mit der Rechten die ohnmächtige Sebaſtiane unter dem Bärenfell hervorzuziehen. Die edle Jungfrau machte unerhörte Anſtrengungen, ſie mühte ſich, bis die Kräfte ihr vollſtändig verſagten; da ließ ſie, ſchwer aufſeufzend, ab und begriff, daß es ihr nicht möglich ſein werde, die völlig regungsloſe Gräfin emporzuziehen.

Einen raſchen Blick warf die edle Dame um ſich, die Rettung winkte ihr lockend, ein kleiner gefahrloſer Sprung, und ſie war gerettet; Niemand konnte ihr einen Vorwurf machen, ſie hatte ſchon viel mehr gethan, als hundert Andere an ihrer Stelle gethan haben würden — aber ſie machte dieſen Sprung nicht; ihr war der Gedanke unerträglich, ſich zu retten ohne ihre Sebaſtiane, ſie ſtieg wieder herunter unter die Bärendecke, ſetzte ſich nieder, nahm die Ohnmächtige in ihre Arme und betete leiſe, ſich zu dem Tode vorbereitend, den ſie mit Gewißheit vor ſich ſah.

Alles das hatte ſich in beinahe kürzerer Zeit zugetragen, als wir gebraucht haben, es zu erzählen.

In dem Augenblick, in welchem die edle Fabiane auf Rettung verzichtete und, die ohnmächtige Gräfin im Arm, betend nur noch mit Gott beſchäftigt war, ſtiegen zwei junge Leute einen Fußpfad herauf, der von der Straße aufs Feld führte; ſie gewahrten ſofort den Schlitten, der, etwa noch hundert Schritt entfernt, in raſender Eile gerade auf ſie zukam.

„Was iſt das?“ fragte der Eine.

„Ein Schlitten, deſſen Pferde durchgehen,“ rief der Andere ſtehen bleibend, „barmherziger Gott!“

Der junge Mann hatte die Gefahr erkannt, in der ſich der Schlitten befand, und ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen eilte er vollen Laufes dem wüthenden Geſpann entgegen, ſein Gefährte folgte ihm auf der Stelle.

Bald begegneten die Roſſe dem muthigen Rouvroy, der ihnen ſtracks entgegenlief, eine Secunde ſcheuten ſie und bäumten gewaltig auf vor ihm, mit feſter Hand hatte er das Handpferd am Kopfzeug gefaßt, und ſein eiſerner Griff ließ nicht wieder los; zwar ſchleifte ihn das Roß ein Stück, zwar bäumte und ſchlug es gewaltig, aber der wackere Jüngling ließ nicht wieder los, und endlich ſtand das Roß zitternd und bebend in Folge der furchtbaren Anſtrengung ſtill, unvermögend ſich zu rühren, während Rouvroy's Gefährte, der junge Herr von Drieberg, dem es gelungen war, ſich des nachſchleifenden Zügels zu bemächtigen, das Sattelpferd mit viel leichterer Mühe zum Stehen brachte.

Nicht zwölf Schritt von dem weit über mannshohen, ſteilen Abhang über dem Straßenpflaſter ſtand der Schlitten.

Wie es gewöhnlich bei ſolchen Ereigniſſen zu gehen pflegt, ſammelte ſich, nun die Gefahr vorüber, eine große Anzahl von Menſchen, ſcheltend, neugierig fragend, gleichgültig gaffend, oder exaltirt von dem Geſchehenen.

Man ſpannte die Roſſe aus, die, eben noch ſo tollwüthig, ſich jetzt, einmal gebändigt, von ein paar kleinen Jungen geduldig hin und her führen ließen. Herr von Drieberg öffnete durch einen raſchen Ruck die Bärendecken; ſelbſt ihre Couſine vergeſſend ſprang Fabiane leicht hinaus und eilte auf ihren Retter, auf Robert von Rouvroy zu, der, ſeit er das wüthende Roß losgelaſſen, regungslos aber todtenbleich an ſeiner Stelle ſtehen geblieben war.

Das Fräulein faßte die Hand des jungen Mannes und rief: „Zum zweiten Male, Herr von Rouvroy, kommen Sie mir zu Hülfe, Sie haben meiner Couſine und mir das Leben gerettet!“

Die Dame ſah unglaublich lieblich aus, als ſie ſo dankte, Rouvroy aber antwortete nichts, ein ſeltſames, faſt grauenhaftes Lächeln irrte um ſeine Lippen, dann knickte er in den Knieen zuſammen und würde zu Boden geſunken ſein, hätte ihn nicht Fabiane mit beiden Armen umfangen und ihn feſt an ihre Bruſt gedrückt aufrecht erhalten. Rouvroy's Augen ſchloſſen ſich, ein breiter Blutſtrom aber quoll aus ſeinem Munde, ſchoß über des Fräuleins Hände und ergoß ſich auf ihr Gewand. Laut auf kreiſchten die mitleidigen Weiber und Mädchen.

„Er wird einen Schlag von dem Pferd gekriegt haben!“ bemerkte einer der Umſtehenden gleichmüthig.

Fabiane ließ den Retter nicht aus ihren Armen, bis ſie ihn auf eine Bahre gebettet, die man ſchnell herbeigeholt. Sie überließ es Herrn von Drieberg, die Gräfin, die ihr Bewußtſein indeſſen wiedererlangt hatte, nach Hauſe zu bringen, ſie ſelbſt ging neben Robert von Rouvroy her, den einige Studenten, die ihn kannten, nach ſeiner Wohnung im Rienäcker'ſchen Hauſe trugen.

Sie verließ den jungen Mann erſt, als der herbeigerufene Arzt erklärte, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden, wohl aber, daß dem Verletzten die größeſte Ruhe Nothwendigkeit.

Umſchau.

Als wir kürzlich die Anſicht ausſprachen, daß König Franz II. die ihn umwogende Revolution von allen Mitgliedern ſeiner Königlichen Familie noch am richtigſten erkannt zu haben ſcheine, gingen wir dabei von der Vorausſetzung aus, daß der König ſeinen Muth dem Tage aufzuſparen beabſichtige, wo die Revolution dem neuen conſtitutionellen Thron die gewohnte Probe anbieten, und wo er, der König, dieſe Probe mit dankbaren Händen annehmen werde, um dem Quem Nos der Revolutionäre ſein lange zurückgehaltenes Quos Ego! zuzurufen. Wir hatten um ſo weniger Grund dieſe Anſicht zu bemißtrauen, als ſich für den, wenn auch paſſiven, doch immerhin männlich ausdauernden Muth des jungen Königs kaum ein anderer gewichtvoller Beweggrund entdecken ließ, und der König noch über eine Armee verfügte, die trotz ihrer inneren Erkrankung der Revolution vollauf gewachſen ſchien. Der Verlauf der Dinge hat dieſe Anſicht nicht beſtätigt. Sie iſt indeß, wie wir nicht ohne einige Genugthuung jetzt vernehmen, auch die Anſicht Lord Palmerſton's und ſelbſt des franzöſiſchen Cabinets geweſen, ja von Erſterem ſogar mit einiger Beſorgniß für das Wohlgelingen der neapolitaniſchen Revolution im Angeſicht des Unterhauſes näher begründet worden. Unſererſeits kommen wir nur darauf zurück, um heut eine Antwort auf die Frage zu finden: wo, auf welchem Punkte eigentlich der Fehler geſucht werden muß, der die ganze Rechnung des Königs zerſtörte und ihn um eine Chance brachte, auf die ſelbſt ſeine unterrichtetſten Gegner nicht ohne Bedenken hinzublicken wagten? Wir ſind geneigt, den Anfang des traurigen Endes in der Widerſtandsloſigkeit zu finden, mit der Franz II. zugab, daß die Männer ſeines nächſten und engſten Vertrauens aus ſeiner Umgebung, zum Theil aus Neapel ſelbſt entfernt werden durften. Damit trat factiſch die politiſche Iſolirung des Königs ein, der von nun an ohne zuverläſſige Beziehungen zur Stadt, insbeſondere ohne zuverläſſige Beziehungen zu ſeiner Armee der Revolution, gleichſam fremd, ohne die Mittel einer correcten Orientirung gegenüber geſtellt war und in den neuen Verhältniſſen am wenigſten dadurch heimiſch zu werden vermochte, daß er ſich abwechſelnd dem Volke, der Armee und der National-Garde zeigte. Iſt es daher erlaubt, aus dem Sturze des neapolitaniſchen Bourbonenthrones für die Politik ein politiſches Reſultat zu ziehen: ſo muß daſſelbe dahin abgegeben werden, daß die an und für ſich noch keineswegs tadelnswerthe Transaction des Königs doch die Linie des ſittlich, rechtlich und politiſch Zuläſſigen überſchritt, als er die einzigen

Männer, denen er vertraute und vertrauen durfte, dem bon plaisir der Revolution überließ. Damit unterband der König die Adern, die zu ſeinem Herzen führen. Angelangt auf dieſem Punkte ihrer nimmerſatten Forderungen war es die Pflicht des Königs, entſchieden Front gegen die Revolution zu machen, um, wenn es hätte ſein müſſen, ſchon damals mit ſeinen Freunden und für dieſelben zu fallen. Indem aber der König jener Forderung nachgab, indem er es geſchehen ließ, daß die einzigen zuverläſſigen Perſonen aus ſeiner Nähe entfernt werden durften, hatte er Herz, Willen und Einſicht an die Revolutionäre ausgeliefert, und dieſe feinen Rechner der Feigheit führten ihn nun wie und wohin ſie wollten, ohne daß er es einmal gewahr zu werden vermochte. Man kann nicht auf den König hinblicken, ohne erinnert zu ſein, daß ein ſo ſtarker Muth im Dulden eines beſſeren Erfolges würdig geweſen wäre. . . .

Zu den vorlaufenden Bemerkungen verhalten ſich denn die letzten Hergänge auf der revolutionairen Bühne vollkommen wie die praktiſchen Beläge zu der theoretiſchen Ausführung. Der König, dies unterliegt heut keinem Zweifel mehr, war von dem Augenblicke an auf ſich allein angewieſen und von halbherzigen Freunden, wenn nicht von Verräthern umgeben. Wir machen dieſen Unterſchied allein der Ehre halben; denn man dürfte uns beipflichten, daß unter ſo außerordentlichen Umſtänden ein halbherziger, unentſchiedener, ſchwankender Freund, wenn er zumal Gehör findet, gefährlicher iſt als ein ganzes Dutzend von Verräthern. Unterrichtete Perſonen haben offen die Anklage erhoben, daß der König-Ehrenmann große Summen aus ſeiner Privat-Chatoulle darauf verwandt habe, um die neapolitaniſche Generalität zu kaufen. Wir ſind in das Geheimniß der Triebkräfte, die vereinigt an dem Sturze eines Thrones gearbeitet haben, nicht ſo weit eingeweiht, um darauf nachſagen zu mögen; aber „ſpart das Blut und kargt mit dem Gelde nicht" iſt, wenn wir uns recht entſinnen, ein militairiſcher Grundſatz italiäniſcher Herkunft . . .

Unter allen Umſtänden fürchten wir kaum den Ereigniſſen vorzugreifen, wenn wir annehmen, daß der von allen Seiten verrathene und verlaſſene König in dieſem Augenblicke ſchon gezwungen geweſen iſt, ſeine Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich nach Gaeta, wenn nicht in's Ausland zurückzuziehen.

Dieſer bedeutenden Wendung, die wir aber darum noch nicht die entſcheidende Wendung nennen möchten, ſchließt ſich die Frage an, welchen Weg die Revolutionaire Unter-Italiens nunmehr einſchlagen werden oder, was das Nämliche ſagt, ob die Revolution ihren Ausgang ſuchen werde und in welcher Richtung? Im Grunde iſt das zwar eine Frage nach der Antwort; aber inſofern man da und dort geneigt ſein könnte, den auf dem Pflaſter Neapels ſich herumtreibenden und gegenſeitig beargwöhnenden Staatsbegründer eine gewiſſe Einwirkung auf den Gang der Revolution zuzumuthen, dürfte es nicht unangemeſſen erſcheinen, die etwa ſchon vorhandene Antwort wenigſtens wieder in Erinnerung zu bringen. Dieſe lautet dann einfach dahin, daß die Partei der Unitarier, an deren Front Garibaldi und hinter deren Linie mit denſelben in noch nicht aufgeklärter Wechſelbeziehung Mazzini ſteht, der Revolution keinen Stillſtand geſtatten, ſondern dieſelbe ihrem Princip gemäß, vorwärts

drängen werde, mag man in Paris und Turin damit einverſtanden ſein oder nicht. Am wenigſten von Allen wäre der Piemonteſenkönig und zumal dann, wenn er auch als König beider Sicilien ausgerufen würde, in der Lage, dieſen allgemeinen Sturmmarſch, von dem man in Wahrheit ſagen kann, daß er ein in den Verhältniſſen vorbeſchriebener ſei, aufhalten zu können. Wir ſtehen alſo mit der Entfernung des Königs zwar wohl am Ende des Anfangs, aber noch bei weitem nicht am Anfang vom Ende. Darüber iſt eine Täuſchung kaum möglich.

So fällt der Blick des Beobachters zunächſt unwillkürlich auf Rom. Bisher gelang es Pius IX., während rings an den Grenzen des Kirchenſtaates die Wogen der Revolution hoch gingen und Throne umſtürzten, derſelben dadurch zu wehren, daß er in imponirender Selbſtachtung jede Transaction mit den revolutionairen Mächten, zu denen denn vor Allem auch imperiale Handſchreiben zu rechnen ſein dürften, von ſich zurückgewieſen; und die Hoffnung ſcheint begründet, daß er dieſe über alles Lob erhaben gewählte Stellung in dem Augenblicke nicht aufgeben werde, wo, wie es ſcheint, ihr die Erſtlinge ihres Triumphs zufallen werden: der Kopfſchmerz in Paris und das Magenweh in Turin. Damit jedoch möchten wir keineswegs geſagt haben, daß das Völkerrecht und die Heiligkeit der Verträge in Bezug auf den Kirchenſtaat einer größeren Achtung begegnen werde als die geweſen, die ſie in Bezug auf vier andere italiäniſche Souveraine erfahren; denn auf Keinen mehr als auf erlauchte Revolutionsmacher läßt ſich des Dichters Wort anwenden:

„Er glaubt zu ſchieben und wird geſchoben.“

Daß aber der gewaltige Imperator an der Seine ſich gemüßigt geſehen, zwei Regimenter der Pariſer Garniſon nach Toulon in Bewegung zu ſetzen, um ſie dort nach Civita Vecchia einſchiffen zu laſſen, möchten wir, ſoweit das eben erlaubt iſt, eher für ein günſtiges als für ein ungünſtiges Zeichen der drohenden Entwickelung betrachten. Unbedingt freilich erſt dann, wenn wir hörten, daß in Trieſt eine entſprechende Armee nach — — Ancona eingeſchifft würde. „Muth regiert die Welt.“ Das immerhin ledern klingende Gemeinſprüchlein hat, wie uns dünkt, ſeit dem Tage von Teplitz bereits der Wunder ſo viele verrichtet, daß es wohl der Mühe lohnt, mit geſtärkterem Glauben zu ihm emporzublicken. Irren wir zumal nicht, ſo iſt jener Beiſtand (?) des älteſten Sohnes der Kirche von dem Oberhaupte der Kirche gar nicht einmal verlangt worden. Wann werden wir uns entſchließen, die öffentlichen Rechtsfragen Europa's zu öffentlichen Thatfragen zu machen?.... Vorläufig hat Mazzini angekündigt, daß es ihm gelungen ſei, 8000 Mann für eine großartige Diverſion gegen die neapolitaniſche Grenze durch römiſches Gebiet zuſammenzubringen. Der Mann lügt in ſolchen Sachen nicht; noch weniger aber tritt er zurück....

Aus Syrien ſind beſtimmte Nachrichten eingetroffen. Den Verhaftungen waren allmählich Verurtheilungen und Hinrichtungen gefolgt. Vorausſichtlich werden ihnen noch andere folgen müſſen, um die ſteigende Gährung in der muhamedaniſchen Bevölkerung Aſiens und Europa's entweder niederzuſchlagen

oder zum offenen Ausbruche zu bringen. Von Wichtigkeit ist, daß die russische Regierung den Befehl gegeben hat, das fünfte Armee-Corps in der allerkürzesten Frist auf den Kriegsfuß zu setzen, um auf den ersten Wink ins Feld rücken zu können. Auch die Handelsschifffahrt-Gesellschaft auf dem schwarzen Meere trifft bereits Vorkehrungen, um den Truppentransport nöthigen Falls unterstützen zu können. Wie es scheint, wäre man in St. Petersburg geneigt, die Abänderung des Vertrages von 1856 zum Ausgangspunkte einer definitiven Lösung der orientalischen Frage zu bringen. Ist das der Fall, dann leidet es kaum einen Zweifel, daß diese gelindere Auffassung der Frage, und vielleicht dann um so eher, wenn sie eine Reorganisation asiatisch-muhamedanischer Gebietstheile nicht ausschließen sollte, unter den gegenwärtigen Umständen in Paris beifällig aufgenommen werden dürfte.

Das britische Parlament hat seine Sitzungen geschlossen, ohne eben in der öffentlichen Meinung sonderlichen Ruf zu hinterlassen. Die englische Presse erklärt fast mit Uebereinstimmung, daß nie eine Sitzung weniger fruchtbar gewesen als diese. Und doch, dünkt uns, hinterläßt gerade dieses Parlament dem Lande eine That von historischer Bedeutung: die ungesäumte Geldbewilligung für die Befestigung der Küsten und der Freiwilligencorps. Zu erwähnen ist, daß das Ministerium in seiner ziemlich nichtssagenden Schlußrede das Vertrauen ausspricht, daß „zur Sicherung der Neutralität und Unabhängigkeit des Schweizerbundes" ein volles und zweckmäßiges Uebereinkommen, im Sinne der Wiener Verträge von 1815, werde getroffen werden.

Das Gerücht, daß auch Oestreichs Kaiser in Warschau nun wirklich erscheinen werde, erhält sich und empfängt neue Bestätigungen durch Correspondenzen aus Warschau.

Die Juden in Preußen um die Zeit der Schlacht bei Jena.

— Act II.: Die Wechsler und Finanziers. —

Die Revolution von 1789 hatte eifrige Anhänger an den Juden, wie die Aufklärung, die sich im praktischen und gelehrten Verkehr zwischen Juden und Christen in Holland gestärkt hatte, an ihnen die rührigsten Fürsprecher besaß. Diese Allianz zwischen Revolution und Judenthum, welche die Gefährlichkeit der ersteren für die christlichen europäischen Völker erhöhte, war jedoch zugleich ein wahres Glück für die bedrohten Nationen, besonders aber für die Deutschen. Sie zeigte ihnen nicht nur das Ziel der Revolution, die Vernichtung alles Volksthums und die Ausbeutung, Knechtung und Verarmung der Nationen, sondern sie stellte zugleich im Triumph und in der Praxis der Juden die Grundsätze der Revolution in ihrer ganzen Schrecklichkeit bloß. Schon immer hatten die Juden, indem sie über die christliche Seelenarbeit, über den Aberglauben der

Erbſünde, über den Kampf mit der eigenen Natürlichkeit, über die hypochondriſche Prüfung der Geſinnung und über die Sorge für die eigene Ehre ſpotteten, ſich gewöhnt, daß ſie dieſes Kampfes und Hypochonders nicht bedurften, da ſie jederzeit und von Natur waren, was ſie ſein ſollten. Als geborene Mitglieder ihres Volkes, durch ihr Blut und ihre bloße Exiſtenz ſind ſie vollkommen, unmittelbar fertig, und ihre einzige Aufgabe in der Welt war ſomit, ſich geltend zu machen, wie ſie ſind und die dummen Völker zu beherrſchen, die ſich mit Geſinnung, Ehre und einer dunkeln, widerſpenſtigen Natürlichkeit abquälen, und mag dieſelbe auch nach ihrer Bezwingung und geiſtigen Bearbeitung zur herrlichſten Blüthe ſich erſchließen. Der Beifall, welchen die Juden den Grundſätzen der Revolution, dem Urwahlprincip, der Geltendmachung des unmittelbaren und der gleichen Berechtigung jedes einzelnen Willens zollten, öffnete den Völkern über die Bedeutung eines Princips, welches mit Einem Striche Geſinnung, Ehre und Pflicht antiquirte, die Augen und bot ihnen die troſtreiche Ausſicht, wonach ſie nur noch dem Zufall, daß ſie in Abſtimmungen über ihre eigenen Angelegenheiten ab und zu die Majorität gewinnen könnten, die Erhaltung eines Theiles ihrer Eigenthümlichkeit zu verdanken haben würden.

Neben dieſer ſchmeichelhaften Offenbarung über die Zukunft der Nationen ging aber noch eine unmittelbar ſehr fühlbare Belehrung einher, die zu dem Herzklopfen, welche jene erzeugte, die Beſorgniß für die unmittelbare Exiſtenz, das heißt, für jenes Gut fügte, welches in den Augen und nach dem Eingeſtändniß der Juden das höchſte iſt, dem alle Rückſichten, Güter und Angelegenheiten der Seele und des Geiſtes weichen müſſen, und auf welches ſie, wegen ihrer natürlichen Vollkommenheit und unmittelbaren Berechtigung nicht nur den höchſten, ſondern den ausſchließlichen Anſpruch machen. Wer jederzeit mit ſich und der Welt fertig, wer von Geburt und Hauſe aus vollkommen iſt, muß auch die Welt und ihre Güter beſitzen und das Ganze beherrſchen.

Schon vor der Zeit der Schlacht bei Jena hatten die Juden, wo nur im Preußiſchen Staat etwas Verkehrtes oder Schlechtes geſchah, am rückſichtsloſeſten zugegriffen und am meiſten gewonnen. So hatten ſie ſich durch die Münzoperationen und Münzverſchlechterung während des ſiebenjährigen Krieges bereichert. Die Unthätigkeit Möllendorfs während des Jahres 1794 und der elende Ausgang der Preußiſchen Campagne wurde großentheils durch eine jüdiſche Intrigue herbeigeführt. Das Hauptquartier wurde, wie durch Pertz in Stein's Leben (I., 144) berichtet, durch eine aus allen Claſſen von Menſchen, Prinzen und Juden, dem Prinzen Georg von Darmſtadt und den Juden Crelinger und Philippſohn beſtehende Geſellſchaft geleitet, welche die Verpflegung der Preußiſchen Truppen für beſtimmte Preiſe übernommen hatte, und deren Vortheil es erforderte, das Heer am Rheine feſtzuhalten und ſich dadurch koſtbare Transporte zu erſparen. Aus York's Leben von Droyſen (I., 104) kennen wir den Spott dieſes ſtrenggeſinnten Kriegsmanns über die äſthetiſchen Offiziere, die in den jüdiſchen Geſellſchaften für die neueſten Gedichte und Arien ſchwärmten. Jean Paul iſt in

einem Briefe aus Berlin vom 12. Juli 1801 ganz entzückt über die gründliche Miſchung der Geſellſchaft und über die Freundlichkeit, mit der ſich Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheime Räthe und Edelleute am Theetiſch um den Hals fallen. Dieſe Miſchung, in der die bisher herrſchenden Stände gleichſam für ihr früheres Vorrecht Abbitte thaten, wurde aber von den Juden eifrig für ihr finanzielles Vorrecht mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ausgebeutet. Sie drängten ſich an die Regierung, als dieſelbe im September 1806 mit dem Project einer neuen Anleihe umging. Der Banquier Liepmann Meyer Wolf ſpielte in der Berathung mit dem Miniſter Freiherrn vom Stein den Großmüthigen und erbot ſich, bei dem Geſchäft ohne Proviſion zu helfen; der Geheime Commerzienrath Ephraim, der ſich ſchon im September 1805 durch das Project einer Ausgabe von zehn Millonen Thalern in Münzſcheinen zu Acht Groſchen bis Einem Thaler nöthig zu machen geſucht hatte, beſtürmte Stein mit widerwärtigen, poſſirlichen, kriechenden und anmaßenden Briefen, in denen er ſein Arcanum gegen Verfälſchung für eine Belohnung von 10,000 Thalern anbot, bis der Miniſter ihm auf Königsbefehl einen Verweis ertheilte, nachdem eine Unterſuchung des Arcanum durch A. v. Humboldt, Klaproth und den Kupferſtecher Fiſcher gezeigt hatte, daß das Mittel längſt bekannt und unwirkſam war. Unter einander ſtritten und verfeindeten ſich Liepmann und Ephraim wegen der Lotterieziehungsgelder. Daneben entdeckte Stein, als Schulenburg im Jahre 1805 die obere Leitung der Bank- und Seehandlung abgab, in den Geſchäften derſelben große Mißbräuche, die, wie Stein (Pertz, I., 321) ſich ausdrückt, durch die Begünſtigung der jüdiſchen Banquiers verurſacht waren, „deren Liſt, Beharrlichkeit, Zuſammenhang und Mangel an Ehrgefühl, wenn nur Habſucht befriedigt wird, in jedem Staat verderblich iſt und beſonders nachtheilig auf den Beamtenſtand wirkt.“ Als Stein zur Beſeitigung dieſes Uebels die nothwendigen Schutzmaßregeln traf, fand er unter Anderm, daß der jüdiſche Banquier David Ephraim in den Jahren 1795 bis 1801 Waarenballen von großem Werth in dem Königlichen Packhof niedergelegt, dieſelben aber heimlich wieder zurückgenommen hatte. Ephraim floh alsbald, da ſein Betrug zu Tage kam. Noch im Jahre 1807 ſah ſich Stein trotz der Lehre, die das vorgehende Jahr gegeben hatte, durch Juden in ſeinen Maßregeln gehindert. So berichtete er (Pertz, II., 82.), unterm 30. September darüber, wie der Geheime Commerzienrath Ephraim, „ein ſehr gefährlicher Menſch,“ im Publikum ſich damit rühme, wie er und Herr von Zaſtrow Alles thäten, daß Letzterer zur Beendigung der gerade ſchwebenden Unterhandlungen von den Franzoſen verlangt würde; bat ferner den König um Autoriſation, in ſeinem eigenen Namen dem Ephraim jede Einmiſchung in öffentliche Angelegenheiten bei unausbleiblicher Feſtungsſtrafe zu unterſagen, und ſprach endlich ſeinen Wunſch aus, daß der „gutgeſinnte und rechtſchaffene General von Köckeritz ſich alles Umgangs mit ſolchen liſtigen und ränkevollen Menſchen, wie Ephraim und Trübenfeld, enthalten möchte.“

Einem ſpäteren ſelbſtſtändigen Artikel werden wir die Schilderung der diplomatiſchen Rolle überlaſſen, welche der Commerzienrath B. W. Ephraim unter Biſchofswerder und Haugwitz in Bezug auf die preußiſche Politik geſpielt

hat. Im gegenwärtigen Artikel beschäftigt uns nur die finanzielle Ausbeutung der Noth und Verlegenheit des Staats vor und nach der Schlacht bei Jena. Das Einrücken der Franzosen in Berlin gab den Geldgeschäften einen außerordentlichen Schwung, aber derselbe wurde noch übertroffen, als das Jahr darauf die Geschäfte gleichsam von der ganzen Stadt Besitz nahmen, und Berlin's Wohl und Wehe 1808 vollständig in den Händen der Juden lag. Nach dem Gemälde, welches die „Neuen Feuerbrände" des letzteren Jahres, Nr. 35, von Berlin aufstellen, waren in allen Gegenden der Stadt Läden und Buden zu finden, in denen die Wechseljuden auf den Unterschied zwischen Courant und Münze speculirten, für ersteres 3 bis 4 Procent über den gewöhnlichen Cours verlangten und mit dem Verlust von 35 Procent, der die Münze getroffen hatte, noch nicht zufrieden, sie durch die Einmischung von 25 Procent falscher Groschen für das Publikum noch werthloser, für sich aber noch gewinnbringender machten. Das Bedürfniß Derjenigen, die zur Bestreitung der Miethen und Zinsen Courant brauchten, und das Elend der arbeitenden Klassen, die ihr Tage- oder Wochenlohn nach wie vor in Münze und zum alten Preis desselben erhielten, gab dem Wechselverkehr einen schnell belohnenden Schwung, und eine Menge der jüdischen Reichthümer Berlins sind in diesen Unglückstagen der Monarchie in Berlin entstanden. Die Wechseljuden, die noch keinen Laden besaßen, schlugen in irgend einem Straßenwinkel eine Bude auf; ein alter Tisch, ein hölzerner Stuhl, darüber eine alte Leinewand gegen die Witterung, daran die Worte: Commerce oder boutique de change angeklebt — das war die Einrichtung, mit der ein Wechselgeschäft begann, welches, Dank der herrschenden Noth, oft schnell zu Reichthum führte und das Geld in die Hände einer Claffe spielen half, von welcher die Zeitgenossen (vergl. z. B. das angeführte Citat aus den Feuerbränden) die völlige Vernichtung des Adels und die Gründung eines neuen Feudal-Systems befürchteten.

Dabei lachten die emsigen Speculanten über das Unglück des Staats, der ihnen durch die Mißgriffe seiner Generale und Minister den Gefallen that, sich gleichsam zu ihrem Besten an den Rand des Abgrundes zu bringen. So brachten die „Neuen Feuerbrände", Heft VIII., p. 60, auch einen jener Witze, auf die sie sich damals schon legten: Zwei Juden begegneten sich bei der Nachricht von der Uebergabe Danzigs auf der Kurfürstenbrücke. „Nun!" sagte der Eine zum Andern, „hast Du gehört, die Preußen haben mit den Franzosen Waffenstillstand geschlossen." „„So?"" antwortete der Zweite, „„wunderlich! Waffen haben die Preußen nicht, und stille stehen können sie seit dem 14. October 1806 nicht mehr.""

Doch nicht nur in Berlin war die Macht der Juden durch die Schlacht bei Jena gestiegen, auch die Provinzen fühlten die schlimmen Folgen des Kriegs und wurden, wie Pertz in einem eignen Capitel seines Lebens Steins (Theil II., p. 284) erzählt, von ausländischen Juden überschwemmt. Eine Menge fremder, meist polnischer Juden war nach Preußen gekommen, trieb sich Handel und Schacher treibend auf dem Lande und in den Städten umher und machte sich sogar wohnhaft. Nicht nur die Kaufmannschaften und die Ge-

werbtreibenden fühlten die nachtheiligen Einwirkungen dieſer Eindringlinge, ſondern auch die Acciſecaſſen, die um ihre Einnahmen betrogen wurden. Selbſt die öffentliche Sicherheit wurde bedroht, und die Diebſtähle nahmen täglich zu. Je größer die Zahl der Juden war, deſto ſchwerer wurde es der Polizei, wegen der Verbindung, in welcher die Juden mit ihren Stammgenoſſen innerhalb und außerhalb des Landes ſtanden, die Sicherheit zu erhalten. Der Miniſter Schrötter konnte ſich jetzt nicht anders als durch die Verfügungen vom 16. März und 13. Mai 1808 helfen, welche die Austreibung der fremden Juden aus dem Lande verordneten, ſowie durch Erneuerung der früheren Verordnungen Friedrich II. gegen die Juden. Allein die Mißbräuche bei allen Behörden gingen, wo es Juden betraf, ſo weit, daß Befehle und Verordnungen gar nicht mehr wirkten, die Juden wurden immer frecher und verwegner und rühmten ſich offen des Einfluſſes, den ſie auf die Unterbehörden übten. Bloß in dem kleinen preußiſch gebliebenen Netzediſtrict hatten ſich 1700 Juden eingeſchlichen, die aus Mangel an Erwerb zu Räuberbanden werden mußten. Der Einfluß auf alle Unterbehörden erklärt ſich leicht, wenn man aus den „Neuen Feuerbränden" (Heft 6. vom Jahre 1807) vernimmt, daß faſt alle Königliche Officianten in läſtige Geldverbindungen mit dem auserwählten Volk verwickelt waren, und die Hälfte der Gehälter der Civil-Officianten jährlich gleich nach der Zahlung an die Empfänger an die Juden abgegeben wurde; ſo blieb unter dieſen Umſtänden dem Gläubiger nichts durch ſeine Schuldner verſchwiegen, was in der Staatsverwaltung vor ſich ging, der Jude erfuhr jede Staatsoperation weit früher als das übrige Publikum und konnte zu ſeinem Vortheil ſeine Maßregeln danach treffen.

Während der Miniſter, nachdem ſeine Austreibungsmaßregeln ſich als unwirkſam bewieſen hatten, den Plan einer neuen Judenconſtitution im Miniſterium betrieb und den Anſtoß zu dem Edict vom 11. März 1812 gab (wobei er die Abſicht verfolgte, die Abſonderung der Juden zu untergraben und das Geld, was ſich bei ihnen ausſchließlich finde, abzuleiten), hatten die Stände des Lebus'ſchen, Storkow- und Beeskow'ſchen Kreiſes in einer von Frankfurt den 9. Mai 1811 datirten Vorſtellung an Se. Majeſtät noch einmal gegen die den Juden zur Acquirirung von Grundſtücken ertheilte Berechtigung proteſtirt.

„Sobald das Grundeigenthum — heißt es in dieſer Vorſtellung — in ſeinem Werthe ſo geſunken ſein wird, daß es für die Juden, die die Maſſe des Geldes in ihren Händen haben, mit Vortheil zu acquiriren iſt, ſo wird es in ihre Hände übergehen; ſie werden als Grundbeſitzer die Hauptrepräſentanten des Staats, und ſo unſer altes, ehrliches, brandenburgiſches Preußen ein neumodiſcher Judenſtaat werden. Wir wagen es zu ſagen, daß, wenn die Grundſätze der Willkühr, der Gleichmachung der Stände und der Mobiliſirung des Grundeigenthums wirklich durchgeführt werden, dann keine Rettung für dieſen Staat und für Ew. Majeſtät hohes Haus mehr erſcheint."

Das Edict vom 11. März 1812, welches ſämmtliche in dem damaligen Umfange der Monarchie, mit Ausnahme einiger Kreiſe, befindlichen Schutzjuden für Inländer und Staatsbürger erklärte, war beſonders durch die verſtärkte

Macht, welche die Juden im Bunde mit der Revolution und mittelſt der glücklichen financiellen Ausbeutung der Unglückszeit von Jena gewonnen hatten, erobert. Allerdings war ihnen nur die privatrechtliche Hälfte des Staatsbürgerrechts eingeräumt. Doch die ſpätere Agitation, der ſpätere Zuwachs des Geldreichthums, die zunehmende Verſtärkung durch die Juden Polens und die weitere Schwächung der Staaten durch die Revolution von 1848 brachte ihnen endlich auch, wie wir noch des Weiteren darſtellen werden, die politiſche Hälfte.

Die Werke Napoleon's III.

Louis Napoleon hat, ehe er Kaiſer der Franzoſen wurde, eine beträchtliche Anzahl geſchichtlicher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Aufſätze geſchrieben, welche ſpäter geſammelt und von Herrn Richard, reformirten Prediger in Dresden, in das Deutſche überſetzt worden ſind (4 Bände, Leipzig bei Voigt und Günther). Hier finden ſich zunächſt „napoleoniſche Gedanken", in denen die Politik Napoleon's I. in ein möglichſt günſtiges Licht geſtellt wird, ſodann mehrere geſchichtliche Arbeiten, unter denen eine über die engliſche Revolution als die bedeutendſte bezeichnet werden muß; ferner eine große Anzahl kleiner Aufſätze, welche Louis Napoleon während ſeiner Gefangenſchaft in Ham geſchrieben hat, und welche damals größtentheils auch in einer franzöſiſchen Zeitſchrift (Progrès du Pas de Calais) abgedruckt wurden. An ſie ſchließen ſich mehrere ausführliche Arbeiten volkswirthſchaftlichen Inhalts, ein Vorſchlag, durch Ackerbaucolonieen die Armuth zu vertilgen, und ein Aufſatz über Zuckerzölle; politiſche und militairiſche Betrachtungen über die Schweiz und mehrere andere. Außerdem enthält dieſe Sammlung alle Reden, welche Louis Napoleon jemals gehalten hat, und eine Anzahl Proclamationen und Botſchaften, die er als Präſident der Republik und als Kaiſer erlaſſen hat, und endlich eine ausführliche Geſchichte der Artillerie. Für uns ſind natürlich die politiſchen Abhandlungen des Kaiſers von beſonderer Wichtigkeit, und unter ihnen vorzugsweiſe die „napoleoniſchen Gedanken", in denen die Politik der beiden Napoleone als eine und dieſelbe, und zugleich als eine die Freiheit der Völker fördernde dargeſtellt wird.

Demokratie und Abſolutismus ſind nun allerdings viel näher mit einander verwandt, als oberflächliche Beobachter wähnen. Jeder abſolute Herrſcher wird immer ſehr gern das Gedeihen demokratiſcher und die Zerſtörung ariſtokratiſcher Einrichtungen fördern, weil dadurch das geſammte Volk immermehr in „Sandkörner", wie Napoleon I. ſagte, verwandelt wird, und alſo der Willkühr des Machthabers immer unbedingter anheimfällt. Dieſe Kunſt wird ſchon ſeit Jahrtauſenden von den Despoten des Orients geübt, und auch in Europa haben die Fürſten ſeit vierhundert Jahren, mit Hülfe der demokratiſchen Volksſchichten, die Ariſtokratie bekämpft. Nachdem aber die franzöſiſche Revolution die Macht des Adels auf dem Continent gründlich beſeitigt hatte, war es noch obendrein

das bequemſte Auskunftsmittel, die demokratiſchen Einrichtungen, welche die Revolution geſchaffen hatte, fortbeſtehen zu laſſen. Ludwig XIV. und Richelieu bedurften einer bedeutenden Einſicht und Thatkraft, um die Ariſtokratie mit Erfolg zu bekämpfen, aber Napoleon betrat das Schlachtfeld erſt, nachdem der Sieg der demokratiſchen Einrichtungen vollſtändig erfochten war. Er hatte weiter nichts zu thun, als die Revolution zu „disciplinіren", das heißt: er ſtrich aus dem Programm derſelben die Freiheit und behielt nur die Gleichheit bei. Obgleich nun dieſe Demokratie ohne Freiheit, wie man in neueſter Zeit entdeckt hat, nichts Anderes als die Sclaverei Aller war, ſo verdankt doch Napoleon dieſer, durch die Umſtände ihm aufgedrängten, und ihm überdies ſo nützlichen Verſchmelzung demokratiſcher Einrichtungen mit dem von ihm organiſirten Despotismus einen großen Theil der Popularität, der er ſich lange Zeit erfreute. Bekanntlich gab es auch in Deutſchland vor einigen Jahrzehnten Politiker, und giebt deren vielleicht noch, welche mit entſchieden liberalen politiſchen Anſichten eine lebhafte Vorliebe für Napoleon zu verbinden wußten. Dieſe Vorliebe beruhte vorzugsweiſe auf dem Umſtande, daß Napoleon als der Schöpfer demokratiſcher Einrichtungen angeſehen wird. Und in der That hat er ſolche Inſtitutionen zwar nicht geſchaffen, wohl aber ihnen Dauer verliehen. Wäre Ludwig XVIII. unmittelbar auf Robespierre gefolgt, ſo wäre der Sieg der Revolution allerdings nicht ſo vollſtändig geweſen, als er es durch Napoleon wurde. Indem dieſer die Demokratie „disciplinirte", vollendete er nicht nur ihre Ausbildung in Frankreich, ſondern überzeugte auch die Beherrſcher anderer Länder, daß dieſe neue Staatsform in hohem Grade geeignet ſei, ihre Macht von jeder Schranke zu befreien, und bewirkte dadurch, daß die von ihm erfundene Miſchung büreaukratiſcher und demokratiſcher Einrichtungen in den meiſten europäiſchen Staaten nachgeahmt wurde. Da nun das Wort Demokratie noch heutzutage für die große Mehrzahl der Halbgebildeten wie Sphärenmuſik klingt, ſo iſt es ganz natürlich, daß Napoleon III. hier vor allem Andern auf dieſe Verbindung zwiſchen Napoleon und der Demokratie hinwies. Er gewinnt dadurch nicht nur einen populären Text für Lobreden auf ſeinen Oheim, ſondern auch Gelegenheit, ſeine eigene Miſſion angenehm zu beleuchten. Denn der Neffe hat natürlich den „napoleoniſchen Gedanken" des Oheims ſich ebenfalls zu eigen gemacht, er wird das Werk zu Ende bringen, deſſen Vollführung jenem durch die unhöflichen „Fremden" unmöglich gemacht wurde. Indem Louis Napoleon dieſe Idee entwickelt, fühlt er indeſſen, daß die Popularität des Oheims wie des Neffen weſentlich durch den Umſtand beeinträchtigt wird, daß der „napoleoniſche Gedanke" ſich der Freiheit ſo wenig förderlich gezeigt hat. Um dieſen verdrießlichen Umſtand möglichſt zu entkräften, verſichert er daher, daß jener Gedanke bis jetzt nur zur Hälfte ausgeführt ſei. Die Gleichheit iſt conſtituirt, ſagt er, die Freiheit wird nachfolgen. Und damit der Heiligenſchein, mit welchem er das Haupt ſeines Oheims umgeben hat, deſto heller leuchte, behauptet er mit kecker Stirn, daß ſchon Napoleon I. die Abſicht gehabt habe, ſeinen Unterthanen die Freiheit zu ſchenken, wenn erſt die Gleichheit vollſtändig hergeſtellt worden wäre. Alle ſeine ſcheinbar despotiſchen Maaßregeln waren nach der

Verſicherung des Neffen nur proviſoriſch gemeint. „Aber, wird man ſagen", fährt dieſer fort, „wann ſollte dieſer proviſoriſche Zuſtand aufhören? Nach vollendeter Niederlage der Ruſſen, nach der Erniedrigung des engliſchen Syſtems. Wäre er Sieger geblieben, ſo würde man geſehen haben, wie das Herzogthum Warſchau in ein nationales Polen, wie Weſtphalen in eine deutſche Nationalität, wie das Vice-Königreich Italien ſich in eine italiäniſche Nationalität umgeſtaltet haben würde. In Frankreich würde ein freiſinniges Syſtem an die Stelle der Despotie getreten ſein; überall ſtand Freiheit, Unabhängigkeit an der Stelle unvollſtändiger Nationalitäten und tranſitoriſcher Einrichtungen."

Es wäre natürlich Verleumdung, wenn man annehmen wollte, Louis Napoleon glaube wirklich an dieſes Mährchen; er wünſcht offenbar nur, daß ſeine Leſer daran glauben und ſich in Folge deſſen überreden laſſen möchten, daß der Neffe auch dieſen Theil des napoleoniſchen Gedankens zur Ausführung bringen werde.

Um die Vortheile, welche das franzöſiſche Volk den napoleoniſchen Ideen bereits zu verdanken habe, deſto anſchaulicher zu machen, giebt Napoleon III. hierauf eine ſehr ausführliche Schilderung der Regierungsweiſe ſeines Oheims; er beſchreibt die Formen der Verwaltung des Gerichtsweſens, der Finanzwirthſchaft, die Wohlthätigkeitsanſtalten, das Gemeindeweſen, welche jener gründete, die Anordnungen durch welche er Ackerbau, Handel und Gewerbe, ſowie den Unterricht förderte. Dieſe wenig Neues enthaltenden und zum Theil ziemlich trocknen Erörterungen werden auf angenehme Weiſe durch humoriſtiſche Schilderungen der Ehrfurcht Napoleons I. vor Verfaſſungsformen unterbrochen. „Der Wunſch des Kaiſers," vernehmen wir hier unter Anderem „den politiſchen Körperſchaften ein größeres Anſehen zu geben, ſprach ſich durch die Ernennung zur Würde eines Großwählers aus, durch die Auszeichnung, womit er den Vorſitzenden des geſetzgebenden Körpers umgab, (der Präſident deſſelben hatte eine Ehrenwache) durch die ausführlichen Berichte, die er über den Zuſtand des Reiches dem geſetzgebenden Körper vorlegen ließ, durch die Wichtigkeit, welche er den Eröffnungsſitzungen beilegte. Da er ſich ſelbſt als den erſten Vertreter des Volkes anſah, erkannte er als eine Pflicht, vor den beſtehenden Behörden Rechenſchaft über ſeine Handlungen ablegen zu müſſen. — Auch war die Eröffnung des geſetzgebenden Körpers unter ſeiner Regierung niemals eine eitle Förmlichkeit; er ſetzte ſich nicht auf einen Thron mit allem äußern Glanze eines Königthums von 16 Jahrhunderten, um auf gewöhnliche Weiſe die Worte ſeiner Miniſter zu wiederholen; im Gegentheil, vor dem geſetzgebenden Körper ſtehend, theilte er demſelben ohne Hehl ſeine Anſichten mit. Es war nicht die Schwäche, die ſich unter dem Gewande der Stärke verbarg, es war im Gegentheil die Stärke, die aus vollem freiem Willen den beſtehenden Behörden ihre ehrfurchtsvolle Bezeugung darbrachte."

Beneidenswerthes Volk, deſſen geſetzgebende Verſammlung zwar keine Geſetze gab, aber doch einen beehrenwachten Präſidenten hatte!

Der Hunger dieſes Kaiſers nach conſtitutionellen Körperſchaften war ſo groß, daß er neben dem Senat und dem geſetzgebenden Körper noch eine dritte „vermittelnde" Macht ſchuf, die Ehrenlegion!

„Die Errichtung der Ehrenlegion, durch welche der französische Boden in 16 Kreise mit Bezeichnung des Hauptortes vertheilt wurde, war dem Vertheidiger des Gesetzes zufolge eine politische Anstalt, welche in der Gesellschaft vermittelnde Elemente schuf, durch welche die Handlungen der Regierung der öffentlichen Meinung mit Treue und Wohlwollen mitgetheilt wurden, und durch welche die öffentliche Meinung bis zur Macht hinaufsteigen konnte."

So gestaltete denn die damalige französische Verfassung sich außerordentlich gemüthlich. „Auf der einen Seite, sagt der Verfasser, sieht man das Volk, wie es an den Wahlen zu allen Stellen Theil nimmt, auf der andern sieht man an der Spitze Männer, die mit der Regierung in inniger Verbindung stehen."

Und dennoch, fährt der Neffe mit sittlicher Entrüstung fort, finden sich Menschen, welchen diese Gemüthlichkeit nicht genügt, und welche sogar behaupten, die Herrschaft Napoleons I. sei die des Degens gewesen! „Der Kaiser ging inmitten des Volkes spazieren, das auf dem Carrousfel Platz versammelt war, oder fuhr in einem offnen vierspännigen Wagen in dem Park von St. Cloud mit der Kaiserin und einigen Pagen unter 150,000 Zuschauern, die seinen Wagen umgaben. Die Zeitgenossen haben es gesehn!" — Und seine Herrschaft soll sich auf den Degen gestützt haben?! Gemeine Seelen! armselige Verleumder!

Auch die auswärtige Politik Napoleons I. stützte sich keineswegs auf den Degen! Er verdankte alle seine Erfolge nicht seinen Kanonen, sondern der Gewandtheit seiner Politik! Er war leider zuweilen genöthigt, gesteht der Neffe, Krieg zu führen, aber „er war nicht der angreifende Theil: im Gegentheil, er war ohne Unterlaß genöthigt, die Verbindung Europas zurückzuweisen! Wenn es zuweilen den Anschein hatte, als ob er den Entwürfen seiner Feinde zuvorzukommen eile, so geschah es darum, weil der Angriff die Bürgschaft des Erfolges ist. Und übrigens, wie es Mignet gesagt hat, ist der wahre Urheber des Krieges nicht Derjenige, welcher denselben erklärt, sondern Derjenige, welcher denselben nothwendig macht."

Und Napoleon I. hat den Krieg niemals nothwendig gemacht, und seine Eroberungen hatten auch nur den Zweck, „den allgemeinen Frieden zu begründen!" Das Kaiserthum ist der Friede! — Auch wollte Napoleon die Provinzen, die er eroberte, keineswegs behalten! Er nahm sie nur einstweilen an sich, um das Heil der Völker zu fördern. So hatte er z. B. die Absicht, ein einheitliches Italien zu gründen, aber er sah ein, daß die Bevölkerung Italiens voll particularistischer Tendenzen war. Um diese ihnen abzugewöhnen, mußte er nothwendig Italien einstweilen in Beschlag nehmen. „Napoleon hatte Piemont, so wie Rom und Florenz mit dem großen Reiche vereinigt, in der Absicht, diese Völkerschaften an eine Regierung zu gewöhnen, welche aus den Menschen Bürger und Soldaten machen sollte. Nach den beendeten Kriegen würde er dieselben dem Mutterlande zurückgegeben haben, und diese Provinzen, neugestärkt durch seine Macht, würden sich glücklich geschätzt haben, von einer französischen zu einer italienischen Herrschaft übergegangen zu sein; während,

wenn dieſe Einrichtung mit mehr Eile vor ſich gegangen wäre, dieſe Völker, welche durch den franzöſiſchen Einfluß nicht auf eine gemeinſchaftliche Nationalität vobereitet waren, ſicherlich ſich nach ihren alten ſtaatlichen Individualitäten geſehnt haben würden."

Wie rührend, wie zartfühlend! Um den lieben Italiänern einige ſchmerzliche Sehnſucht zu erſparen, gab der Wohlthäter ſich ſo viele Mühe! Sein Königreich Italien war nichts Anderes als eine große Erziehungsanſtalt, aus der die liebe Jugend, wenn ſie erſt die richtige Ausbildung erlangt hätte, unter feierlichen Abſchiedsreden entlaſſen werden ſollte!

Eben ſo gut meinte es Napoleon mit den Spaniern; er ſagte zu ihnen: „Ich will in eigener Perſon eure Wünſche und Bedürfniſſe kennen lernen, und ich werde dann eure ruhmvolle Krone auf das Haupt eines andern Ichs ſetzen, indem ich euch eine Verfaſſung verſpreche, welche die leichte und heilbringende Macht des Herrſchers mit der Freiheit und den Vorrechten des Volkes vereinbaret, denn ich will, daß eure Kinder und Kindeskinder mein Andenken bewahren und ſagen: Er war der Schöpfer unſeres Vaterlandes!" — Aber dieſe Unglücklichen waren „taub gegen eine ſo edle Sprache und ſtießen die einzige Hand zurück, die ſie erretten konnte."

Jene armſeligen Verleumder, welche eine andere Meinung von Napoleon I. haben als ſein Neffe, ſind dieſem um ſo unbequemer, je berühmter ſie ſind. Daher war es ihm beſonders unangenehm, daß Lamartine ſich eines Tages ungünſtig über Napoleon äußerte, und in der That, das Urtheil dieſes Schriftſtellers iſt von der Art, daß es den Neffen des Oheims nothwendig unangenehm berühren mußte. Lamartine ſagte nämlich: „Dieſer Mann tritt plötzlich auf; er hält die revolutionäre Bewegung auf, gerade da, wo ſie aufhörte convulſiviſch zu ſein und anfing ſchöpferiſch zu werden. Er ſelbſt macht ſich zur Reaction gegen eine Freiheit, welche ſchon anfing, durch ſich ſelbſt zurückzuwirken. Er waffnet ſich mit allen Arten der Reue, der Rache, jedes Abfalls (apostasie), welche eine Revolution ſtets auf ihrer Bahn ausſtreut. Er erdrückt die werdende Freiheit, mit den Trümmern ſelbſt alles deſſen, was ſie geſtürzt hatte, um ſie zu entfalten; er richtet ein altes Syſtem mit den Dingen und den Namen von geſtern auf; er zwingt die Preſſe zum Rückſchritte bis zur Cenſur, die Tribüne bis zum Stillſchweigen, die Gleichheit bis zu einem Adel aus Plebejern gebildet, die Freiheit bis zu den Staatsgefängniſſen; die Philoſophie und die Unabhängigkeit der Confeſſionen bis zu einem Concordate, bis zu einer Staatsreligion, Werkzeug der Regierung, bis zu einer Krönung, bis zur Unterdrückung und Gefangenſchaft eines Papſtes. Er erſtickt überall in Europa die Liebe und das friedliche Ausſtrahlen franzöſiſcher Ideen, um nur die verhaßten Waffen der Gewalt und der Eroberungen glänzen zu laſſen. Welches iſt denn der Schlußact eines ſolchen Drama's, das nur einen Schauſpieler hat? .... Ein Name mehr in der Geſchichte; aber Europa zweimal in Paris; aber die Grenzen Frankreichs feſt zuſammen gezogen durch die mißtrauiſche Unruhe des ganzen entfremdeten Weſtens; aber England ohne Nebenbuhler, die allgemeine Selbſtherrſchaft der Meere verwirklichend, und in Frankreich ſelbſt die Ver-

nunft, die Freiheit und die Maſſen auf unbeſtimmte Weiſe durch dieſes Zwiſchenſpiel des Ruhmes zurückgetrieben, und vielleicht genöthigt, während eines Jahrhunderts vorzuſchreiten, um das an einem Tage verlorene Erdreich wieder zu gewinnen: dies war der 18. Brumaire!"

Dieſes Urtheil erſcheint Napoleon III. als durchaus unbegreiflich. „Ich begreife nicht", ſagt er, „wie ein Mann, welcher die glänzende Aufgabe eines Sachwalters der demokratiſchen Intereſſen übernimmt, gefühllos bei dem Anblick der Wunden bleibt, welche der Kampf aller Ariſtokratieen Europa's gegen den Träger der Revolution erzeugt hat; daß er für ſeine Irrthümer unbeugſam ſei, ohne Mitleiden für ſeine Unglücksfälle, er, deſſen harmoniſche Stimme immer Worte hat, um die Unglücklichen zu beklagen, um die Fehler der Bourbonen zu entſchuldigen. Wie! Herr von Lamartine findet Schmerzensausdrücke und Thränen für die Gewaltthätigkeiten des Miniſteriums Polignac, und ſein Auge bleibt trocken, und ſein Wort iſt bitter beim Anblick unſerer Adler, die bei Waterloo fallen, und unſeres auf St. Helena ſterbenden Kaiſers."

Jedenfalls wird man hiernach bekennen müſſen, daß Napoleon III. die Aufgabe, ſeinen Oheim zu preiſen und den napoleoniſchen Gedanken als die höchſte Blüthe der europäiſchen Civiliſation darzuſtellen, nicht ganz glücklich gelöſt habe. Auf anderen Gebieten der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit dagegen bewegt er ſich mit bei weitem mehr Sicherheit und günſtigem Erfolge. Namentlich die Aufſätze, welche er während ſeiner Gefangenſchaft in Ham für den „Progrés du Pas de Calais" ſchrieb, und in denen er die damalige Regierung Frankreichs heftig angriff, ſind mit ſcharfem Verſtande und zum Theil mit ſchneidendem Witze geſchrieben und enthalten manche beherzigenswerthe Wahrheit. Wir theilen einige derſelben hier mit.

„Die Männer, die ſich für die öffentlichen Aemter heranbilden, ſind an eine mühſame Lehrzeit gehalten. So, um die Kriegskunſt, die Heilkunde, die Rechtswiſſenſchaft, die Theologie zu erlernen, müſſen lange Jahre dem Studium gewidmet, Prüfungen, die ſich auf das Kleinſte beziehen, beſtanden werden; es muß mit einem Worte nachgewieſen werden, daß man würdig iſt, die Arbeiten zu leiſten, welche die Geſellſchaft Einem anvertraut; allein, hinſichtlich der Regierungskunſt, welche ohne Zweifel die ſchwierigſte von allen iſt, fordert man keine Lehrzeit. Iſt dieſes vernünftig gehandelt? Wir denken es nicht. Unter dem alten Regime genügte es, zu dem leitenden Theil der Geſellſchaft zu gehören, das heißt adelig zu ſein, um für alle Aemter befähigt erkannt zu werden; allein heute, obgleich es keine Kaſten mehr giebt, genügt es, der politiſchen Farbe anzugehören, welche die Mehrheit der Kammer bildet, um als ein Solcher betrachtet zu werden, der im Stande iſt, jedem Miniſterium vorzuſtehen.

„Heut zu Tage iſt Alles der Politik untergeordnet; wer am beſten verſteht, die Armee einzurichten, wird ſeine Entlaſſung einreichen, wenn z. B. ein Geſetz über den Zucker nicht angenommen worden iſt, oder wer einen großen Entwurf Behufs der Verbeſſerung des Ackerbaues und des gewerblichen Standes gemacht hat, wird ſich zurückziehen, wenn die Kammer dieſes oder jenes Geſetz über die Militairpflicht verworfen haben wird.

„Um den Gährungsſtoff der Zwietracht, welche heute im Wachſen begriffen iſt, zwiſchen der geiſtlichen Macht und der weltlichen Regierung zu entfernen, bedarf es zweierlei: die Univerſität muß aufhören atheiſtiſch und die Geiſtlichkeit muß aufhören ultramontan zu ſein. Die Univerſität wird nicht mehr atheiſtiſch geſinnt ſein von dem Tage an, wo die Regierung den Muth haben wird, Etwas zu ſein, um der wahren Philoſophie den Impuls zu geben, die befähigtſten, tugendhafteſten Männer zur Leitung des Unterrichtes zu berufen, ohne jedoch zu gleicher Zeit den Schülern Loyolas und den Schülern Voltaires gefallen zu wollen. Die Geiſtlichkeit wird aufhören ultramontan zu ſein, wenn man ſie nöthigt, ſich wie vordem in den Wiſſenſchaften zu erheben und ſich mit dem Volke zu verſchmelzen, dadurch, daß ſie ihre eigene Erziehung an denſelben Quellen wie die große Mehrzahl der Bürger ſchöpfen wird.

„Vor einigen Jahrhunderten bezeichneten die adeligen Titel eine wirkliche Macht und wirkliche Stufen. Herzog von Burgund, der Bretagne oder der Normandie zu ſein, Graf, Baron oder Ritter des Banners hieß ſo viel, als König auf geringem Fuße zu gelten. — Uebrigens hatten die Adeligen nicht blos Vorrechte, ſie hatten auch Laſten zu tragen; ſie mußten die Laſt des Krieges auf ſich nehmen, ihr Blut und ihr Geld floſſen ohne Unterlaß auf den Schlachtfeldern. Hinter ihren Zinnen barg ſich nicht allein die Macht, ſondern auch der Ruhm.

„Der Adel wurde verdorben; ſtatt ſeinen alten Wahlſpruch: noblesse oblige zu bewahren, gab er ſich den Anſchein zu ſagen: noblesse exempte, und von da an begann ſein Verfall.

„Nun aber finden wir es eben ſo vernünftig, Herzöge ohne Herzogthümer zu ernennen, als Oberſte ohne Regimenter.

„Wenn das Miniſterium Herrn P. als General in partibus ernannt hätte, wie würde dieſer dagegen Einſpruch gethan haben; er würde behauptet haben, man habe ſich über ihn luſtig machen wollen, wenn man ihm einen Titel gegeben hätte als Zeichen einer Würde, die er nicht bekleiden konnte; man macht ihn zum Herzog wie Karl den Kühnen, und er iſt zufrieden.

„Wenn die Regierung ſich bemüht, das Gebäude wieder aufzurichten, welches die Könige und das Volk während fünfhundert Jahren zu ſtürzen ſich beſtrebten, ſo mag ſie die geeignetſten Mittel anwenden, um zu dieſem Ziele zu gelangen; vor Allem gebe ſie allen dieſen Adeligen die Taufe des Ruhmes, denn ohne äußeren Glanz iſt kein Adel denkbar; ſie gebe ihnen ausgedehnte liegende Güter, denn ohne Reichthum kein Adel; ſie ſtelle das Recht der Erſtgeburt wieder her, und es ſei wie in England der Aelteſte der Erbe des Titels, denn ohne dieſe Verfügung, welche das Oberhaupt der Familie vereinzelt und deſſen Brüder mit dem Volke verſchmilzt, theilt ſich der Einfluß, und der Adel entfernt ſich zu ſehr von den Plebejern; ſie führe alles dieſes aus, wir werden es bekämpfen, aber doch werden wir zugeſtehen, daß alles dieſes folgerecht iſt, und werden damit einverſtanden ſein, daß das Gebäude, welches ſie errichten will, einen Körper und ein Haupt haben wird. Aber im Stillen einige Herzöge ernennen, einige

kleine Grafen, ohne irgend eine Macht, ohne äußeren Glanz! dies nennen wir ein Benehmen, welches zweck- und erfolglos den demokratiſchen Gefühlen der Mehrheit widerſtrebt, welches die Greiſe verurtheilt mit der Puppe zu ſpielen.

„Das alte Regime war unerſchütterlich, ſo lange ſeine beiden Träger, die Geiſtlichkeit und der Adel, in ſich alle Lebenselemente des Volkes zuſammenfaßten. Die Geiſtlichkeit gab der Macht alle Gewiſſen, denn damals war Gewiſſen gleichbedeutend mit Meinung, und der Adel, der bürgerliche und der Soldaten-Stand gab ihr alle Arme.

„Wir behaupten, daß heut zu Tage eine Regierung ihre ſittliche Kraft in einem Grundſatze und ihre phyſiſche Kraft in einer Einrichtung ſchöpfen müſſe. Dann wird das neue Syſtem eine eben ſo ſtarke Unterlage wie das alte haben, denn die Annahme eines von Allen anerkannten Grundſatzes wird ihm die allgemeine Meinung verſchaffen; die Einführung einer ausgedehnten Einrichtung wird ihm alle Arme zuwenden. Nehmen wir z. B. einmal an, eine Regierung erkenne frei und offen den Grundſatz der Volksſouveränetät an, das heißt der Wahl, ſo wird ſie alle Geiſter für ſich haben. Denn wo iſt das Individuum, die Kaſte, die Partei, welche das Recht anzugreifen wagte, welches das geſetzliche Erzeugniß des Willens eines ganzen Volkes iſt? Nehmen wir noch an, daß ſie das Volk organiſire, indem ſie jedem Einzelnen beſtimmte Rechte und Pflichten giebt, d. h. eine Stelle in der Gemeinde, eine Stufe auf der geſellſchaftlichen Leiter, ſo wird ſie das ganze Volk vereinigt und die wahre Ordnung, die als Grundlage der Gleichheit der Rechte und als Regel die Hierarchie des Verdienſtes hat, zugeſichert haben.

„Gebt dem zügelloſeſten Proletarier Rechte, eine geſetzliche Stellung in der Geſellſchaft, ihr macht aus ihm ſofort einen ordnungsliebenden Menſchen, der ſich den öffentlichen Angelegenheiten widmet, denn ihr gebt ihm Intereſſen zu vertheidigen. Was die Menſchen beſſert, iſt, ihnen ſtets einen ehrenvollen und geehrten, zu erreichenden Zielpunkt vorzuhalten. Man beſeitigt nur das, an deſſen Stelle man etwas Anderes ſetzt, und in Frankreich giebt es nur einen Stand, in welchem die Ariſtokratie nie wieder zum Vorſchein kommen wird, nämlich die Armee; und darum, weil man auf glückliche Weiſe die frühere „adelige Einrichtung" durch eine neue „demokratiſche Organiſation" erſetzt hat, welche letztere, mit Ausnahme der jedem menſchlichen Syſteme eigenen Unvollſtändigkeit, die Gleichheit als Grundlage und das Verdienſt als Beweggrund hat.

„Schon der erſte Napoleon ſah indeß voraus, daß während das alte Regime in Folge der Mißbräuche und Ueberſchreitungen der Körperſchaften zu Grunde gegangen war, das neue Regime ebenfalls durch die Ueberſchreitungen des Individualismus, d. h. der Abſonderung des Einzelnen untergehen könnte.

„Die Einrichtungen Frankreichs müſſen den demokratiſchen Stempel haben, wie in England alle Einrichtungen, ſie mögen groß oder klein ſein, das Gepräge der Ariſtokratie haben.

„Darum keine Miniſter, welche die Fachmänner verachten und, ſich zu Allem befähigt glaubend, von dem Miniſterium des Innern in das des Handels, des Kriegsweſens, der auswärtigen Angelegenheiten übergehen. Keine Miniſter,

welche den Beamten die wichtigſten Angelegenheiten des Landes überlaſſen und ſich aller Verantwortlichkeit überhoben dünken, wenn ſie in der Kammer eine gute oder eine ſchlechte Rede gehalten haben. Man bedenkt nicht, daß in England, einem rein communalen, ſich ſelbſt regierenden und verwaltenden Lande, die Geſchäfte nicht wie in Frankreich leiden, in dem Lande der Centraliſation, in Folge der Ermangelung beſonderer Kenntniſſe eines Miniſters oder ſeiner Ungeſchicktheit für die Geſchäftsführung.

„Bei Allem, was man thut, muß man zwei Drittel dem Verſtande und ein Drittel dem Zufall überlaſſen; vergrößert man den erſten Bruch, ſo wird man ſchwerfällig, vergrößert man den zweiten, ſo wird man leichtfertig — und der Kaiſer iſt eben ſo beweglich als überlegt!“

Die oberſchleſiſchen Mäßigkeits-Vereine.

Die Zeitſchrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen bringt in einem ihrer neueſten Hefte einen lehrreichen Aufſatz des Regierungs-Rath Schück in Oppeln über die Mäßigkeits-Vereine, welche in Oberſchleſien im Jahre 1844 geſtiftet wurden. Zuerſt ſchildert der Verfaſſer hier in anſchaulicher Weiſe den wahrhaft troſtloſen Zuſtand, in welchem die Bevölkerung Oberſchleſiens ſich vor dieſer Mäßigkeitsbewegung befand. Vielleicht in keinem Lande der bewohnten Erde, ſagt er, war der Branntweingenuß ſo tief in alle Lebensverhältniſſe der untern Klaſſen eingedrungen als in Oberſchleſien vor dem Jahre 1844. Nur wer, wie auch der Verfaſſer, Zeuge des damaligen moraliſchen Elendes geweſen, kann ſich eine wahrheitsgetreue Vorſtellung von der Größe deſſelben machen. Gegen Oberſchleſien kam ſelbſt das wegen ſeiner Branntweinvöllerei verrufene Gallizien nicht in Betracht, ſo daß der Geh. Medicinal-Rath Lorinſer, ohne ſich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, ſagen konnte, er habe jenes Land von einem Ende bis zum andern durchreiſt und auf dem weiten Wege von Krakau bis an die Grenze der Moldau nicht ſo vielen Betrunkenen begegnet, als er an einem Sonntage auf der nur 3 Meilen weiten Strecke zwiſchen Beuthen und Myslowitz taumeln und liegen geſehen. Das Uebel war in den polniſchen Kreiſen und unter der katholiſchen Bevölkerung am Weiteſten gediehen. Es leidet keinen Zweifel, daß hier ein nicht unbeträchtlicher Theil der Generation im Zuſtande der Trunkenheit gezeugt und durch Völlerei der Mütter ſchon im Mutterleibe durch Branntwein vergiftet worden iſt. — Die evangeliſche Bevölkerung, welche überhaupt bei 825,000 Katholiken nur 89,720 Seelen zählt und meiſtens in den Städten wohnt, war von dem Uebel nur in ſehr geringem Maße befallen worden. Noch mehr galt dies von der jüdiſchen Bevölkerung. Wir haben es darum hauptſächlich nur mit den katholiſchen Einwohnern der Provinz zu thun. Bei ihnen blieb der Branntwein auch der treue Begleiter des Neugebornen durchs ganze

Leben und in allen deſſen Wandelfällen. Die Jugend, das Alter, Männer und Weiber, Kranke und Geſunde, Müßige und Arbeitſame, Trauernde und Beglückte ſahen und fanden in ihm ihr Vergnügen und ihre Stütze, ihre Medizin und ihre Nahrung, ihren Zeitvertreib und ihre Stärkung, ihren Troſt und ihre Freude. Es wurde nur ſelten ein Geſchäft abgemacht, ein Termin beſucht, eine Hochzeit gefeiert, oder ein Todter zur Erde beſtattet, ohne daß vorher oder nachher eine reichliche Doſis Branntwein genoſſen worden wäre. An Feſttagen, beſonders während des Karnevals, waren ganze Dorfſchaften mehrere Tage hintereinander betrunken. Zu ſolchen Zeiten ruhte aller Verkehr, und man konnte, ohne zu fehlen, annehmen, daß dann von den 801,892 Landbewohnern, die Oberſchleſien in ſeinen 1600 Dörfern zählt, ein Prozent, alſo eine Schaar von circa 8000 Köpfen, ſich in total betrunkenem Zuſtande befand, und fünf Prozent mit 40,000 Köpfen für halbangetrunken erachtet werden mußten, während die Tauſende, welche ſich mit einer leichteren Aufregung begnügten, dabei gar nicht in Betracht kamen. In den Städten ging es namentlich an ſolchen Tagen, wo wegen katholiſcher Feſte, oder des Marktes halber die ſtädtiſchen Schänken mit Landleuten überfüllt waren, nicht beſſer zu. Die Gefangenenliſten einiger Magiſträte geben hierüber die überraſchendſten Aufſchlüſſe. Im erſten Halbjahre 1843 kamen hiernach in Gleiwitz, einer Stadt von 6643 Einwohnern, unter 102 polizeilichen Verhaftungen zur Aufrechthaltung der äußern, öffentlichen Ordnung und Ruhe, allein 85 wegen ſogenannter Exceſſe während der Trunkenheit vor. Daſſelbe Verhältniß ergab ſich im Ganzen bei den meiſten oberſchleſiſchen Städten. Erwägt man hierzu, daß von der Polizei nur in den äußerſten Nothfällen zu dergleichen Verhaftungen geſchritten wurde, und die große Zahl Derer, welche friedlich aus der Stadt nach Hauſe taumelten, oder auf der Heerſtraße nach kurzem Marſche liegen blieben, gar nicht beachtet wurde, ſo wird man ſich überzeugen, wie groß die Zahl der Trunkenen an ſolchen Tagen auch in den Städten geweſen ſein muß, und man wird ein kleines Bild von dem Eindrucke erhalten, den dieſes mit Trunkenbolden angefüllte Land zu jener Zeit auf den nüchternen Beobachter, der Beſſeres geſehen, machen mußte.

Nachdem hierauf der Verfaſſer erzählt hat, daß ſchon vor 1844 von verſchiedenen Seiten her Verſuche gemacht worden, dieſen Uebelſtänden entgegenzuarbeiten, aber mit ſehr wenig Erfolg, macht er uns mit den Männern bekannt, denen es gelang, jene traurigen Zuſtände faſt mit einem Schlage zu beſeitigen. Der Pfarrer Fietcek zu Deutſch-Piekar, einem Dorfe an der äußerſten Grenze Oberſchleſiens, hatte ſchon ſeit längerer Zeit mit Eifer gegen die Branntweinvöllerei gepredigt. Er wurde hierbei von einem Manne unterſtützt, deſſen glänzenden Rednertalenten und deſſen eigenthümlicher Perſönlichkeit Fietcek ſeine erſten und dann faſt ganz Oberſchleſien ſeine nachträglichen, ſiegreichen Erfolge in der Enthaltſamkeitsſache zu danken hatte. Dies war der aus Rußland im Jahre 1843 übergetretene, ehemalige Guardian des Franziskaner-Kloſters zu Chelm am Bug, Pater Stephan Brzozowski, welcher ſich ſchon längere Zeit bei dem Pfarrer Fietcek als Gaſt- und Hülfsprediger aufgehalten hatte. Begabt mit allem Feuer der polniſchen Nationalität, der er angehörte, hoch-

gewachſen und blaß von Farbe, unterrichtet und gewandt in der Dialectik, gekleidet in die hier zu Lande ſelten geſehene Franziskaner-Kutte, war ſchon ſeine ganze Erſcheinung dazu geeignet, dem gemeinen Manne zu imponiren. Nachdem es ihm gelungen war, unter vier Augen dem Trunke ergebene Geiſtliche der Nachbarſchaft von der Verwerflichkeit ihrer Leidenſchaft zu überzeugen und zum Entſchluſſe der Enthaltſamkeit zu bewegen, betrat er muthvoll die Kanzel zu Deutſch-Piekar, um ſich auf größerem Felde zu verſuchen. Der Feuerſtrom ſeiner begeiſterten Rede ergoß ſich glühend in die Herzen ſeiner im Alltagsleben verhärteten Zuhörer. Seine Worte flogen von Mund zu Munde, und der Fluch der Trunkſucht wuchs vor den Augen ſeiner Zuhörer dergeſtalt, daß ſie erſchraken, in ſich gingen und das Gefühl der Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande mehr als je verſpürten. Dieſen günſtigen Moment wußte Pietcek vortrefflich zu benutzen. Noch einmal läßt er das grauenvolle Gemälde der Vergangenheit und Gegenwart vor ſeiner bewegten Gemeinde ſich aufrollen, noch einmal zeigt er ihr das ferne erſehnte Bild eines beſſern Zuſtandes mit allen Freuden, die jetzt mangelten; dann tritt er vor den Altar, umringt von den im Stillen gewonnenen Genoſſen, und bei feierlichem Schweigen der verſammelten Gemeinde, nachdem er die Worte geſprochen: „Ich bin Euer Hirt. Ein Beiſpiel will ich Euch geben!“ legt er, der Erſte, mit zitternder Stimme das feierliche Gelöbniß der gänzlichen Enthaltſamkeit ab. Thränen füllen Aller Augen, da treten die um den Altar geſchaarten Genoſſen vor, unter ihnen die bekehrten Prieſter, und ſprechen die gewichtigen Worte nach, die ſie für immer eines ihrer liebſten Genüſſe berauben. Ein Murmeln der Bewunderung fliegt durch die Gemeinde. Und als der ergraute Seelſorger ſeine ſchwankende Stimme von Neuem erhebt und auf Chriſti Beiſpiel der Entſagung hindeutend an die Andächtigen die Worte richtet: „Wollet ihr Ihm gleichen, ſo nehmet Euer Kreuz auf Euch und folget mir nach“ — da erſchütterte ein tauſendſtimmiges „Ja“ das Getäfel der Kirche, in wilder Haſt drängten ſich die Begeiſterungstrunknen zu Hunderten an den Altar, das feierliche Gelöbniß durch einen Handſchlag in die Rechte des Prieſters zu bekräftigen, und der Kreuzzug gegen den hölliſchen Feind, den Branntwein, war in Oberſchleſien eröffnet. Wie ein Feuerzeichen flog die Nachricht von Dorf zu Dorf. Am Feſte von Mariä Verkündigung (den 25. März) legten die Gemeinden zu Beuthen, Bogutſchütz und Myslowitz das gleiche Gelübde ab. Zu Oſtern war die Miſſion in die benachbarten Kreiſe eingeführt. Aller Orten begannen die Geiſtlichen Sonntag für Sonntag gegen den Branntwein zu predigen, durch die Erfolge Anderer ermuntert, und getragen durch die Begeiſterung ihrer eigenen Gemeinden.

Die Regierung zu Oppeln bemühte ſich natürlich, dieſe Bewegung zu fördern, Peter Brzezowski wurde als Prediger in dem alten Kloſter nach dem Annaberge bei Koſel, einem jährlich von vielen Tauſenden beſuchten Wallfahrts-Orte, angeſtellt, wo man ſeitdem wenigſtens 30,000 Wallfahrer der Enthaltſamkeit gewonnen hat. Auch die Biſchöfe zu Breslau und Olmütz zeigten jetzt durch die Ertheilung von Verhaltungsmaßregeln für die Geiſtlichen ein lebhaftes und entſchiedenes Intereſſe für die gedachte Angelegenheit. Die Begeiſterung

für ſolche pflanzte ſich in dieſer Zeit, insbeſondere durch fremde Wallfahrer, endlich auch nach dem öſtreichiſchen Antheile von Schleſien und dem angrenzenden Theile von Mähren fort, verbreitete ſich über das ganze Gebiet des Freiſtaates Krakau, über Galizien, längs dem linken Weichſelufer hin, ſoweit die Wohnſitze der Maſuren reichen, bis zu den Ruſſinen und fand ſogar in den nördlichen ſlaviſchen Komitaten Ungarns, in der Provinz Poſen und im Königreich Polen einigen Anklang.

Zu Ende des Jahres 1845 befanden ſich im ganzen Regierungsbezirke Oppeln 114 Vereine mit 400,000 Mitgliedern. Im Jahre 1846 ſchätzte man ſie auf 700,000 bei einer Bevölkerung von 930,000 Seelen!

Herr Reg.-Rath Schück ſchließt dieſe Schilderung mit der Verſicherung, daß ſeit jener begeiſterten Aufnahme der Enthaltſamkeitsſache in Oberſchleſien das Bewußtſein von der Verwerflichkeit der Trunkſucht in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen iſt, daß zwar bei dem allmäligen Wechſel der Generationen ſeit dem Jahre 1846 jetzt die große Mehrzahl der Bevölkerung nicht mehr den Enthaltſamkeitsvereinen beitritt, und daß der Bergmann, der Feuerarbeiter, der Handarbeiter, der Landmann keineswegs des Branntweingenuſſes ſich gänzlich enthält, ja daß auch hier und da noch Ausſchreitungen vorkommen; daß aber andrerſeits der Regierungsbezirk Oppeln jetzt in Beziehung auf die Mäßigkeit im Branntweingenuſſe, ungeachtet eines weiteren Aufſchwungs der Spiritus-Fabrikation, ein im Allgemeinen nicht unbefriedigendes Bild gewährt und in Beziehung auf die geringe Zahl der Schankſtätten anderen Theilen der Monarchie weſentlich vorangeht.

Mythen und Bräuche des Volkes in Oeſtreich.

Von Th. Vernaleken.

(Wien, bei Braumüller.)

Die germaniſche Mythenforſchung wird trotz der großartigen Schöpfungen der Brüder Grimm noch manchen Schritt zu machen haben, ehe es gelingen wird, ihr die Stellung einer wirklichen, auf untrügliche Methode gegründeten Wiſſenſchaft zu erobern. Die Quelle der Germaniſchen, wie jeder anderen wahren Mythologie iſt einzig und allein die Volksüberlieferung, die von den höchſten Gipfeln urweltlichen Menſchheitslebens herabſteigend, noch immer jugendlich und friſch in tauſend Bächen durch unſere Berge, Thäler und Ebenen dahinſtrömt und manches Urgeſtein, aber auch ſo viele junge und jüngſte Bildungen in ihrem Bette mit ſich fortrollt. Mannhardt hat in dieſen Worten den Standpunkt der gegenwärtigen Forſchungen und die Winke für Sammler und Forſcher im Allgemeinen bezeichnet. Es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß in der neuen „Wiſſenſchaft vom deutſchen Volke“ noch manche Lücke auszufüllen iſt, obwohl in allen deutſchen Ländern für dieſen volksthümlichen Theil der Literatur viel geſammelt und geforſcht worden iſt.

Oeſtreich bietet für deutſche Mythologie und Volkskunde noch ein ergiebiges Feld,

wenn auch Tyrol und Siebenbürgen, Nieder-Oeſtreich, Böhmen, Steiermark, Weſtungarn, Krain u. ſ. w. ihre Sammler und theilweiſe auch ihre Bearbeiter gefunden haben. Profeſſor Vernaleken, deſſen „Alpenſagen" allgemein eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden haben, giebt im vorliegenden Buche einen ſchätzenswerthen Beitrag zur deutſchen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde zu dem Zwecke, die bereits gewonnenen Reſultate der deutſchen Mythologie, Volks- und Sittenkunde theils mit neuen Zeugniſſen aus bisher unerforſchten Landestheilen zu belegen, theils durch neue Züge zu bereichern. Den Inhalt ſchöpfte er aus der lebendigen Quelle, wie ſie eben noch fließt, aus der mündlichen Ueberlieferung in den verſchiedenen Theilen unſeres Vaterlandes. Dabei hat er die hiſtoriſchen Sagen ganz bei Seite gelaſſen und das Augenmerk nur auf die Mythenreſte gerichtet. Den Stoff hat er ſyſtematiſch geordnet und dadurch dem Bearbeiter einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Ueber Wuotan, den Tod, über Erd-, Berg- und Waſſergeiſter u. ſ. w. erhalten wir theils neue charakteriſtiſche Züge, theils werden die in den verſchiedenen deutſchen Landen verzeichneten durch die in Oeſtreich vorgefundenen bekräftigt, alle aber beweiſen die eigenthümliche Wanderluſt der Sagen und Lieder, das Gemeinſame der deutſchen Volksdichtung. Iſt einerſeits Alles, was der Nationalgeiſt ſchafft, bedeutſam und dauernder als das, was der Einzelne ſchafft, ſo beſtätigt andernſeits nichts ſo ſehr die nahe Verwandtſchaft der Völker des Indo-Germaniſchen Stammes als der Mythus und die Sprache. — Von wiſſenſchaftlichem Standpunkte können wir dem Herausgeber ſomit nur die volle Anerkennung ausſprechen.

Allein auch für jene Klaſſe der Bevölkerung, welche dieſer Auffaſſung der Mythenforſchung ferner ſteht, ſind Vernaleken's „Mythen und Bräuche" ein ſehr empfehlenswerthes Buch. Insbeſondere iſt der Oeſtreicher für wahrhafte Volksdichtung empfänglicher als mancher Bruderſtamm; und wo ſprudelt die friſche Volksdichtung reiner und heller, züchtiger und phantaſiereicher als in jenen nationalen Produkten, die wirklich unmittelbar der Volksgeiſt geſchaffen? Das nationale Bewußtſein wurzelt tief in dieſem Boden, daraus keimt die ſchöne Blume der Poeſie und der Kunſt empor. Wer nimmt nicht in geſchäftsfreien Stunden mit Vergnügen ein Buch zur Hand, in dem er Erholung und Erhebung findet? und wo finden wir dieſe beſſer und reiner als in einer derartigen Sammlung, welche das geiſtige und gemüthliche Leben unſerer Altvordern abſpiegelt?

Es iſt zu bedauern, daß der Raum einer politiſchen Zeitſchrift es nicht geſtattet, einige Proben aus dieſer Sammlung vorzulegen; doch zweifeln wir nicht, daß Jeder, der geſunden Sinn für wahre Volksdichtung hat, und deſſen Geſchmack durch ſogenannte „Volksromane" und dergleichen Zeugs nicht gänzlich verdorben iſt, mit großem Vergnügen an den erfriſchenden Quellen des Volksgeiſtes verweilen wird. (W. Z.)

Literariſches.

Eine Sommerreiſe nach Tripolis, von Wilhelm Heine. Berlin. Beſſer'ſche Buchhandlung (W. Hertz).

Herr Heine, der bekanntlich Maler und Bürger der nordamerikaniſchen Freiſtaaten iſt, erhielt vor längerer Zeit den Auftrag, einige Wände des Capitols zu Waſhington durch Gemälde zu ſchmücken, welche die Kämpfe der nordamerikaniſchen Flotte vor Tripolis in den Jahren 1801—1805 darſtellen ſollten. Er begab ſich deßhalb nach Tri-

polis, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Er reiſte durch Deutſchland und Frankreich, ſchiffte ſich in Marſeille nach Malta ein und ſegelte von da nach Tripolis. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daſelbſt kehrte er, Italien flüchtig berührend, nach Deutſchland zurück. Die Schilderung jener Seekämpfe füllt daher auch einen großen Theil, etwa ein Drittheil, dieſer Reiſebeſchreibung, und die Geſchichte Malta's, namentlich während der berühmten Belagerung La Valetta's durch die Türken, füllt ein zweites Drittheil; Beide enthalten intereſſante Einzelheiten; der eigentliche Reiſebericht enthält nur »flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reiſenden«. Das ganze Buch lieſt ſich indeſſen angenehm.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 7. September.

Die beiden Haupt-Ereigniſſe der letzten Zeit, den Handwerkertag und den Juriſtentag übergehe ich hier mit Stillſchweigen, ich glaube vorausſetzen zu dürfen, daß dieſelben ihre beſondere Berückſichtigung finden werden.

Innerhalb der miniſteriellen Partei ſcheint man einer großen Majorität in der bevorſtehenden Seſſion des Landtags ſicher zu ſein, wenigſtens ſprach ein Miniſterieller jüngſt die feſte Ueberzeugung aus, daß die conſervative Partei in allen ihren Nüancen mit dem Miniſterium ſtimmen werde und ſtimmen müſſe, denn es walte ja darüber kein Zweifel ob, daß, wenn dies Miniſterium falle, ein Miniſterium Rodbertus-Kirchmann folgen müſſe. Wie naiv und freundlich! Auf ſolche Zöpfe beißt in unſeren aufgeklärten Zeiten Niemand mehr an. Richtiger iſt es ſchon, wenn kürzlich ein bekannter Staatsrath in einem deutſchen Mittelſtaate das gegenwärtige Miniſterium um deswillen empfahl, weil mit dieſem Preußen nach außen am ungefährlichſten ſei!

Manche Blätter haben Anſtoß daran genommen, daß der Chef des Hauſes Rothſchild in Paris — ein Jude — zum Preußiſchen General-Conſul daſelbſt ernannt worden iſt. Für uns liegt darin ſchon gar nichts Auffälliges mehr. Allein bedenklich war für uns doch noch der Umſtand, daß hierdurch der Grundſatz der Preußiſchen Regierung alterirt werden könne, nach welchem fremde Conſular-Beamte lediglich für Küſtenſtädte zuzulaſſen ſind. Zu unſerer Beruhigung haben wir indeſſen vernommen, daß die Preußiſche Regierung gerade aus Veranlaſſung jener Ernennung erklärt hat, bei der bisher beobachteten Praxis verharren zu müſſen. Ein Jude macht noch keinen chriſtlichen Staat — um mit dem Grafen Schwerin zu denken.

Die auf Anregung von Kammer-Verhandlungen Seitens des Miniſteriums des Innern angeordnete Reviſion der Etats-Verhältniſſe des hieſigen Polizei-Präſidiums durch eine Commiſſion hat bei weitem nicht die Ergebniſſe geliefert, die von einigen Seiten erwartet, auch bereits fälſchlich als gewonnen bezeichnet worden ſind. Die Commiſſion, deren nächſte Aufgabe es war, den Etat auf das Unerläßlichſte zu beſchränken, hat es an Eifer nicht fehlen laſſen, gleichwohl ſich bald überzeugt, daß manche Einrichtung, deren Wegfall oder Beſchränkung auf den erſten Blick möglich erſcheint, aufrecht erhalten bleiben muß. Dies Letztere iſt z. B. der Fall bei den Hauptmannſchaften, deren Wegfall für unzweifelhaft gehalten wurde, und die gleichwohl beſtehen

bleiben. Die jüngſt befohlene Erweiterung des Stadtgebietes wird auch noch verhindern, daß überhaupt irgend etwas Erhebliches von einer Beſchränkung des Etats ſichtbar wird, indem es nicht zweckmäßig ſein dürfte, von den vorhandenen Mitteln des Polizei-Präſidiums eher Etwas aufzugeben, bevor nicht die Erfahrung gelehrt hat, welche Erweiterung der polizeilichen Kräfte die Erweiterung der Stadt nothwendig macht.

Jüngſt hat die demokratiſche Preſſe von dem Vorhandenſein einer Cabinets-Ordre Friedrich Wilhelm's III. geſprochen, in welcher der Militairſtand darauf aufmerkſam gemacht wird, daß er in's Auge zu faſſen habe, wie der Bürgerſtand es ſei, der ihn ernähre. Das Manöver iſt nicht neu; wir erinnern uns, daß das officielle Organ, die »Preußiſche Staats-Zeitung«, ſchon in den vierziger Jahren eine authentiſche Erklärung brachte, daß eine ſolche Cabinets-Ordre nicht vorhanden ſei.

Aus Paris.

Den 3. September.

Zu einer guten Zauberformel gehört zweierlei: erſtens, daß ſie ſinnlos iſt, und zweitens, daß ſie einen verborgenen Sinn hat. Je mehr ſie dieſe beiden Eigenſchaften vereinigt, deſto wirkſamer erfüllt ſie ihren Zweck. Die Sinnloſigkeit muß auf der Hand liegen, damit der Verſtand gleich wiſſe, daß er, ſobald ihm die Formel entgegengehalten wird, in den Hintergrund zu treten habe: der Sinn muß tief, tief verſteckt ſein, denn, wird er gefunden, ſo iſt der Zauber entkräftet. Eine ſolche Formel iſt l'Empire c'est la paix. Als ſie vor Jahren ihre Erſcheinung machte, ſah Jeder, daß ſie der Vernunft in's Geſicht ſchlug, und daß ſie einer jener Widerſprüche war, welche darauf berechnet ſind, für Weiſe wie für Thoren gleich geheimnißvoll zu bleiben. Fühlte man doch, daß die bloße Exiſtenz des Kaiſerthums eine Kriegserklärung gegen das legitime, vertragsmäßige Europa war. Aber obwohl man hätte glauben ſollen, daß die Formel durch ihre eigene Unverträglichkeit mit den Thatſachen getödtet werden müſſe, ſo hat ſie ſich bei voller Friſche erhalten, ja ſie hat aus den Begebenheiten, welche ſie zu widerlegen ſchienen, neue Lebenskraft geſogen. Der ruſſiſche Krieg brach aus, und ſofort vernahmen wir, das Friedenskaiſerthum habe ſeine Weihe erhalten: Magenta und Solferino verliehen dem Satze eine doppelte Kraft; jetzt rüſtet Europa, die Armeen werden in Schlagfertigkeit geſetzt, die Völker greifen zu den Waffen, da wird mit gewaltigerem Ernſte als je vorher der Zauberſtab über unſerem Haupte geſchwungen, und wieder hören wir die Worte: l'Empire c'est la paix.

Der Leſer kennt die Geſchichte von jenem alten Mütterchen, das bei den Nachbaren im Rufe ſtand, daß es Krankheiten beſprechen könne. Die geſcheute Frau hatte in der That ſchon mehrere erfolgreiche Curen gemacht, da wurde der Pfarrer auf ſie aufmerkſam und beſchied ſie zu ſich, um ſie wegen der Unkirchlichkeit ihres Gewerbes zu mahnen. Die Frau ſagte, ſie könne ſich nicht helfen, ſie werde durch eine höhere Macht getrieben. Nun gut, erwiderte der Pfarrer, wenn Sie es nicht laſſen kann, ſo brauche Sie wenigſtens eine unſchuldige Zauberformel, zum Beiſpiel: „Pax tibi dixi, nutzt's nichts, dann ſchadt's nichts«. Die Frau verſprach's und ging. Bald darauf ward der Pfarrer krank, er litt am Halſe, er konnte nicht ſchlucken, nicht reden; ſeine Wärterin holte das alte Mütterchen. Die Heilkünſtlerin bewegte die Hände über das Geſicht des Todescandidaten und murmelte: „Pax tibi dixi, nutzt's nichts, dann ſchadt's nichts«. Kaum waren ihr die Worte entflohen, da röthete ſich das Geſicht des Pfar-

rers, eine Convulſion packte ihn, die ſich endlich in einem ungeheuren Lachen Luft machte. Dabei fuhr das Knöchelchen, das ihm den Hals verſtopft hatte, heraus,— er war geheilt.

Pax tibi dixi, es wäre nicht übel, wenn auch Europa das nächſte Mal, wo es mit dieſer Formel beglückt wird, in ein ungeheures Gelächter ausbräche und hierdurch das revolutionäre Knöchelchen, das ihm in der Kehle ſteckt, entfernte. Sicherlich wäre das der erſte Schritt zur Heilung. Aber es iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß dies geſchehen wird. Europa macht bis jetzt noch ſo ein abſcheulich ernſthaftes Geſicht, es würgt und würgt und bringt den Krankheitsſtoff nur immer tiefer in die Kehle hinein. Noch zeigt ſich nichts von einer tüchtigen reactionären Convulſion. Die Formel macht noch den Effect, den der Meiſter von ihr wünſcht, ſie lähmt, verkränkelt, verwirrt.

Alſo bleibt nichts übrig, als ihr auf den Grund zu gehen und ihren geheimen Sinn zu ſuchen. Ja, l'Empire c'est la paix hat einen Sinn, eine fürchterliche Wahrheit. Die Formel iſt weder Heuchelei, noch abſichtsvoller nonsense, ſie beſitzt eine Bedeutung, welche den peinlichen Zuſtand von Europa kennzeichnet. Das Kaiſerreich iſt der Friede, weil in den legitimen Mächten kein ſo unbedingter Gegenſatz wider daſſelbe lebt, daß er zu einem Entſcheidungskriege nöthigte: es iſt der Friede, weil kein Thron es wagt, einen principiellen Kampf wider das Kaiſerthum aufzunehmen; es iſt der Friede, weil es ein dem alten Rechte hingeworfenes Armuthszeugniß iſt, welches durch reiche ſelbſtſtändige Geſtaltung ungültig zu machen kein Material vorhanden iſt. Kurz, l'Empire c'est la paix heißt: es giebt keinen Krieg mehr gegen das Kaiſerthum.

Hiermit iſt natürlich nicht geſagt, daß die Kriege des Kaiſerreichs aufgehört haben. Im Gegentheil, dieſe kommen nun erſt recht in die Mode; und zwar ſind die Kaiſerkriege Friedenskriege. Sie haben ſämmtlich die Beſtimmung, den Kaiſerlichen Frieden zu beſtätigen, ihr Zweck iſt es, den Zuſtand zu befeſtigen, wo an einen Krieg gegen das Kaiſerthum nicht mehr zu denken iſt, und wo man das Empire in Frieden läßt, weil man ſich überzeugt hat, daß die imperialiſtiſche die allgemeine Stimmung Europa's ſei. Daher dürfen auch die Kaiſerkriege keine ganzen Kriege ſein, ſie treffen den Gegner nur ſo lange, bis er ſich der demokratiſchen Friedenstaufe hingiebt, ſie vernichten nicht, ſie ſtoßen nicht in das Herz, ſie öffnen nur das Herz für die Segnungen der neuen Aera. Nota bene, das Kaiſerthum begiebt ſich in ſolche Kriege nicht mit arrogant propagandiſtiſchem Eifer, ſondern eher wie ein Märtyrer, den das Schickſal mit ſich fortſchleppt Es ruft nicht den Zuſammenſtoß hervor, vielmehr ſtrebt es, ſeine Unſchuld möglichſt lange zu bewahren, und es zieht ſich augenblicklich zurück, ſobald es merkt, daß es den Impuls zur Bekehrung mitgetheilt hat.

Denn zu den Regeln des friedlichen Kaiſerthums gehört vor Allem der Grundſatz, daß die Aggreſſion unerlaubt iſt. Das Kaiſerthum läßt den Angriff an ſich kommen, nie wird es auf eigene Hand einen Krieg beginnen, oder, um mit den Worten des Kaiſers ſelber zu reden: »nie wird es von dem Pfade der Mäßigung und Gerechtigkeit abweichen, welcher Frankreich bei Größe und Wohlfahrt erhält.« Alſo beherrſcht Frankreich, obwohl es einerſeits ein Märtyrer des Fatums iſt, doch auch andererſeits ſein Geſchick: „nos destinées sont entre nos mains"; es iſt eine echte herriſche Figur, ſich zügelnd und zugleich hingeriſſen, donnant l'impulsion de toutes les idées grandes et généreuses, und zugleich beſcheiden harrend, bis jene Ideen von ſelber wirken, handelnd und zugleich duldend.

Darf man alſo Frankreich verantwortlich machen, wenn die Anderen, in denen der Imperialismus noch nicht vollſtändig zum Durchbruch gekommen, ängſtlich und mißtrauiſch, widerſtandsläſtig und ruhebedürftig, bald zucken, bald vorwärts drängen?

Darf man die Schuld des Chaos, das im Geiſte der Anderen wirthſchaftet, auf das Kaiſerthum übertragen? Nein, glauben wir dem Grafen Perſigny, Frankreich erſchafft keine Kriſis — die Kriſis iſt in dem Gemüth der Anderen. Beklagt ſich Europa über Verluſte, ſo liegt hier jedenfalls, ſo weit Frankreich in's Spiel kommt, ein damnum absque injuria vor.

Aus London.

Den 3. September.

Man erinnert ſich der tröſtlichen Verſicherungen, welche Lord Malmesbury kurz vor dem Ausbruche des italieniſchen Krieges im Unterhauſe ertheilte: er habe, ſagte er, von ſämmtlichen Mächten, die bei der italieniſchen Frage betheiligt ſeien, die Zuſage erhalten, daß keine den erſten Schlag führen werde. Sardinien habe verſprochen, keinen Kampf gegen Oeſterreich zu beginnen, Frankreich habe verſprochen, nur dann ſeine Armeen in Bewegung zu ſetzen, wenn Sardinien angegriffen werde, und Oeſterreich habe verſprochen, Sardinien nicht anzugreifen: folglich ſei an einen Krieg nicht zu denken. Wenige Wochen nachher donnerten die Kanonen von Magenta! Aber wenn auch die Betheuerungen des britiſchen Miniſters durch die Thatſachen widerlegt wurden, ſo war die Politik des Grafen Malmesbury keineswegs eine erfolgloſe geweſen. Das britiſche Cabinet hatte den Streitern, als ſie ſo eben in die Arena einreiten wollten, Halt zugerufen; da ſtanden ſie nun, feſtgebannt, mit erhobenem Arm und entblößter Waffe einander anſtarrend. Solch eine widernatürliche Haltung mußte ihre Kräfte paralyſiren, noch ehe es zum Kampfe kam; und als nun endlich ein Schlag erfolgte, da war er gleich ein matter Schlag, wie wenn er blos deshalb geführt ſei, weil der bis dahin dem engliſchen Commando gehorſame Arm das Schwert nicht länger in der Luft halten konnte. Der Schlag war ein Reſultat der Erſchlaffung.

Wie es ſcheint, arbeitet gegenwärtig Lord John Ruſſell daran, dem Lord Malmesbury jenes Kunſtſtück nachzumachen. Er hat in Wien anzeigen laſſen, daß er jeden Schritt, den Oeſterreich über ſeine venetianiſchen Grenzen thue, als einen Verſtoß gegen das Princip der Nichtintervention anſehen werde. Um dieſe Ankündigung zu ergänzen, hat er dem Turiner Hofe zu wiſſen gethan, daß England keinen Angriff Sardiniens auf venetianiſches Gebiet billigen werde. Und damit der Kreis ſich glücklich abrunde, hat er dem Kaiſer Napoleon die Verpflichtung auferlegt, in die Entwickelung der italieniſchen Dinge nicht einzugreifen. So bannt Ruſſell die Mächte, deren raſche That vielleicht im Stande ſein würde, die italieniſche Verwirrung auf eine Bahn zu leiten, wo entſcheidende Löſung möglich wäre. Nur Eines iſt unantaſtbar: die Anarchie.

Börſen-Revue.*)

(Vom 29. Auguſt bis 5. September.)

Die hieſige wie die Wiener Börſe trug in dieſen 8 Tagen den Charakter einer entſchiedenen Flauheit, während die Londoner und Pariſer ſich ziemlich feſt behaupteten.

*) In der vorigen „Börſen-Revue", S. 393, Z. 18 von unten muß es 2½ pCt. ſtatt 22 pCt. heißen.

Es liefert dies also den besten Beweis, daß die hiesige Flauheit nicht durch größere und allgemeinere Kriegsbefürchtungen hervorgebracht ist, sondern lediglich durch ihre bei der Masse von östreichischen Papieren, welche dieselbe zu vertreten hat, sehr natürliche Abhängigkeit von der Stimmung und den Cousnotirungen der Wiener Börse. In Wien aber sind die Momente, welche auf die Börse wirken und in finanziellen Kreisen maßgebend sein müssen, anderer Art als hier und in London, von Paris nicht weiter zu reden, wo ein höherer Wille selbst den Stand des Börsen-Barometers beherrscht, der jetzt übereinstimmend mit den Reden zu Lyon und St. Etienne par ordre auf „Frieden" zeigen muß. In Oestreich sind die äußeren Zustände kaum verworrener als die inneren. Während man immer noch zögert, dem Lande diejenigen Einrichtungen und Veränderungen in der Verwaltung zu geben, welche vielleicht allein im Stande sind, die Instructionen zu paralysiren, welche sich Kossuth von dem großen Friedenskaiser in Paris geholt hat, und welche als eine unerläßliche Bedingung für die Möglichkeit besserer Finanz-Zustände hingestellt werden, erfordern die Vertheidigungsmaßregeln gegen äußere und innere Feinde einen immer steigenden Aufwand und machen schon von vorn herein die schönen Hoffnungen und Voranschläge des Finanzministers zu Schanden, der für eine Besserung der jetzigen traurigen Finanzzustände kein anderes Mittel hat, als ein für 1861 um 195 Millionen Gulden niedrigeres Budget für Militär und Marine! Es ist natürlich, daß die Börse ein solches Armuthszeugniß nur mit großer Entmuthigung aufnehmen kann, um so mehr als inzwischen sich die Zustände auf der italiänischen Halbinsel immer mehr verwirren, und während diese Zeilen unter der Presse sind, Franz II. wohl bereits sein väterliches Erbe einem Abenteurer überlassen und, das Schwert in der Scheide, à la Louis Philipp, mit Regenschirm und Paletot, die Flucht ergriffen haben dürfte. Wenn trotzdem die Course, namentlich der anderen Börsen, sich noch verhältmäßig gut behaupten, so kann man den Grund dafür wohl nur in der Hoffnung finden, daß bei den verschiedenen Erklärungen der übrigen Mächte, selbst Frankreich und England nicht ausgeschlossen, Garibaldi mit seinen Befreiungsschritten nicht über Neapel herausgehen wird. Es ist dies aber eben nur eine Hoffnung, und selbst wenn sie in Erfüllung ginge, wird deshalb Ruhe werden? wird und kann man Victor Emanuel und Garibaldi über Italien herrschen lassen? werden überhaupt gesicherte Zustände eintreten können, so lange die alten legitimen Herrscher Europa's ruhig zusehen, daß der Nationalitäts-Schwindel benutzt wird, um Throne zu stürzen und sie nach einer, wie bei einer General-Versammlung eingeladener Actionäre, künstlich erzeugten Majorität zu verschenken? Schon erdreistet sich der „National-Verein", Beschlüsse zu fassen und Erklärungen zu erlassen, und Italien schickt bereits einen Professor an ihn ab, um ihm ein Privatissime über den Satz aus der Persigny'schen Rede zu halten: „Frankreich sei Angesichts eines getheilten Deutschlands stärker" und ihn zu belehren, wie man sich zu benehmen habe, wenn die deutschen Regierungen etwa der fortschreitenden Revolution an den Grenzen Venetiens die Bajonette entgegen strecken wollten! Wie lange wird man dem noch ruhig zusehen und sich von dem billigen Weihrauchsduft der Popularität die Blicke verdunkeln lassen für die kaum verkennbaren Bestrebungen und Gelüste der Demokratie?

Mittlerweile hat die Verschlechterung der Valuta in Wien wieder neue Fortschritte gemacht. Man kann, indem man über die Darlegungen und Erwartungen des Finanzministers mitleidig die Achseln zuckt, sich nicht verhehlen, daß Oestreich zu seinen fortgesetzten Rüstungen neue Geldmittel wird beanspruchen müssen, daß es aber wohl kaum dabei an seinen Credit oder noch einmal an die Opferfreudigkeit seiner Unterthanen wird appelliren können, wenigstens dürfte nach beiden Richtungen hin ein namhafter

Erfolg nicht zu erwarten ſein. Man würde alſo im letzten Momente wieder zum Aeußerſten greifen und ſich wieder der Bank in die Arme werfen müſſen, was die Geldverhältniſſe des Landes auf Jahre hinaus verſchlechtern hieße. Die Entwerthung der Valuta würde dadurch eine noch viel größere werden, als im vorigen Jahre, wo das Silberagio auf 40 geſtiegen war, entſetzlich aber würde die Rückwirkung ſolcher Valutaverhältniſſe auf den Stand der Papiere ſein. Wenn dies auch nur Zuſtände ſind, die vielleicht nicht eintreten werden, deren möglichen Eintritt man doch aber bei Zeiten in's Auge faſſen muß, ſo kann man es wohl kaum der Börſe verdenken, wenn auch ſie rüſtet. Das Capital rüſtet, indem es ſich durch Realiſirung ſeiner Effecten mobil macht, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein; mit dem Capital rüſtet aber auch die Speculation, welche durch rechtzeitige Operationen à la baisse ſich in den Stand ſetzt, in dem Momente, wo die obigen Befürchtungen ſich verwirklichen, aus dem dann nothwendig eintretenden erheblichen Weichen der Courſe den Gewinn ihrer Unternehmungen zu realiſiren. In ſolchen Fällen ſind Baiſſe-Speculationen immer von wohlthätigen Folgen; treten die Befürchtungen, auf welche ſie baſirt waren, wirklich ein ſo beugen ſie durch das durch ſie hervorgerufene Deckungsbedürfniß und durch den Wunſch, den Gewinn zu ſichern, einem weiteren und heftigeren Weichen der Courſe vor; erweiſen ſich aber die Befürchtungen als grundlos, ſo erzeugen eben dieſe Deckungsbedürfniſſe der Speculanten in ihrem Wetteifer mit dem wieder ſchleunig Anlage ſuchenden Capital andrerſeits auch ein bei weitem höheres und ſchnelleres Steigen der Courſe.

In London hat beſſeres Wetter und dadurch geſteigerte Hoffnungen auf die Ernteergebniſſe der Börſe ein freundlicheres Ausſehen verliehen. Die fremden Zufuhren von Weizen waren zwar im Juli ziemlich erheblich, dennoch aber weiſen die Importliſten der erſten 7 Monate d. J. eine um 20 pCt. geringere Geſammtzufuhr nach, als diejenigen der beiden vorhergehenden Jahre, da vom letzten Jahre noch große Vorräthe vorhanden waren, die nun freilich wohl abſorbirt ſein werden. Außerdem ſind bedeutende Goldzufuhren von Amerika im Laufe der vorigen Woche eingegangen, der Baarvorrath der Bank hat um 133,000 Pfd. St. zugenommen, der Waaren-Export war im Juli d. J. um 1,237,000 Pfd St. ſtärker als im Juli v. J., John Bull iſt alſo vergnügt, und Conſols ſteigen.

An der Pariſer Börſe iſt noch immer die alte Stagnation. Louis Napoleon ſpricht zwar viel, aber er iſt nie der Herold ſeiner Thaten, und darum bleibt Rente trotz- und alledem auf 68 und kann ſich trotz aller Anſtrengungen und Escomptirungen nicht darüber erheben. Die Provinzen ſchicken täglich Effecten zum Verkauf, ja derſelbe Draht, der die Rede des Kaiſers von Lyon nach Paris brachte, brachte auch zahlreiche Verkaufsaufträge aus der zweiten Hauptſtadt des Landes — ein deutliches Mißtrauensvotum inmitten all' dieſes offiziellen Enthuſiasmus, dem ſich ſelbſt „die Witterung zur Verfügung" ſtellte! — Bei der anhaltenden Geſchäftsloſigkeit machte das Reſultat der Unterſuchung gegen die „Caisse l'union" viel von ſich reden, welche mit Verurtheilung der Geſchäftsinhaber zu 3 reſp. 4 Jahren Correctionshaus geendet hat. Bei einer Million Franken Geſellſchaftscapital gingen jährlich 3—400,000 Franken durch Börſenſpiel verloren, dabei wurden aber, um neue Opfer heranzuziehen, Bilanzen veröffentlicht, welche 10 bis 12 pCt. Gewinn ergaben, (tout comme chez nous!) Dieſe günſtigen Reſultate wurden in den Journalen ausposaunt, der Verwaltungsrath beſtätigte der vergnügten General-Verſammlung die Richtigkeit der Rechnungen, die Actionaire waren durch die großen Dividenden vollſtändig zufriedengeſtellt, bis endlich eines ſchönes Morgens Dividenden und Capital und die ganze „Caisse l'union" aufgehört hatten, zu exiſtiren. Es iſt dies mehr oder weniger die Geſchichte all' dieſer modernen Geſellſchaften, und es iſt

unbedingt zu loben, daß man in Frankreich mit Bestrafung solcher Felonie energisch vorgeht, während in Deutschland und selbst in unserer Nähe die Directionen solcher Gesellschaften mit einer unbegreiflichen Indolenz die Actionaire über den Stand des von diesen ihnen vertrauten Capitals im Unklaren halten und schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie die Actien auf einem ihren Werth weit übersteigenden Cours und dadurch die Actionaire in einer angenehmen Täuschung zu erhalten suchen. Das Erwachen aus derselben dürfte um desto schmerzlicher sein!

Ein warnendes Beispiel für alle Directionen und Actionaire giebt die Geschichte der Dessauer Landesbank. Es ist dies die Folge solch' unverantwortlicher Be- und Verwirthschaftung fremden Eigenthums und des Aufstellens unrichtiger und trügerischer, nicht auf den wahren Werth des Gesellschafts-Vermögens basirter Bilanzen. Leider läßt sich dieser Vorwurf mehr oder weniger fast allen Directionen und Verwaltungen der modernen Creditanstalten machen, und müssen wir daher auch fast allen ein ähnlich klägliches Ende in Aussicht stellen. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn die Direction eines Instituts weit über den Werth erworbene Bergwerke oder andere bedeutend im Werthe gesunkene Activa in der Bilanee doch noch zum Kostenpreise aufführt, und den Handel mit den eigenen, in der That kaum noch ertragsfähigen Actien lediglich dazu benutzt, die Actionaire, denen durch eigenthümliche Abfassung der Statuten der Zutritt zu der Generalversammlung und somit jede Interpellation fast unmöglich gemacht ist, durch einen unverhältnißmäßig hohen Stand der Actien zu beruhigen und über deren wahren Werth im Unklaren zu lassen? Wir wollen Niemanden nennen, aber wir müssen immer und immer wieder das Publikum vor jeder Geldanlage in dergleichen Effecten, am meisten aber vor den sogenannten „soliden" Credit-Actien und Commandit-Antheilen, warnen, weil diese im Course höher stehen, als die anderen, diese Solidität aber nur auf Täuschung beruht, und hierbei dann — früher oder später — der Verlust um desto größer sein wird.

Die Monatsabrechnung an der hiesigen Börse zeigte zwar einen Mangel an effectiven Stücken, so daß man in den meisten Fällen Leihgeld (Déport) bezahlte, dennoch aber waren die Course weichend; ein Beweis, daß die Speculation vorwiegend à la baisse und die Meinung der Speculanten auf ein weiteres Fallen der Course gerichtet ist. Unter den östreichischen Effecten ist die Speculation vorzugsweise auf Creditactien, neueste Prämien- und Nationalanleihe und Franzosen gerichtet, welche sämmtlich um 2 pCt. wichen (Creditactien waren sogar momentan noch 2 pCt. niedriger). Von den Eisenbahnactien wichen, sowohl durch Casse- als auch durch Speculationsverkäufe, Oberschlesische Litt. A. am meisten und zwar um 3 pCt., Anhalter und Freiburger um 2½, Holländische, Rheinische, Steele-Vohwinkel und Cosel-Oderberg um 2, Bergisch-Märkische, Potsdam-Magdeburger, Stettiner, Cöln-Mindner, Mecklenburger und Hessische Nordbahnactien um 1 pCt., nur Verbacher und Mainz-Ludwigshafener behaupteten sich fest und blieben gesragt. — Inländische Fonds waren in ziemlich guter Haltung, wiewohl etwas niedriger; für Prioritätsobligationen zeigte sich mehr Angebot als Nachfrage, und auch fremde Fonds waren eher etwas matter. — Unter den Credit-Actien ist das Weichen der Genfer um 3 pCt. am beachtenswerthesten, da wegen unzulänglicher Anmeldung von Actien die General-Versammlung verschoben werden mußte und somit der Beschluß wegen Zahlung der rückständigen Zinsen wieder in Frage gestellt ist. Wir begreifen nicht, wie bei einem so werthlosen Papier wie Genfer Creditactien die Zahlung der Zinsen, die doch nicht aus dem Vermögen, sondern nur von dem kleinen Reste des Gesellschaftsvermögens bestritten werden kann, überhaupt noch im Stande ist, günstig auf den Cours zu influiren. Nächstdem wichen Darmstädter um 2, Meininger und Schlesischer Bankverein um 1½, Disconto-Commanditantheile und

Deſſauer Landesbank weiter um 1 pCt, da der nun vom Verwaltungsrath ſelbſt veröffentlichte Bericht ebenfalls nicht geeignet iſt, ein nur einigermaßen günſtigeres Licht auf die Lage dieſes unglücklichen Inſtituts zu werfen. Auch Induſtrieactien waren niedriger, Hörder-Hüttenactien um 1, Minervaactien ſogar um 3½ Ct., nur die Actien der Deſſauer Gasgeſellſchaft gingen durch einige Kaufordres um 1 pC. höher.

Im Getreidehandel war es im Ganzen flau und niedriger, nachdem die Auguſt-Abrechnung vorübergehend einige Aufregung verurſacht hatte. Einige kleinere Speculanten hatten Roggen für den Auguſttermin in rapider Weiſe um 4 Thaler geſteigert, doch ging er im letzten Moment eben ſo ſchnell wieder um 5 Thlr. zurück. Im Terminhandel trat nach einem Steigen von ½ Thaler ebenfalls ein etwa um 1½ Thlr. weichender Preis ein; auch Loco-Waare und Weizen gingen um 2 Thlr. zurück. Rüböl war ebenfalls in matter Haltung und etwa ½ Thlr. niedriger. Spiritus bleibt für Loco-Waare und nahe Termine bei einer Schwankung von ½ Thlr. heute wieder wie vor acht Tagen, ſpätere Termine ſchließen etwa ½ Thlr. niedriger.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Carl Heinrich von Helldorff, am 22. Februar 1804 geboren, war der dritte Sohn des Stifts-Hauptmanns von Helldorff, der ſchon früh, im Jahr 1815 verſtorben, die Sorge für die Erziehung ſeiner unmündigen Kinder, ſeiner, durch hohe Bildung und umſichtige Thätigkeit ausgezeichneten Wittwe, geborenen Gräfin Hohenthal, hinterließ. — Auf der Schule in Schnepfenthal, ſpäter in Gotha erzogen, ſtudirte Carl von Helldorff von 1823 an auf der Univerſität Leipzig. Nach längeren Reiſen durch Frankreich und Italien übernahm er 1827 die Bewirthſchaftung der aus der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters ihm zugefallenen Rittergüter St. Ulrich, Stoebnitz und Groeſt. Seit 1829 mit der Tochter des Hofmarſchalls Freiherrn von Spiegel zu Weimar vermählt, wurde er 1833 als Kreisdeputirter des heimiſchen, Querfurter, Kreiſes gewählt und hatte als ſolcher in öfterer längerer Vertretung des Landraths Gelegenheit, ſeine lebhafte Theilnahme für öffentliches Wirken zu zeigen.

Im Jahre 1844, nachdem er ſchon ſeit Jahr und Tag das Amt verwaltet, wurde er als Landrath des Kreiſes gewählt und von Sr. Majeſtät ernannt. Seit 1840 war er als Deputirter der Ritterſchaft des Oſt-Thüringiſchen Bezirkes ein thätiges Mitglied der Provinzial-Landtage (ſächſiſchen) und wohnte im Jahre 1847 dem vereinigten Landtage zu Berlin bei; ebenſo dem traurigen vereinigten Landtage von 1848, wo der großartige Bau ſtändiſcher Verfaſſung, den Friedrich Wilhelm's IV. genialer Geiſt zu ſchaffen hoffte, von oben und unten bedrängt, den Stürmen der Zeit fiel. Jetzt kam für den Landedelmann und für den Landrath daheim eine ſchwere Zeit. Die Revolution, in den Städten genährt und der vielfach noch ungelöſten Rechtsverhältniſſe zwiſchen Gutsherrn und Bauern ſich als Handhabe bedienend, wurde von den zahlreichen kleinen Städten Thüringens und Sachſens aus auf das Land getragen. Verwüſtung der Jagd auf Königlichen und gutsherrlichen Revieren, ſtürmiſche Gemeinde-Verſammlungen, in denen die Menge das Communalvermögen zu theilen verlangte, aufgeregte Volksverſammlungen, in denen politiſche Fragen und die Einziehung der Landwehr discutirt wurden, letztere ſelbſt öfter in dem Städtchen Mücheln, in nächſter Nähe des Landrathsſitzes (St. Ulrich), waren an der Tagesordnung. Im benachbarten Eckartsbergaer Kreiſe hatte der Stockmann'ſche Aufruhr zum Schutz der National-Verſammlung längere Zeit alle Banden der Ordnung gelöſt, militäriſche Hülfe, Anfangs ganz fehlend, kam erſt ſpät die Behörden zu unterſtützen. — Da galt es denn allein, einzig dem Gewicht der Perſönlichkeit und der ruhigen Haltung vertrauend, dem Aufruhr, überall gegenwärtig, entgegen zu treten, — und in der That gelang es dem

Landrath bei seiner Thätigkeit und guten Art die Leute zu behandeln, unterstützt von dem Ansehen, das er und seine ausgebreitete Familie unter dem Landvolk genoß, weitere Ausschreitungen in seinem Kreise und das Umsichgreifen jenes Aufstandes zu hindern. Die Ruhe wurde hergestellt, die Landwehr glücklich eingezogen, und so Vielen das traurige Schicksal gespart, den kurzen Rausch mit langer Haft zu büßen.

Eine wohlverdiente Anerkennung des treuen Ausharrens im Dienste Sr. Majestät war die Verleihung des Hohenzollern'schen Hausordens im Jahre 1852. Die Stellung der Landräthe war nach jener stürmischen Zeit eine mühe- und sorgenvollere als vordem. Die, an tief eingreifenden Gesetzen fruchtbare Zeit von 1850 bis 1856 überhäufte die Landräthe mit den schwierigsten und oft unfruchtbarsten Organisations-Geschäften, lang und anhaltend auf allen Gebieten war der Kampf der Büreaukratie in liberalem und conservativem Gewande, gegen altes Recht, gegen ständische und communale Selbstständigkeit. Für den Landrath v. Helldorff kam neben manchem Besonderen, wie die Gründung einer Kreis-Sparkasse, Wegebauprojecten und Wegebesserung, die in jener Zeit die Kreisbehörden und Kreisstände beschäftigten, noch die Thätigkeit in den Kammern hinzu, die einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. In der Wahlperiode 1852 auf 1855 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses, als Vertreter des heimischen Wahlbezirks, und 1855 wurde er, vom ritterschaftlichen Verbande Ostthüringens präsentirt, zum Mitglied des Herrenhauses ernannt, dem er bis zu seinem Tode als regelmäßig anwesendes Mitglied und als ein treuer Vertreter der conservativen und ländlichen Interessen angehörte. Die so sich steigernde Arbeitslast, die, bei jährlichem längeren Aufenthalt in Berlin, die Verwaltung des Landrathsamtes außerordentlich erschwerte und zur Bewirthschaftung der eigenen Besitzungen kaum die nothwendigste Zeit ließ, bewog ihn im Jahre 1858 um Entbindung vom landräthlichen Amte zu bitten, die ihm unter Anerkennung der treu geleisteten Dienste gewährt wurde, und er hatte die Freude, das Landrathsamt einem seiner Neffen übergeben zu können, dem dritten von seiner Familie, der dasselbe übernahm. Neben den Geschäften des Landtags nahm von nun an die Bewirthschaftung seiner Besitzungen, der er als erfahrener und umsichtiger Landwirth vorstand, seine ganze Zeit in Anspruch. Schon 1837 war Carl v. Helldorff der Johanniter-Orden Allerhöchst verliehen worden. Nach der Reorganisation des Ordens Rechtsritter seit dem 25. Juni 1854, war er Schatzmeister des Ordens in der Provinz Sachsen. Die Landtagssitzung von 1859 auf 1860, die ihn, wie manchen treuen Anhänger des Königthums und der conservativen Partei mit Sorgen für die Zukunft erfüllen mußte, war die letzte, die er erlebte. Bald nach seiner Rückkehr von Berlin von einem Anfangs leichten Unwohlsein ergriffen, erlag er am 7. Juli 1860 einem heftigen Nervenfieber, 56 Jahr alt, noch im rüstigsten Mannesalter, Allen unerwartet.

Manches Tüchtige und Gute, das er als Landrath, Kreisstand und Gutsherr geschaffen und gefördert, das Gewinnende seines Wesens, das ihm bei allen Ständen Liebe erwarb, sichern ihm in seinem Kreise ein ehrendes Andenken. Vor allem aber war es die wahrhaft adlige, seine ganze Thätigkeit bestimmende Gesinnung, die in den weitesten Kreisen seinen Werth schätzen ließ. Jene Gesinnung, die das ererbte Gut und die sorgenfreie Lebensstellung nicht als Mittel zu behaglichem Wohlsein, sondern als von Gott gegebenes Amt betrachtend, sich im lebhaften Sinn für die dauernden Interessen der Familie und des Standes, und zumal in Anerkennung der wahren Standespflicht bethätigt, für das Beste des Vaterlandes im gegebenen Kreise, ohne Scheu vor Mühe und Opfern zu wirken, und dem persönlichen Interesse von allen den letzten Platz anweist.

Sein Tod versetzte eine Familie in tiefe Trauer, in der er 30 Jahre in glücklicher, mit zwei Söhnen und zwei Töchtern gesegneter Ehe, eine reiche Befriedigung gefunden hatte, und ließ ein gastfreies Haus veröden, in dem er manchem Jüngeren von nah und fern ein Vorbild ehrenfester ritterlicher Gesinnung gewesen war.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Der National-Verein.

Bekanntlich ſind es nicht gerade die edelſten Mitglieder des Thierreichs (Spinnen, Fröſche u. dgl.), an welchen man die Witterung am beſten betrachtet, und wir haben deshalb auch nicht die Abſicht, dem National-Vereine und ſeinen Führern ein Compliment zu ſagen, wenn wir das jüngſte Auftreten derſelben als Barometer für das politiſche Wetter benutzen.

Gewiß iſt es auf den erſten Anblick ein ſonderbares Schauſpiel, eine Verſammlung erwachſener Männer, welche mit größter Ernſthaftigkeit über Dinge beſchließen, über welche ſie auch nicht das Mindeſte zu ſagen haben, und das erſte Gefühl, welches ja immer das beſte ſein ſoll, treibt dazu, ſie nicht mit Zorn, ſondern mit kaltem Waſſer zu behandeln. Der erhabene Augenblick, wo Italien und Deutſchland in der Perſon ihrer edelſten Söhne — eines italieniſchen Profeſſors und eines deutſchen Advokaten — ſich einander in die Arme ſinken, er wirkt auf uns mit unwiderſtehlicher Komik, und unwillkürlich ſagen wir uns: ſolche Leute können nicht gefährlich ſein.

Nichts deſto weniger hat die Komödie auch ihre ernſthafte Seite, ernſthaf beſonders um deswillen, weil der höhere deutſche Schwindel in der Hauptſtad eines deutſchen Fürſten, und zwar eines Coburgers ſein Aſyl gefunden, und weil dieſe Spielart deutſcher Patrioten, wie ſie in dem National-Verein ihr Weſen treiben, erfahrungsmäßig nur dann tapfer wird, wenn ſie gute Rückendeckung hat.

Die Frage, welche uns beſchäftigt und intereſſirt, iſt deshalb auch weniger die, was der National-Verein will, ſondern was Andere mit ihm wollen. Wer iſt der Eigenthümer dieſes deutſchen Laubfroſches, wo wird die Parole ausgegeben, wer hat die Lebens-Verſicherung dieſer deutſchen Märtyrer übernommen?

Die deutſche Reichs-Verfaſſung, deren zeitiger Aufenthaltsort alſo doch nicht unbekannt zu ſein ſcheint, die ſchwarz-roth-goldene Fahne über der Preußiſchen, Preußens Hegemonie nur noch unter der Bedingung untadelhafter Führung, ein deutſches Parlament, welches alles Uebrige beſorgen wird: der Kaiſer der Franzoſen müßte ſeinen Dienſt ſehr ſchlecht verſtehen, wenn er dieſe deutſchen Ehrenmänner nicht beſtens zu benutzen verſtünde.

Selbſtverſtändlich iſt ja das Kaiſerreich um ſo ſicherer der Friede, je bereitwilliger die legitimen Fürſten die Hand dazu bieten, ſich ſelbſt abzuſetzen, und der Kaiſer Napoleon iſt nicht der Mann, gute Freunde lediglich um deshalb zu-

zu verfolgen, ſondern die weitergreifende und tiefere, den Verein ſelbſt gegenſtands- und ausſichtslos zu machen.

Wir halten hieran um ſo feſter, je mehr wir unſerer Seits den National-Verein weſentlich als Ausdruck und Produkt der Fehler der bisherigen Politik betrachten. Mit dieſen Fehlern wird auch er ſelbſt hinweggethan. Oder ſieht man wiederum den Wald vor lauter Bäumen und den wirklichen National-Verein vor ſeinen zeitigen Mitgliedern nicht?

Aber freilich kann nicht Jeder Jedes machen. Mit dem Herrn v. Vincke coquettiren und dem Herrn v. Bennigſen vorwerfen, die Herren Mathis und Carlowitz bewundern und das praktiſche Reſultat ihrer Theorieen der Criminal-Polizei überliefern: „bitte, bleiben Sie uns mit dieſer Art von Freiſinnigkeit vom Leibe.“

Herr v. Schleinitz aber — er möge uns dieſe Frage zu gute halten — wie gedenkt er ſeine eigene Politik hinauszuführen?!

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Hesekiel.**

Zwanzigſtes Capitel.
Auf einer Studentenſtube.

„Denn Treue ſteht zuerſt, zuletzt
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele d'rein geſetzt,
Dem wird die Krone werden.“
(Arndt.)

Begreiflicher Weiſe war die Gefahr, in welcher ſich die beiden Damen befunden hatten, und die kühne Entſchloſſenheit, mit welcher Herr von Rouvroy ſich den raſenden Roſſen entgegen geworfen und ſo die Rettung vollbracht hatte, das Hauptthema aller Geſpräche in Königsberg; die Theilnahme für den muthigen jungen Mann war in allen Kreiſen rege, und während der erſten Tage ließen ſich die vornehmſten Familien eifrig nach dem Befinden des Verletzten erkundigen, bis der Arzt die Erklärung gab, daß allerdings ein Hufſchlag die Bruſt getroffen, daß aber keinerlei üble Folgen für die Zukunft zu befürchten ſeien, und die Jugendkraft des Patienten in Bälde eine völlige Beſſerung herbeiführen werde. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in den Familien Kalnein und Verbandt die Theilnahme für Rowroy durch die Dankbarkeit geſteigert war. Die ſchöne Gräfin Sebaſtiane war in Folge des Schreckens krank und lag zu Bett, ihr Gemahl aber erkundigte ſich täglich zwei Mal in Perſon nach

des jungen Mannes Befinden und ſaß Stundenlang an deſſen Lager, ihn angenehm und leicht unterhaltend. Auch Fräulein Fabiane war mit ihrer Mutter mehrere Male ſelbſt in das Rienäcker'ſche Haus gekommen, und die beiden Damen hatten ſich lange mit der guten kleinen Madame Rienäcker unterhalten, die jetzt, wo ſie ihren jungen Hausgenoſſen ſo recht pflegen und abwarten konnte, erſt die ganze Liebe ihres vortrefflichen Herzens über ihn ausſchüttete. Fabiane hatte ihrer Mutter nun geſagt, daß Herr von Rouvroy auch ihr Beſchützer gegen die Räuber bei Mittenwalde geweſen, und die kluge Frau hatte dabei wohl einen tieferen Blick in das Herz der Tochter gethan, obwohl dieſe keineswegs ſich zu jenen Bekenntniſſen gedrängt gefühlt, deren Mitwiſſerin allein die geliebte Geſellin ihrer Kindheit, die Couſine Sebaſtiane war. Die ſchöne Gräfin hatte übrigens dieſer Bekenntniſſe gegen Fabiane bei deren täglichen Beſuchen in keiner Weiſe Erwähnung gethan; deſto mehr gedachte ſie derſelben im Stillen und hegte jetzt noch weit feſter wie früher die Ueberzeugung, daß Fabiane die Liebe des jungen Mannes gewinnen werde, dem ſie ihr Herz geſchenkt. Man rettet nicht umſonſt ein ſo ſchönes Mädchen, wie meine kleine Faba! ſagte die Gräfin oft lächelnd für ſich; inſtinctmäßig wußte ſie, daß ſich ein junger Mann von der Art des Herrn von Rouvroy nothwendig hingezogen fühlen müſſe zu einem Mädchen, welches ihm ihre Rettung verdankte; ſie freute ſich, trotz der überſtandenen eigenen Todesangſt und des daraus hervorgegangenen Leidens, über den Vorfall; denn weil ſie ſich ſo glücklich in ihrer Ehe fühlte, brannte ſie vor Begierde, ihre Fabiane in einem gleichen Verhältniſſe zu wiſſen.

Wenn nun die Theilnahme für Rouvroy auf dieſer Seite ſich ſehr lebhaft zeigte, ſo war ſie, wenn auch anderer Art, keine geringere in den akademiſchen Kreiſen, in denen ſich der junge Mann bewegte, und unter den jüngern Offizieren, von denen etliche mit ihm entfernt verwandt waren. Freilich war Rouvroy durchaus kein Mann der Geſellſchaft, er vermied es ſtets, ſich an die Spitze zu ſtellen, er trat lieber zurück, als daß er ſich vorgedrängt hätte, er hatte durchaus nichts Entgegenkommendes, und ſeine ſtolze Beſcheidenheit ließ ſich immer ſuchen, aber ſelten finden. Er hatte den Stolz auf ſeine adelige Herkunft, der einem Abkömmling von einem edeln Geſchlecht ſehr wohl anſteht, ſo lange er ſich der Verpflichtungen bewußt iſt, die eine lange Reihe edler Väter dem Träger ihres Namens auferlegt, aber Herr von Rouvroy hatte zugleich auch das Bewußtſein, daß er arm ſei, daß er ſeines Glückes eigener Schmied ſein müſſe, und darum war er ehrgeizig wie ein homo novus. Junge Leute ſolcher Art ſind ſelten; ſie ſind nicht das, was man „gute Geſellen" nennt, beliebt in Zeiten, in denen ein langer Friede dem Egoismus im Menſchen Raum läßt, ſich über alles Maaß hinaus zu entfalten, in denen Genuß oft ausſchließlich an die Stelle der That tritt und die brutale Genußfähigkeit ſchon wie eine Art von Heldenhaftigkeit erſcheint; in Zeiten, wo Phraſe und Geld bald mehr als Ziele denn als Mittel betrachtet werden, da ſchiebt man dergleichen unbequeme Geſellen, deren ernſte Erſcheinung oft ſchon wie eine unliebſame Kritik auftritt, ſo raſch als möglich bei Seite und läßt ſie, wie alle Genuß ſtörenden Mahnungen, ſo weit und ſo lange links liegen, als es irgend geht.

Die warme Theilnahme nun, welche die männliche Jugend Königsbergs für den ernſten jungen Mann zeigte, der Eifer, mit welchem ſich Offiziere und Studenten in den erſten Tagen in die Nachtwachen theilten, bewies ebenſoviel für Herrn von Rouvroy, wie für den Geiſt, der in dieſer Jugend lebendig war.

Etwa vierzehn Tage nach der verhängnißvollen Schlittenfahrt finden wir vier junge Leute auf einer großen, etwas wüſten Studentenſtube verſammelt; die ſchmalen Fenſter dieſes Gemaches geben Ausſicht auf einen tief verſchneiten Garten, und unter dieſe Fenſter hat man einen plumpen Tiſch geſchoben, um die hellere Beleuchtung zu benutzen, denn im Hintergrund des ſchmalen und tiefen Gemachs dunkelt es bereits, dadurch aber hat man ſich der wärmenden Nähe des großen Kachelofens ganz entzogen; es iſt empfindlich kalt darum, aber nur die gerötheten Hände der jungen Leute verrathen das, die Herren ſelbſt ſcheinen nichts davon zu fühlen, und wenn ſie die Kälte ſpürten, ſo würden ſie es nicht merken laſſen, denn für weibiſch und memmenhaft galt ihrer ſchwungvollen Jugend die weiche Nachgiebigkeit gegen Froſt oder Hitze. Sie waren überzeugt, daß eine feſte männliche Seele nur in einem feſten, männlichen Körper ungehindert hauſen könne, darum bei Allen ein Streben nach Abhärtung, das ſelbſt in ſeinen Uebertreibungen noch etwas Achtungswerthes hatte, nach Kräftigung des Leibes durch körperliche Uebungen aller Art, das erſt widerwärtig wurde, als es in den Turnübungen zum Selbſtzwecke wurde und nun oft eine unausſtehliche Rohheit nach ſich zog.

Die jungen Männer, von denen zwei die Preußiſche Uniform trugen, hatten gemeinſchaftlich geleſen, das Buch lag noch auf dem Tiſch, es war die verdienſtliche kleine Schrift: Was erwartet Preußen von ſeiner Jugend? den Verfaſſer deſſelben kennt man heute ſo wenig, wie man ihn damals kannte; es ward verſichert, das Büchlein ſei auf Befehl der Königin Louiſe gedruckt worden, jedenfalls hat es in ſeiner feurigen Ausdrucksweiſe und ſeinem eifrigen Beſtreben, die Jugend für das Vaterland zu begeiſtern, einen weſentlichen und fruchtbaren Einfluß namentlich auf die ſtudirende Jugend Preußens in jenen Tagen geübt.

Die Vorleſung war beendet, und ein eifriger Meinungs-Austauſch fand ſtatt.

„Du haſt trefflich geleſen, lieber Frenzel," rief Einer der Offiziere, „jetzt erſt habe ich die Schrift recht verſtanden, mir war doch Vieles entgangen, ſo aufmerkſam ich für mich geleſen. Jetzt erſt weiß ich, warum für die Preußen König und Vaterland eins ſein müſſen!"

„Ja, Frenzel hat trefflich geleſen," nahm der andere Offizier, ein langer Blonder mit ſpitzem Kinn und funkelnden Augen das Wort, „aber ich wußte ſchon lange vorher, warum König und Vaterland eins ſind für uns, denn ich habe es ſelbſt geſehen, als der König in Memel war; kein Stück Preußiſcher Erde mehr, auf das nicht der harte Fuß des Franzoſen trat, da hatten wir das Vaterland nur noch, weil wir den König noch hatten; iſt's nicht ſo?"

„Es iſt ſo," erwiederte Frenzel, ein kleiner, lebhafter, freundlicher Geſell

mit geiſtvollem Lächeln, „aber dieſe Erfahrung, lieber Wenzlaff, hat uns nur gelehrt, daß Vaterland und König eins ſind, nicht warum ſie es ſind. Mein Leſen verdient übrigens keine Anerkennung; wer ein gutes Buch nicht gut vorleſen kann, wenn er es zum fünften Male vorlieſ't, der kann überhaupt nicht leſen.“

„Ich ſehe eine beſondere göttliche Fügung darin,“ begann jetzt der Vierte, ſein dunkellockiges Haupt weit vorbeugend, „ich möchte ſagen eine göttliche Gnade, daß Preußen allein den Vorzug hat, König und Vaterland nicht trennen zu können.“

„Hat Preußen wirklich allein dieſen Vorzug?“ rief der ältere Offizier ſichtlich überraſcht.

„Iſt das wirklich ein Vorzug?“ fragte Frenzel ſinnend.

„Preußen hat wirklich dieſen Vorzug allein,“ verſetzte der Dunkellockige, indem er ſich zurückwarf und mit ſeinen leuchtenden Augen Einem nach dem Andern in's Geſicht blickte, „und,“ ſetzte er ſcharf hinzu, „es iſt ein wirklicher Vorzug!“

„Erkläre Dich näher, lieber Wild!“ drängte Frenzel lebhaft.

„Du ſcheinſt das zu bezweifeln?“ fragte der Dunkellockige dagegen.

„An ſich nicht,“ entgegnete Frenzel nachdrücklich, „aber ich fürchte, daß es einer von jenen Preußiſchen Vorzügen iſt, die es dem deutſchen Volke ſo ſchwer machen, zu einer Einheit zu gelangen. Ich habe euch ſchon mehrmals geſagt, daß es vielmehr die beſonderen Vorzüge als die beſonderen Fehler Preußens ſind, die des deutſchen Volkes Einheit hindern, ich kann aber einen ſolchen Vorzug für keinen wirklichen Vorzug anerkennen, wir ſollen erſt Deutſche ſein, und dann Preußen.“

„Nein,“ rief Lieutenant Wenzlaff haſtig und im Tone tiefſter Ueberzeugung, „nein, wir ſollen erſt Preußen und dann Deutſche ſein.“

„Ich bin Wenzlaff's Anſicht,“ ſprach der Dunkellockige ernſt, „Du mußt zugeben, Frenzel, daß wir erſt unſere beſonderen Pflichten als Mitglieder der Familie, als Bürger einer Stadt, als Mitglieder unſeres Standes zu erfüllen haben, ehe wir ſelbſt an die preußiſch-ſtaatsbürgerlichen, und endlich an die deutſchen kommen.“

„Mit demſelben Rechte,“ warf der Angegriffene ein, „könnteſt Du behaupten, daß unſere Chriſtenpflichten denen nachſtünden, die wir als Preußen, ja als Deutſche haben, denn die Chriſtenheit iſt ein noch viel weiterer Begriff als Deutſchland.“

„Das trifft denn doch nicht ſo ganz,“ erklärte Wild ruhig, „die Chriſtenpflicht iſt zu üben in allen Verhältniſſen, ſie ſchließt keine andere aus, ſondern erhöht jede andere; übrigens, mein Lieber, halte ich die Pflichten, die wir gegen Deutſchland haben, für keine geringeren, als die, welche uns das Preußiſche Vaterland auferlegt, es ſind die letzteren nur die näheren.“

Der lebhafte junge Mann ſchüttelte den Kopf; ſichtlich war er nicht überzeugt, aber er ſchwieg und winkte dem Andern fortzufahren, mit einem Blick, der deutlich verrieth, daß er überzeugt ſei, ſeinen Gegner gleich noch auf einem noch günſtigeren Terrain bekämpfen zu können.

„Allerdings," fuhr der Dunkellockige fort, „haſt Du darin recht, Freund, daß es viel mehr die beſonderen Vorzüge des Preußiſchen Vaterlandes ſind, als ſeine Fehler, welche das deutſche Volk hindern, zur Einigkeit zu gelangen; wie aber, wenn die Einigkeit gar nicht in dem Willen Gottes läge, wenn die Einheit Deutſchlands, von der jetzt ſo oft geredet wird, eine Unmöglichkeit wäre?"

Unmuthig wendete ſich Frenzel ab, eine heftige Entgegnung ſchwebte auf ſeiner Lippe; er unterdrückte ſie mannhaft, denn es war eine gute Sitte unter dieſer Jugend, man unterbrach den Sprechenden nicht unhöflich.

„Zürne mir nicht, Freund," fuhr Wild mit herzlicher Bitte fort, „ich glaube nicht an eine deutſche Einheit, ich glaube nicht an die Wiederaufrichtung des heiligen deutſchen Reiches, ich würde eine ſolche Reſtauration beklagen, wenn ich ſie für möglich hielte; wohl aber halte ich die Einigkeit Deutſchlands für möglich, nach der ſollen wir ſtreben, nach der Einigkeit aller der deutſchen Stämme, die in all' ihren Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten ſo herrlich ſind. Seht, Freunde, darum hat Gott unſer theures Preußiſches Vaterland mit ſo vielen beſonderen Vorzügen ausgeſtattet, auf daß es ein Führer ſei den anderen Stämmen zu dieſer Einigkeit! noch ein Mal, Frenzel hat Recht, die Vorzüge Preußens hindern die deutſche Einheit und werden ſie hindern, ſo lange es Preußen überhaupt giebt, aber ſie fördern die deutſche Einigkeit, und kommt dieſe jemals zu Stande, ſo geſchieht es durch Preußen. Darum hoch, drei Mal hoch das ganze deutſche Vaterland, aber Preußen, unſer geliebtes Preußen voran!"

„Vortrefflich, ganz meiner Meinung, mir wie aus der Seele geſprochen, lieber Wild!" rief Lieutenant Wenzlaff und reichte dem Dunkellockigen die Hand über den Tiſch.

„Nun, und Du?" ſagte Frenzel etwas ſpitz zu dem andern Offizier, „biſt Du auch ſo ganz von dieſem beredten Anwalt des Particularismus überzeugt?"

„Ich kann nicht leugnen," entgegnete der Gefragte, „daß ich jetzt ſeiner Anſicht bin; aber freilich, es wird mir wohl mal wieder gehen, wie ſo oft bei Euch, wenn Du dagegen geſprochen haſt, werde ich Dir Recht geben müſſen!"

Dieſes Bekenntniß wurde mit einer ſo ritterlichen Freimüthigkeit abgelegt, daß es keinen Spott hervorrief.

„Tröſte Dich mit dem alten Fritz, lieber Woldenberg," ſagte der Dunkellockige, „der hörte auch mal zwei Sachwalter reden und ſprach, als der erſte geendet: „„Der Kerl hat Recht!"" Als aber der Zweite ganz das Gegentheil ausgeführt hatte, rief der König unangenehm überraſcht: „„Donnerwetter! der Kerl hat auch Recht!""

„Dieſes Mal" fügte Frenzel hinzu, „will ich Dir übrigens die Verlegenheit erſparen, denn ich werde keine Gegenrede halten; ich glaube an eine wahre und völlige Einheit des deutſchen Volkes, ein Volk, ein Reich, ein Kaiſer! ich beklage es, daß Wild und Wenzlaff meinen Glauben nicht theilen, aber ich

kann es nicht ändern; Du biſt Dir vielleicht nicht recht klar über Deine Anſicht, lieber Woldenberg, ich denke aber immer, daß Du als Preußiſcher Edelmann und Officier in dieſem Punkte von Natur ſchon mehr mit den Beiden als mit mir übereinſtimmſt. Es iſt das alſo ein dreifaches Weh, Wild, Wenzlaff und Woldenberg für mich, aber dennoch will ich nicht verzagen, ſtrebt Ihr nur tüchtig nach der deutſchen Einigkeit, helft die erſt herzuſtellen, dann wird die Einheit ſchon von ſelbſt daraus hervorgehen."

„Die Einigkeit iſt Freiheit, die Einheit Sclaverei!" ſagte Lieutenant Wenzlaff raſch. Offenbar war Frenzel in ſeiner lebhaften Weiſe drauf und dran, eine etwas heftige Antwort zu geben, da begann Wild, um dem zuvor zu kommen, mit ſonorer Baßſtimme zu ſingen, und ſofort fielen die Andern ein:

Brauſet Winde! ſchäume Meer!
Mir im Herzen brauſ't es mehr;
Schlage, Unglückswetter, ein!
Muth will trotzig oben ſein!
Froh für's theure Vaterland
Faßt das Eiſen ſeine Hand,
Für das Laſter feig und feil
Wird ſein Wort zum Donnerkeil.
Seine Rüſtung heißet Gott,
Darum iſt die Welt ihm Spott;
Freiheit klingt ſein Feldgeſchrei,
Darum haßt er Tyranei.
O, wie ſelig iſt der Mann,
Der in Wahrheit ſagen kann:
Du, Gefahr, biſt meine Braut,
Treue, du mir angetraut!
Will die Welt in Scheitern gehn,
Muth allein bleibt ruhig ſtehn.
Ja fällt ſelbſt der Himmel ein,
Muth wird Gott mit Göttern ſein!

„Ja," rief Frenzel begeiſtert durch den Geſang, „ich merke wohl, daß ihr mir mit dem Liede meines herrlichen Freundes Ernſt Moritz Arndt den Mund ſtopfen wollt, ſei es drum! Freunde, den Mann ſolltet ihr kennen, der Mann iſt halb Kind und halb Löwe."

„Darin ſtimmen wir ganz überein," fuhr Lieutenant Wenzlaff ebenſo begeiſtert fort, „alle Lieder, die ich von Arndt kenne, riſſen mich immer wieder hin, und ich brauche, wenn eine ſchwache Stunde kommt, nur einen Vers von Arndt vor mich hin zu ſummen, und ſofort habe ich neuen Muth."

„Arndt's Lieder können nur von Deutſchen geſungen, aber auch nur von Deutſchen verſtanden werden!" meinte Wild und ſtrich ſich die dunkeln Locken aus der klaren Stirn.

„Ich will nichts gegen Arndt ſagen," bemerkte Woldenberg, „ich liebe ihn auch, aber lieber iſt mir doch mein Vetter, der Schenkendorff."

„Er iſt eben Dein Vetter!“ erklärte Wenzlaff.

„Das kann's nicht ſein,“ entgegnete Woldenburg, „ich war begeiſtert von ſeinem Gedicht auf Schill, ehe ich wußte, daß Max der Dichter war, nie haben andere Gedichte auf mich einen ſo tiefen und doch ſo wohlthuenden Eindruck gemacht.“

„Nein,“ rief Frenzel eifrig, „Woldenberg hat recht, es iſt nicht Parteilichkeit für den Vetter, die ihn Schenkendorff über Arndt ſtellen läßt. Mir iſt Arndt mehr als Schenkendorff, aber ich begreife, daß Woldenberg gerade Schenkendorff vorzieht. Arndt's Poeſie wandelt ganz prunklos, ſchlicht und einfach einher, der deutſche Bürger in ehrenfeſter Häuslichkeit am eigenen freien Herd, neben ihm das Schwert und die Büchſe, die züchtige Hausfrau in deutſches Linnen gekleidet, mit ſtillem Antlitz und fleißiger Hand, der deutſche Jüngling, den die Männer im Gebet wehrhaft machen, das iſt die Poeſie Ernſt Moritz Arndt's! Wie Hermann der Cheruſker ſchreiten Arndt's Ideale, die Helden Schenkendorff's dagegen ſind mittelalterliche Ritter, ſie gehen mit dem Handſchuh ihrer Dame am Helm, oder mit der Schärpe von ihren Farben ins Gefecht. Es ſind wackere, ſtreitluſtige Herren, ſie wiſſen ihre Lanze eben ſo gut zu brechen, wie im Sängerkrieg auf der Wartburg mit dem Lied zu ſtreiten. Es ſind ächte Edelleute, denen mit dem Bewußtſein ihres eigenen Werthes die Anerkennung und Achtung der andern Stände, der guten und getreuen Städte, der ehrlichen gottesfürchtigen Bauern nicht verloren gegangen iſt. Mein Arndt weiß nichts vom Mittelalter, der Lehnstreue gegen den Oberherrn, der Huldigung der Frauen, der Ordnung der Stände, er weiß nur von einem großen Vaterland zu ſingen, von dem aber ſingt er wie gar kein Anderer, darum liebe ich ihn mehr als alle Andern, aber ich begreife, daß dieſer Woldenberg, der ein ſo guter Edelmann wie der König ſelbſt iſt, ſich mehr hingezogen fühlt zu dem Dichter, der da ſingt:

Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten ſich'res Licht,
Tauſcht ich nimmer um das Neue,
Um die wälſche Lehre nicht!“

Woldenberg drückte dem feurigen Redner gerührt die Hand.

„Du haſt trefflich geredet, mein lieber Bruder!“ rief Wild heiter, und Lieutenant Wenzlaff nickte freudig zuſtimmend.

Im Haß gegen die wälſche Lehre, gegen die Franzoſen waren ſie Alle einig.

Ein feſter Schlag erſchütterte die ziemlich loſe in ihren Angeln hängende Thür, die vier Freunde ſchauten ſich um, und ihre Mienen verriethen einigen Unmuth über die Störung. Da ſie den Eintretenden aber, der ihnen mit kräftiger Stimme ſeinen guten Abend zurief, erkannten, ſprangen ſie fröhlich auf und hießen ihn willkommen.

„Guten Abend, Drieberg! Willkommen! Wie geht es heut mit Rouvroy? wie geht es Dir?“ ſo klangen Fragen und Grüße durcheinander.

Herr von Drieberg, der Einzige faſt, mit dem Robert von Rouvroy näher befreundet war, ſtand lächelnd ſtill und ſprach dann mit ſtark mecklenburgiſchem Ausdruck: „Mit Rouvroy geht es ſehr gut, er läßt Euch Alle grüßen und für

Eure Theilnahme danken, ich ſagte ihm, daß ich Euch hier treffen würde. Mir geht es auch ganz leidlich, und ich danke ebenfalls für Eure Theilnahme!"

Als der junge mecklenburgiſche Edelmann dieſe Rede beendet, ſetzte er ſich behaglich auf den nächſten Stuhl und überließ es Wild, ſich einen andern Sitz zu ſuchen, was nicht ohne Schwierigkeit war, da die Stube nur vier Stühle aufzuweiſen hatte. Nachdem Wild ſich einen Augenblick umgeſehen, obwohl er ſehr gut wußte, daß er nur vier Stühle hatte, nahm er Platz auf der Tiſchplatte, und Keiner ſeiner Freunde wunderte ſich darüber.

„Ich wäre heute nicht zu Euch gekommen," begann Drieberg, „wenn ich nicht von Euch, und zwar von Euch Allen guten Rath wollte in einer wichtigen Angelegenheit, in der ich heute noch mich entſchließen ſoll!"

Frenzel lachte!

„Was lachſt Du, bewegliches Kind der Muſen!" fragte Drieberg etwas verwundert.

„Weil Du Dich ſchon entſchloſſen haſt!" erwiderte der Gefragte.

„Wie kannſt Du das wiſſen, o, weiſer Jüngling?"

„Weil ich Dich kenne, Rittersmann aus Mecklenburg," lautete die raſche Antwort, „Du pflegſt Deine Entſchlüſſe allein zu faſſen, was ich Dir auch weiter nicht verdenken will, danach frägſt Du Deine Freunde um Rath, ſtimmt der Rath zu Deinen Entſchlüſſen, ſo erkennſt Du die Weisheit der Freunde an, ſtimmte er nicht, ſo thuſt Du doch mit ächt mecklenburgiſcher Stiernackigkeit, was Du vorher beſchloſſen. Macht er's nicht immer ſo?"

Lachend ſtimmten die Freunde bei, und Drieberg ſelbſt lachte mit; gleich darauf aber wurde er wieder ernſthaft und ſagte: „Ich bin wirklich noch nicht entſchloſſen, ob ich in den Tugendbund eintreten ſoll, jedenfalls trete ich nur ein, wenn Ihr Alle meinem Beiſpiele folgt!"

„Dann trittſt Du nicht ein!" erklärte Wenzlaff, „ich habe auch Veranlaſſung dazu gehabt, aber ich habe es abgelehnt, mich will's bedünken, als ſchicke ſich eine geheime Verbindung nicht für einen Königlich Preußiſchen Officier!"

„Gneiſenau und andere Officiere ſind Mitglieder!" bemerkte Drieberg.

„Andere mögen anders darüber denken," beharrte der Lieutenant, „übrigens weiß ich beſtimmt, daß Gneiſenau nicht Mitglied iſt!"

„Es mögen brave Menſchen dabei ſein!" rief Frenzel, „die Abſicht iſt bei Vielen gut, aber es iſt nicht deutſch, ſich in geheime Bunde zu verſtecken!"

„Wenn's nicht deutſch iſt, dann iſt's auch nicht Preußiſch," meinte der Lieutenant von Woldenberg, „für mich hat dieſe ganze Tugendbundgeſchichte immer einen Beiſchmack von Verſchwörerei, ich will nichts davon wiſſen!"

„Nun biſt Du daran, dunkellockiger Sohn Maſurens, edler Wild!" forderte Drieberg auf.

„Lieben Freunde!" begann Dieſer mit der ihm eigenen Emphaſe.

„Antworten kann dieſer wackre Jüngling," unterbrach Drieberg halb unwillig, halb ſcherzend, „antworten kann er nicht, er muß immer eine Rede halten; nun meinetwegen laß fließen den Strom der Rede!"

„Lieben Freunde," fing Wild, ohne ſich beirren zu laſſen, wieder an,

meine Anſicht iſt, daß der Tugendbund nichts anderes wollen darf als das, was wir Alle mit deutſcher Ehrlichkeit und Preußiſcher Treue erſtreben, die Liebe zu König und Vaterland zu wecken und wach zu halten, den Haß gegen die wälſche Lehre, von der Schenkendorff ſingt, das heißt, den Haß gegen das Franzoſenthum in uns ſelbſt und Andern zu befeuern, kurz, das deutſche Bewußtſein gegen die wälſche Unterdrückung in's Gewehr zu rufen. Iſt das der Zweck des Tugendbundes, ſo bedürfen wir ſeiner nicht, wir handeln ſchon ohne ihn in dieſem Sinne, will jener Verein aber mehr, will er ſich in die Regierungsſachen miſchen, oder ſchmiedet er Pläne zu Handſtreichen, ſo will ich nichts von ihm wiſſen. Ein Student hat in ſolchem Vereine nichts zu ſuchen!"

„Und ein Officier noch weniger," ſchloß ſich Woldenberg an, „ſolche Pläne haben meinen tapfern Schill ins Verderben gejagt und manchen ehrlichen Soldaten mit ihm!"

„Schill gehörte nicht zum Tugendbunde!" bemerkte Wenzlaff.

„Das habe ich auch nicht geſagt, lieber Kamerad," verſetzte Woldenberg, „aber es ſoll im Tugendbund geplant worden ſein, was der muthige Reiter ausführen wollte!"

„Wir treten alſo nicht in den Tugendbund?" fragte Drieberg.

„Nein!" antworteten Alle entſchieden.

„Nun will ich Euch nur bekennen, daß Rouvroy mir Alles, was Ihr da vorgebracht habt, ſchon viel beſſer geſagt hat, ich war aber doch noch nicht entſchloſſen, jetzt bin ich's; mit Euch wäre ich eingetreten, ohne Euch will ich nicht!"

„Du warſt ſchon vorher entſchloſſen, edler Drieberg," rief Frenzel, „nur warſt Du Dir Deines Entſchluſſes nicht bewußt!"

„Dieſes bewegliche Muſenkind muß immer Recht behalten," lachte Drieberg, „nächſtens wird es behaupten, ich hätte die Abſicht, den ganzen Bonaparte in die Taſche zu ſtecken, nur wäre ich mir dieſes hochverrätheriſchen Entſchluſſes nicht bewußt!"

„Solchen lobenswerthen Entſchluß haſt Du gewiß," ſetzte Frenzel den Scherz fort, „ich empfehle Dir aber, Dich bei der immerhin etwas gefährlichen Ausführung deſſelben der Taſche unſeres Wild zu bedienen!"

„Warum gerade Wild's Taſche?" fragte der Mecklenburger.

„Weil die immer leer iſt, und der Bonaparte Platz braucht!" erwiederte lachend der Gefragte.

Lachend trennten ſich die Freunde.

Umſchau.

So hat denn die Revolution aufs Neue eine Eroberung gemacht und einen Thron, der die Arbeit der Jahrhunderte war, im Geſchwindſchritt weniger Tage umgeſtürzt, um ſofort zu einem neuen Umſturzwerke zu ſchreiten. „Einer nach dem Andern.“ Dieſer bonapartiſtiſche Kunſtgriff, deſſen weltzerſtörende Wirkungen die ganze Schwäche und Anſchauungsloſigkeit unſerer Politiker und Diplomaten auf eine ſo ſchonungsloſe Weiſe aufdeckt, legt nun plötzlich wieder die Maske ab, und die ſolidariſch mit ihm verbündete Revolution wird nun, da keine Königlich neapolitaniſche Armee mehr aus dem Wege zu ſchieben iſt, und auch das beflügeltſte Halt!, das die legitime Welt der Anarchie etwa zuzurufen beabſichtigen könnte, zu ſpät, viel zu ſpät in dem von Siegen trunkenen Heerlager der Revolutionaire eintreffen würde — die bonapartiſtiſche Revolution wird nun keine Veranlaſſung mehr haben, mit der Entthronung auch des katholiſchen Kirchenfürſten zu ſäumen. Die ſchönthueriſche Sorge für die Sicherheit des Papſtes, für die Unverletzlichkeit Roms und des Kirchenſtaates hat ihre Dienſte gethan, wie in allen früheren Fällen: ſie kann jetzt verabſchiedet werden und wird nur, damit der ſeine Spieler nicht auf zu plumpe Weiſe aus der Rolle falle, noch ein Weilchen fortgeſetzt werden, um ſich insgeheim mit ſtrategiſchen Anweiſungen zu kreuzen. Und nach dem Sturze des päpſtlichen Thrones — was dann? Wer wäre ſo blödſinnig, auch nur einen Augenblick zu zweifeln, daß die revolutionaire Marſch-Ordre dann auf Venedig ausgegeben werden wird, und abermals — dann? Dann wird es für die mitteleuropäiſchen Staaten zu ſpät ſein, und der Umſturz des Continents wird ſich bis weit über die Weichſel hinaus ausdehnen. Das legitime Königthum ſchläft über einem Vulkan und ſcheint erſt erwachen zu ſollen, wenn ihm das Haus bereits über dem Kopf brennt, und wenn es dann erwacht, was — dann? Dann wird man den Schlaftrunkenen wie eine ſeelloſe Maſſe werfen, wie und wohin man will. Es liegt ein unbarmherziges, unabtreibliches Schickſal in dieſer Sünde einer muthwilligen Verkennung der Zeit verſchloſſen, und faſt ſcheint es, als ob Alles ſo kommen müſſe, ſo habe kommen ſollen ...

In der That ward das Princip der Legitimität ſchon in dieſem Augenblicke von dem Princip der Revolution überwunden, die ſolidariſch daher tritt, während jenes nach einem treuen Vertreter umſchaut, die geſchliffene Waffen führt, während dieſes, wie es ſcheint, nur geputzte trägt, die kämpft und arbeitet, während dieſes ſchläft und ſchlummert, die die ganze Gottloſigkeit der Zeit, den Durſt nach Geld und nach Genüſſen, den Mangel an Ehrgefühl, an Charakter, an Wahrhaftigkeit, an wirkſam lebendiger Tugend, zuletzt das geſammte europäiſche Judenthum, dieſen unermüdlich geſchäftigen Miſſionar einer neuen „glänzenden“ Gottheit, auf ihrer Seite und in ihrem Gefolge hat, während andererſeits auch in dem legitimen Heerlager Diejenigen das entſcheidende Wort führen, die ſtrenge und unbedingte Wahrhaftigkeit für unvereinbar mit dem po-

litiſchen Intereſſe erklären, und in der Kunſt, Geld ſchnell zu verdienen, um ſchnell zu genießen, offen die wahre Kunſt des Lebens erkennen und als ſolche ungeſcheut üben. Die ganze heilloſe Tendenz des Zeitalters ſtellt den Umſturz der legitimen Ordnung in Ausſicht. Die Vorgänge in Neapel ſind ein lediglicheſ Vorſpiel, dafern nicht eine göttliche Erleuchtung die Trämmenden weckt und vereinigt. Es iſt viel Zeit, theure und koſtbare Zeit verpaßt worden, aber noch nicht alle Zeit verloren, und gern wollen wir vergeſſen, daß Oeſtreich nicht bereits von Ancona aus mit der Revolution ſprechen durfte, das freilich nur möglich geweſen ſein würde, wenn die öſtlichen Mächte im lebendigen Zuſammenhange der Intereſſen und Sympathieen zuſammengeſtanden hätten, — wir wollen das vergeſſen, wenn es uns beſchieden ſein ſollte, zu vernehmen, daß von Warſchau aus mit derſelben geſprochen werden wird. Geſprochen muß endlich werden, denn:

Dem Feinde ſollſt Du nicht entgehn,
Du wirſt ihm denn in's Auge ſehn.

In dieſem Augenblicke, wo das Trauerſpiel in Neapel zu Ende gegangen, der König nach Gaeta geflüchtet und Garibaldi's Feldſtuhl auf den Sitz eines Thrones niedergeſetzt worden iſt, kann es kaum noch von Intereſſe ſein, auf den innern Verlauf des traurigen Drama's zurückzublicken, auf deſſen Bühne wir von unſerm Punkte aus überhaupt nur die äußeren Bewegungen der handelnden Perſonen ſehen, ohne eigentlich zu erfahren, warum ſie ſich gerade ſo und nicht anders bewegen. Dieſe Erfahrung ſoll uns erſt werden; und hoffentlich wird es nicht der kleinſte Gewinn der Abreiſe des Königs ſein, daß wir nun auch einmal andere Stimmen, verbürgtere Zeugniſſe über die neapolitaniſche Revolution vernehmen.

Vorläufig hat ſich dieſe, wie wir bereits erwähnten, nun gegen den Kirchenſtaat gewendet; und man erkennt deutlich, wie die Revolutionsmacher auf Solidarität bis in den kleinſten Zug auch das nun eröffnete neue Spiel vorbereit hatten. Die piemonteſiſche Regierung macht nicht weniger als 60 Bataillone Nationalgarden mobil, um die Armee für die neue Revolutionsaufgabe verwenden zu können. Mit Ausnahme der Lombardei ſind faſt alle Theile des Königreichs von den Truppen entblößt worden, die man jetzt gebraucht, um (man höre dieſe neueſte Pariſer Pfeife und ſtaune!) „die Revolution nicht in die Hände der Revolutionäre fallen zu laſſen....." Das vierte piemonteſiſche Armee-Corps unter General Cialdini hielt die Cattolica beſetzt und hat in dieſem Augenblicke ſeinen Einmarſch in den Kirchenſtaat bereits ausgeführt. Dieſes Corps beſteht aus nicht weniger als 12 Regimentern Infanterie, 3 Regimentern Lanciers, 6 Bataillonen Berſaglieri und 9 Feld-Batterieen, eine Armee, vollkommen ſo zahlreich, wie jene, womit der macedoniſche König eine Welt aus den Fugen hob — wir glauben daher gern, daß an der Wiederherſtellung des päpſtlichen Reſidenzſchloſſes in — Avignon mit Eifer gearbeitet wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies nur im Intereſſe des Friedens, aus Sympathie für die Sicherheit des Oberhaupts der katholiſchen Chriſtenheit geſchieht, dafern wir darin nicht gar mit einem bloßen „Zu-

fall" zu thun haben. Einem ſolchen Zufalle iſt es auch wohl blos zuzuſchreiben, daß der Agitator Koſſuth gerade jetzt auf lombardiſchem Gebiet verweilt und zeitweilig auch wohl eine Unterredung mit dem Kronprinzen Neu-Italiens pflegt. Man ſieht, kaum iſt die eine Aufgabe in Arbeit genommen, ſo wird bereits an die nächſtfolgende gedacht: es ſind gar thätige Leute dieſe Herren auf Solidarität.

Unter dieſen Umſtänden verlohnt es kaum der Mühe, darauf aufmerkſam zu machen, daß der franzöſiſche Gewalthaber die Befeſtigung Thonons (auf dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer See's) nicht blos beſchloſſen, ſondern bereits in Angriff zu nehmen befohlen hat. Es geſchieht auch dies ausſchließlich im Intereſſe des — Friedens, zumal die künftige Stellung Savoyens zur Eidgenoſſenſchaft bis zur Entſcheidung des berühmten — Congreſſes vollſtändig res integra bleibt. — — Louis Napoleon ſagt in der That nur die halbe Wahrheit, wenn er behauptet, daß die Verträge von 1815 zerriſſen ſind — ſie wurden dem Winden übergeben und ſind verſchwunden. Man wird kaum einzelne Stücke derſelben wieder aufzufinden vermögen, wenn man eines Tages daran denken ſollte, aus den Zerriſſenen ein neues Ganze zu machen.

Noch ein Blick auf Coburg, wo die Revolution „rein ideal" und mit „politiſchen Hypotheſen" beſchäftigt, gerade ſo anhebt, wie ſie in Italien endet — und der Leſer kann, wenn es ihm ſonſt beliebt, ſeine Betrachtung der Zeit fortſetzen, indem er die Einleitung unſerer Umſchau noch einmal lieſt.

Die Juden in der Wiener Revolution von 1848.

Eine „Zigeunerariſtokratie," die wie die jüdiſche inmitten ihrer Goldrollen und Actien die Sprache, Haltung und Geſinnung bewahrt, mit denen ſie dieſe Rechtstitel ihrer Herrſchaft erworben hat, muß natürlich wünſchen, daß die Völker, über die ſie ſich dauernd erhebend möchte, geiſtig und moraliſch zerlumpen und ſich in demokratiſche Zigeunerhaufen verwandeln. Wie die Juden immer nur die augenblicklichen Verlegenheiten, Unglücksfälle und Verſäumniſſe der Völker zu ihrer Bereicherung und zu ihrem Aufſteigen benutzen, ſo können ſie ſich auch nur behaupten, wenn ſie von der Noth, Verlegenheit und Unbehilflichkeit der Andern umgeben bleiben. Fremd jedem organiſatoriſchen Gedanken, wie ſie jedem Volksleben fremd ſind, können ſie ihre vermeintliche Macht nur durch Härte und Uebermuth des Benehmens und der Geſinnung beweiſen, und um das zu können, müſſen unter ihnen hilf- und rathloſe Weſen, zerfahrene Geiſter und moraliſche Lumpe, die aus Rand und Band gekommen ſind und allen organiſchen Zuſammenhang verloren haben, durch einander laufen.

Zerlumpung und Zerfahrenheit der Völker, dieſer Herzenswunſch und Zukunftstraum der Juden, ſchien plötzlich ins Leben zu treten, als die Völker 1848 an den letzten Säulen ihres geſellſchaftlichen Gebäudes rüttelten. Das goldene

Zeitalter der Juden ſchien wirklich angebrochen zu ſein, als früher herrſchaftliche Völker, wie die Deutſchen, durch den Mund ihrer erwählten Geſetzgeber ihre alte Herrſchaft bereuten, und z. B. in Frankfurt Königreiche, Provinzen und Diſtricte, die bisher ihrer Oberhoheit gehorchten, verſchleuderten und ängſtlich ſogar in den ſtreitigen Grenzdörfern nachfragten, ob ſie auch in das neue Zigeunerleben losgelaſſen werden wollten. Das entzückendſte Schauſpiel bot aber den Juden Oeſtreich, als deſſen Völker ſich unter einander zerfleiſchten und die Revolutionäre in Wien das Wappenſchild des Doppeladlers zerbrachen und die Stücke deſſelben in alle Winde ſchleuderten.

Auf Oeſtreich hatten es die Juden auch im vorigen Jahre gemünzt, als ſie das Publikum mit ihren Broſchüren und Zeitungsartikeln überflutheten und beſonders den ruhigen preußiſchen Bürger beſchworen, ſich ja ſtill zu verhalten und nicht den dummen und unnöthigen Streich zu begehen, ſich wie Oeſtreich dem Franzoſenthum entgegen zu werfen. Herr Laſſalle z. B. entwarf in ſeiner Schrift: „Der italieniſche Krieg und die Aufgabe Preußens“ (1859. p. 38) den Lumpen das rührende und ergreifende Bild, wie der Kaiſer von Frankreich, durch die Revolution geängſtigt und gezwungen, Italien frei machen müſſe, aber deshalb Niemand Anderem auch nur ein Haar krümmen werde. Er appellirte an das Mitgefühl der Lumpe, indem er ihnen Louis Napoleon bei ſeinem Eintritt in die Oper nach der Orſini'ſchen Erinnerung an ſeine Carbonaripflicht in dem bemitleidenswerthen Zuſtande zeigte, in welchem ihm der Unterkiefer beſtändig in convulſiviſchem Zuſtande beſtändig hin- und herſchlug. Um dieſes wackelnden Kinnbackens willen ſollte Europa während des italieniſchen Befreiungswerkes ſtille halten, alle Beſorgniſſe vor Uebergriffen des Kaiſerthums aufgeben und den Juden den Gefallen thun, Italien zum Kriegslager des herrſchaftlichen Zigeunerthums verwandeln zu laſſen. Ein heroiſcher Vorfahre der Juden hat zwar mit einem Kinnbacken unter den Philiſtern einmal grimmig aufgeräumt; aber ſchwerlich wird es den heutigen Juden gelingen, mit dem wackelnden Kinnbacken, den Einer der Ihrigen zum Fetiſch in Europa aufrichten möchte, dauernden Eindruck zu machen. Zu dieſem zarten Mitgefühl iſt Europa zu hartherzig, und namentlich haben die Deutſchen zu ſchreckliche Erinnerungen an die Zerlumpung und an die wilde Bösartigkeit, zu welchen die Bevölkerung ihrer Hauptſtädte 1848 unter der Leitung des weichherzigen und ſentimentalen Judenthums herabfiel.

Den frechſten Triumph feierte das Judenthum in Wien von 1848 bei der Frohnleichnamsproceſſion jenes Jahres, als der Jude Dr. Fiſchhof, während ſämmtliche Autoritäten der Stadt und des Staats, eine große Anzahl von Nationalgarden und viele Tauſend Wiener Bürger in ehrerbietiger Haltung dem Venerabile folgten, an jener Stelle, wo ſonſt der Kaiſer mit entblößtem Haupt zu gehen pflegt, nämlich zunächſt am Baldachin, unter welchem der Erzbiſchof, umgeben von der Cleriſei, das Venerabile trägt, mit aufgeſetztem Hut und ſpöttiſcher Miene einher ging. Staat und Kirche, Kaiſerthum und Geiſtlichkeit waren in den Augen des Juden zu Dingen geworden, über die er höchſtens einen Witz machen konnte, um ſich dann an ihre Stelle zu ſetzen. Fiſchhof

benahm ſich in jener Scene, als ob die Juden in Wien nach dem Recht der Eroberung geböten. Er ſelbſt war mit Goldmark und andern Juden ſchon im März thätig geweſen, um den Pöbel für die Adreſſe vom 13. März an den Kaiſer zu enthuſiasmiren und zur Theilnahme am etwa nöthig werdenden Kampfe aufzuhetzen. Er und ſeine jüdiſchen Genoſſen waren die Verbündeten Koſſuths, der der Anarchie in Wien bedurfte, um ſeine Zwecke in Ungarn zu verfolgen. Wie Koſſuth das deutſche Oeſtreich und das Kaiſerhaus als fremd für Ungarn betrachtete, ſo hielten auch die Juden in ihren Herzen Wien für eine fremde Stadt, die ſie nach den Erfolgen des erſten Petitionsſturmes durch ihre Intelligenz und ſelbſt durch ihr martialiſches Auftreten erobert zu haben glaubten. Hatten ſie doch an dem Judenjüngling Spitzer, der ſeinen Tod am 13. März nur ſeiner Unvorſichtigkeit und ſeinem ſonſt unſchuldigen Vorwitz zu verdanken hatte, einen Helden bekommen, von dem ſie während des ganzen Revolutionsſommers beſtändig Aufhebens machten. Bald nach dem 13. März wurde das Porträt Spitzers mit der Unterſchrift: „das erſte Opfer für Recht und Freiheit" in zahlloſen Abdrücken verbreitet. Ja, als wären die Juden ein ſiegreich eingedrungenes Heer und Spitzer ihr gefallener Führer, ſetzten ſie für die Familie deſſelben die ihnen fremde Kirche in Contribution, als ſie am 6. April an der Spitze der Studenten und Volkshaufen die Liguorianer überfielen. In die Kloſterkirche, in welcher ein Prieſter eben die Meſſe las, eingedrungen, ließen ſie durch einen Miniſtranten demſelben bedeuten, daß er ſich beeilen ſolle; nach beendigter heiliger Handlung trat zu dem Prieſter der Adjutant der Nationalgarde, zeigte ihm den ſchriftlichen Befehl des Grafen Hoyos vor, wonach er zum vermeintlichen Schutz des Kloſters beſtimmt ſei, begehrte aber auch zugleich durch Vorzeigung einer andern Schrift, daß die Patres für die Mutter des erſten Märtyrers der Zeit, nämlich Spitzers, ſubſcribiren ſollten.

Auch bei der Sturmpetition vom 15. Mai waren die Juden, deren Hauptquartier die öffentlichen Lokale bildeten, und die von hier aus ihre Sendlinge nach allen Orten ausſchickten, beſonders thätig. Sie beherrſchten ſodann alle Autoritäten der Stadt und des Staats, und vor ihrem aufdringlichen Petitions- und Befehlshaberton beugten ſich der Gemeinderath Wiens, der Verwaltungsrath der Nationalgarde, der ſich allmächtig dünkende Sicherheitsausſchuß und ſelbſt das damalige Staatsminiſterium. Sie geboten ferner in der Preſſe; nehmen wir z. B. allein Häfners „Conſtitution" zur Hand, ſo ſtoßen wir in derſelben auf die Namen: A. Much, Dr. Jurrende, Dr. Pollak, C. Elmar, W. Singländer, Dr. Frankl, L. J. Kadiſch, Werthheim, Cohn, Wintersberg u. ſ. w. Das Treiben dieſer Fremden, die ſich das Anſehen gaben, als ob ſie durch die Einwanderung ihrer Vorfahren die Miſſion erhalten hätten, eine deutſche Regierung und Dynaſtie zu reformiren, in der That aber nur auf den Sturz derſelben hinarbeiteten, war in Clubs, Zeitungen und Placaten ſo frech, daß ſich doch noch eine lebhafte Reaction gegen daſſelbe erhob, und das bethörte Volk vor ſeinen Führern warnte. Aus dieſen Placaten, die inſofern wichtig ſind, als ſich in ihnen die Kenntniß von

den Plänen und das Gefühl der Schmach dieſes jüdiſchen Hervortretens ausſprach, heben wir nur einige hervor. So erſchien 1) „Ein ruhiges Wort gegen die Judenemancipation. Von einem Freunde der guten Sache;“ 2) „Bittere Wahrheiten für die Juden und ihre Vertheidiger“ von Hubert Müller. Derſelbe ſagte unter Anderm: „Die Juden wollen ſich in die Miniſterien und auf hohe Poſten drängen, ſie wollen nur Juden als Machthaber und Gebieter erblicken und alle übrigen Staatsbürger zu arbeitenden Knechten machen;“ 3) das Placat J. G. Endlich's, welches im Juli 1848 erſchien, mit der Ueberſchrift: „Wahrheiten für den Sicherheitsausſchuß,“ erhebt ſich gegen dieſe meiſt aus Juden beſtehende Behörde und warnt das Volk vor der Heuchelei derſelben, die ihm ſchmeichelt, um es deſto beſſer knechten zu können; 4) das Placat „an die Juden“ erhebt ſich gegen die Frechheit der Silberſtein, Weinberger, Koliſch, Engländer, Deutſch, Chaiſes, Mahler, die im Namen Wiens, das große Wort führten und allein das Wort führen wollten; 5) ein am 28. Auguſt 1848 von Berger erſchienenes Placat an die ehrenhaften und gutgeſinnten Bürger Wiens fordert dieſelben auf, die „Beſchimpfung der Kaiſerlichen Armee durch die jüdiſche Schandpreſſe“ nicht länger mehr zu dulden. 6) Am 25. September 1848 erſchien das Placat: „Um Gotteswillen, emancipirt die Juden! geſchrieben von Einem, dem nichts dafür bezahlt wurde“, eine Ueberſchrift, die ſchon den Inhalt verräth. Auch das von Franz Schmidt herausgegebene Placat: 7) „Bittſchrift der Chriſtenſclaven an die Herren Juden um Chriſtenemancipation“ iſt ironiſcher Tendenz und ſagt unter Anderem: „Wer ſind die Directoren der Katzenmuſiken, wer die Anführer bei den Straßenſcandalen und nächtlichen Spectakeln, und wer macht ſich aus dem Staube, wenn es Prügel giebt und läßt die dummen Chriſten ſich unter einander abprügeln? Die Herren Juden!“ 8) Unterm 6. September richtete Albert Fiſcher „ein ernſtes Wort in ernſter Zeit an Wiens Bürgerſchaft“, worin er dieſelbe warnt, es nicht zuzugeben, daß kecke Juden auf die unverſchämteſte Weiſe die Republik predigen, um ſich dadurch des Staatsruders zu bemächtigen. Desgleichen erließ Joſeph Freund 9) eine Warnung mit der bezeichnenden Ueberſchrift: „Die Juden werden immer zudringlicher. Hütet und abermals hütet Euch vor der Judenherrſchaft!“ Auch das Blatt „Hans Jürgel“ (1848, Heft 32, Seite 3) ſpricht von der Taktik der Juden, zu lärmen, zu ſchreien, zu putſchen und zum Aufruhr aufzureizen, und im Augenblicke der Gefahr davonzulaufen, und ſtellt Heft 39, p. 8 die ununterbrochene Thätigkeit und Rührigkeit der Juden in der Anzettelung von Empörungen den Chriſten als Beiſpiel hin, von dem ſie Thätigkeit zu guten Zwecken lernen können. Während ferner das Flugblatt: „Die jüdiſchen Federhelden, oder das politiſch-literariſche Schabbesgärtlein in Wien“ das Wirken der Juden in der Preſſe geißelte, ſchilderten die Placate: „Der Jude als Gardiſt“ und „die neue jüdiſche Bürgerwehr“ das Auftreten der Juden in der Nationalgarde. Endlich gegen die Anmaßung und Selbſtüberhebung, mit welcher die Juden in ihrem Stolz auf ihr unverhältnißmäßig großes Contingent in der Schaar der Wühler und Schreier auf die Deutſchen und Chriſten herabſahen, war ein Placat gerichtet, welches das Motto trug:

„Gottes ſeine Wunder, was haben wir für Leut'!
Alle ſind groß, Alle ſind ſie geſcheut.

Itzig, der Jude im Faſſe."

Die Juden haben aber in Wien nicht nur im Faſching und luſtigen Sommer der Wiener Revolution die erſte Rolle geſpielt, ſondern auch den düſtern Schluß derſelben, die Ermordung des Kriegsminiſters Latour hauptſächlich herbeigeführt! Im central-demokratiſchen Verein, der von der rothen Ente in der Schuberſtraße aus dieſe letzte blutige Tragödie dirigirte, waren die Juden Tauſenau, Goldmark, Chaiſes die Wortführer und Pläneſchmieder. Aus den im Druck veröffentlichten Verhandlungen des Kriegsgerichts erſieht man, daß einer der verurtheilten Mörder lediglich den Juden ſein Verbrechen zugeſchrieben hat; ein gewiſſer Jurkowich, der am 20. März 1849 mit zwei andern Mördern Latour's hingerichtet wurde, geſtand wirklich, in der Aula dreißig Gulden für den Mord empfangen zu haben. Ja, nach dem Contumazurtheil des Wiener Landgerichts, datirt vom 14. März 1856, iſt der Jude Goldmark nicht allein des Hochverraths, ſondern auch der Mitſchuld an der Ermordung des Grafen von Latour ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt worden. Das allmälige Hinwirken der Juden in Preſſe und Volksverſammlungen auf dieſen blutigen Schluß der Wiener Revolution läßt ſich übrigens vollkommen ſicher verfolgen. In einer Ende des Septembers ſtattfindenden Volksverſammlung, der gegen 4000 Menſchen beiwohnten, brachte der Jude Tauſenau, der thätigſte Agent und Anhänger Koſſuth's, den Brief zur Sprache, der von den Ungarn aufgefangen war, und in welchem der Ban von Croatien dem Kriegsminiſter für die Ueberſendung von 280,000 Gulden zu Rüſtungen gegen die aufſtändiſchen Magyaren dankte. Tauſenau wußte den dadurch aufgeſtachelten Argwohn der Volkshaufen in jener Verſammlung ſo geſchickt zu bearbeiten, daß Alles in ſeinen Ruf: Nieder mit dem Miniſter Latour! einſtimmte. Nach Zeugenausſagen hat er dann auch hinzugefügt: „Und nicht allein Latour, ſondern auch noch ganz andere Perſonen und recht hohe Perſonen müſſen hängen!" Von dieſem Tage an wurde öffentlich von dem Tode des Grafen als einer abgemachten und ſich von ſelbſt verſtehenden Sache geſprochen. In allen Kneipen, bei den Gelagen der Studenten und in Volsverſammlungen hieß es: Latour muß hängen! Dieſe Drohung und Parole ging ſogar in die Zeitungen über. In ſeinem „Radicalen" ſagte der Dr. Becher: „Die Ermordung des Fürſten Lichnowsky und des Generals von Auerswald in Frankfurt a. M. iſt ein edler Act des Volkswillens. Wenn das Volk von Wien einſt Gelegenheit haben wird, dieſem Beiſpiel zu folgen, ſo wird es nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben." In dieſe Aufregung fiel die Nachricht von dem Gräuel, wie am 24. September, als der Ungar Ralogh auf der Buda-Peſther Schiffbrücke den fanatiſirten demokratiſchen Pöbel aufforderte, den K. K. Regierungscommiſſär Grafen Lamberg gefangen zu nehmen, die beiden Wiener Studenten Sigmund Dakais und Holſteiner hinzukamen und die wüthenden Haufen zum Morde des Grafen aufforderten. Bekannt iſt jener Brief, welchen Latour zwei Tage vor ſeinem Tode an ſeinen Sohn ſchrieb, und in welchem er ſeine volle Kenntniß von den Plänen der revolutio-

nären Partei ausſpricht und ſeinem Sohn ſeine Anordnungen für den letzten Fall mittheilt. Und allerdings machte es die „Conſtitution“ am 4. October, alſo zwei Tage vor der wirklichen Ermordung des Grafen, dem Volke und dem Reichstage zum Vorwurf, daß man den Kriegsminiſter noch frei in den Straßen Wiens umhergehen laſſe. Als das Grenadierbataillon Richter von der Wiener Garniſon am 4. den Befehl erhielt, daß es am 6. October früh nach Ungarn abrücken ſolle, war es beſonders der Jude Tauſenau, der an der Spitze der Agenten Koſſuths die Berathung, wie man den Abmarſch des Bataillons hindern könne, in der Aula leitete, und auf ſeinen Vorſchlag wurde zunächſt der Weg der Verführung verſucht, indem man Tauſende von Abdrücken eines Plakats verbreitete, welches die Ueberſchrift führte: „Die Demokraten Wiens an ihre Brüder, die Soldaten!“ Aus der Denkſchrift des damaligen Nationalgarden-Offiziers Wenceslaus Georg Dunder über die Octoberrevolution in Wien, Darſtellung aller Ereigniſſe vor und hinter der Kataſtrophe an den Taborbrücken, der Ermordung des Kriegsminiſters Latour und der Belagerung bis zur Einnahme von Wien, „von Oberoffizieren des damaligen Nationalgarden-Obercommando, von Augenzeugen und aus amtlichen Quellen geſchöpft,“ (1849 herausgegeben) erſehen wir, daß von drei Studenten, die am 6. October Morgens 9½ Uhr am Tabor in geifernden Reden Volk und Soldaten harangnirten, zwei Juden waren. Nach demſelben Dunder war es der Legionslieutenant Dr. L. K. Frankl, der die Studenten am Tabor aufſtellte, um den Eidbruch und die Weigerung der deutſchen Grenadiere, abzumarſchiren, zu unterſtützen. Als darauf die bewaffneten Volkshaufen ins Kriegsminiſterium mit dem Ruf: Latour müſſe gehängt werden, eindrangen, und der Reichstagsabgeordnete Borroſch ohne Erfolg dem fanatiſirten Pöbel entgegentrat und ſein Leben für das des Miniſters anbot, war es der Jude Goldmark, der die Entſcheidung gab. Während Borroſch ſeine vorgeblichen Beſänftigungsverſuche machte, war Goldmark bei einer der bewaffneten Volksgruppen, die im Hofe des Hauſes den Inſpektor umgab, angekommen. Auf ſeine Frage, wen ſie ſuchten, erwiderte ihm die rauhe Menge: den Kriegsminiſter! und als hierauf der Inſpektor betheuerte, derſelbe ſei nicht mehr im Hauſe, ergriff der zum Schutze des Lebens der Miniſter vom Reichstag auserkorene Abgeordnete Jude Dr. Goldmark haſtig das Wort und ſprach zu dem Haufen: Glaubt ihm nicht, der Graf Latour iſt noch da! und erhielt dadurch die Meute auf der Fährte zu ihrem Opfer.

Nur Ein Gräuel wurde in jener Schreckenszeit den Wienern erſpart. Während Frankl zum Mord Latours aufforderte, Weinberg für das Laterniſiren ſchwärmte, Goldmark, Tauſenau, Chaiſes Proſcriptionsliſten anfertigten und nach Errichtung von Guillotinen ſchrieen, wurde von Juden (ſiehe das bei Herzog in Augsburg erſchienene „Wiener Juden-Album“ p. 30) den Wienern der Vorſchlag gemacht, die Kaiſergruft bei den Kapuzinern zu erbrechen, aus den Särgen Barrikaden zu erbauen und den Leichnam des Kaiſer Franz frevelhaft zu ſchänden. Davor bebte der demokratiſirte Pöbel aber doch zurück!

Ob aber die Gefahr, die 1848 den obern Regionen drohte, deshalb für immer abgewendet ſei, dieſe Frage wollen wir im Hinblick auf das Werk, wel-

ches die Zerlumpung unten und die Zerfahrenheit oben in Italien bereits zu Stande gebracht hat, für jetzt nur andeuten, im Verlauf dieſer Arbeit aber noch gründlich behandeln.

Wagener's Staats- und Geſellſchafts-Lexikon.

Verlag von Heinicke. Berlin 1860. Vierter Band. 800 Seiten. (die Artikel Bickel bis Camoens umfaſſend.)

Ein ſo univerſales Unternehmen, welches, wie das in vorliegendem Bande rüſtig ſeinem Ziele entgegenſchreitende, von ſeinem deutſchen und chriſtlichen Mittelpunkte aus mit wirklich univerſalem Geiſte, mit kühnem Muthe und mit gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit in alle Seiten des Lebens eingreift, bietet in ſeinem rückſichtsloſen Gegenſatz zu den Illuſionen und Anmaßungen der Gegenwart, ſo wie in ſeiner freundlichen Berührung mit allen gehaltvollen Beſtrebungen, einen ſo reichen Stoff zur Beſprechung, daß wir derſelben, um dem vorliegenden Material nur einigermaßen gerecht zu werden, eine größere Reihe von Artikeln widmen müßten. Welchen Gegenſatz bildet z. B. die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher die betreffenden Artikel des Lexikons die große Anlage der deutſchen Geſchichte feſthalten und die Berechtigung der deutſchen Stämme und Staaten zur eigenthümlichen Mitarbeit an der Fortentwicklung derſelben vertheidigen, gegen die Leichtfertigkeit, mit welcher die Wortführer des Tages den einzig möglichen und zukunftsgewiſſen Organismus Deutſchlands zerſtückeln, die zerhackten Theile in ein preußiſches oder parlamentariſches Faß einthun und dann noch obenein das Faß für alle Zeiten vernageln möchten! Welchen Gegenſatz ferner bildet die einſichtige Sicherheit, mit welcher das Lexikon gegen den nicht nur in Frankreich herrſchenden Bonapartismus das Recht und Leben der germaniſchen Ueberlieferung und Vergangenheit und zugleich die Keime aller berechtigten Neubildungen vertheidigt, gegen die Rathloſigkeit, mit welcher die Diplomatie vertragsmäßige und die begründetſten Rechte in Ruhe ſetzt und auf alle Zukunft verzichtet, ſo wie gegen den Leichtſinn, mit welchem die Völker ſich in die Kaiſerliche Retorte ſtürzen, um ſich vom Metall ihrer Vergangenheit reinigen und für das allgemeine Lumpenthum präpariren zu laſſen! Dieſer durch alle Artikel, mögen ſie Staat oder Kirche, Geſchichte oder Geographie, Kunſt oder Wiſſenſchaft, Stadt oder Land, Gewerbe oder Ackerbau betreffen, hindurchgehende Gegenſatz beſonnener Forſchung und kühner Ausſicht in die Zukunft gegen die Phraſe und Suffiſance, die ihre Verzweiflung an der Geſchichte oder ihren Haß gegen dieſelbe in die Anpreiſung einer elenden und erniedrigenden Zukunft verſtecken, dieſer Gegenſatz, ſagen wir, hat dem Lexikon in manchen Kreiſen allerdings noch keine Freunde erwerben können. Ein Werk, welches wie das vorliegende gegen die jüdiſche Reformirung Deutſchlands die Urelemente des deutſchen Lebens vertheidigt, und zwar vertheidigt trotz des

desperaten Entschlusses, dem zufolge die Regierungen ihre schwächlichen und unglücklichen Versuche der Wiederherstellung derselben während der letzten vierzig Jahre gegenwärtig so gut wie vollständig aufgegeben haben — ein Werk, welches seine gegen antideutsche Reformen, gegen die Passivität der Regierungen und gegen ausländischen Imperialismus gerichtete Defensive zur Eroberung einer großen deutschen Zukunft fortführt, steht aber fest und hat selbst eine sichre Zukunft. Jeder Band mehr, den es in seinem rüstigen Vorschreiten zu seinen bisherigen Leistungen fügt, wird nur die Ueberraschung im Kreise seiner Gegner erhöhen, wenn sie nicht mehr umhin können, ein Werk ins Auge zu fassen, gegen welches sie der schnelle Gang der jetzigen Auflösung bald ihrer einzigen Waffen, nämlich ihrer Phrasen und ihrer Illusionen berauben wird.

Bei dem Reichthum des Ganzen werden wir uns in gegenwärtigem Artikel darauf beschränken müssen, nur auf den Zuwachs aufmerksam zu machen, welchen die bisherigen Leistungen durch den vorliegenden Band erhalten haben. Vor Allem hat die Kritik des Franzosenthums und seines Imperialismus in dem Aufsatz: Bonapartismus, einen bedeutsamen Halt- und Sammelpunkt bekommen, in welchem das unfruchtbare Zwitterwesen desselben mit seiner Feindschaft gegen die alte Lebensordnung und zugleich gegen alle Keime der Zukunft, somit auch seine diplomatische Koketterie mit beiden Mächten der Zeit, seine Halbheit, der Grund seiner ephemeren Erfolge, aber auch seine stumpfsinnige Bornirtheit, seine Verblendung gegen die Kraft seiner entschiedenen Widersacher, und demnach der Anlaß zu seiner unvermeidlichen definitiven Niederlage gründlich geschildert ist. Im Artikel: Biographie mit seinem Nachweis der verschiedenen Auffassung und Schilderung der Persönlichkeit von Seiten der Germanen und Romanen ist die Würdigung des Germanenthums tüchtig vorgeschritten. Die Artikel Bonald und Burke erläutern die gründliche Verschiedenheit der germanischen und romanischen Reaction und die innere Verwickelung der letzteren mit der Revolution. Der Artikel Bignon zeigt die Stupidität und Ruchlosigkeit der Friedenspredigten der ältern bonapartistischen Diplomatie. Der Artikel Byron setzt den Nachweis der früheren Bände des Lexikon von der tiefen Begründung des heutigen Corsarenthums und Imperialismus in der Literatur und Kunst der letzten 50 Jahre fort; Burritt, der Mann der „Oelblätter" tritt als der Apostel der friedlich gesinnten und still haltenden Legitimität auf; auch das Genueser Dampfschiff Cagliari, dessen Freibeuterunternehmung gegen Neapel dem Grafen Cavour Anlaß gab, die Diplomatie von ganz Europa für einen Krakehl zu interessiren, der in Garibaldi's Unternehmen seinen richtigen Schluß erhielt, hat seine gerechte Anerkennung gefunden. Dagegen liefern die Artikel Blücher und Bülow meisterhafte Schilderungen des deutschen Heldenthums, welches in der Vertheidigung von Recht und Pflicht und Freiheit eine Kraft der Aggression entwickelt, die endlich die romanischen Heerhaufen in Atome zertrümmert und sich den Lorbeer des entscheidenden und dauernden Siegs erwirbt.

Von den geographischen und historischen Arbeiten dieses Bandes heben wir nur beispielsweise Böhmen und Brandenburg hervor. An die Cultur-

blätter, die uns das Lexikon von dem politischen Leben der außereuropäischen Welt und von dem Fortschritt gegeben hat, welchen das Hineinziehen der andern vier Welttheile in das allgemeine Culturleben macht, schließt sich der Artikel: Californien mit seiner lebendigen und künstlerisch abgerundeten Schilderung würdig an. Ebenso ist die geistvolle Charakteristik der byzantinischen Geschichtsepoche und der Byzantinismus überhaupt eine treffliche Fortsetzung jener Reihe von Artikeln, in denen das Lexikon auf die Geschichte von Völkern und Reichen ein neues Licht wirft. Die Artikel Sir James Brooke und Frederik Wilhelmus Bruce schildern die neuesten Unternehmungen Englands und seine Verwickelungen mit der ostasiatischen Welt, der erstere Artikel in einem grausamen Abenteurerunternehmen, der zweite in der diplomatisch-kriegerischen Fahrt nach den Festungswerken der Peiho-Mündung. Wir verweisen ferner auf die belehrende Schilderung, die der Artikel Boers von den innern Kämpfen der Capcolonie unter der englischen Herrschaft giebt. Unter den Städteschilderungen wird man die von Brügge und Brüssel als meisterhaft anerkennen.

Die Artikel Blittersdorf und Bodelschwingh geben eine neue und kühne Beleuchtung der falsch geleiteten, schwächlich durchgeführten und muthlos aufgegeben ständischen Experimente, welche die deutschen Regierungen in den Jahren vor 1848 machten; insofern sind diese Artikel eine glänzende Rettung des ständischen Princips, welches trotz jener unglücklichen Restaurationsversuche seine gewisse Zukunft behaupten wird.

Wollten wir alle die gelungenen, ja meisterhaften Biographien dieses Bandes aufzählen, so müßten wir eine lange Liste aufstellen. Wir erwähnen nur die geistvolle Charakteristik Boswell's, des Biographen Johnsons, ferner außer den bereits oben erwähnten biographischen Artikeln die Schilderung Leopold von Buch's, die Charakteristik des diplomatischen und wissenschaftlichen Dilettanten Bunsen, sodann Börne, Borstell, Boyen, Louis Claus Brunner (letzterer Artikel so wie der über Börne tief einschneidend in die Judenfrage), von den Philosophen Campanella und Cardanus, von dem Abenteurer Cagliostro, von den Künstlern Buonarotti. Doch wir müssen abbrechen und den Lesern es überlassen, den ganzen biographischen Reichthum dieses Bandes von Bickel bis Camoens mit allen den dazwischen liegenden Arbeiten über Boccacio, Brunetti, Bodmer, Bolingbroke u. s. w. zu übersehen.

Glänzende Arbeiten enthält dieser Band gleich dem vorhergehenden auf dem Gebiet der Nationalökonomie, so in dem Artikel Bodenbesitz eine gründliche Erklärung und Rechtfertigung der germanischen Besitzordnung, im Artikel Bilanz und Börse eine kritische Beleuchtung moderner Theorie und Schwindelei; einer der geistvollsten Aufsätze des Bandes ist ferner der über Bourgeoisie, welcher die Entstehung dieser nivellirenden und mit der Unterdrückung aller andern Stände endigenden Classe von den Zeiten des Alterthums an bis in die Gegenwart verfolgt. Von allgemeiner Bedeutung sind endlich die großen Aufsätze: Bildung und Burschenschaft, von denen der erstere durch die ganze Culturgeschichte die Entstehung dieses Mittelbegriffs, der sich

zu ſeinem eigenen Verderben zur Herrſchaft über Kirche, Staat und Geſellſchaft erheben möchte, hindurchführt, der zweite dagegen, das Memoire eines Selbſtbetheiligten, über jene politiſche Bewegung nach den Freiheitskriegen neue und zuverläſſige Aufſchlüſſe giebt. Von den Aufſätzen über kirchliche und religiöſe Intereſſen heben wir ſodann die geiſtvolle Charakteriſtik und Kritik der Brüdergemeinde hervor, erwähnen daneben den Artikel böhmiſche Brüder und verweiſen noch beſonders auf den ſinnigen und tiefgreifenden Artikel Buße.

Der Artikel Buchdruck verdient (neben dem Artikel Buchhandel) noch beſonders hervorgehoben zu werden, nicht nur als eine muſtergültige Arbeit, die in kurzer und geſchmackvoller Form die Reſultate der bisherigen Forſchungen über dieſe große Entdeckung des 15. Jahrhunderts zuſammenſtellt, ſondern auch, weil er uns mit ſeiner Zuſammenſtellung der epochemachenden Buchdrucker zeigt, wie das Lexikon in den Sammelartikeln, auf die es öfter verweiſt, z. B. in den Artikeln: Virtuoſen, Schauſpieler, ſpaniſche Miniſter, ungariſche Oppoſitionshelden u. ſ. w., das Andenken an Männer erhalten will, denen, falls ſie nicht Größen eigner Art ſind, kein eigner Artikel zu widmen iſt.

Indem wir auf die gründliche hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Erörterung, die der ſcharfſinnige und erſchöpfende von Meiſterhand gefertigte Artikel Budget gibt, noch beſonders aufmerkſam machen, ſodann auf die Artikel Breitenfeld und Brigade verweiſen, die ſich würdig an die bisherigen kriegswiſſenſchaftlichen Arbeiten des Lexikons anſchließen, — indem wir es uns nun aber verſagen müſſen, noch Einzelnes aus dem Reichthum dieſes Bandes hervorzuheben, haben wir noch des ſelbſtſtändigen Artikels zu gedenken, den dieſer Band F. A. Brockhaus, dem erſten Herausgeber und dem Fortbildner des von Löbel gegründeten Converſations-Lexikons gewidmet hat. Bei aller Anerkennung der Leiſtung dieſes Mannes enthält der genannte Artikel doch eine ſcharfe Kritik des weitverbreitetſten Converſations-Lexikons, er zeigt namentlich, wie das kurze Maaß von zehn, zuletzt von funfzehn Bänden mit der Oberflächlichkeit der Notizenſammlung zuſammenhängt, welche faſt den einzigen Inhalt jenes Lexikons bildet, wie aber die Brockhauſiſche Firma dieſen Mangel ihres Unternehmens ſelbſt anerkannte und zu berichtigen ſuchte, indem ſie dem Lexikon eine wahre Bibliothek von lexikaliſchen Arbeiten über die Männer und Intereſſen der Gegenwart zur Seite ſtellte. Der Artikel ſtellt demnach der nur ſcheinbaren Billigkeit des Brockhauſiſchen Lexikons die Vertheuerung deſſelben durch die Supplemente zur Seite, die noch einmal ſo theuer als das Grundbuch ſind; er zeigt ferner, wie das liberale Echauffement, welches jene Supplemente durchzieht, bei aller Einſeitigkeit doch eine dringende Anklage gegen die lebloſe und chablonenartige Behandlung des Weltſtoffs in dem Grundbuche bildet. Ueberſehen wir die bisherigen Leiſtungen des Staats- und Geſellſchafts-Lexikons, ſo werden wir zugeſtehen müſſen, daß es ein Recht zu dieſer Kritik eines ſeiner namhafteſten und verbreitetſten Vorgänger hat. Es iſt durchgängig vom Leben eines Prinzips, und zwar eines höheren und poſitiveren als des vulgären liberalen durchdrungen; es hält ferner in ſeinen Artikeln die richtige Proportion ein, indem es das Große ausführlich, das Kleine notizenartig behandelt, das Hervorragende

in ſeiner Erhabenheit hervortreten läßt, und durch die Verweiſung vom bloßen Sammelweſen auf Ueberſichtsartikel Raum für das Große und Bedeutende gewinnt. Dieſe Methode giebt dem Publikum, welches einmal eine beſchränkte Bändezahl verlangt, die Bürgſchaft dafür, daß ohne Beſchädigung des Wichtigen und Großen das Unternehmen in etwa 15 Bänden ſeinen Abſchluß erhalten wird; die ſchnelle Aufeinanderfolge der Lieferungen bürgt ferner dafür, daß der Abſchluß in etwa drei Jahren erreicht ſein wird, und im Uebrigen wird auch die bereits feſtſtehende Thatſache, daß das Lexikon durch die edle und wiſſenſchaftliche Durchführung ſeiner großen Aufgabe über allen ſeinen Vorgängern ſteht, ihm die allgemeine Anerkennung verſchaffen, die es verdient.

Holländiſche Eiſenbahnen.

Die ſeit längeren Jahren zwiſchen der holländiſchen Regierung und den Generalſtaaten ſchwebenden Verhandlungen über den Bau mehrerer großer Eiſenbahnen auf Staatskoſten ſind nun endlich durch Annahme der Regierungsentwürfe zu Ende geführt worden. Die zweite Kammer hatte bereits im Juli und die erſte Kammer hat am 17. Auguſt d. J. ihre Zuſtimmung dazu ertheilt. Daß eine Verſtändigung über die Ausdehnung des zwar bereits vorhandenen, aber verhältnißmäßig ſo unbedeutenden Schienennetzes ſo ſchwer herbeigeführt werden konnte, mag wohl hauptſächlich in dem von den Belgiern ſo grundverſchiedenen Charakter der Holländer ſeinen Grund haben. Während der Bau von Eiſenbahnen in Belgien ſchon ſeit Jahren eine ſo eifrige Förderung gefunden hat und noch findet, baut der Holländer lieber Kanäle, und nur die Ueberzeugung, daß durch den großen Schienenweg vom Rhein nach Antwerpen ſeinen großen Seehäfen Amſterdam und Rotterdam Gefahr drohe, konnte ſeine Abneigung überwinden und ihm als ein zwingendes Motiv zur Anlage neuer Bahnlinien gelten. Eine weitere Gefahr liegt in der Verbindung des Rheines mit der Nordſee über Leer und Emden, und ſo ſcheint ſich denn nun endlich auch in Holland die Ueberzeugung Bahn gebrochen zu haben, daß es nicht länger mit dem Bau von Eiſenbahnen hinter den anderen Nachbar-Staaten zurückſtehen dürfe, wenn nicht mit der Zeit die Waaren-Züge von der Nordſee nach Nord- und Süd-Deutſchland gänzlich vom holländiſchen Gebiete abgelenkt werden ſollen.

Von den von den Generalſtaaten genehmigten Bahnlinien vermittelt die Bahn von Harlingen über Leuwarden und Gröningen bis zur hannöverſchen Grenze die Verbindung der Nordſee mit dem nordweſtlichen Deutſchland. Eine Bahn von Leuwarden über Meppel, Zwolle, Deventer und Zutphen nach Arnheim bildet die Verbindung dieſer Bahn mit der bereits beſtehenden holländiſchen Rheinbahn, welche bekanntlich von Arnheim über Utrecht nach Rotterdam führt, und an welche ſich einerſeits die über Weſel und Emmerich führende

Oberhauſen-Arnheimer Bahn zur Verbindung mit der Cöln-Mindener Bahn andererſeits die bereits über Harlem, Leyden und dem Haag führende Amſterdam-Rotterdamer Bahn anſchließt; weitere Schienenwege beſitzt Holland bis jetzt noch nicht. Von Zwolle wird eine Zweigbahn nach Kampen eine fernere Verbindung mit der Zuiderſee, und eine andere Abzweigung von Zutphen über Goar nach Rheine eine zweite Verbindung mit der Hamm-Münſter-Emdener Bahn herſtellen. Am wichtigſten aber, beſonders für die Bewohner des preußiſchen Niederrheins, dürfte die Anlage der holländiſchen Südbahn ſein, welche in der Richtung über Bergen op Zoom, Breda, Tillburg und Eindhoven von dem Nordſeehafen Vlieſſingen nach der holländiſchen Feſtung Venloo an der preußiſchen Grenze führen, und durch eine Zweigbahn der Ruhrort-Crefeld-Gladbacher Bahn nach Vierſen die Verbindung mit dieſer Bahn, und durch dieſelbe mit dem linksrheiniſchen Bahnnetze vermitteln ſoll; eine zweite derartige, kaum minder wichtige, Verbindung bildet eine weitere Bahnlinie von Venloo, die Maas entlang, über Roermund nach Maſtricht. Ferner werden Zweigbahnen von Tilburg nach Utrecht und von Breda nach Rotterdam zur Belebung des Binnenverkehrs beitragen, ſo wie auch noch anderweitig, aber nicht von der holländiſchen Regierung ausgehend, eine Verbindung durch Belgien mittelſt Anlage einer Bahn von Breda über Turnhaut und Haſſelt nach Lüttich projectirt iſt.

Für die Bedeutung der Südbahn (Vlieſſingen-Venloo) möchte noch beſonders die Lage und die Wichtigkeit des Ausgangspunktes derſelben ſprechen. Nach der bevorſtehenden bedeutenden Erweiterung ſeines Hafens, welcher der Themſe faſt gradeüber liegt, würde es nur der Errichtung regelmäßiger Dampferlinien zwiſchen Vlieſſingen und London bedürfen, um die von letzterer Stadt kommenden und für den Zollverein beſtimmten Waaren über Vlieſſingen und Venloo auf dem kürzeſten Wege nach Köln zu dirigiren. Hauptſächlich würde dies für Baumwolle maßgebend ſein, welche für die rheiniſch-weſtphäliſchen Spinnereien jährlich maſſenhaft von England bezogen wird. Noch größere Quantitäten dieſes Artikels gehen nach Süddeutſchland und der Schweiz; dieſelben nahmen aber bis jetzt in Folge der Rheinzölle großentheils ihren Weg über Havre und die franzöſiſche Oſtbahn, ſo daß man bereits mit der Idee umgeht, Antwerpen zu einem Haupt-Entrepot für Baumwolle zu machen. Da indeß der Weg über Vlieſſingen-Venloo nach dem Rheine kürzer iſt als durch Belgien, ſo dürfte wohl Vlieſſingen künftig in dieſer Beziehung leicht Antwerpen den Rang ſtreitig machen und ſich dann eher zu dem beabſichtigten Haupt-Entrepot eignen.

Ehe es indeß zu dieſem für Holland ſo überaus wichtigen Reſultate kommen kann, würde vorerſt wohl eine Verſtändigung mit der preußiſchen Staatsregierung herbeigeführt werden müſſen, welche die Conceſſion zum Bau einer Bahn von Vierſen oder Gladbach nach Venloo von der holländiſcherſeits zu unternehmenden Weiterführung der Strecke Crefeld-Geldern über Nymwegen nach Arnheim abhängig macht, was zugleich eine Ueberbrückung des Rheins und der Waal erfordern würde. Preußen beſitzt zwar bereits durch die Oberhauſen-

Arnheimer Bahn eine Verbindung mit Amſterdam und den dortigen Seehäfen, aber es fehlt dieſe noch für die linksrheiniſche Bahn, die füglich nicht in Crefeld oder Geldern ausmünden kann. Nachdem dieſelbe jetzt bis Bingen vollendet und dort ihre Fortſetzung nach dem Oberrhein und der Schweiz gefunden hat, iſt ihre Weiterführung über Arnheim nach Amſterdam und ſpäter nach Harlingen für Preußen von beſonderer Wichtigkeit, und es iſt daher der diesſeitigen Staatsregierung nicht zu verdenken, wenn ſie bei der großen Bedeutung, welche der Anſchluß von Vierſen nach Venloo für Holland hat, die Gewährung dieſer Forderung von der gleichzeitigen Erfüllung einer andern abhängig macht.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

15. September.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit iſt in dieſem Augenblick auf die Vorgänge in Italien gerichtet, und man ſollte wohl meinen, daß es kaum noch Jemanden gäbe, der da behauptet, es liege hier eine italieniſche und keine europäiſche Frage vor. Daß insbeſondere der katholiſche Theil der Bevölkerung das Vorgehen der Revolution gegen den Kirchenſtaat für eine ganz Europa tief berührende Angelegenheit erkennt, kann nicht befremden. Aber auch aus den Erklärungen, welche das franzöſiſche Cabinet gelegentlich der Einverleibung Savoyens und Nizza's abgegeben hat, geht hervor, daß, wenn man auch die Vorgänge in Italien jetzt noch nicht als eine europäiſche Angelegenheit auffaßt, dies doch nothwendig wird der Fall ſein müſſen, wenn Frankreich abermals um ſeiner Sicherheit willen „von dem Königreich" Sardinien die gebotene Gebietsvergrößerung fordern wird. Sprach man doch früher in Paris davon, daß Frankreich zu ſeiner Sicherſtellung Genua's und der Inſel Sardinien bedürfe. Ob das preußiſche Cabinet den Angriff Sardiniens auf den Kirchenſtaat für eine italieniſche Angelegenheit anſieht, darüber verlautet noch nichts, doch ſpricht man ſchon hier und dort davon, daß dies nicht der Fall ſein dürfte. Wie gewöhnlich, wird die Wahrheit für uns in der Mitte liegen, d. h. man wird ſie weder als eine italieniſche noch als eine europäiſche Frage behandeln. Wozu überhaupt Behandeln oder Handeln; mit Ruhe der Entwickelung der Dinge entgegen ſehn; zum Abreiſen iſt es immer noch Zeit!

Die Reiſe des Prinz-Regenten nach Warſchau iſt unzweifelhaft und wird unmittelbar nach der Zuſammenkunft mit der Königin von England, die definitiv auf den 9. Oktober angeſetzt iſt, ſtattfinden. An den Jagdbeluſtigungen wird jedoch der Prinz-Regent nicht Theil nehmen. Ob gleichzeitig eine Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander mit dem Kaiſer Franz Joſeph daſelbſt ſtattfinden wird, darüber iſt hier noch nichts Gewiſſes bekannt. Freilich verſichert das die „Times" auf das Beſtimmteſte in Nachrichten, die ihr angeblich aus Petersburg und Wien zugegangen ſind; aber man darf dabei nicht vergeſſen, daß zwiſchen der „Times" und Lord Palmerſton einige Beziehungen beſtehen, und daß es dem edlen Lord leicht in den Kram paſſen könnte, an eine vollſtändige Verſtändigung zwiſchen Rußland und Oeſtreich glauben zu machen, und wäre es nur, um bei dem großen Alliirten Englands einige Bedenken hervorzurufen. Indeſſen glauben auch wir gern an die Möglichkeit einer ſolchen Zuſammenkunft, denn

es wird dem ruſſiſchen Cabinet nicht unbekannt ſein, daß auf die italieniſche Frage die ſlaviſche folgen ſoll; auch widerſprechen die Vorgänge in Italien allen traditionellen Grundſätzen ruſſiſcher Politik.

Es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß den Häuſern des Landtags Vorlagen der Regierung zugegangen ſind, wenn die Seſſion ſchon ſich ihrem Ende zu neigte, und es konnte nicht fehlen, daß ſich die Annahme hören ließ, es gebe die Regierung dabei einem Impuls des Landtags, oder vielmehr deſſen Majorität nach. Dem ſoll fortan nicht mehr ſo ſein; wenigſtens wird verſichert, daß die Reſſortminiſter aufgefordert worden ſind, jetzt ſchon im Staatsminiſterium alle diejenigen Geſetz-Vorlagen anzugeben, welche ſie dem Landtage vorzulegen gedenken. Mit dem Vorlegen allein iſt es freilich noch nicht gemacht.

Aus London.

10. September.

Da Lord John Ruſſell derjenige Staatsſecretair iſt, welcher zum Begleiter der Königin nach dem Feſtlande auserſehen worden, ſo hat ſich der Coalitionsbefliſſenen eine neue Freude bemächtigt. Wer kann denn daran zweifeln, daß Ruſſell die Gelegenheit benutzen wird, um ſeinen ſchon vor ſechs Monaten angekündigten Vorſatz auszuführen und »andere Bundesgenoſſen« für England zu ſuchen? Wem leuchtet es nicht ein, daß Ruſſell das Band, deſſen Anfänge in Teplitz geſponnen wurden, und welches ſich ſodann über Warſchau und Berlin zog, mit einem biderben Zukunftsknoten zuſammenſchürzen wird?

Wo Rauch iſt, da iſt auch Feuer, und wo eine Phraſe erklingt, da giebt es auch ein Paar Thatſachen, die ihr als Reſonanzboden dienen. Daher darf man die Phraſe von der Coalition nicht für ganz bodenlos erklären. Zwei Thatſachen liegen ihr zu Grunde: die eine theoretiſcher, die andere praktiſcher Natur: nämlich der Gegenſatz der engliſchen Freiheit gegen den demokratiſchen Despotismus des Continents, und die militäriſche Schwäche Englands.

England hält ſich mit Recht für die Heimath der perſönlichen Unabhängigkeit, für dasjenige welthiſtoriſche Gemeinweſen, wo die ſtaatliche That und Einrichtung aus der Initiative der Bürger entſpringt; daher fühlt es ſeinen Gegenſatz zu den Maſſenſtaaten des Continents, in welcher die politiſche Handlung ihre Werkſtatt in einer oberſten centraliſirenden Gewalt beſitzt. England ahnt, daß dieſer Gegenſatz endlich zum Kriege wider den hauptſächlichſten Vertreter der Centraliſation führen muß. Zugleich kennt es ſeine Schwäche. Es iſt kein ungeheures Reich, welches durch Grenzen, die ſich fernhin erſtrecken, oder durch Steppen, die weit hinten liegen, vor den raſchen Wirkungen einer Invaſion geſchützt iſt. Es hat keine Grenzen, ſondern nur Geſtade, die faſt auf jedem Punkte einem Angriffe ausgeſetzt ſind, es hat keinen Rückzugsort, wo eine geſchlagene Armee ſich neu organiſiren könnte: es iſt gleichſam eine einzige große Stadt, welche die Waffen ſtrecken muß, ſobald der Feind durch eines ihrer Thore eingezogen. Ueberdies muß es ſich gerade in Folge ſeiner freien Verfaſſung die Anwendung derjenigen Mittel, durch welche eine allzeit ſchlagfertige ſtehende Armee auf die Beine gebracht wird, verſagen. Wie es zu dem Weſen einer freien Nation gehört, daß ſie, nur ſich das Grundcapital einiger umfaſſender und gewaltiger Principien bewahrend, im Uebrigen, wo einzelne politiſche Schwierigkeiten in Frage kommen, aus der Hand in den Mund lebe: ſo muß ſie ſogar bei außerordentlichen Conflicten mit einem auswärtigen Feind ſich ebenfalls auf die raſche Entſchloſſenheit und Thatfertigkeit ihrer

Angehörigen verlaſſen, nur dafür ſorgend, daß die Quelle des männlichen Entſchluſſes, das Grundcapital der bürgerlichen Freiheit, unverſehrt bleibe. Hieraus folgt, daß die Schreckensanfälle, die man von Zeit zu Zeit bei den Engländern beobachtet, nicht etwas Regelwidriges oder von Entartung Zeugendes ſind, ſondern daß ſolche Paniks zu den regelrechten Erſcheinungen eines Volkslebens, wie das engliſche iſt, gerechnet werden müſſen. Hieraus folgt ferner, daß das Bewußtſein der Unvorbereitetheit ab und zu den Gedanken an die Abſchließung von Schutz- und Trutzbündniſſen eingiebt. Iſt es einmal klar, daß der Krieg mit dem principiellen Gegner nicht vermieden werden kann, nun ſo wäre es ja das Geſcheuteſte, den Zeitpunkt des Kampfes ſelber zu wählen. Und zeigt es ſich, daß noch andere Kräfte vorhanden ſind, welche ſich gleichfalls von jenem Feinde bedroht glauben, ſo wäre es ja das Weiſeſte, mit demſelben Hand in Hand zu gehen.

Dies iſt die thatſächliche Grundlage der Coalitionsphraſe; dies die Urſache, warum ſogar Lord Palmerſton, der von der Schreckensſtimmung am wenigſten angeſteckt iſt, manchmal an dieſelbe eine Conceſſion macht, und warum Lord John Ruſſell, der fälſchlicher Weiſe glaubt, er könne ſich durch Aeußerungen des nationalen Mißtrauens zum populären Miniſter aufſchwingen, die Rolle des Bündnißſuchers ſpielt.

Gleichwohl wird es bei der Phraſe bleiben. Denn weder meint England es mit irgend einer continentalen Macht aufrichtig, noch meint es irgend eine feſtländiſche Macht mit England aufrichtig. Das erſtere iſt nicht der Fall, weil England bei jeder Allianz nur ſeine eigenen Bedürfniſſe im Auge haben würde; und das letztere nicht, weil die continentalen Mächte ſämmtlich über die Beſcheidenheit, als bloße ſubſidiäre Werkzeuge Englands zu dienen, hinaus ſind. Und was die Hauptſache iſt, die continentalen Mächte ſind in ihrer ganzen Conſtruction, in ihrer Geſinnung, in ihren Maximen dem Imperialismus verwandter als dem Engländerthum. Dieſe Verwandtſchaft muß entweder durch einen Krieg beſtätigt oder durch einen gründlichen Kampf abgeſchüttelt werden. Inſofern befinden ſich die continentalen Staaten innerhalb einer Entwickelung, an der England keinen Theil hat, und welche dem britiſchen Staate die Politik der Enthaltung, der Abwendung, kurz der Neutralität zur rathſamſten macht. Wo England eingreift, da geſchieht es nur zu dem Zwecke, daß jene Entwickelung, in welcher der Continent begriffen iſt, ſo rein als möglich, ſo ungeſtört als möglich erhalten werde: hat es ſeinen Zweck erreicht, iſt das Drama in ordentlichen Zug gebracht, ſo kehrt England ſofort zur Kälte und Entfremdung zurück.

Lord John Ruſſell, der das Feſtland beſucht —: er wird auf demſelben höchſtens den Anſtoß zu einer neuen Scene in dieſem Drama zurücklaſſen; aber keinenfalls zu einer Scene, in welcher England eine handelnde Perſon ſein wird. Möglicher Weiſe begnügt er ſich auch mit Vorſichts- und Mäßigkeitsmahnungen; und das wäre noch das harmloſeſte, was er thun könnte. Oder er mag ſich auch das Vergnügen bereiten, eine ſeiner Parlamentsreden zu paraphraſiren, welche insgeſammt einem Ungethüm mit Löwenrachen und Lämmerfüßen gleichen. Er iſt ganz der Mann, der, nachdem er ſich in tauſend Sprüchen muthvoller Weisheit ergoſſen, Euch zuletzt den Rücken dreht mit den Worten: Uebrigens macht's wie Ihr wollt.

Börſen-Revue.

(Vom 5. bis 12. September.)

In dieſer Woche iſt wieder viel geſprochen worden, aber neben den Worten gab es leider auch Thaten. Garibaldi, der Guerillachef, iſt ohne Schwertſchlag, allein, nach Neapel gekommen, hat Behörden und Miniſter ein- und abgeſetzt und Victor Emanuel zum erblichen König von Italien proklamirt. Alſo Victor Emanuel, von Garibaldi's Gnaden König von Italien! Victor Emanuel kann ſtolz ſein auf dieſe Ehre und dieſen Schöpfer ſeines Glücks! wie er es ihm wohl danken wird! — Bei alledem ein ſchlimmer Präcedenzfall und ein Beweis, bis wohin das lächerliche Nicht-Interventionsprinzip ſich verirren kann. Man wird jetzt den Garibaldiſchen König als fait accompli betrachten und wird ſchließlich, wenn Louis Napoleon die Nicht-Intervention in Anſpruch nimmt, auch vor der vollendeten Thatſache Gewehr bei Fuß ſalutiren, wenn Koſſuth einen König von Ungarn einſetzt, oder Miroslawski's ſeelige Erben u. Comp. einen König von Polen proklamiren, oder endlich Hecker oder irgend ein andrer guter 48er Mousseux den Worten des Nationalvereins Handlungen verleihen und irgend einen deutſchen Fürſten, der ſich ihre Sympathieen zu erwerben verſtanden hat, zum Kaiſer von Deutſchland erheben (?).

Louis Napoleon hat inzwiſchen wieder in Marſeille eine Gaſtrolle gegeben und dabei den üblichen Beifall geerndtet. Sonſt haben ſeine Reden keine Bedeutung mehr. Bezeichnend iſt, wie er den Geiſt Frankreichs ſchildert, das Oelblatt im Munde und das Schwert an der Seite. Ganz er ſelbſt! den Mund voller Friedensphraſen und dabei jeden Augenblick zum Losſchlagen bereit. Victor Emanuel's Proklamation machte dagegen mehr Eindruck an der Börſe. Wenn auch das Börſenvölkchen faſt durchweg mindeſtens der liberalen Bourgeoiſie angehört, ſo iſt doch Jeder für ſich ſelbſt, d. h. für ſeinen Geldkaſten, ſo weit konſervativ, um nicht die Gefahr zu verkennen, die jeder Fortſchritt der Revolution dem öffentlichen Credit bringt, und es muß daher natürlich auch jedes folgenſchwere Ereigniß, wie es z. B. das Einrücken der ſardiniſchen Truppen in die Marken und Umbrien iſt, in einem entſprechenden Weichen der Courſe ſeinen Ausdruck finden.

Die Flauheit der Wiener Börſe war in dieſer Woche ſo anhaltend und ſo erheblich, wie etwa im vorigen Jahre zu Beginn des italieniſchen Krieges. Die Metalliques gingen um 3¼, Nationalanleihe um 2½ pCt. zurück, Creditactien wichen um 10 Fl. das Stück, alſo um 5 pCt., und der Cours auf London, der Repräſentant des Valutaſtandes, ſtellte ſich um 3¼ pCt. ungünſtiger. Je näher die Möglichkeit kriegeriſcher Verwickelungen an die Grenzen Oeſtreichs herantritt, je beunruhigender tritt auch der traurige Finanzzuſtand des Landes ans Licht. Die vielgeprieſene Genialität Bruck's hat den Credit Oeſtreichs ruinirt, indem es ihn erſchöpft hat; das fortwährende Appelliren an den Geldmarkt hat dieſen endlich für den Hülferuf des Landes taub gemacht, da die Börſe einſieht, daß die Gefahr größer iſt als der mögliche Verdienſt, und die Opfer, die Bruck brachte, um momentan den Beſtimmungen der Münz-Convention zu genügen und die Bank mit Hülfe der Polizei, welche die Präſentanten von Banknoten faſt wie Staatsverräther behandelte, auf 48 Stunden ſcheinbar ſolvent zu machen, ſtanden in keinem Verhältniß mit dem erzielten Erfolge, der ſchließlich nur darin beſtand, das Land in weitere unabſehbare Verlegenheiten zu ſtürzen und die Börſe zu bereichern, die

ſich beeilte, von dem ſinkenden Staatskredit noch ſo lange und ſo viel wie möglich zu profitiren. — Noch einer beſonderen Eigenthümlichkeit der öſtreichiſchen Finanzzuſtände müſſen wir hier erwähnen, da dieſelbe auf den jedesmaligen Stand des Staatskredits, ſo weit derſelbe im Courſe der Banknoten, d. h. in der Valutafrage, ſeinen Ausdruck findet, von weſentlichem Einfluß iſt. Wir haben bereits früher dargelegt, wie dieſe und mit ihr der Stand des Silberagio's durch den Cours der fremden Valuten normirt wird, und wie das Silberagio mit dem Courſe der fremden Wechſel ſteigt und fällt. Wenn dieſer Umſtand nun auch die gute Wirkung hat, daß in Zeiten von Geldmangel, indem man dieſem durch Verkauf von Wechſeln auf auswärtige Plätze entgegen zu treten ſucht und deren Cours dadurch weicht, entgegengeſetzt der Werth der Banknoten ſteigt und alſo bei eintretendem Geldmangel der Credit des Landes ſich hebt (ein Umſtand, der übrigens von den öſtreichiſchen Finanzmännern viel zu wenig benutzt wird), ſo trägt dieſer Umſtand doch andererſeits auch wieder dazu bei, in Zeiten von Beſorgniſſen und Befürchtungen, wie die jetzigen, das Mißtrauen in die Lage des Landes zu ſteigern und deſſen Credit zu ſchwächen. Wenn bei uns eintretende ungünſtige Conjuncturen den vorſichtigen Kapitaliſten, ſei er Börſen- oder Privatmann, zum Verkauf ſeiner Papiere veranlaſſen, ſo legt er ſich entweder baares oder Papiergeld hin oder er kauft ſich ſogenannte „gute Disconten", d. h. Wechſel auf gute Handlungshäuſer, die nach einigen Monaten hier am Platze zahlbar ſind. In Wien verbieten aber die Valutaverhältniſſe eine derartige Operation. Wer dort, dem Gebote der Vorſicht folgend, ſeine Papiere verkaufen will, der kann ſich baares Geld dafür nicht hinlegen, weil erſtens deſſen Beſchaffung ſeine erheblichen Schwierigkeiten haben und nicht ohne bedeutende Opfer an Agio zu bewerkſtelligen ſein würde, dann würde er aber auch den Schwankungen des Silberagio's ausgeſetzt und dadurch in den meiſten Fällen der Zweck von vorn herein vereitelt ſein, endlich würde er aber auch noch die Aufmerkſamkeit der Behörden auf ſich ziehen, dieſen mißliebig und als unpatriotiſch gekennzeichnet werden. Noch weniger würde es aber zuläſſig ſein, dafür Banknoten oder in Banknoten zahlbare Wechſel hinzulegen, da in dem Maße, wie die gehegten Befürchtungen ſteigen oder ſich realiſiren, auch der Werth der Banknoten fällt, und der dadurch entſtehende Verluſt leicht den durch den Wiederverkauf der Wechſel beabſichtigten Gewinn überſteigen, jedenfalls den Erfolg der Operation paralyſiren würde. Es bleibt daher nichts übrig, als das Geld in Wechſeln auf fremde Plätze anzulegen; je mehr dieſe aber gekauft werden, deſto mehr muß auch ihr Cours ſteigen, und je mehr dieſer ſteigt, deſto mehr ſteigt auch das Silberagio und deſto ungünſtiger ſtellt ſich der Cours der Banknoten — die Valutenfrage, der Barometer des Staatskredits. Dieſem Uebel kann nicht eher abgeholfen werden, ehe nicht die Banknoten wieder pari ſtehen; vielleicht ließe ſich in einer ausgedehnten Benutzung dieſer Anomalie nach entgegengeſetzter Richtung auch der Weg finden, ſie zu beſeitigen? Freilich dürfte dieſem Verſuche kein Deficit von 280 Millionen gegenübertreten, wie es der jüngſt veröffentlichte Finanzausweis für 1859 bei einer Jahres-Einnahme von nur 260 Millionen darlegt, und es dürften zur Deckung deſſelben auch nicht weiter, wie es 1859 wenigſtens zum großen Theil geſchah, die Fonds der Bank in Anſpruch genommen werden. Der erwähnte Finanzausweis erwähnt auch des Bruckſchen Börſen-Manövers mit 10½ Millionen gekaufter Eiſenbahnactien, auf das wir ſpäter ausführlich zurückkommen. Alledem ſetzt Hr. v. Plener nur einen paſſiven Widerſtand entgegen, der natürlich die Börſe nicht befriedigt und die deshalb auch ſeine beſtimmte Erklärung, die Bank nicht weiter beanſpruchen zu wollen, nur für einen recht löblichen Vorſatz anſieht, der aber ſchließlich an der Gewalt der Ereigniſſe ſcheitern wird.

Die Pariſer Börſe zeigt noch immer denſelben langweiligen Kampf um den Renten-

Cours von 68, in dem heute dieſe, morgen jene Partei um einige Centimen Sieger bleibt. Auch der Credit mobilier ſah in dieſen 8 Tagen ſeine Anſtrengungen durch ein Weichen des Courſes von nur 6 Franken belohnt, während öſtreichiſche Staatsbahn- und Credit-Actien unter dem Drucke der Wiener Börſe um 18, reſp. 25 Franken zurückgingen. Auch für die neue piemonteſiſche Anleihe ſcheint die Begeiſterung, welche zur Zeichnung auf dieſelbe trieb, einer bedeutenden Ernüchterung gewichen zu ſein. In demſelben Maße, als man ſich vorher zur Zeichnung drängte, drängt man ſich jetzt zum Verkauf und ſcheut ſelbſt einen Verluſt nicht, um nur der zweiten Einzahlung aus dem Wege zu gehen. Den exaltirten Zeichnern tritt jetzt die nackte Wirklichkeit ziemlich drohend an den Geldbeutel heran und läßt ſie endlich zu dem Bewußtſein kommen, daß die politiſch-finanziellen Verhältniſſe Piemonts in der That wohl nicht der Art ſind, um darüber vergeſſen zu laſſen, daß bei der Anfangs dieſes Jahres für die angehende neue Großmacht veranſchlagten 370 Millionen Einnahmen und 472 Millionen Ausgaben eine Anleihe von 150 Millionen nicht lange vorhält.

Die Londoner Börſe bleibt dagegen von all' dieſen Continental-Verlegenheiten unberührt und der Cours der Conſols unerſchüttert. Bringt ihn heute einmal ein feuchtes Wölkchen ¼ pCt. herunter, ſo läßt der Sonnenſchein ihn morgen wieder um eben ſo viel ſteigen, und das europäiſche Gleichgewicht iſt für John Bull hergeſtellt. Das Wetter iſt ſchön und trocken, das Korn wird überall glücklich eingebracht, die Erntebeſorgniſſe werden daher als gehoben betrachtet, überall iſt Freude und Jubel, und das Geld ſtrömt in Maſſen der Bank zu, welche am letzten Donnerſtag eine Zunahme von 233,513 Pfd. Sterl. nachwies und daher ihren Total-Baarbeſtand auf 18,914,353 Pfd. Sterl. ſteigerte. Aber wir fürchten, John Bull jauchzt diesmal zu frühzeitig; ruhige Beurtheiler bezeichnen die Ernte, namentlich auch für Kartoffeln und Hülſenfrüchte, nur als eine mittelmäßige, und ſtellen die Nothwendigkeit erheblicher Zufuhren in beſtimmte Ausſicht, ſo daß trotz des jetzigen Geldüberfluſſes doch wohl noch in dieſem Jahre eine Erhöhung des Bankdisconto's zu befürchten ſein dürfte, um ſo mehr, als der jetzige Geldüberfluß bereits dem G.ſchäfte theilweiſe denjenigen Character der Unſolidität verliehen hat, welcher ſtets der Vorläufer erheblicher Verlegenheiten zu ſein pflegt.

Am empfindlichſten litt aber unſere Börſe von der Zerfahrenheit der politiſchen, namentlich der öſtreichiſchen Zuſtände. Die Maſſe öſtreichiſcher Papiere in Preußen hat unſere Börſe in eine entſchiedene Abhängigkeit von der Wiener Börſe gebracht. Wenn ſie ſich derſelben auch in ruhigen Zeiten vorübergehend zu entledigen ſucht, ſo tritt dieſe dagegen in kritiſchen Zeiten deſto prägnanter hervor, und wenn auch alle Welt anerkennen muß, daß die Gefahr für Preußen durchaus noch nicht ſo nahe liegt, um zu ſo dringenden Beſorgniſſen Veranlaſſung zu geben, wie ſie in der Flauheit der Börſe ihren deutlichen Ausdruck finden, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß der Cours unſrer Eiſenbahnactien mit dem Courſe der öſtreichiſchen Nationalanleihe fällt. Wir können die Erklärung dafür nur in der Ausdehnung finden, welche die Baiſſepartei ſeit kurzer Zeit an der Börſe gewonnen hat. War bei der früheren Indolenz der Speculanten gegen die ſchon damals bevorſtehenden politiſchen Verwickelungen die ganze Börſe à la Hausse engagirt, ſo hat ſich jetzt die ganze Speculation à la Baisse gewendet und benutzt jede Veranlaſſung, durch Ausbietungen und Verkäufe ungünſtig auf den Cours einzuwirken. Die Abhängigkeit von der Wiener Börſe iſt daher für preußiſche Effecten eigentlich nur eine ſcheinbare, und es würde nur einiger courageuſen Speculanten bedürfen, um für dieſe der Speculation wieder eine entgegengeſetzte, ſteigende Richtung zu geben. Am Donnerſtag hatte die Börſe einen kleinen Aufſchwung genommen, von da ab datirt ihre permanente Flauheit und das anhaltende Weichen der Courſe. Wie ſchon

öfter war auch diesmal wieder das ganz unberechtigte Treiben der Cosel-Oderberger Eisenbahnactien von 38 auf 40 das Signal zu dem allgemeinen Rückgang. Am erheblichsten wurden davon wieder oberschlesische berührt, da darin auch die Hausse-Speculation am wildesten gewesen war; der Rückgang derselben betrug 8 pCt. Demnächst wichen Stettiner, Rhein-Nahebahn und Brieg-Neiße um 5½ pCt., Anhalter, Cöln-Mindener und Crefelder, Rheinische und Thüringer um 5, Oppeln-Tarnowitz um 4½, Bergisch-Märkische und Freiburger um 4, Amsterdam-Rotterdamer, Potsdam-Magdeburger, Wittenberge, Steele-Vohwinkel, Cosel-Oderberg, Mainz-Ludwigshafen und Fr.-Wilh.-Nordbahn um 3, Hamburger, Stargard-Posen und Mecklenburger um 2, und endlich Berbacher, die sich am besten behaupteten, sowie Aachen-Mastrichter um nur 1 pCt. — Prioritäts-Obligationen waren gleichfalls flau und zu meistens weichenden Coursen schwer verkäuflich, nur Aachen-Mastrichter stellten sich etwas höher, da der erste rückständige Zinscoupon (vom 1. Januar 1859) jetzt zur Zahlung annoncirt ist.

Auch Bank- und Crediteffecten erfuhren einen erheblichen Rückgang, der sogar bei preußischen Bankantheilen 3½, bei den meisten Privatbanken 2 à 2½ pCt. betrug. Am erheblichsten, und zwar um 6pCt, wichen Meininger, nächstdem Rostocker, Leipziger und Darmstädter um 4, Genfer und Norddeutsche um 3, Thüringer und Schlesische aber nur um 1pCt. Eben so gering war der Rückgang bei Disconto-Commanditantheilen, für welche die Direction zum Course von 80 täglich als Käufer ihrer eignen Actien auftritt und auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein weiteres Fallen ihrer Actien verhindert. Dessauer Creditactien gingen um über 2pCt. auf 11¾ (!) und Dessauer Landesbankactien um ferner mehr als 5pCt. auf 14¾ (!) zurück. Auch industrielle Actien wichen um 2 à 3pCt. — Eben so wenig, wenn auch in weit geringerem Grade, konnten preußische Fonds der allgemeinen Flauheit widerstehen und gingen durchschnittlich etwa um 1pCt., Prämienanleihe sogar um 3pCt. zurück. Das Weichen er östreichischen Effecten vereinigte den Rückgang deren Course in Wien mit dem der Valuta, so daß Metalliques 3, Nationalanleihe 4, Creditloose 5, neueste Prämienanleihe 6, Creditactien 6½pCt., Staatsbahnactien 6 Thlr. und Valuta um 2pCt. sich niedriger stellten als vor 8 Tagen. Geringer war der Rückgang der russischen und andrer fremder Papiere, von denen nur Dessauer Prämien-Anleihe einen erheblich niedrigen Coursstand (von 93½ auf 91) aufweist.

An der Getreidebörse ging Weizen um 4 — 6 Thlr., Hafer um 2 Thlr., Roggen, bei einer Schwankung von etwa 1½ Thlr., schließlich um ½ — 1 Thlr. zurück. Der Rüböhandel zeigte bei einer Schwankung von ½ — ⅔ Thlr. ebenfalls einen Rückgang von ⅓ — ½ Thlr., und bei Spiritus erreichte Locowaare und der laufende Monatstermin nach einem Weichen von ⅔ — ⅚ Thlr. bis auf ½ Thlr. wieder den vorwöchentlichen Preis, während die späteren Termine nach einem Rückgange von ⅔ — ⅚ Thlr. noch etwa ⅓ Thlr. gegen denselben zurückblieben, der Frühjahrstermin sogar ⅓ Thlr. geringer schließt.

N S. An der Donnerstagsbörse (am 13.) beurtheilte man die Proklamation Victor Emanuels günstiger, und als auch die Mittheilung der „Patrie" bekannt wurde, daß Oestreich nicht interveniren würde, zeigte die Börse eine sehr günstige Stimmung, und die meisten Effecten stellten sich durch Deckungskäufe 1 — 2 pCt. höher.

Vermischtes.

Ein Staatsbrief des Dogen Leonardo Loredano an den Bürgermeister und Rath von Ulm.

Auf der Ulmer Stadtbibliothek hat der sehr verdiente Münchener Gelehrte G. M. Thomas, der schon so manchen werthvollen literarischen Fund gethan, einen Brief des Dogen Leonardo Loredano von Venedig an den Bürgermeister und Rath von Ulm entdeckt und denselben als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums jener Zeit" unlängst in die Oeffentlichkeit gegeben. *) Das Schreiben datirt vom 16. Juli 1509 und ist in der That nicht ohne mannichfaches Interesse. Es versetzt uns aufs lebendigste in jene Zeit, da die stolze Republik Venedig sich von der mächtigen zu ihrem Untergang verschworenen Coalition des Papstes, des Königs von Frankreich und des Kaisers Maximilian bedroht sah und alle Mittel einer verschlagenen Politik aufbieten mußte, um diesen erdrückenden Bund zu sprengen, wie es uns andererseits zugleich die politische Bedeutung ermessen läßt, welche damals noch die freien Städte des deutschen Reichs besaßen.

Kaiser Maximilian hatte sich bewegen lassen, theils gegen frühern Reichstagsbeschluß, theils ohne Wissen und Beirath der Stände, der Liga von Cambrai beizutreten, deren Programm war: „contra Venetos et pro destructione illorum." Papst Julius erließ am 27. April 1509 ein Monitorium contra Venetos, eine Bannbulle der ärgsten Art, welche, wenn ausgeführt, den Handel Venedigs vernichten mußte, und die Verbündeten zum Kreuzzug gegen die verhaßte Republik aufrief. Die Franzosen säumten nicht, sie waren rasch zur Stelle und gewannen die Schlacht in der Ghiara d'Adda am 14. Mai. Die Republik sah sich in der äußersten Bedrängniß, wenn von der andern Seite, der deutschen, dieselbe Energie entwickelt worden wäre. Aber Maximilian fand beim Reich offenen Widerstand, man versagte ihm die Hülfe zu einem Kriegszug, den er auf eigene Faust unternommen. Die Stände auf dem Reichstag in Worms erklärten sich auch nach dem Sieg der Franzosen gegen jede Unterstützung, und besonders waren die deutschen Städte in ernster Aufregung über eine Politik welche im Bunde mit Frankreich gegen einen Staat gerichtet war, mit dem das deutsche Reich seit lange politisch und commerciell in inniger Berührung stand. Noch waren, sagt Ranke, die Städte nicht so schwach, um sich das Alles so geradezu gefallen zu lassen; sie hatten Städtetag gehalten und beschlossen, sich auf dem nächsten Reichstag zur Wehre zu setzen, die Mitglieder des Bundes so gut wie die andern. Am wenigsten konnten sie Lust haben, sich gegen eine Republik anzustrengen, mit der sie in vortheilhaften Handelsverbindungen standen, die sie als ein Muster und natürliches Oberhaupt aller städtischen Gemeinwesen zu betrachten gewohnt waren. Dieser alten und bewährten Genossen nun suchte sich die Republik zu bedienen, um sich den Kaiser vom Nacken zu halten, oder wenigstens dessen Kräfte zu lähmen. Wie die Signorie bald den Papst, bald den Kaiser vom verderblichen Bund mit Frankreich abmahnte, wie sie durch ihre klugen Sendboten den Hof von England, wie den von Ungarn in ihrem Interesse bearbeitete, so versuchte sie es auch, die Städte des deutschen Reichs — wie es scheint namentlich die oberdeutschen — in Mitwirkung zu setzen und durch sie den Kaiser zu bestimmen, von einem Bündniß und einem Krieg abzustehen, der zuletzt nur zum Vortheil des französischen Königs ausschlagen konnte. Ein Document dieser diplomatischen Thätigkeit der Signorie ist nun eben der von Thomas mitgetheilte Brief des Dogen Loredano an den Magister civium und die andern Consules civitatis Ulmensis. Der Brief zeigt, daß die Signorie schon wiederholt in den letzten Monaten mit den Städten brieflich in dieser Angelegenheit verkehrt hat, und erinnert an die alte Freundschaft, welche stets zwischen der Republik und der deutschen Nation, besonders den hochmögenden freien Bürgerschaften bestanden; er zeigt uns die politische Auffassung der Sachlage im Schooß der Signorie, legt die letzten Absichten des französischen Hofes dar und beurkundet die Bedeutung welche die Republik auf die selbstständigen deutschen Städte legte. (Schluß folgt.)

*) Ueber einen Staatsbrief des Dogen Leonardo Loredano von Venedig an den Bürgermeister und Rath von Ulm vom 16. Juli 1509, von Dr. G. M. Thomas. München 1860.

Militärische Revue.

Sonntag, den 16. September 1860.

Anm. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

16. Septbr. 1809. Die Franzosen erschießen 11 Offiziere des Schill'schen Corps in Wesel
17. Septbr. 1794. Die Preußen unter Hohenlohe und Blücher erstürmen die französischen Verschanzungen auf dem Schorleberg, Malzberg und Plettenberg.
18. Septbr. 1760. Colberg wird unter siegreichem Gefecht der Preußischen Husaren vom General Werner entsetzt.
19. Septbr. 1757. Glückliches Ueberfallsgefecht der Preußen unter Seldlitz bei Gotha.
20. Septbr. 1794. Die Preußen unter dem Prinzen Hohenlohe schlagen die Franzosen unter Michaut bei Kaiserslautern.
21. Septbr. 1707. Die Einschließung von Susa durch die Verbündeten beginnt.
22. Septbr. 1813. Die Preußen unter Major Schön vertheidigen rühmlichst Bischofswerda.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. VI.
Eine Schlacht am Schreibpulte (Austerlitz).
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859
aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

VI.

Die Franzosen hatten, wie oben erwähnt, am 23. April den Befehl zum Marsch erhalten und waren darauf aufgebrochen, so daß bereits am 25. die ersten Truppen in Chambery anlangten, bis wohin sie mit der Eisenbahn von Lyon aus befördert worden waren. Allerdings war dabei das neutrale Gebiet verletzt worden, indem die Eisenbahn auf der Ostseite des Lac de Bourguet entlang geht, während die Grenze des Genevas von Culoz ab dem Rhone weiter folgt und erst bei Le Vivier am Südende des See's die Eisenbahn in rein savoyisches Gebiet entläßt. Die Straße über den Mont Cenis war von den Piemontesen schneefrei gemacht worden, und am 29. passirten die Truppen den höchsten Kamm, um nach Susa zu rücken und am 30. mit der

Eiſenbahn in Turin einzutreffen. Der Weg von St. Jean de Maurienne bis Suſa war zu Fuß zurückgelegt worden, alſo 90 Kilometer oder etwa 12 Meilen, während von Lyon bis St. Jean und von Suſa bis Turin die Eiſenbahn benutzt werden konnte. Der gewöhnliche Train bedarf auf der erſteren Strecke 7½, auf der letzteren 1½ Stunden, die Franzoſen hatten daher den 26., 27., 28. und 29. auf dem Landwege zugebracht, was, in Betracht der Witterung und des Schnee's, in der That alle Anerkennung verdient. Am 2. Mai war das geſammte 3. Corps bei Turin verſammelt, nur die Artillerie und Cavallerie waren noch zurück, von denen die Letztere den Weg über den Col di Tenda eingeſchlagen hatte. Vor dem 3. Mai konnte dies Corps von Turin nicht abrücken, wir wiſſen ſogar, daß dies erſt am 5. geſchah, die Oeſterreicher hatten daher von dieſer Seite nichts zu fürchten, wenn ſie ſpäteſtens am 4. die Piemonteſen am rechten Po-Ufer angriffen. War aber die Verpflegung einigermaßen geordnet, ſo konnte dies, wie wir glauben nachgewieſen zu haben, bereits vollkommen am 3. geſchehen. Noch weniger wie von Turin her hatte der Angriff von Genua her zu befürchten. Am 25. Nachmittags langten die erſten Transport-Fahrzeuge mit Truppen des 1. Armee-Corps von Marſeille her auf der Rhede von Genua an, aber erſt am 29. war die Infanterie hier vollſtändig zuſammen, da Artillerie und Cavallerie ebenfalls über den Col di Tenda herankamen. Vor dem Eintreffen des 2. Corps aber konnte das erſte unmöglich von Genua abrücken, da man dieſen Ort als Depotplatz feſt halten mußte, früheſtens am 2. Mai hätte deshalb der Abmarſch erfolgen können.

Nachdem der 3. Mai völlig verloren gegangen war, benutzten die Oeſterreicher den 4. zu Recognoscirungen und Demonſtrationen. Man fand, daß der Angriff gegen die Piemonteſen bei Valenza zu ſchwierig ſei, weil das rechte Po-Ufer das linke dominire und man unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen die ſteinerne Eiſenbahnbrücke bei Valenza forciren müſſe. Die dortige hölzerne Brücke war abgebrochen. Dieſe Umſtände waren den Oeſterreichern ja aber bereits vor dem Entwerfen des Operationsplanes bekannt geweſen, und wenn man ſich im letzten Augenblicke durch derartige Terrainſchwierigkeiten abhalten ließ, ſo durfte man den gewählten Operationsplan auch gar nicht entwerfen. Uebrigens waren dieſe Schwierigkeiten keineswegs bedeutend, denn den eben erſt im Verſammeln begriffenen Piemonteſen war man ſo überlegen, daß an eine Vertheidigung des Po bei Valenza kaum zu denken geweſen wäre, und — hätte man nicht unnütze Zeit verloren, hätte man am 29. Aprit ſtatt am 3. Mai am Po geſtanden, ſo wäre man ſogar nur auf unbedeutende Abtheilungen der Piemonteſen geſtoßen, welche ja jetzt noch von der Dora baltea bis Genua verzettelt ſtanden. Es ſcheint aber, als hätten Meinungsverſchiedenheiten im Hauptquartier das Meiſte dazu beigetragen, jedes energiſche und entſchiedene Handeln zu verhindern, und daß gegenſeitiges Nachgeben in Einzelnheiten die Zeit an Demonſtrationen und Recognoscirungen verſchwenden ließ. Es wurde nunmehr bei Cornale eine Brücke über den Po geſchlagen, auf welcher General Benedeck mit dem 8. Corps am 4. überging und in Caſtel nuovo einrückte. Das 2. Corps rückte zur Unterſtützung nach Saunazaro, während das 3. und 5. Corps bei Fraſſinetto und Valenza demonſtrirten, ſo daß bei Fraſſinetto einige Schüſſe mit den Piemonteſen gewechſelt wurden. Der Entſchluß zu dieſer Bewegung war am 3. gefaßt worden, und am Abend dieſes Tages ging der Pontontrain von Bomello nach Cornale ab, wo der Brückenbau am Morgen des 4. um ½5 Uhr begann und um 8 Uhr beendigt war. Man hatte eine Flußſtrecke von 300 Schritt Länge zu überbrücken gehabt. Zur Deckung des Baues waren 2½ Bat. und ½ Raketen-Batterie übergeſetzt worden, welche auf der Straße von Caſtel-nuovo vorgingen, während Seitendeckungen gegen Sale und Voghera detachirt wurden. Die Zeit, welche man im

Hauptquartiere durch Ueberlegen verloren hatte, ſollten die Truppen durch Nachtmärſche einbringen. Der General Benedeck hatte den Befehl zum Vorgehen ſo ſpät erhalten, daß die Truppen auch erſt ſehr ſpät in der Nacht antreten konnten und in ſtrömendem Regen, der ſchon am Nachmittage begonnen hatte, auf durchweichten Niederungswegen den Marſch nach Cornale ausführen mußten. Um 11 Uhr Vormittags hatte deshalb erſt die Avantgarde die Brücke paſſirt und marſchirte nach Caſtel-nuovo; ihr folgte das Corps ſelbſt im Laufe des Tages. Vom Feinde war nichts zu ſehen, und der Uebergang ſtieß auf gar keinen Widerſtand.

Das 3. Corps hatte kleine Abtheilungen bei Valenza über die Eiſenbahnbrücke geſchickt, welche ohne Widerſtand paſſiren konnten, die Brücke ſtand daher den Oeſterreichern zur Dispoſition; dieſe aber legten Minenöfen in derſelben an und bereiteten Alles zum Sprengen vor.

Vom 5. Corps waren Abtheilungen gegen Fraſſinetto vorgeſchoben worden, welche gegen die Piemonteſen ein heftiges Gewehr- und Geſchützfeuer eröffneten, während eine halbe Meile weiter oberhalb, gegenüber von Terra-nuovo (auf der Straße von Caſale nach Candia) 1 Bataillon nebſt einer halben Raketen-Batterie die Seſia durchwatete und Brückenmaterial mit ſich führte. General Cialdini, welcher am Morgen mit ſeiner Diviſion bei Caſale eingetroffen war, eilte mit 4 Batt., 2 Esc. und einer Batterie ſeinen bedrohten Vorpoſten gegen Terra-nuovo zu Hilfe und zwang die ſchwachen Oeſterreicher, zurück zu gehen. Der Regen fiel in Strömen und ließ die Seſia derartig anſchwellen, daß die Leute beim Rückzuge bis über die Bruſt durch das Waſſer waten mußten.

Die Sprengung der Eiſenbahnbrücke bei Valenza zeigt, daß Graf Gyulai im Laufe des 3. Mai ſeine Offenſive gegen die Piemonteſen völlig aufgegeben hatte. Dagegen beweiſt der Uebergang des 8. Corps bei Cornale und das Nachſchieben des 2. Corps nach Sannazaro noch nicht die Abſicht, gegen die von Genua heranrückenden Franzoſen zu operiren, denn mit dieſen beiden Corps allein konnte man dieſe Operation doch nicht beginnen wollen, zur Concentrirung der Armee aber wurden nicht die geringſten Anſtalten getroffen, ſo daß am 4. dieſelbe von Vercelli an der Seſia bis Caſtel-nuovo und Tortona an der Scrivia, alſo auf 9 Meilen, auseinander ſtand. Es ſcheint auch dieſe Bewegung nur eine Conceſſion des zum Angriffe nicht geneigten Theiles des öſterreichiſchen Hauptquartiers an den zur Offenſive drängenden geweſen zu ſein. Es fragt ſich, ob es gerathen war, einen nun einmal zur Offenſive nicht geneigten und, wie es ſcheint, auch gar nicht dazu geeigneten Feldherrn zu einer ſolchen wider ſeine Ueberzeugung und ſeinen Charakter zu drängen, und, als man ein entſchiedenes Vorgehen dennoch nicht erlangen konnte, ſich mit kleinen Conceſſionen zu begnügen, die offenbar in keiner Weiſe zum Ziele führen konnten. Die Einheit der Oberleitung iſt jedenfalls das erſte Erforderniß zum Siege, der beſte Operationsplan weitaus erſt das zweite, und uneiniges Hauptquartier wird immer geſchlagen werden. Das Nachgeben aber muß auf Seiten des Generalſtabes zu finden ſein, nicht auf der des Oberfeldherrn; konnte daher keine Uebereinſtimmung erzielt werden, und Oberſt Kuhn ſich durchaus nicht in das Weſen und den Charakter ſeines Generals hinein leben, dann mußte er vor dem Beginn der Operationen ſeiner Stellung entſagen, nicht aber in dem Augenblicke der Kriſis, wie er es gethan, in einer Kriſis, durch fortwährendes Zaudern und Taſten herbeigeführt, an der er ſelbſt durch ſein Drängen weſentlich mit die Schuld trug. Eine entſchloſſene Defenſive, und ſelbſt wenn dieſelbe erſt am Mincio begonnen hätte, von der aus aber bei Erfolgen die Offenſive von ſelbſt hervorgegangen wäre, wäre den wirklich ausgeführten Bewegungen bei weitem vorzuziehen geweſen.

Die Erfolge wären dann zu Anfang des Krieges keine glänzenden, ſie wären aber vielleicht ſehr ſichere geweſen, und ſchlimmer wie es geſchehen, hätte es den Oeſterreichern niemals ergehen können.

Wie um die Kaiſerlichen für ihr Zaudern zu beſtrafen und ihnen die über dem Beſchließen verlorene Zeit recht fühlbar zu machen, legte beim endlichen Beginnen der Bewegungen nunmehr das Wetter ihnen Schwierigkeiten in den Weg. Der Regen, welcher am 3. Mai Nachmittags begonnen hatte, floß in immer ſtärkeren Strömen ununterbrochen bis zum 5. früh und machte die Gewäſſer ſo anſchwellen, daß die bei Cornale geſchlagene Pontonbrücke nicht aushielt und das 8. Corps vierundzwanzig Stunden lang von der Armee gänzlich abgeſchnitten war. Der Po war um 13 Fuß geſtiegen. General Benedeck, deſſen Corps am 4. den Po paſſirt hatte, war an dieſem Tage bis Caſtel-nuovo vorgegangen und entſendete am 5. je eine Brigade nach Tortona und Bohgera, wo die Eiſenbahnbrücken über die Scrivia und Staffora geſprengt wurden. Damit gab man zugleich den Rückzug auf Piacenza auf; von einer kräftigen Offenſive konnte alſo gar nicht mehr die Rede ſein, denn man hatte ſich ſelbſt dadurch das Operationsterrain zu einer ſolchen weſentlich beſchränkt. Am 6. wurde die Brücke bei Cornale hergeſtellt, und das 8. Corps ging, nachdem es noch einige Contributionen eingetrieben hatte, auf das rechte Po-Ufer zurück. Widerſtand hatte es nicht gefunden, Contributionen eintreiben und Brücken zerſtören hätten einige Commandos ganz ebenſo gut gekonnt; einen Zweck hatte man mit der Bewegung nicht erreicht. Sie war nicht einmal dazu benutzt worden, um einen Verſuch gegen die Eiſenbahn von Genua nach Aleſſandria zu wagen, der bei der Lage der Dinge kaum ſcheitern konnte und die Verbindung der Piemonteſen und Franzoſen doch weſentlich ſtören mußte.

Am 7. Mai war das 3. franzöſiſche Corps (Canrobert) um Aleſſandria verſammelt, und zwar beſetzte die Diviſion Trochu dieſe Feſtung, während der Reſt des Corps von Baſſignana über Valenza bis Pomaro längſt des Po aufgeſtellt wurde. Das 4. Corps (Niel) ſtand noch bei Turin, um dieſe Stadt gegen etwaige Verſuche der Oeſterreicher von der Dora baltea her zu decken, wo dieſe ihre Huſaren ziemlich weit ausgreifen ließen und hierdurch einige beunruhigende Thätigkeit entwickelten. Freilich konnte man in Turin nicht wiſſen, daß dieſe Geſchäftigkeit der öſterreichiſchen Huſaren mit den Vorgängen im öſterreichiſchen Hauptquartier gar nicht zuſammen hing, ſondern nur in der Perſönlichkeit des Oberſt v. Edelsheim, Commandeur des Regiments König v. Preußen Huſaren, ihren Grund fand. — Die Piemonteſen hatten den Franzoſen am Po Platz gemacht und ſich zwiſchen Pomaro und Fraſſinetto concentrirt; die Diviſion Cialdini blieb bei Caſale, die Diviſion Fanti in Aleſſandria mit Streifpartieen gegen Tortola und Sale. Das Hauptquartier des Königs war in Occimiano.

Das 1. franzöſiſche Corps (Baraguey d'Hilliers) erhielt für den 7. den Befehl, mit der Diviſion Ferey von Gavi über Serravalle auf der Straße nach Tortona vorzugehen, wo die 1. Brigade Caſſano-Spinola (2 Meilen vor Tortona) beſetzen und zur Vertheidigung einrichten und ihre Vorpoſten auf den Straßen von Tortona und Cavazzana (eine viertel Meile von Caſſano-Spinola, am Fuße des Gebirges) ausſtellen ſolle. Die zweite Brigade beſetzte die Scriviabrücke von S. Bartolomeo, während die beiden anderen Diviſionen des Corps bei Serravalle vorgingen und ſich à cheval der Eiſenbahn aufſtellten. Das 2. Corps (Mac Mahon) wurde auf der Straße nach Aleſſandria derart echelonnirt, daß die eine Diviſion in Novi, die andere zwiſchen Gavi und Carroſio (eine halbe Meile ſüdlich von Gavi) ſtand. Die Garde war noch in Genua im Verſammeln begriffen, namentlich war Artillerie und Cavallerie noch nicht heran, die auf dem Landwege über Nizza marſchirt waren. Die Garde wurde erſt ſpäter mit der Eiſenbahn direkt nach Aleſſandria befördert.

Eine Schlacht am Schreibpulte.

(Auſterlitz.)

Es iſt noch früh, halb aufrecht ſitzt oder liegt man vielmehr in dem Lehnſtuhle, das Kriegsbuch in der Hand; die Phantaſie iſt ſchon etwas rege geworden, dann endlich nach vielem Hin- und Herziehen haben ſich die Heere geordnet und ſtehen ſich wie Gewitterwolken am Horizonte gegenüber; bald ſoll die Windhoſe ſich aus dem Zuſammenkrachen der Elemente entwickeln.

Wie aus einer Vogelperſpective überſieht man das Gelände und die Stellung der Truppen; denn nach 50 Jahren iſt es leicht geworden, das zu entziffern, was beiden Parteien 1805 mehr oder weniger nur ein undeutliches Bild war.

Beide Heere ſtehen ſich in Mähren gegenüber, das des ſiegestrunkenen, kriegserprobten, gewaltigen Napoleon und das des edelmüthigen, menſchenfreundlichen, ritterlichen Alexander.

Ohne Bedenken wendet ſich die Liebe dem jungen Kaiſer zu, der angefeuert von edlem, von kriegsmuthigen Gefährten noch mehr geſchürten Muthe den Gang mit dem Eroberer zu machen wagt.

Staunen und Bewunderung aber zollt man unbedenklich dem Bonaparte, deſſen geiſtvolle, kraftvolle, gigantiſche Pläne dem Leſer ſchon das Gepräge der Ueberlegenheit deutlich vor Augen führen.

Klar ſieht man die Heeresmaſſen ſich entgegen rollen, die eine der Vernichtung, die andere dem gewiſſen Siege. Man möchte dem jungen Kaiſer ein freundſchaftliches „Halt!“ zurufen, und doch muß man wiederum ſich ſelbſt geſtehen, daß man in ſeiner Stellung gewiß ebenſo gehandelt hätte.

Jetzt verwandelt ſich die Scene aus dem Nebelbilde ſchon in eine deutlichere Zeichnung, die Methodik dictirt auf ruſſiſcher Seite Pläne, die einen unthätigen Gegner vorausſetzen, denen man daher den Untergang ſchon vorherſagen muß, denn jetzt kennt man ja Napoleon, der ſich nicht den Gang der Schlachten vorſchreiben ließ, ſondern denſelben ſeinem Gegner nolens, volens aufdrang. Man ſieht in der Nacht noch den vortragenden ruſſiſchen Generalſtab im Cabinet und belächelt die dictirten, bis in's Kleinſte gegebenen Dispoſitionen, die ein Jeder wie ein Talisman (gleich einer Manöver-Idee) in der Weſte herumträgt, und fühlt ſich tief in unſere liebe Friedenszeit verſenkt.

Die Phantaſie wird immer lebhafter erregt, ſchon ſitzt man aufrecht und verſchlingt die Zeilen, man ärgert ſich, man möchte mitrathen, mitſprechen, und fühlt doch die dunkle Hand des Schickſals, die dem Uebermuthe für einige Zeit zur Beſſerung Deutſchlands den Lorbeer darreicht; man fühlt dunkel den Gott Mars ſchon entſcheiden, ehe die Schlacht beginnt.

Hier herrſcht die Operationsſucht mit aller Militair-Gelehrſamkeit damaliger Zeit in geſchriebenen Zettelchen; dort die kräftige Einfachheit des Planes, die Alles umfaſſende Ueberſicht der Verhältniſſe.

Während die verbündeten Generäle in wohlgeordneten Märſchen und Bewegungen den Flankenangriff verſuchen, hat Napoleon die Marſchälle um ſich verſammelt. Die Situation des Augenblickes iſt kritiſch, man fühlt es mit dem großen Imperator auf den Lippen zucken, daß der entſcheidende Augenblick im Centrum kommen muß; mit fieberhafter Angſt wartet man, daß auch der Moment recht erfaßt werden möchte, denn ſchon ſind die Ruſſen dicht am rechten Flügel, und der Kampf droht ſich zu entfalten. Da werden die Marſchälle entlaſſen, man athmet hoch auf, ſchon ſitzt man nur noch

mit den Knieen auf dem Stuhle, hat den Kopf in den Händen und zittert vor Aufregung, die Bewegungen auf den Pratzener Höhen verfolgend.

Das Centrum der Franzoſen marſchirt auf, der Moment iſt richtig gewählt; vae victis! Die regſte Theilnahme wendet ſich den nun ſchon verlornen Ruſſen zu, man hofft und hofft, obgleich das Reſultat ſchon gewiß iſt, noch auf eine günſtige Entwickelung, man ergeht ſich in allen erdenklichen Vermuthungen, wie wohl noch die Waage gehalten oder das Unglück verhütet werden kann, man ſchlägt ſich hartnäckig mit den Franzoſen auf deren rechten Flügel in Wald und Sumpf herum und kämpft mit Erbitterung gegen Deutſchlands erbliche Feinde.

Während deſſen eilt die Phantaſie auf Gedankesflügeln mitten in das Centrum hinein; hier ſieht es bunt aus, der grimmige Kampf mäht Tauſende hin, aber der Eingang iſt ſchon der Sieg, Alles iſt hier unwiederbringlich verloren: wieder wendet ſich der angſtvolle Blick den Braven auf dem ruſſiſchen linken Flügel zu: „Zurück, ſo lange noch Zeit iſt, ehe jeder Rückzug unmöglich iſt; opfert auch nicht unnütz, ihr ſeid umgangen, denn ſchon iſt das Schickſal des Tages im Centrum entſchieden!“ Doch es iſt vergeblich!

Während deſſen weicht das Centrum den vereinten franzöſiſchen Kolonnen, und abgeſchnitten ſucht auch der linke ruſſiſche Flügel ſein Heil in der Flucht, doch es iſt zu ſpät!

Aufgerieben, eilen die Mannſchaften über Felder und dünnes brechendes Eis, verfolgt von dem Kartätſchhagel der Sieger. Alles iſt verloren!

Wenn ſo große Gedanken und Begebenheiten dahinrollen, kämpft der Geiſt überall lebhaft mit, mit Begeiſterung verſetzt er ſich in dieſe und jene Stelle und gebietet todesmuthig ſeinen Schaaren.

Doch plötzlich wird es ſo kalt, das Feuer des Enthuſiasmus iſt erloſchen, die ungeheizte Stube fordert ihre Rechte, man hüllt ſich feſter ein, noch wogt die Bruſt von erhabenen Gedanken, noch rollt der Kanonendonner in dem engen regen Hirne; ein glühendes Verlangen nach That und ein faſt fieberhafter Durſt nach Schlacht und Ruhm durchwühlt die Bruſt, man ſitzt ſtumm und ſtiert mit gerötheten Wangen in eine Stubenecke!

Die Thür geht auf! — Was iſt? — Sie möchten doch bald auf die Kammer kommen, Herr Lieutenant — wegen der 250 Stück Stiefelſchäfte! O.

Tagesereigniſſe.

Wie man hört, ſoll in Betreff der Feſtung Silberberg ein anderer Entſchluß gefaßt worden ſein, und von ihrer Schleifung Abſtand genommen werden. Zwar ſind die Maßregeln zur Zerſtörung bereits alle angeordnet, und die Arbeiten haben ſogar ſchon begonnen; indeß dieſe ſind noch keineswegs ſo weit gediehen, daß dadurch für eine Contreordre es zu ſpät ſei. Auch iſt bei dem ganz eigenartigen und exceptionellen Verhältniß, in welchem Silberberg ſich befindet, die Entſcheidung zwiſchen dem Für und Wider ſehr ſchwierig, und eine gewiſſe Schwankung nicht mehr als natürlich. Wir können der Erhaltung dieſer alten Warte Schleſiens nur zuſtimmen.

Bei den deutſchen Regierungen iſt der Wunſch rege geworden, nach einem gleichen Kaliber für alle deutſchen Heere und Contingente, und namentlich hat Heſſen-Darmſtadt einen direkten Antrag in dieſem Sinne an den Bundestag geſtellt, weil gerade jetzt, da alle Staaten ſich für ein gezogenes Geſchütz entſchließen müßten, der geeignetſte Zeitpunkt, wenigſtens in Betreff der Geſchütze, ſei. In Folge deſſen finden in Mainz ausgedehnte Verſuche mit allen Sy-

ſtemen von gezogenen Geſchützen, alſo preußiſchen, öſtreichiſchen, franzöſiſchen, Armſtrongs und Whitworth's ſtatt, die jedenfalls höchſt intereſſant werden. So ſehr wir nun wünſchen, daß ein recht glückliches und für die ganze deutſche Artillerie fruchtbares Reſultat erzielt werden möge, ſo können uns doch auch nicht die Schwierigkeiten entgehen, welche einem correcten Urtheil im Wege ſtehen. Die preußiſche Regierung iſt mit gewiß des Dankes würdiger Hochherzigkeit den deutſchen Regierungen entgegengekommen, indem ſie ſich erboten hat, denſelben gezogene Geſchütze nicht allein, ſondern auch Zündnadelgewehre, welche beide bisher Geheimniß waren, zu liefern. Die einzige Bedingung, welche Preußen dabei geſtellt hat, iſt wahrhaftig nicht mehr als billig, nämlich die Zündſpiegel, deren Fabrikation das einzige noch übrige Geheimniß iſt, auch zu liefern. Dieſer Weg iſt praktiſch und führt eher zum Ziele, als lange Verhandlungen von Bundes-Commiſſionen, in Folge deren vielleicht erſt Fabriken gebaut werden müßten, über welche letzteren dann neue Commiſſions-Verhandlungen anzuordnen nöthig wären, ſo daß kein Ende abzuſehen iſt. Dem ungeachtet ſcheint das preußiſche freundliche Erbieten keine Annahme zu finden. Nur Baden und Weimar haben bis jetzt ſich geneigt gezeigt; erſteres erhält bereits 12 Geſchütze. Wir dürfen hoffen, daß Preußen auch durch kalte Abweiſungen ſich nicht abſchrecken laſſen wird, ſondern unbeirrt von rechts oder links auf dem als wahr und heilbringenden Wege feſten Fußes fortſchreiten werde; der iſt: den deutſchen Bruderſtaaten nach beſten Kräften zum gemeinſamen Nutz und Frommen zu dienen — mit freiem Muthe.

Es verlautet, daß bezüglich der Formation der Trainbataillone eine andere Ueberzeugung Raum gewonnen hat. Man hatte die dringliche Nothwendigkeit erkannt, dem Train eine gründliche Reform zu geben und denſelben auf ſolche Stufe zu bringen, damit der Feldherr und die Truppen im Felde auf eine exacte Dienſtleiſtung von ihm rechnen können. In dieſer Abſicht wurde dem Train die außerordentliche Ehre zu Theil, durch Königliche Cabinetsordre zur Waffe erhoben zu werden. Man wollte noch mehr thun und dem Train ein ſelbſtſtändiges, geſchloſſenes Officier-Corps geben durch Verſetzung von Artillerie- und theilweiſe auch Cavallerieofficieren, ähnlich wie in Frankreich. Zunächſt kann man ſchon ſagen, daß in Frankreich keine wahren Officier-Corps beſtehen. Von vornherein aus heterogenen Beſtandtheilen, nämlich zum Theil aus Perſonen des Unterofficierſtandes zuſammengeſetzt, zerfällt dort das Officier-Corps in zwei Theile, welche ſich gegenſeitig nicht beſonders achten und lieben. Es iſt dort überwiegend die Begierde nach Avancement und Ruhm, welche die Armee träzt und die leidenſchaftliche Tendenz aller Kräfte nach dieſem einen Ziele, dem Ruhme, welche die vielen Tauſende ſonſt gegeneinander gleichgültiger Theile zuſammendrängt und feſſelt. Man braucht dort nur einer Truppe, wie man es z. B. mit dem Train gethan hat, beſſeres Avancement zu geben, ſo fliegen ihr die beſten Kräfte zu, und ein Officier-Corps nach franzöſiſchen Begriffen iſt gemacht. Das preußiſche Officiercorps iſt aus einem Steffe, nicht gemacht, ſondern geboren aus der geheiligten Pflicht, ſeinem angeborenen Könige mit der Waffe und dem Leben zu dienen um Gottes Willen. Aus dieſer reinen, ewigen Quelle fließen alle Großthaten, die in der Geſchichte der preußiſchen Officier-Corps prangen, und der Strom der edlen Geſinnungen, welcher auch den Schlamm der Avancements- und Ordensſucht immer wieder überwinden wird. Das eigentlich Tragende für ſolch ein Corps iſt das Bewußtſein, dereinſt nebeneinander zu fechten. Es iſt ſchon ſchlimm und wirkt nachtheilig auf das Corps, wenn, wie bei der Artillerie, ein Theil der Officiere, und zwar gerade der kräftigſte und thatenfertigſte Theil, der junge Hauptmann, durch ſeine Colonnen ſich fern vom Schlachtfeld gehalten ſieht. Wenn aber das ganze Officier-Corps hinter die ſonnige Schaubühne des Krieges in das dunkle Schattenreich verbannt iſt, ſo iſt eine Lebensentfaltung eines ſolchen Körpers, auch wenn er zuſammengebracht worden wäre, nicht zu erwarten, auch nicht bei aller Selbſtverleugnung der einzelnen Officiere. Darum wird ein Jeder ſich darüber freuen, daß man im Sinne hat, die Officiere des Trainbataillons entweder durch Commandirung wie bisher, oder auch durch Anſtellung Solcher, die ſich freiwillig melden, zu beſchaffen. Es wird dem Dienſte auch auf dieſe Weiſe völlig Genüge geleiſtet werden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Italien und der Römiſche Stuhl.

I.

Es wird für unſere Freunde kaum einer näheren Auseinanderſetzung bedürfen, daß und aus welchen Gründen die Selbſtſtändigkeit des Römiſchen Stuhles, als Bürgſchaft für die Selbſtſtändigkeit der katholiſchen Kirche, für die evangeliſchen wie für die katholiſchen Staaten gleich unentbehrlich iſt, wenngleich natürlich für die evangeliſchen Staaten mehr die politiſchen als die kirchlichen Momente und Motive in den Vordergrund treten.

Ebenſo liegt es auf der Hand, daß von einer Selbſtſtändigkeit des Römiſchen Stuhles nur dann und ſo lange die Rede ſein kann, wann und ſo lange der Papſt ſein eigener Herr, und daß alſo in dieſer Beziehung die Frage nach der Herrſchaft des Kirchenſtaates nicht allein für die katholiſche Kirche von höchſter kirchlicher, ſondern auch für die chriſtlichen Staaten überhaupt von ſchwer wiegender politiſcher Bedeutung iſt.

Auf der andern Seite aber kann man ſich ſchwerlich noch darüber täuſchen, daß das Patrimonium des Römiſchen Stuhles, und im Zuſammenhang damit die herrſchaftliche Stellung des Papſtes und der katholiſchen Kirche, heute mehr als jemals in Frage geſtellt erſcheint, und daß daher an alle chriſtlichen Regenten und Kabinette der ganze Ernſt der Frage herantritt, welche Stellung ſie ihrerſeits nicht allein der gegenwärtigen Vergewaltigung des Kirchenſtaates, ſondern noch mehr der demnächſtigen Neu-Ordnung der italieniſchen Verhältniſſe gegenüber einzunehmen haben.

Aufrechterhaltung des Status quo ante: es ſcheint dies allerdings das Nächſte zu ſein, doch dürfen wir dabei auch die Bedenken und inneren Widerſprüche jenes früheren Zuſtandes nicht überſehen. Die Zuſtände und Stimmungen im Kirchenſtaat ſelbſt, die fortdauernde und dabei faſt unentbehrliche Beſetzung Roms durch die Streitkräfte einer fremden Macht: wir wollen gern einräumen, daß die vorhandene Unzufriedenheit und die daran ſich knüpfenden aufrühreriſchen Bewegungen zum größten Theil ein künſtliches Product ſind, und daß die päpſtliche Regierung wohl im Stande ſein dürfte, ihre Stellung ſelbſtſtändig durch ſich ſelbſt zu behaupten, und der Bewegung völlig Herr zu bleiben, wenn ſie es allein mit ihren „irregeleiteten" Unterthanen zu thun hätte.

Leider jedoch hat die practiſche Staatskunſt nicht mit „wenn" und „aber" ſondern mit den vorhandenen thatſächlichen Elementen und Zuſtänden zu rechnen, und ſie darf ſich deshalb auch in keinem Falle der Illuſion hingeben, die

Regelung der Stellung des Römiſchen Stuhles auf nicht vorhandene oder nicht zutreffende Vorausſetzungen baſiren zu können.

Denn nicht allein, daß die Unterthanen des Papſtes bereits in die aufrühreriſche Bewegung hineingezogen ſind und alſo, wenn auch als „irregeleitete" milder zu beurtheilen, doch politiſch als Aufrührer angeſehen und behandelt werden müſſen: man hat es eben thatſächlich nicht allein mit den Unterthanen des Römiſchen Stuhles, man hat es auch mit Frankreich und Piemont und mit der geſammten italieniſchen Revolution überhaupt zu thun, und es wäre mehr als thöricht, unbekümmert hiernm den Kirchenſtaat heute als eine glückliche Inſel inmitten des italieniſchen Revolutions-Meeres betrachten zu wollen.

Geht man aber von dieſen unleugbaren und unabweislichen thatſächlichen Zuſtänden aus, dann wird man ſich auch leicht zu dem Zugeſtändniß entſchließen, daß ein Papſt, der nur durch die Gnade Frankreichs zu Rom in Sicherheit reſidirt, und der ſeinen Beſitz nur inſoweit noch ſein nennen kann, als der Kaiſer der Franzoſen deſſen Unverletzlichkeit proclamirt, daß ein ſolcher ſich von einem Papſte, der ſeinen weltlichen Beſitz bereits verloren hat, höchſtens zu ſeinem Nachtheile unterſcheidet. Obſchon ſeiner Herrſchaft und der dadurch bedingten Stellung im Weſentlichen beraubt, iſt er doch noch mit den Aufgaben und Rückſichten derſelben belaſtet.

Unmöglich kann es deshalb auch die Aufgabe ſein, den gegenwärtigen Zuſtand feſtzuhalten, ebenſo wie es unmöglich erſcheint, einen Zuſtand wieder herzuſtellen, deſſen Vorderſätze eben nicht mehr vorhanden ſind. Je mehr man aber dies anerkennt, um ſo ernſter und ſchwieriger iſt die Frage nach dem, was geſchehen ſoll.

Allerdings liegt hier die Antwort nahe, daß die weltliche Herrſchaft des Römiſchen Stuhles von Anbeginn Nichts geweſen iſt oder wenigſtens nichts Anderes hätte ſein ſollen, als ein weltliches Mittel für geiſtliche und kirchliche Zwecke, und daß alſo, wenn Mittel und Zweck mit einander in Conflict gerathen, das Mittel dem Zwecke weichen muß. Mit dieſem allgemeinen Satze iſt indeß für den vorliegenden Fall nur wenig gewonnen.

Denn nicht allein daß dem zeitigen Papſte der Ruhm gebührt, wenn auch von allen Seiten verlaſſen, nichts deſto weniger ſeine geiſtliche und kirchliche Stellung conſequent und energiſch gewahrt und feſtgehalten zu haben: es bleibt dabei auch die Frage unbeantwortet, was die chriſtlichen Fürſten Europa's der weltlichen Stellung des Papſtes, und was dieſer ſich ſelbſt ſchuldig iſt.

Oder gedenkt das legitime Europa auch dieſe Fragen der „unverminderten Ehrfurcht" des Freibeuter-Königs und der „thatkräftigen Pietät" des älteſten Sohnes der Kirche auf Discretion zu überlaſſen!

Gefangener in Rom oder Gefangener in Avignon, für ſich ſelbſt und für ſeine kirchliche Stellung könnte der Papſt durch dies Letztere nur gewinnen. Der Anfang ſeines Märtyrerthums würde auch der Anfang ſeiner geiſtlichen Erhöhung ſein. Doch für die chriſtlichen katholiſchen Staaten? Man hat eben zur Zeit nicht die Wahl zwiſchen einem Papſt, wie er jetzt iſt, und einem, der noch ſein eigener Herr bleibt, auch wenn er aufgehört hat, ein weltlicher

Fürſt zu ſein, ſondern nur zwiſchen einem Papſte, deſſen Selbſtſtändigkeit neu begründet und befeſtigt werden muß, und einem ſolchen, der bereits ein Gefangener iſt und demnächſt auch ein Untergebener werden muß.

Die Folgerungen hieraus liegen auf der Hand.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Heſekiel.**

Einundzwanzigſtes Capitel.
Zwei Beſucher.

„Ja, Mann, wenn der Strom vertrocknet wäre,
Bin ich im Stande, ihn mit meinen Thränen zu füllen;
Wenn der Wind ſich gelegt hätte,
Könnte ich das Boot mit meinen Seufzern treiben!"
(Shakeſpeare: Die beiden Veroneſer.)

An Worten und Zeichen, die aber durchaus nichts Geheimnißvolles haben, erkennt die academiſche Brüderſchaft der deutſchen Univerſitätsjugend den ihr Angehörigen, und für Alle, die jemals die unvergeßliche Studentenzeit durchlebt, bedarf es der Worte nicht und nicht der Zeichen, um einen Studenten von einem andern jungen Manne ſofort zu unterſcheiden. Es iſt im Weſen aller Studenten ein Etwas, was kein Anderer haben kann, ein Familienzug, der durch die ganze Studentenwelt geht und durch die bunte Mannigfaltigkeit, die ſich ſonſt in academiſchen Kreiſen geltend macht, erſt recht zur Erſcheinung gebracht wird; dennoch iſt es ſchwer, dieſen Zug beſtimmt anzugeben. Aus dem jungen Offizier da kann ein Feldmarſchall werden, in dem Geſellen hier ſteckt vielleicht ein berühmter Erfinder, in dem Ladendiener ein Millionair, in dem jungen Studenten aber iſt möglicher Weiſe alles Das, nicht nur ein großer Gelehrter, oder ein Miniſter, ein höherer Staatsmann, ſondern auch ein Millionair, ein großer Erfinder oder ſiegreicher Feldherr. Aus dieſer Eigenthümlichkeit heraus, daß aus einem Studenten möglicher Weiſe Alles werden kann, entwickelt ſich jener unterſcheidende Zug der academiſchen Jugend. Zu dieſer poſitiven Seite aber geſellt ſich noch eine negative. Der Student nämlich, aus dem möglicher Weiſe Alles werden kann, iſt an ſich Nichts. Der junge Offizier iſt ſchon Offizier, der junge Kaufmann iſt ſchon Kaufmann, der junge Handwerker iſt ſchon Handwerker, nur der Student iſt an ſich Nichts, der echte Marquis Enſenada*), und

*) Der patriotiſche ſpaniſche Miniſter Zeno Sylva wählte ſich bei ſeiner Aufnahme in die Grandezza den beſcheidenen Titel eines Marquez Enſenada (an ſich Nichts).

das Gefühl, Alles werden zu können und an ſich Nichts zu ſein, macht die Studenten ſich ſo ähnlich in ihrem inneren und äußeren Weſen.

Die neue Zeit mit ihrem ſtupiden Haß gegen alle Unterſchiede iſt in ihrer brutalen Furie der Gleichmacherei auch dieſem ſtudentiſchen Enſenadathum gefährlich geworden und hat, obgleich wir zugeben, daß ſich dieſes ritterlich gewehrt bisher und auch bis jetzt noch den ungleichen Kampf immer muthig fortgeſetzt, ſchon große Vortheile davon getragen. In den Univerſitäten wenigſtens, die in großen Reſidenz- oder Handelsſtädten floriren, wird der Student den andern gut erzogenen jungen Leuten immer ähnlicher. Die farbigen Mützen und die bunten Bänder thun's nimmer, wenn das, was wir Enſenadathum genannt haben, ein Mal verſchwunden iſt. Die Vernichtung des Enſenadathums führt die deutſche Univerſität wieder einen Schritt weiter zu der hölzernen Staatsuniverſitäts-Theorie unſerer franzöſiſchen Nachbarn und der frivolen Nützlichkeitswirthſchaft ihrer Collèges.

Im Beginn des Jahres 1810 waren die Studenten noch im vollen Beſitz der Enſenada-Grandezza und gingen gar tapfer an wider Jedermann, wenn man ihnen die Vorrechte dieſer Stellung beſtreiten oder ſchmälern wollte. Sie waren ſtolz auf ihre Ausſchließlichkeit, ſie dachten aber nicht daran, dieſe Ausſchließlichkeit in eine Abgeſchloſſenheit zu verwandeln; darauf fallen die Menſchen überhaupt immer erſt dann, wenn ſie ſich in ihrer Ausſchließlichkeit bedroht ſehen. Im Gegentheil verkehrten die Studenten in jener Zeit viel freier und ungezwungener mit der andern Jugend, als das jetzt in vielen Univerſitätsſtädten der Fall iſt. Damals hatte die geſammte deutſche Jugend ein Gefühl, in welchem ſie ganz übereinſtimmte, das war der Haß gegen Frankreich, der Groll gegen den Kaiſer Napoleon, der ſich zum Träger der wälſchen Lehre der Revolution gemacht hatte. Natürlich war bei dieſem Haß gegen Napoleon die Erkenntniß verſchieden nach den verſchiedenen Gaben, es erkannte nicht Jeder, daß es der Gegenſatz des chriſtlich-deutſchen Weſens gegen das wälſche, revolutionäre Weſen war, was dieſen Haß erzeugte, aber im Haß ſelbſt waren Alle einig.

Damals hätte ſich ein deutſcher Mund geſchämt, von den weltbeglückenden Ideen von 1789 zu ſprechen und die „intelligenten Bajonette" Frankreichs als die Vorkämpfer der Civiliſation zu preiſen. Man war damals noch ſehr — zurück!

In Königsberg war der Haß gegen Napoleon, die franzöſiſche Tyrannei und die wälſche Lehre der Revolution in der vollſten Blüthe, er führte dort, und nicht nur unter der Jugend, auch zu Verirrungen. Wir nehmen keinen Anſtand, auch den ſchon mehrfach erwähnten, ſogenannten Tugendbund als eine ſolche zu bezeichnen, aber der Haß war ſelbſt in ſchlimmen Verirrungen noch achtungswerth. Es hatte in Königsberg die längere Anweſenheit des Königs und der Königin während einer unglücklichen Zeit mächtig gewirkt, den deutſchen Gegenſatz gegen das Franzoſenthum in's Bewußtſein zu bringen, und die ernſte, feſte, aber doch wie von einer Wolke umflogene Erſcheinung des Königs hatte eben ſo wie das hinreißende Benehmen der Königin Louiſe einen unzerſtörbaren Eindruck namentlich auch auf die Jugend gemacht.

Jüngere Männer aller Stände, die ſchon in bürgerlichen Stellungen waren, verkehrten damals in Königsberg ſehr lebhaft mit Studenten und Officieren, die Liebe zu König und Vaterland, unzertrennbar vom Haß gegen Napoleon und Frankreich, führte beſonders die Jugend zueinander.

Nicht alle Studentenſtuben prunkten mit jener faſt ſpartaniſchen Bedürfnißloſigkeit, die wir im vorigen Capitel in der Wohnung des dunkellockigen Theologen Wild bewundern konnten; das Zimmer, welches Robert von Rouvroy in dem wohlerhaltenen Hauſe der reichen Wittwe Rienäcker bewohnte, bot einen ganz andern Anblick. Es iſt gegen Abend, und zu der rauhen Luft draußen bildet das behaglich erwärmte Gemach einen angenehmen Gegenſatz. Die Vorhänge ſind niedergelaſſen, und die kleine Lampe, die auf dem großen Tiſche ſteht, beleuchtet mit ihrem matten Scheine eine Ordnung, die in einer Studentenſtube doppelt überraſchend iſt. Die Bücher liegen nicht herum, ſie ſtehen ſorgfältig geordnet auf einem kleinen Borde über dem Schreibtiſch, deſſen Ausſtattung nicht nur den Sinn für Ordnung und Symmetrie, ſondern auch das Behagen des Beſitzers an einer gewiſſen, wenn auch beſcheidenen Eleganz verräth. An den Wänden ſieht man zwar keine ſchlechten Bilder in Goldrahmen, welche gegenwärtig, meiſt ohne alle Beziehung auf die Bewohner, faſt alle Zimmerwände bedecken müſſen, dafür aber einige ſehr ſchöne Waffen, Degen und Piſtolen, Erbſtücke, von denen ſich Robert von Rouvroy nicht gern trennt.

Der junge Mann ſitzt, noch etwas blaß von der kürzlich überſtandenen Krankheit, am Schreibtiſch, vielleicht ſchreibt er an einem Brief für die Geliebte in der fernen märkiſchen Heimath? In dem Leuchten ſeiner Augen ſpricht ſich wenigſtens eine Erregung aus, die man dahin deuten könnte. Es iſt, als ob die Krankheit die beſtimmten Züge des jungen Mannes noch ſchärfer gemacht hätte, der Umriß des Profils hat etwas ſo Hartes, ſo Spitzes, daß er erkältend und abſtoßend wirkt; unſchön wenigſtens, wenn auch nicht gerade häßlich, iſt der junge Mann, aber dieſe großen feurigen Augen geben dem unſchönen Antlitz eine Bedeutung und einen Reiz, der ſo mächtig iſt, daß man es zwar nicht ſchön findet, ſondern ganz vergißt, an ſchön und häßlich zu denken. Auch die ſchlanke, eckige Geſtalt des jungen Mannes iſt keineswegs anmuthig und gefällig, aber ſie paßt wohl zu ſeinem Geſicht und verräth in ihrer Knochigkeit und Sehnigkeit eine nicht gewöhnliche Muskelkraft und Dauerbarkeit.

Es wurde beſcheiden an die Thür geklopft; offenbar wurde Herr von Rouvroy dadurch nicht angenehm unterbrochen, nicht langſam, aber auch nicht haſtig, wiſchte er ſeine Feder aus und legte ſie in die Reihe andrer, dann ſchob er das halb beſchriebene Blatt in einen Bogen Löſchpapier und rief aufſtehend mit lauter Stimme: „Herein!“

Die Thür öffnete ſich, und herein trat eine plumpe Geſtalt in einem dunkelblauen mit Pelz verbrämten und gefütterten Rock gekleidet, welche, die Pelzmütze und Stock in der Hand, einige kleine Schritte vortrat und ſich dann höflich verneigte.

Rouvroy warf nur einen Blick in das widrige, bleiche, von einer häßlichen

Narbe gezeichnete Angeſicht, dann rief er ſichtlich mehr erſtaunt als erfreut: „Ah! Herr Laborde, was führt Sie zu mir?“

„Herr von Rouvroy,“ begann der ausgeſtoßene Sohn des braven alten Grieben in Mittenwalde, den wir als blutigen Jacobiner, ſo wie als Kaiſerlichen Spion am Werk geſehen haben, „Herr von Rouvroy, verzeihen Sie, daß ich mir erlaubt habe, Sie aufzuſuchen; ich wußte, daß Sie mich wieder erkennen würden; das iſt der einzige Vortheil, den ich von meiner Narbe habe, daß mich Jeder wieder erkennt, der mich ein Mal geſehen hat. Ich habe mich mehrmals nach Ihrem Befinden erkundigt und, nachdem ich heute von Ihrer völligen Wiederherſtellung gehört, mich entſchloſſen, Ihnen meinen Beſuch zu machen!“

Der Menſch war bei dieſer Rede wieder einen Schritt näher getreten. Rouvroy ſchwankte einen Augenblick, das Geſicht des Menſchen fand er infam, aber er war durch und durch höflich, und in der Anſprache des Menſchen gefiel ihm, daß derſelbe nicht mit ſchmeichleriſchen oder überſchwänglichen Worten von der Rettung der beiden Damen geſprochen. Dem männlichen Weſen Robert's war es zuwider, ſich immer ſein Lob vorſingen zu laſſen, und er hatte wirklich ſo gelitten unter den Lobpreiſungen ſeiner Beſucher, daß er es in der That wie eine Art von Wohlthat empfand, wenn nicht von ſeiner „Großthat“ geſprochen wurde.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Laborde?“ lud er ſeinen Beſuch ein. Mit ſichtlicher Freude nahm der Kaiſerſpion den Stuhl an, den ihm der junge Mann bot, es that ihm wohl, daß ein anſtändiger Herr ihn als einen ſolchen behandelte.

„Ich bin Ihnen zu lange geblieben, Herr Laborde,“ fuhr Rouvroy leicht fort, indem er ſich ſeinem Beſuch gegenüber niederließ, „Sie hatten Luſt, von Mittenwalde zu ſprechen, da ich nun nicht in das Speiſehaus kam, ſo ſind Sie zu mir gekommen?“

„Es iſt faſt ſo, Herr von Rouvroy,“ bejahete Laborde mit einem eigenthümlichen Blick auf den jungen Mann, „wir ſind einander ganz fremd, aber wir haben doch einen Punkt, auf dem wir gern zuſammen kommen, wir ſprechen Beide gern von der kleinen, guten Stadt Mittenwalde!“

Robert nickte lächelnd, denn er war überzeugt, daß der Andere unmöglich wiſſen könne, warum er ſo gerne von Mittenwalde reden höre.

„Uebrigens,“ bemerkte Laborde, „iſt's doch nicht allein die Erinnerung an Mittenwalde, die mich zu Ihnen führt, verzeihen Sie, wenn ich vielleicht zudringlich erſcheine, aber ich habe ein Intereſſe für Ihre Perſönlichkeit gefaßt und bin ebenſo in Sorge bei Ihrer Krankheit geweſen, wie ich mich über Ihre Geneſung gefreut habe.“

Rouvroy verneigte ſich leicht, er wollte nicht ſagen, daß er ſich durch das Intereſſe des fremden Menſchen, der ſo viel Abſtoßendes und Widerwärtiges in ſeiner Erſcheinung wie in ſeinem Weſen hatte, angenehm berührt fühlte, und dennoch war das wirklich der Fall. Es klang aus dem Tone, in welchem der Kerl mit dem infamen Geſichte ſprach, eine wirkliche Theilnahme heraus, es

war in ſeinen Worten das Metall der Wahrheit, dafür hatte Rouvroy ein ſcharfes Ohr, trotz ſeiner Jugend. Er war beinahe überzeugt, daß dieſer Herr Laborde ein ſchlechter Kerl war, aber er war ganz feſt überzeugt, daß dieſer Menſch, auch wenn er ein ſchlechter Kerl war, eine wirkliche Zuneigung zu ihm hatte und ein erhöhetes Intereſſe an ihm nahm. Eine ernſte Jugend aber iſt für nichts ſo empfänglich, wie für ein Verhältniß der Art, da wirkt ein gewaltiger pſychologiſcher Reiz mit.

„Nehmen Sie mir die Theilnahme, die ich für Sie empfinde, übel?“ fragte der Menſch beinahe ſchüchtern.

„Ich bitte Sie,“ entgegnete Rouvroy, der ſich gereizt und gerührt zugleich fühlte, „wie könnte ich übel nehmen, daß Jemand, ein mir durchaus Fremder, ein Intereſſe an mir nimmt, das ganz rein ſein muß, da Sie dabei unmöglich einen Plan oder einen Vortheil verfolgen können!“

„Vielleicht aber verfolge ich doch einen Plan oder einen Vortheil!“ verſetzte Laborde raſch.

Der Blick, mit dem er dieſe Worte begleitete, war ſcharf und liſtig, der Ton der Stimme rauh, Rouvroy mißfiel das, und mit großer Kälte ſagte er: „Sie machen mich neugierig, Herr Laborde!“

„Haben Sie nie daran gedacht,“ fragte dieſer mit einer gewiſſen Haſt weiter, „aus welchem Grunde ich gern von Mittenwalde ſpreche?“

„Nein!“ erklärte der Student aufrichtig, und wirklich hatte er kaum flüchtig daran gedacht und war ſich auch deſſen in dieſem Augenblick nicht bewußt.

Laborde ſchüttelte den Kopf, dann ſagte er entſchloſſen, aber mit gepreßter Stimme: „Ich bin in Mittenwalde geboren und erzogen!“

Rouvroy erhob ſich lebhaft, ſeine Ueberraſchung war groß.

„Darum ſpreche ich ſo gern von Mittenwalde,“ fuhr Laborde fort, ſichtlich entſchloſſen, das raſch zu ſagen, was er ſagen wollte, weil ihm die Mittheilung ſchwer wurde, „ich bin aber nicht nur in Mittenwalde geboren und erzogen, ich habe auch dort geliebt, und die Frau, die ich liebe, ſie lebt noch in der alten kleinen Stadt!“

Erleichtert athmete das Menſchenkind auf, als es das Bekenntniß beendet, der junge Herr von Rouvroy kreuzte die Arme über der Bruſt und blickte mit einer Art von Verlegenheit nieder auf den Sitzenden, der nicht zu ihm aufzuſchauen wagte. Ihm war es unangenehm, daß er auch in dieſem Punkte in gleicher Lage mit dem Menſchen war, daß er, gleich ihm, in Mittenwalde eine Liebe hatte, zugleich kam ihm eine leiſe Ahnung, daß Laborde um ſein Geheimniß wiſſe, und das war ihm mehr als unangenehm.

„Nun, was habe ich dabei zu thun?“ fragte er härter, als ſonſt ſeine höfliche Art war. Die Verlegenheit machte ihn unhöflich.

Laborde ſchaute auf, ein böſer Blick zuckte aus ſeinen Augen, aber er erloſch ſogleich wieder, der junge Mann blickte ſo ſtolz zu ihm nieder, und vielleicht war es gerade dieſer ſtolze Blick, der eine magiſche Anziehungskraft auf den Kaiſer-Spion ausübte.

„Vielleicht,“ antwortete er faſt demüthig, „können Sie mir ſpäter eine

große Wohlthat erzeigen, Herr von Rouvroy. Doch davon darf ich jetzt noch nicht reden. Für heute möchte ich Ihnen nur sagen, daß ich Ihren Herrn Oheim kenne und daß ich nicht ohne Verbindung mit Mittenwalde bin. Ich weiß, wie sehr sie den Herrn Lieutenant lieben, und darum theile ich Ihnen mit, daß derselbe jetzt an einem schweren Kummer leidet und in großer Besorgniß ist, vielleicht, gewiß wäre es eine große Freude für den braven Herrn, einen Brief von Ihnen zu erhalten."

„Hat mein guter Oheim von meiner Krankheit erfahren?" fragte Rouvroy mit voller Theilnahme für den geliebten Verwandten, zugleich aber auch mit dem naiven Egoismus der Jugend, die in solchem Falle immer zuerst an sich denkt.

„Nein," entgegnete Laborde, „der Herr Lieutenant hat nichts von Ihrer Krankheit erfahren; aber eine Dame, mit deren Familie er sehr befreundet ist, eine Frau von Uchtenhagen, ist schwer erkrankt, man fürchtet für ihr Leben, Sie kennen die Familie gewiß auch!"

Laborde sagte das, ohne Robert anzusehen, dieser war jetzt überzeugt, daß der fremde Mensch um seine Liebe zu Riekchen wisse, und er wußte ihm Dank, daß er so that, als ahne er gar nicht, welchen Antheil er selbst an der Nachricht nehme, und von der Theilnahme für die Mutter der Geliebten fortgerissen, that er mehrere Fragen, die Laborde immer discret beantwortete.

Als sich der Kaiser-Spion erhob, hatte er die Erlaubniß erhalten, Rouvroy bisweilen besuchen zu dürfen; er empfahl sich eben, als das Geräusch rascher Schritte draußen vernehmbar wurde, die Beiden blickten nach der Thür, diese wurde geöffnet, und eine angenehme Stimme fragte: „Ist's erlaubt, Herr von Rouvroy?"

„Ich bitte, Herr Graf!" entgegnete der und ging dem Grafen Kalnein, dem Gemahl der schönen Sebastiane, entgegen, der sich seinen Mantel abnehmen ließ und dann mit einem langen Blick Herrn Laborde nachsah, der sich mit einer tiefen Verbeugung entfernte.

„Verzeihen Sie, ich habe gestört," sagte er dann mit einer gewissen Verlegenheit, „aber ich fand Niemanden, der mich meldete!"

„Sie haben nicht gestört," erklärte Rouvroy ruhig, „der Herr war eben im Begriff zu gehen."

Graf Kalnein warf einen forschenden Blick auf den jungen Mann.

„Ah!" rief dieser, „Sie wundern sich, diesen Menschen bei mir zu sehen, nun, es ist wahr, sein Gesicht ist infam, aber er ist aus Mittenwalde bei Berlin, wo mein lieber alter Oheim lebt, und da weiß er mir denn zuweilen Nachrichten zu geben, die mir lieb sind."

„Jetzt ist mir Manches klar!" rief der Graf mit einer etwas sehr undiplomatischen Uebereilung, dann aber setzte er, sich sehr diplomatisch helfend, rasch hinzu: „Oh, ich kenne diesen Herrn Laborde ganz wohl, aber ich bitte Sie, nehmen Sie sich vor ihm in Acht; es ist Manches nicht richtig bei ihm, ich denke, daß ich Ihnen bald mehr über diese schlechte Fratze sagen kann, für heute mag Ihnen genügen, daß man ihn für einen französischen Spion hält!"

Rouvroy überlegte einen Augenblick, dann war er ſich über den Menſchen klar; die Mittheilung des Grafen ergänzte ſeine Anſchauung auf eine ganz unwiderſtehliche Weiſe; der junge Mann wußte jetzt, er war überzeugt, daß der Laborde ein ſchlechter Geſell, der aber ihm perſönlich wirklich mit Aufrichtigkeit zugethan ſei. Damit hatte er in der That die volle Wahrheit erkannt, aber ſie war ihm durchaus nicht ſchmeichelhaft, im Gegentheil, es verurſachte ihm ein Gefühl tiefſten Ekels, daß er ſich als Gegenſtand des Intereſſes eines franzöſiſchen Kaiſerſpions wußte. Für den Augenblick indeſſen überwand er ſeine Empfindungen, dankte dem Grafen Kalnein für ſeine Mittheilung und erkundigte ſich nach dem Befinden der Frau Gräfin. Er freute ſich, von fortſchreitender Beſſerung zu hören.

„Ich habe eine wichtige Nachricht aus Berlin erhalten," unterbrach der Graf plötzlich das bis dahin leichte Geſpräch, „ich muß mit Einem darüber reden, obgleich das tiefſte Geheimniß nothwendig iſt, Ihrer Discretion bin ich ſicher!"

„Sie können auf meine Verſchwiegenheit bauen, Herr Graf!" erwiderte Rouvroy, der des Grafen treffliches Herz und wirkliche Einſicht ſchätzte, ſo unbequem ihm bisweilen die diplomatiſche Wichtigmacherei wurde, mit welcher der ehemalige Geſandtſchaftscavalier ganz gleichgültige Dinge zu einem Staatsgeheimniß machte.

„Der Miniſter von Altenſtein," flüſterte der Graf, „iſt zu Ende mit ſeinen Reſſourcen, er iſt außer Stande die weiteren Abzahlungen auf die franzöſiſche Contribution zu leiſten."

Ein tiefer Schmerz zeigte ſich in den Geſichtern der beiden jungen Männer. Dieſe franzöſiſche Contribution zehrte am Marke des Landes, und doch mußte ſie bezahlt werden, wenn man die Franzoſen überhaupt los werden wollte.

„Der Finanzminiſter," fuhr der Graf fort, „hat die monatlich zahlbaren vier Millionen nicht zu leiſten vermocht. Napoleon wird immer dringender, er droht mit Execution und zieht bereits zu dieſem Behufe Truppen in ſeines lieben Bruders Königreich Weſtphalen zuſammen."

„Armes Vaterland!" ſeufzte Rouvroy.

„Wir ſind," theilte der Graf weiter mit, „aus den letzten zwölf Monaten mit zehn Millionen Francs im Rückſtande, überhaupt ſind wir auf die 50 Millionen, die baar zu zahlen, denn Sie wiſſen, daß die andern 50 Millionen durch Pfandbriefe gedeckt ſind, noch 15 Millionen mit den rückſtändigen Zinſen ſchuldig. Die Situation iſt verzweifelt, die franzöſiſchen Garniſonen in Thorn, Danzig, Stralſund, ſowie die in unſeren eigenen Oderfeſtungen Stettin, Küſtrin und Glogau ſind bereits bedeutend verſtärkt, wir haben einen Gewaltſtreich zu erwarten!"

Rouvroy ſprang auf und lief raſch ein paar Mal durch das Gemach, dann ſetzte er ſich mit entſchloſſener Selbſtbeherrſchung wieder nieder.

„Unter dieſen verzweifelten Umſtänden hat Herr von Altenſtein ein Mittel vorgeſchlagen, das faſt furchtbarer iſt als der Untergang ſelbſt!

Der Graf ſprach ſo traurig und ſo leiſe, daß ihn Rouvroy beinahe angſtvoll anblickte.

„Er hat dem Könige vorgeſchlagen, ſtatt der Zahlung Schleſien an Frankreich abzutreten!“

„Schleſien verkaufen!“ ſchrie Herr von Rouvroy und warf ſich in den Seſſel zurück.

„Es iſt ſchlimmer als der Untergang ſelbſt!“ flüſterte der Graf.

„Es iſt unmöglich,“ rief Rouvroy, ſich ſelbſt durch die Hoffnung ermuthigend, „nimmermehr kann der König darein willigen; Schleſien verkaufen, heißt Friedrich den Großen verkaufen, Preußens große Geſchichte ſchänden, die Preußiſche Zukunft mit Schmach bedecken, nein, Herr Graf, ſagen Sie, daß keine Ausſicht dazu da iſt, daß der König darein willige.“

„Ich kenne die Anſicht Sr. Majeſtät nicht, lieber Rouvroy,“ verſetzte der Graf, „es giebt aber unter den höheren Staatsbeamten Leute genug, die des Finanzminiſters Anſicht theilen, weil ſie abſolut nicht wiſſen, was ſie thun ſollen, um die franzöſiſche Execution zu vermeiden!“

„Mein Gott, mein Gott!“ klagte Rouvroy im tiefſten Schmerz.

Der Graf zuckte die Achſeln und blickte trübe vor ſich nieder.

„Der König kann nicht, kann nicht, kann nicht!“ verſicherte Rouvroy.

„Es iſt, wie wenn ein lebendiger Menſch ſich den geſunden Arm abſchneiden wollte“, erklärte Graf Kalnein, „und doch ſcheint mein Berichterſtatter an die Ausführung des Entſchluſſes zu glauben, indeſſen läßt er noch eine Eventualität zu!“

Mit leuchtenden Augen blickte der junge Mann auf.

„Der Franzoſenkaiſer,“ erklärte der Graf, „braucht Geld, viel Geld, aber an Territorialabtretungen iſt ihm nichts gelegen!“

„Oh,“ rief Rouvroy, bitter lachend, „wenn das die letzte Hoffnung Preußens iſt, dann ſind wir verloren, denn der Haß dieſes Menſchen gegen Preußen wird ihn nicht zögern laſſen, das patriotiſche Anerbieten des Herrn von Altenſtein auf der Stelle anzunehmen!“

„Seien Sie nicht ungerecht gegen den Finanzminiſter,“ mahnte der Graf, „bedenken Sie die verzweifelte Lage des Herrn von Altenſtein, er ſoll Geld ſchaffen, Geld in dieſem unglücklichen ausgeſogenen Lande, er ſoll die Bedürfniſſe des Staates decken und überdem monatlich vier Millionen zahlen, ich begreife, daß er auf verzweifelte Mittel ſinnen muß, was ſoll er denn thun?“

„Seinen Abſchied nehmen,“ rief Rouvroy heftig, „wenn er nicht zu helfen weiß, Andere wiſſen vielleicht beſſer, wie zu helfen, Gott kann Preußen nicht verlaſſen, Er wird ihm Männer erwecken, die ihm helfen!“

„Man ſchreibt mir,“ erzählte der Graf, „daß Fürſt Wittgenſtein lebhaft auf die Entlaſſung Altenſteins dringt, er ſoll den Baron Hardenberg wieder an die Spitze der Geſchäfte bringen wollen!“

„Gott ſegne ihn dafür,“ rief Rouvroy enthuſiaſtiſch, „Hardenberg wird beſſere Mittel wiſſen, als Schleſien zu verſchachern!“

„Wer weiß!“ erklärte Graf Kalnein zweifelnd und muthlos.

Es wurde an der Thür geklopft.

Der Graf legte den Finger auf den Mund.
Rouvroy nickte und rief: „Herein!"
Es war nur ein Bote, der ihm ein verliehenes Buch zurückbrachte.

Umſchau.

Wenn noch Jemand geneigt geweſen wäre, die vermeſſene Willkür, welche ſeit dem Frieden von Villafranca an der Fundamentalverfaſſung der europäiſchen Welt rüttelt, für eine vorübergehende Erſcheinung zu halten, dem muß die Art und Weiſe, wie der Sardenkönig ſein bon plaisir in Italien treibt, auch den letzten Reſt einer ſolchen Neigung zerſtreut haben. Auch der Gutmüthigſte muß jetzt begreifen, daß wir grundſätzlich in die Zeiten des Fauſtrechts zurückverſetzt wurden, und es offenbarer Selbſtbetrug ſein würde, hinfort noch von geſichertem Recht und geſicherter Ordnung in Europa zu ſprechen.

Ein künftiges Geſchlecht wird es nicht glauben wollen und können, wenn man ihm ſagt: in dem lombardiſchen Kriege diente auf Seiten des Sardenkönigs mit anderen Edeln ein Freiſchaaren-Führer, der ſeine politiſche Schule in der geſetzloſen Zucht ſüdamerikaniſcher Staats-Anfänge gemacht hatte — dieſer Freiſchärler war unzufrieden mit dem zwiſchen den kriegführenden Mächten abgeſchloſſenen Frieden — er hatte ſich ein einiges Italien in den Kopf geſetzt — ging hin und grollte mit dem Friedenspacte und erſchien plötzlich, um den kaum beendigten Krieg auf eigene Fauſt wieder aufzunehmen und weiter zu führen. — Und doch treibt dieſer Abenteurer von ächt ſüdamerikaniſchem Schlage ein tauſendmal tolleres Spiel! Er wird auf dem „claſſiſchen" Boden der europäiſchen Welt zum Staatsmann und Staatsbegründer, wie wenn es ſich darum handelte, bei uns jene widerwärtig verzerrten Staatsgebilde der ſüdamerikaniſchen Pampa's aufzurichten. Er decretirt den Untergang alter wie den Aufgang neuer Monarchieen, verleiht, wie weiland des heiligen römiſchen Reiches Semper-Augustus, Land und Leute, ſteckt mächtige Flotten in die Taſche und macht ſie verſchwinden und, damit dem Tollhäuslerſpiel nichts fehle und der Olymp unter dem Gelächter der Unſterblichen breche, verkündet dieſer Staatenbegründer, daß er von der Höhe des Quirinal des Weiteren mit Europa reden werde, auch ſei er erſt beim — Anfange . . .

Auch der ernſthafteſte Beobachter wird einem ſolchen Schauſpiele gegenüber in jene gewiſſermaßen wogende Stimmung gerathen, die den wahren Humor kennzeichnet, und wo er von Schmerz und Luſt, von Unwillen und Ergötzung zugleich bewegt, mit der Hand über die Augen fahrend ſich fragt, ob er weine oder lache. Trotz ſeiner tiefdunkeln Schattenſchläge bietet dieſes Bild doch unvergleichlich heitere Partieen — und es gehörte vielleicht zu ſeiner „vorbeſtimmten" Staffage, daß es unter dem Himmel Neapels und in der unmittelbaren Nähe eines Vulcans aufgerollt wurde. Was aber dieſes Bild denn doch wie-

der zu einem vollendet düſtern macht, iſt der Umſtand, daß wir den Träger einer legitimen Krone im engſten ſolidariſchen Verbündniß mit dem burlesken Abenteurer auftreten und handeln ſehen — einen gekrönten Fürſten, der die europäiſchen Verträge wie ein Paar unſauberer Handſchuhe von den Fingern ſtreift und wegwirft. Garibaldi treibt das Fauſtrecht als Sohn der Wildniß sans rime et sans raison — der König umgiebt dieſes moderne europäiſche Grundrecht mit dem Glanze der Kunſt, mit beſtimmten, dem Herkommen entliehenen und durch daſſelbe geheiligten Formen. Er erfindet einen heuchleriſchen casus belli, nachdem er durch Fauſtrecht über Krieg und Frieden bereits entſchieden hat, kurz er betreibt die Abenteuerei nach wohlgeputzten Formen — und Alles das geht nicht nur, ſondern geht zuſehends im Fluge, als ſollte jeder Zug uns erinnern, daß die anſchauungsloſe Indolenz europäiſcher Diplomatie aus dem Stadium des laisser faire vorlängſt in das höhere des laisser-chasser übergegangen iſt . . .

Und wäre es in der That anders? — —

Die Macht der Revolution und ihre an das Wunderbare ſtreifenden Erfolge — worin haben ſie ihren letzten Grund? In der virtuellen Uebermacht Frankreichs und ſeines zeitigen Gewalthabers? in der unwiderſtehlichen Willenskraft unzufriedener Bevölkerungen? in dem Schutze der Preſſe? in dem Speculationsintereſſe der Börſe? in der Herrſchaft demokratiſcher Grundſätze und Ideen? Wir meinen, in dem Allem nicht. Sie ſind Hebel- und Hilfsmittel zum Erfolge der Revolution, aber ſie ſind nicht die eigentliche Kraft der Revolution. Dieſe liegt anderswo. Man hat ſie weniger in ihr ſelbſt als in der Politik ihres Gegenſatzes und dann vor Allem darin zu ſuchen, daß ſie dieſer Politik mit klugem Auge den Fehler abſehen lernte, den ſie nur zu vermeiden hat, um ſtärker zu ſein als die erhaltenden Elemente zuſammen genommen. Mit Einem Worte: die Revolution hat aus den negativen, in ein Sonderintereſſe verſunkenen Schwankungen der europäiſchen Cabinets-Politik gelernt, daß ſie nur den Muth der Poſitivität zu haben brauche, um mit Leichtigkeit eine neue Welt an Stelle der alten ſetzen zu können. Sie ſiegt bei weitem nicht aus einer unmittelbaren Kraft ihres Prinzips heraus und der neuen Dogmen, die dieſes in Gang geſetzt hat, ſie ſiegt vielmehr, weil ſie den Muth hat ſiegen zu **wollen**, weil ſie, wie wir bereits in unſerm Letzten ſagten, geſchliffene Waffen führt, während das Prinzip der Legitimität nur geputzte zu tragen ſcheint, weil ſie kämpft und arbeitet, derweil jenes ſchläft und ſchlummert. Das Prinzip der Revolution der — poſitive Pol, das der Legimität der — negative: in dieſem Verhältniß liegt das ganze Geheimniß des Zeitalters, ſeiner fabelhaften Emanationen wie ſeiner revolutionären Triumphe; es geht damit ſchlechterdings natürlich zu..

Als wir vor ſechs Wochen die fürſtliche Begegnung von Teplitz als das „Frühroth eines neuen Tags" begrüßten, hatten wir den Muth hinzuzufügen, daß wir darin die anfänglichen Umriſſe einer feſten Poſition zum Widerſtande gegen die Revolution zu erkennen glaubten. Wir wußten ſehr wohl, daß Zuverſicht hierbei die Rolle der Hoffnung übernahm, aber wir müß-

ten ſelbſt ohne Glauben an die Sache des Rechts geweſen ſein, hätten wir an dem in menſchlicher Schwachheit ausgelegten Saatkorn die Hülle der höheren göttlichen Weihe verkennen ſollen. Wir unterſchätzten weder die Schwierigkeit, einen Punkt der Verſtändigung für unvereinbar gehaltene Intereſſen zu finden, noch die viel zähere, ſeit dem Frieden von 1856 zumal in Verruf geſetzte Aufgabe, diplomatiſche Gereiztheiten mundtodt zu machen. Aber wir belebten unſere Hoffnungen ſtets auf's Neue, wenn wir Angeſichts einer aus den Fugen weichenden Welt jenes heiligen gemeinſamen Erbguts gedachten, das ſein Bild in der höheren Erkenntniß dreier Fürſten nur wiederzuſpiegeln hatte, um ſofort auch den nur ſcheinbar widerſtreitenden Intereſſen erwünſchte Ausgangspunkte zu öffnen und die gekränkte Sache des Rechts, der Ordnung und des öffentlichen Friedens in Europa auf die Höhe einer *poſitiven Politik* zu erheben.

Dieſe Hoffnung hat uns denn auch keineswegs ganz getäuſcht: mehr als ein Symptom ſpricht im Augenblicke dafür, daß die Annäherung der nordiſchen Cabinette ſchon heute weiter vorgeſchritten, das Gefühl für „*Gleichverpflichtung*" — denn man muß dieſes Axiom der viel und arg mißbrauchten Gleichberechtigung muthvoll entgegenſetzen – ungleich lebendiger erwacht iſt, als man „draußen" zu befürchten wagte. Gewiß iſt es der erſte Tribut einer ſchuldigen Beſorgniß, wenn die officiellen und offiziöſen Blätter an der Seine nicht müde werden können, die Welt mit dem häßlichen Bilde einer „Coalition" zu unterhalten, derweil ſie genau wiſſen, daß dieſer Name den neuen Umſchwung der Dinge bei Weitem nicht kennzeichnet. So auch wird nicht allzu ferne Zukunft uns darüber aufklären, ob und wie weit im Zuſammenhange mit dieſer veränderten Lage und ihrem veränderten Humor vielleicht ſelbſt die improviſirte Verleugnung des Sardenkönigs betrachtet werden müſſe. Für den Augenblick möchten wir darin das gewandte *Prävenire* eines geſchulten *Spielers* erkennen, nicht mehr und nicht weniger. Jedenfalls verdient bemerkt zu werden, wie der ſchlaue Spieler bis jetzt immer nur von der Sicherheit des *Kirchenfürſten* ſpricht; die Sicherheit des *Kirchenſtaates* macht ihm weniger Sorge. Er iſt ſomit in Bezug auf ſeinen Hauptzweck, das Schickſal Italiens nach ſeinem Intereſſe zu geſtalten, durch das Improviſo eher noch freier geworden, aber er hat doch den Zauber eines eclatanten Einlenkens den Entſchließungen von Warſchau — vorweggenommen. Dennoch erwarten wir von Warſchau eine noch eclatantere Beleuchtung der Scene, dafern nicht ein unvorhergeſehener Zwiſchenfall das ſchöne Frankreich bis dahin zu einem arg verſtümmelten Torſo gemacht hat ...

Man lächelt; und doch iſt dieſe Verſtümmelung möglich. Es war kein Geringerer, als ein geweiheter Prieſter, ein Biſchof der römiſch-katholiſchen Kirche, der vor dem 2. Dezember die Blasphemie über ſeine Lippen zu bringen vermochte: „*Frankreich bewegt die Welt*, und — Sie ſind der Kopf, das Herz und der Arm Frankreichs." Man erkennt leicht, daß man in dieſen Worten lediglich mit einer neuen Paraphraſe der bekannten franzöſiſchen providence

zu thun hat; aber kaum, daß die ſüßen Worte eines Prieſters,*) der vor den Altären Jeſu Chriſti celebrirt, in dem imperialen Ohr verklungen ſein konnten, fällt es einem „Irrſinnigen“ ein (einem Irrſinnigen, der vielleicht an der Betrachtung der tiefen Sinnigkeit ſeiner Zeit irrſinnig wurde), Kopf und Arm Frankreichs herunterſchießen, jenes Frankreich, „das die Welt bewegt,“ buchſtäblich in einen Torſo verwandeln zu wollen.

Inzwiſchen arbeitet der König von Piemont — derſelbe wird überhaupt als ein ſehr naiver Fürſt geſchildert — an ſeinem Werke, das „einige Italien“, fertig zu machen, mit vergnüglicher Naivetät fort, und ſeine Generale erlaſſen dergeſtalt heroiſche Tagesbefehle, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, die ſardiſchen Feldſtühle ſeien dies Mal über die wahre Bedeutung und Tragweite der mit ſo großem Eclat vollzogenen Abberufung des franzöſiſchen Geſandten viel beſſer unterrichtet, als die europäiſchen Miniſterſeſſel zuſammen. Gewiß unterliegt es keinem Bedenken, daß Louis Napoleon rückſichtlich der künftigen Geſtaltung Italiens ſeine eigenen Pläne hegt, und man möchte annehmen, daß namentlich der in Villafranca von ihm zuerſt ausgeſprochene Gedanke einer italieniſchen Conföderation das wahre Original-Project ſeiner Politik und dann ganz ernſthaft gemeint war. Noch ſcheint es nicht an der Zeit, die Chancen dieſer imperialen Conception, von der man im Uebrigen ſagen darf, daß ſie ſo einfach und natürlich gedacht, wie andererſeits wirklich politiſch ſei, in's Auge zu faſſen, aber wie, in welcher Faſſung und unter welchen Umſtänden dieſelbe auch wiederkehre — der Sardenkönig weiß ſchon heute, für welchen Preis er aufs Neue den Degen gezogen hat. Er weiß, ſagen wir, daß, wenn auch aus dem regno italico nichts werden ſoll, und daſſelbe nur noch als Mittel zum Zweck mit Allerhöchſter Erlaubniß benutzt werden darf, jede andere Neugeſtaltung Italiens ihm ein wohlerweitertes, wohlarrondirtes und reſpectables Plätzchen gönnen wird! Nur, indem wir die Situation ſo auffaſſen, werden wir uns die neuen Unternehmungen Victor Emanuels zureichend erklären können, unangeſehen, daß es faſt Beleidigung der königlichen Urtheilskraft wäre, anzunehmen, der König meine es noch heute ernſt mit der Herſtellung eines Königreichs Italien, glaube noch heute ganz im Ernſte an die Möglichkeit, den Norden und Süden Italiens unter Einem Scepter zuſammenzuſchmelzen. So verblendet iſt der König nicht. Aber er nimmt einſtweilen, was er haben kann, als da ſind Flotten, Armeen, Bankkredite u. dergl., kurz, er weiß, für welchen Preis er arbeitet, und für welchen ſein hoher Verbündeter — abdicirt. Thöricht wäre es, anzunehmen, der König befinde ſich einſtweilen noch im Einverſtändniſſe mit Bonaparte ...

Eine andere Frage iſt freilich jene: ob die klugen Rechenmeiſter ſich nicht auch einmal verrechnet haben könnten? Und vielleicht hat auch die Erwägung dieſer Möglichkeit einigen Antheil an der Abberufung des franzöſiſchen Geſandten. Criminaliſten wollen die Bemerkung gemacht haben, daß Gauner, die

*) Dieſer neue unglückliche Archimedes, der den Punkt entdeckt hat, von wo aus die Welt aus den Angeln gehoben werden kann, heißt Nola, iſt von Geburt Italiener, unbedingt auch „einiger“ Italiener, und wirkt einſtweilen als enragirter Franzoſe in Nizza.

auf gemeinſchaftlichen Gewinn arbeiten, es lieben, ſich bei Ausführung eines Bubenſtücks derart in die Rollen zu theilen, daß nur der eine Theil aus Werk geht, während der andere daheim bleibt und ſich den Nachbarleuten häufig und mit einer gewiſſen Auffälligkeit zeigt. Dieſe höhere Spitzbuben-Strategie hat den Vortheil, daß, wenn das ausgeführte Stückchen auskömmt, der daheimgebliebene Theil ſein Alibi leicht und bequem nachweiſen kann und dadurch in den Stand geſetzt wird, dem anderen beſchuldigten Theile noch allerlei Liebes, vornehmlich in Bezug auf die ſichere Bergung des Raubguts zu erweiſen. Nicht entfernt fällt uns ein, die nur in den Künſten der Ehrbarkeit gewiegte Politik des Franzoſenkaiſers auf ein ſo ordinaires Niveau herabſetzen zu wollen; aber das unverhohlene Bündniß des Sardenkönigs mit der ungariſchen Agitation, der ſo muthwillig heraufbeſchworene Schwindel mit Nationalität, die verhängnißvollen Privilegien, womit man den Lohnlakaien der Revolution, das Suffrage universel, bekleidete und bekleiden mußte — endlich der Mißmuth Englands und der in Ausſicht ſchwebende Ernſt Warſchau's — das Alles ſind Mächte, die auch die feinſte Berechnung mannigfach zu durchkreuzen im Stande ſind: und für dieſen Fall iſt es immer gut, wenn nur der Eine der Freiheitspropheten arbeitet, derweil der Andere daheim bleibt und den Nachbaren in auffallender Weiſe zeigt, daß er wirklich daheim ſei ...

Aber auch dem ſtärkſten Muthe widerſteht es zuletzt, für die Erſcheinungen, deren Zeugen wir ſind, begreifliche Erklärungen zu ſuchen, und ſo ſchließen wir denn, noch erwähnend, daß die kleine päpſtliche Armee, wie ſich vorausſehen ließ, in einem Gefecht bei Caſtel Fidardo geſchlagen wurde. Königlich neapolitaniſche Schiffe — zur Zeit im Priſendienſte des Königs von Piemont — machten Anſtalt, Ancona von der Seeſeite zu beſchießen. Mit dem Allen hat ja die „Sicherheit" des Papſtes noch nichts gemein ...

Das menſchliche Herz athmet auf, wenn es den Blick von dieſem Wirrſal hinweg auf die fürſtliche Gruft richtet, deren Stille in dieſen Tagen die ſterblichen Reſte eines der älteſten und ehrwürdigſten Zeugen ſeiner Zeit aufnahm. Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, Oheim Sr. Majeſtät des Königs und des Prinz-Regenten von Preußen und Sr. Majeſtät des Königs von Hannover, war faſt 82 Jahre alt geworden, ohne das Ende des Trauerſpiels zu erleben, deſſen erſte Eröffnung vor den Augen des Knaben erfolgte. Der nunmehrige Großherzog Friedrich Wilhelm ward am 17. October 1819 geboren und iſt vermählt mit Prinzeſſin Auguſte, Tochter des Herzogs von Cambridge.

Der alte Fürſt Miloſch ſtarb lebens- und hoffentlich auch goldesſatt.

Zur Rheinzollfrage.

Der Secretär des Handels- und Gewerbe-Vereins für Rheinland und Westphalen, Herr Hürter, hat eine Denkschrift „über die rechtliche Natur der Rheinzölle und Recognitionsgebühren" verfaßt, welche den Verhandlungen der Rheinschifffahrts-Interessen zu Coblenz am 17. Juli d. J. zu Grunde gelegt wurde. Derselbe giebt manche gewiß wenig bekannte, aber sehr interessante Aufschlüsse, so wie historische Notizen über die Entstehung des Rheinzolls und den Gang der Rheinzollfrage.

Der Rheinzoll datirt von dem Rastatter Congresse, welcher im Jahre 1797 in Folge des Friedens von Campoformio nach Beendigung des zwischen Deutschland und der französischen Republik ausgebrochenen Krieges eröffnet wurde. Die Verhandlungen waren bereits so weit gediehen, daß Deutschland in die förmliche Abtretung der linken Rheinseite an Frankreich gewilligt und wegen des dadurch den reichsunmittelbaren Fürsten entstandenen Verlustes die Grundlage der Entschädigung durch Säcularisation acceptirt hatte, als die Feindseligkeiten von Neuem ausbrachen und erst fast 4 Jahre später durch den Lüneviller Frieden ihr Ende erreichten. Die Entschädigung der erblichen Reichsstände war späteren Erörterungen vorbehalten, da von Seiten Frankreichs „gänzliche Zollfreiheit des Rheines" gefordert war, und erst in dem Reichs-Deputationsbeschluß vom 25. Februar 1803 fanden diese Differenzen ihre Erledigung durch Festsetzung der Austheilung und endliche Bestimmung der fraglichen Entschädigungen, von denen einzelne hier folgen:

Der Stuhl zu Mainz wird auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Die Würden eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland bleiben auf ewige Zeiten damit verbunden. Die Metropolitan-Gerichtsbarkeit erstreckt sich über alle auf der rechten Rheinseite liegenden Theile der ehemaligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier Cöln ꝛc. Für das Weltliche wird zuvörderst eine Ausstattung des Kurfürsten-Erzkanzlers auf die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg gegründet. Der Ertrag dieser Gegenstände ist zu 650,000 Gulden angeschlagen, und da für den Kurfürsten-Erzkanzler eine Entschädigung von einer Million Gulden bestimmt ist, so werden die fehlenden 350,000 Gulden auf das Rheinschifffahrts-Octroi angewiesen und sollen, bis dasselbe in Vollzug gesetzt ist, die Zölle der rechten Rheinseite zur Entrichtung dieser Ergänzung von 350,000 Gulden dienen. Ein etwaiger Ueberschuß soll zur verhältnißmäßigen Bestreitung der übrigen Entschädigungen verwendet werden, und zwar dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin für seine Rechte und Ansprüche auf zwei erbliche Kanonikate der Kirche zu Straßburg, die ihm als Ersatz für den Hafen von Wismar gegeben waren, so wie für seine Ansprüche auf die Halbinsel Privat in der Trave, deren ausschließliches Eigenthum der Stadt Lübeck bleibt: außer den Rechten und dem Eigenthum des Lübecker Hospitals in den Dörfern Warnekenhagen,

Altenbuchow und Crümbrook und in denen der Insel Poel, eine immerwährende Rente auf den erwähnten Schifffahrts-Octroi von 10,000, dem Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim 12,000 Gulden, dem Kurfürsten (?) und Grafen von Stolberg 30,000 Gulden, der Fürstin von Isenburg 23,000 Gulden, verschiedenen Grafen des Hauses Leiningen 15,000 Gulden, zusammen 90,000 Gulden. Außer diesen directen Renten wurden noch folgende subsidiäre Renten, d. h. solche, welche erst nach Deckung der directen Renten zur Zahlung gelangten, auf das Rheinschifffahrts-Octroi angewiesen, als 22,500 Gulden an den Landgrafen von Hessen-Rothenburg, 15,000 an den Landgrafen von Wittgenstein-Perleburg, 28,000 Gulden an den Grafen von Salm-Reifferscheid-Dyck, 3600 Gulden an den Grafen von Stadion-Warthhausen und 2400 Gulden an den Grafen von Stadion-Tannhausen, zusammen 71,500 Gulden, so daß also die Anweisungen auf das Rheinschifffahrts-Octroi im Ganzen 511,500 Gulden jährlich betrugen.

Der Reichs-Deputations-Beschluß setzt darüber wörtlich Folgendes fest:

„Alle sowohl auf dem rechten als linken Ufer erhobenen Rheinzölle sollen aufgehoben sein, ohne unter irgend einer Benennung wieder hergestellt werden zu können; jedoch mit Vorbehalt der Eingangsgebühren und eines Schifffahrts-Octroi, welches nach folgenden Grundlagen genehmigt wird: — Da der Rhein von den Grenzen der batavischen Republik an bis zu den Genzen der helvetischen Republik ein zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche gemeinschaftlicher Strom geworden ist, so geschieht die Errichtung sowohl als die Anordnung und Erhebung des Schifffahrts-Octroi gemeinschaftlich von Frankreich und dem deutschen Reiche. Das Reich überträgt mit Einwilligung des Kaisers alle seine desfallsigen Rechte völlig und gänzlich dem Kurfürsten-Erzkanzler, welcher die Vollmacht des deutschen Reiches hat, mit der französischen Republik alle allgemeinen und besondern Anordnungen in Beziehung auf das Schifffahrts-Octroi abzuschließen. Der Ertrag des Octroi hat speciell zu bestreiten die Kosten der Erhebung, der Verwaltung und der Polizei. Der Ueberschuß wird in zwei gleiche Theile getheilt, deren jeder vorzugsweise bestimmt ist zur Unterhaltung der Leinpfade und der zur Schifffahrt erforderlichen Arbeiten auf jedem der resp. Ufer. Der reine Rest der zum rechten Rheinufer gehörenden Hälfte wird zur Ergänzung der Dotation des Kurfürsten-Erzkanzlers, dann für die übrigen Anweisungen und endlich zur Bezahlung der subsidiarisch und bedingungsweise angewiesenen Renten verhypothesirt. Falls sich ein jährlicher Ueberschuß von Einkünften ergiebt, so wird er zur stufenweisen Ablösung der Lasten dienen, mit welchen das Schifffahrts-Octroi belastet ist.“ In Gemäßheit des Reichs-Deputations-Beschlusses kam die Convention über das Rheinschifffahrts-Octroi vom 27. Thermidor Jahres XII. (15. August 1804) zu Stande und mit dem 1. November 1805 in Vollzug. Beide, der Reichs-Deputations-Beschluß und die Convention von 1804, bilden die Grundlage der späteren Verträge über die Belastungen des Rheins.

Der Kurfürst-Erzkanzler, dem in Folge des Rheinbundes die bis dahin freie Reichsstadt Frankfurt a. M. zugefallen war, trat als Primas von Deutsch-

land unterm 16. Februar 1810 die Deutſchland zugehörige Hälfte des Rhein-Octroi an Frankreich ab, welches ihm dafür die Fürſtenthümer Hanau und Fulda überließ und dieſe mit den übrigen primatiſchen Beſitzungen zu einem Großherzogthum erhob. Die Special-Hypothek der Renten-Eigenthümer auf dieſe Hälfte des Octroi wurde nun auf die abgetretenen Fürſtenthümer Hanau und Fulda übertragen, dagegen erklärte am 1. December 1810 der neue Großherzog von Frankfurt ſeine eigene oben erwähnte Ergänzungs-Rente von 350,000 Gulden für erloſchen und überließ ſein Vorzugsrecht auf die 600,000 Gulden betragenden Rückſtände den Departements Hanau und Fulda. Mit der Wiedervereinigung aller auf dem linken Rheinufer liegenden deutſchen Länder (Januar 1814) nahmen die verbündeten Mächte das Rhein-Octroi wieder in Beſitz und Verwaltung und ließen ſich durch den erſten Pariſer Frieden vom 30. März 1814 auch Alles, was Frankreich durch den Lüneviller Frieden erhalten, wieder abtreten. Da nun endlich durch die Wiener Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 Hanau und Fulda in andere Hände kamen, und der Großherzog von Frankfurt gegen eine lebenslängliche Rente von 100,000 Gulden auf alle ſeine Rechte und Forderungen verzichtete, ſo war die Pflicht der Dotations-Ergänzung gänzlich beſeitigt. Die übrigen directen und ſubſidiären Renten wurden in der neuen Bundesacte vom Bunde garantirt, obgleich Fulda und Hanau, welche dafür zur Hypothek geſtellt waren, mittlerweile in Beſitz des Kurfürſten von Heſſen gelangt waren. Außerdem wurden durch die Wiener Reichsraths-Commiſſion die am rheiniſchen Octroitheil wohnenden deutſchen Höfe unterm 26. März 1816 verurtheilt, die bis zum 31. December 1813 erwachſenen Rückſtände, vorbehaltlich deren Verwandlung in 2½ pCt. Additional-Renten, abzuführen. Dieſe Rückſtände betrugen: 317,500 Gulden für die Grafen von Leiningen, Billigheim und Neidenau, 60,000 Gulden an den Grafen Auguſt von Leiningen-Weſterburg älterer und 6000 Gulden an die Grafen Leiningen-Weſterburg jüngerer Linie, zuſammen 704,926 Gulden 40 Kreuzer oder 17,622 Gulden 55 Kreuzer Additional-Renten. Die directen Renten waren indeſſen von 90,000 Gulden auf 65,000 Gulden geſunken, da 25,000 Gulden davon, nämlich die 10,000 Gulden des Großherzogs von Mecklenburg, die 12,000 Gulden des Fürſten von Löwenſtein-Wertheim und 3000 Gulden des Grafen von Weſterburg älterer Linie, bereits vor 1812 von Frankreich erworben waren, und Frankreich im Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 auf alle Anſprüche an Deutſchland verzichtet hatte.

Ein Beſchluß der Bundes-Verſammlung vom 26. Juli 1827 ſetzt feſt, daß Preußen $79_{,43}$, Baiern $2_{,66}$, Baden $3_{,22}$, Heſſen $8_{,22}$, Naſſau $6_{,47}$ pCt. (zuſammen 100 pCt.) zu den directen und Additional-Renten beizutragen hätten, alſo Preußen 65,845 Fl. 46 Kr., Baiern 2174 Fl. 50 Kr., Baden 2728 Fl. 29 Kr., Heſſen 6596 Fl. 57 Kr. und Naſſau 5276 Fl. 53 Kr., zuſammen 65,000 und 17,622 Fl. 55 Kr. = 82,622 Fl. 55 Kr., während die Rheinzölle in den Jahren 1806—1811 auf der Stromſtrecke von Straßburg bis zur niederländiſchen Grenze ohne den Antheil Frankreichs durchſchnittlich 2,012,776

Franken 27 Cts. aufgebracht haben, welche ebenfalls nach dem obigen Modus repartirt wurden.

Bei den Raſtatter Friedens-Unterhandlungen war von Frankreich gänzliche Zollfreiheit des Rheines, von Deutſchland dagegen auf dem ganzen Rheine bis zu ſeinem Ausfluſſe freie Schifffahrt und Aufhebung aller Stapelrechte nebſt dem Schifferzunftzwang gefordert, und nachdem dieſe Forderung zugeſtanden, auch deutſcherſeits die Aufhebung aller Rheinzölle binnen einer Friſt von zwei Jahren bewilligt worden. Dieſe Uebereinkunft gelangte aber bei der Unterbrechung der Unterhandlungen durch den Wiederausbruch des Kriegs nicht zur Verwirklichung. Aus dem Allen geht indeß hervor, daß die Rhein-Intraden keine Einnahme-Quelle der betreffenden Staaten bilden ſollten, ſondern principaliter für die Erhaltung des Rheines und event. zur Deckung von Schulden, reſp. zur Abfindung der mediatiſirten Fürſten eingeführt worden ſind, wobei aber immer die Belebung des Rheinhandels und die Erleichterung der Rheinſchifffahrt in den Vordergrund geſchoben wurden.

Nachdem man ſich bereits auf dem Pariſer Frieden (1814) mit der freien Rheinſchifffahrt beſchäftigt und deren Regulirung dem Wiener Congreſſe vorbehalten hatte, kam endlich unterm 24. März 1815 die Wiener Rheinſchifffahrts-Commiſſion zu Stande, welche wiederum die Bildung einer Central-Commiſſion ſämmtlicher Rheinuferſtaaten verordnete, in deren 51ter Sitzung am 31. März 1831 dann ſchließlich die Unterzeichnung einer Uebereinkunft erfolgte. Dieſe beſtimmte die gleichmäßige Vertheilung des Rheinzolles durch einen gemeinſchaftlichen Tarif und die Erhebung einer Schiffsgebühr (Recognition) für jedes mehr als 50 Ctr. ladungsfähige Schiff u. ſ. w. Durch ſpätere Conventionen in den Jahren 1834, 1837, 1844 und 1851 wurden der Rheinſchifffahrt mehrfache Erleichterungen gewährt.

Herr Hürter weiſet nach, daß im Jahre 1831 über 21 Millionen Franken Ueberſchüſſe aus den Erträgen des Rheinoctrois vorhanden waren, und daß ſchon 14 Millionen hingereicht haben würden, die laufenden und rückſtändigen Renten abzulöſen. Seit 1831 haben dieſe Erträge ſich noch enorm geſteigert; in den Jahren 1844—1846 betrugen die Durchſchnitts-Einnahmen 905,000 Thlr., die Ausgaben circa 605,000 Thlr., woraus ſich ein jährlicher Ueberſchuß von 300,000 Thlr. ergab. Bei den ſeitdem entſtandenen Eiſenbahnen, die mit der Schifffahrt in eine ſo gefährliche Concurrenz getreten ſind, iſt eine Ueberbürdung des Rheines lediglich eine Belaſtung der Rheinſchiffer, die ſchon außerdem hohe Gewerbeſteuer zahlen, und Herr Hürter kommt daher ſchließlich zu dem Reſultate, daß, da die Rheinzölle genügende Mittel geboten hatten, die Verpflichtungen aus dem Receß von 1803 zu erfüllen, dies bis jetzt aber nicht geſchehen iſt, ſo iſt dadurch eine Nationalſchuld der einzelnen Staaten entſtanden, für welche das Staatsbudget derſelben, aber keineswegs die Rheinſchiffer aufzukommen haben. Wie verlautet, wird auch die preußiſche Regierung auf der bevorſtehenden Conferenz der Rheinuferſtaaten die endliche Aufhebung der Rheinzölle, doch unter Beibehaltung der Recognitionsgebühren, in energiſcher Weiſe

befürworten und ſomit dieſe ſeit 63 Jahren ſchwebende Frage zum endlichen Abſchluß bringen.

Es ſcheint übrigens, daß die Sache jetzt endlich mit Ernſt in die Hand genommen wird, denn es haben inzwiſchen bereits wieder zwei Verſammlungen des Comité's der vereinigten Rheinſchifffahrts-Intereſſenten ſtattgefunden. In der erſten, welche am 18. Auguſt zu Mainz abgehalten wurde, gab der Director der Mühlheimer Dampfſchleppſchifffahrts-Geſellſchaft, Dr. Toegel, in ſehr umfaſſender und gründlicher Weiſe eine Zuſammenſtellung der Laſten der Rheinſchifffahrt, welche ihn, durch einen ſehr detaillirten Vergleich mit den einzelnen Concurrenzbahnen der Rheinſtraße, zunächſt zu dem Reſultate bringt, daß es bei den jetzigen Laſten, welche auf der Rheinſchifffahrt ruhen, für dieſe unmöglich ſei, mit den vielfachen concurrirenden Bahnlinien in Kampf zu treten, und bei einem längeren Fortbeſtehen derſelben der Rheinverkehr, der ſchon durch die belgiſch-franzöſiſchen und andere rheiniſche Bahnen erheblich gelitten, gänzlich zu Grunde gehen, die Rheinſchifffahrt in hohem Maße gefährdet ſein, und Köln und andere Handelsplätze des Rheins ihre Bedeutung faſt ganz verlieren würden, — wenn nicht durch gänzliche Aufhebung der Waſſerzölle ein energiſcher Schritt zur Erhaltung des Verkehrs auf der Rheinſtraße geſchähe, und dieſe dadurch wieder concurrenzfähig gemacht würde.

In England und Frankreich und faſt in allen Ländern, welche ſchiffbare Flüſſe beſitzen, iſt die Flußſchifffahrt frei, und die Erhaltung des Fahrwaſſers Staatspflicht der Uferſtaaten. Auch in Deutſchland würden die größere Frequenz des Waſſerweges und die Wohlfeilheit der Waarenbeziehungen reichlich den jährlichen Ausgabepoſten auf dem Staatsbudget erſetzen, doch würde dies bei der Rivalität der einzelnen deutſchen Staaten gegeneinander ſeine erhebliche Schwierigkeiten haben, da die Regierungen und Kammern ſich ſtets ſträuben, Ausgaben zu machen, deren Nutzen möglicherweiſe auch anderen deutſchen Ländern zu Gute kommt. Namentlich gilt dies von Heſſen und Naſſau, auf deren Strecken gerade die nothwendigſten und umfangreichſten Bauten zu machen ſind, die überhaupt die Rheinſchifffahrt wohl gern als Finanzquelle behalten möchten, und daher auch nur auf eine Ermäßigung des Rheinoctrois um ein Sechstel eingehen wollen, während Baden die Erhebung eines Waſſerwegegeldes unter verſchiedenen Erleichterungen vorſchlägt. In der am 11. und 12. d. M. zu Köln ſtattgehabten Comité-Verſammlung wurde ſogar mitgetheilt, daß Baden und Baiern erklärt hätten, auf jede Einnahme aus den Rheinzöllen verzichten und die Rheincorrectionen auf Staatskoſten übernehmen zu wollen. Holland und Frankreich haben bereits jede Einnahme aus dem Rheinoctroi fallen laſſen, wogegen Preußen ſich ebenfalls nur zu einer Ermäßigung verſtehen und daher, wie Heſſen und Naſſau, fortfahren will, die Rheinzölle als eine Einnahmequelle zu betrachten. Andrerſeits hofft man indeß, Preußen werde die Beſtre-

bungen des Comité's zur Befreiung der Rheinſchifffahrt kräftig unterſtützen, und beſchloß daher, der diesſeitigen Regierung eine Denkſchrift zu überreichen, worin die gänzliche Zollfreiheit des Rheines und die eventuelle Einführung eines Waſſerwegegeldes beantragt, vor Allem aber die Abſchaffung der Recognitionsgebühr als die dringendſte Nothwendigkeit empfohlen werden ſoll. Da die letztere nach der Tragfähigkeit des Schiffes bemeſſen und ohne Rückſicht auf Ladung deſſen erhoben wird, ſo hindert dieſe den Schiffer an der freien Ausübung ſeines Gewerbes, da dieſer nur mit voller Ladung fahren kann, weil eine geringere Befrachtung nicht die auf dem Schiffe laſtenden Abgaben decken würde.

Das Handwerk und ſeine jüdiſchen Widerſacher.

Die Perſonen gegen unlebendige Phraſen aufſtellen, zeigen, daß das Handwerk nicht, wie ſein neueſter jüdiſcher Gegner ſich ausdrückt, auf den „Iſolirſchemel" gebannt und auf ihm verkümmert ſei, das war der richtige Weg, den die Handwerker neulich auf ihrer Berliner Zuſammenkunft eingeſchlagen haben. So werden die Völker bald einmal deutlich und vernehmlich den Beweis liefern, daß ſie nach dem von den Juden angerufenen Kopfzahl- und Urwählerprincip die Majorität ſind, und gleich deutlich und vernehmlich ihren Willen ausſprechen, „daß ſie ſich nicht von Juden beherrſchen laſſen wollen." So wird auch die Zeit nicht mehr fern ſein, wo die Völker unter Waffen ſtehen und der jüdiſchen Anmaßung, die über den baldigen Zuſammenſturz großer chriſtlicher und deutſcher Reiche höhnt und ſich in Dinge miſcht, welche die Juden nichts angehen, thatſächlich ein Ende machen werden.

Es war recht von den Handwerkern, daß ſie ſich von dem Bann, den die jüdiſchen Zeitungen über die Nothwehr, wie über die Paſſivität des Duldens ausgeſprochen haben, nicht irren ließen. Unbekümmert um die Perfidie, die die Fürſten wegen ihres Widerſtandes gegen Untreue und Verrath Barbaren und wegen ihrer Nachgiebigkeit Feiglinge ſchilt, unbekümmert um die Taktik, die ihren eignen Zuſammentritt ein reactionäres Geſpenſt ſchilt, wie ſie ihre Unthätigkeit als Verzweiflung an einer verlorenen Sache ausſchreien würde, ſind die Handwerker zuſammengetreten, und ſie haben gezeigt, daß ſie noch da ſind.

Aber ſie haben auch zugleich gezeigt, daß ſie ihren jüdiſchen Gegnern an Einſicht und an Kenntniß der Welt überlegen ſind.

Will man nach dem tüchtigen Beweis, den der letzte Handwerkertag von der Befähigung des Handwerkerſtandes, ſeine eignen Angelegenheiten zu berathen, gegeben hat, dieſe Beweisführung in einer gedrängten und ſcharfſinnigen Form überblicken, ſo nehme man die „Denkſchrift des Stettiner Handwerker-Innungs-Vereins gegen den von den Abgeordneten Duncker und Genoſſen ein-

gereichten Gesetzentwurf" u. s. w. zur Hand. Diese Denkschrift enthält zugleich eine glänzende Beurtheilung, respective Abfertigung der Broschüre: „das Preußische Handelsministerium und die Gewerbefreiheit von L. Reichenheim, Berlin 1860," einer Broschüre, in welcher der intellectuelle Urheber jenes Antrages seiner verlorenen Sache durch einen Schwall von hohlen Phrasen und durch eine Reihe unüberlegter Invectiven zur Hülfe zu kommen sucht. In der gründlichen Auflösung der Motive jenes Gesetzentwurfes, sowie in der scharfsinnigen, ernsten und doch ergötzlichen Widerlegung des Reichenheim'schen Phrasenschwalls reiht sich diese Denkschrift den zahlreichen Meisterwerken der Kritik an, in denen das deutsche Volk seine Ueberlegenheit über allen falschen Schein und seine natürliche Anlage für das Reelle und Gediegene bewährt hat.

Freilich war es der Denkschrift auch leicht gemacht, die Schwäche und innere Zusammenhangslosigkeit jenes Gesetzentwurfes und seiner Motive aufzudecken und das ganze Machwerk an seinen Widersprüchen zu zerreiben. Leicht war das aber der Denkschrift nur in dem Sinne gemacht, wie die Gründlichkeit und gediegener Ernst gegenüber der Oberflächlichkeit leichtes Spiel haben. Die Denkschrift konnte z. B. an die Zugeständnisse anknüpfen, welche die Antragsteller dem Innungs- und Prüfungswesen darbringen, wenn sie zugeben, daß „die einzig mögliche Sicherheit gegen die Gefahren der allgemeinen Gewerbefreiheit in den Innungen liege", und zugleich die Prüfung für den einen Theil der Gewerbetreibenden (die nämlich Lehrlinge halten wollen) als nothwendig anerkennen. Gegenüber dieser Behauptung, daß die Innungen, somit auch die Prüfungen, die Erfolge der allgemeinen Gewerbefreiheit sicherten, durfte die Denkschrift die Antragsteller mit ihrer anderweitigen Behauptung, daß die Prüfung eine unfreie Beschränkung des Gewerbebetriebes sei, fragen, wie denn die Erfolge der Unfreiheit die Erfolge der Freiheit im Sinne der Antragsteller sollten sichern können, durfte die Denkschrift die Herren Antragsteller ferner darauf aufmerksam machen, daß vielmehr die Erfolge der Freiheit den Prüfungen gegenüber in der That nur in Demjenigen bestehen, was sie doch selbst als die Gefahren der Gewerbefreiheit bezeichnen.

Diese Erfolge, diese Gefahren, diese Unterhöhlung des Handwerks würde die beschränkte Prüfung allerdings auch für die Zukunft sichern. Aus der gründlichen Confusion, welche die Antragsteller mit dieser Ineinandermischung der Erfolge und Gefahren der Freiheit, der Anerkennung und Verwerfung der Prüfung, des Geredes von nothwendiger Beschränkung und Freilassung, des Lobes und der Herabsetzung der Innungen anstiften, tritt nur ein einziger klarer Gedanke hervor, und zwar ein Gedanke, der auf dem Bedürfniß der Gegner der Innungen und Prüfungen beruht. Beides nämlich wollen sie, wie sie ausdrücklich in ihren Motiven aussprechen, anerkennen, loben und preisen, so lange aus den Werkstätten geprüfter Meister ein großer Theil der geschicktesten Fabrikarbeiter hervorgeht."

So lange? Also nur so lange mögen die beschränkten Innungen und Prüfungen bestehen, als die Herren Fabrikbesitzer mit Hülfe derselben ihre geschicktesten Arbeiter gewinnen können? Nun, wenn die Fabrikbesitzer so weit

an Innungen und Prüfungen Antheil nehmen, daß es in ihrem eigenen Intereſſe liegt, ſo haben die Handwerker an ſich ſelbſt ein Intereſſe, welches noch weiter reicht. Wenn die Fabrikbeſitzer die vermeintliche Unfreiheit und Beſchränkung des Handwerks ſo lange brauchen, als ſie aus demſelben ihren Arbeiterſtand rekrutiren müſſen, ſo hat das Handwerk an ſeiner eigenen Organiſation ein Intereſſe, welches auf länger hinaus geht. Wenn die Handwerker mit den geringen Reſten ihrer Organiſation ſich um die Herren Fabrikbeſitzer verdient machen, ſo liegt es ihnen näher, ſich durch eine vollſtändige Organiſation um ſich ſelbſt, um ihre eigene Ehre und um ihre eigene Zukunft verdient zu machen.

Neben dieſem einzigen klaren Gedanken, der aus der Conſuſion der ganzen geſetzgeberiſchen Weisheit der Antragſteller hervortaucht, war allerdings zur weiteren Ausführung des Thema's nur noch das hohle Gerede des Herrn Reichenheim in ſeiner Broſchüre möglich. Eine Schilderung des geprüften Meiſters wie z. B.: „Er glaubt ſich privilegirt, der Concurrenz los und ledig; das Prüfungsatteſt iſt der Lorbeer, auf dem er ausruht; ſtatt weiter zu ſtreben, bleibt er ſtehen und verfällt ſomit dem Elende, weil die Welt draußen weiter geht und ihn zurückläßt," — eine ſolche Schilderung, in ihrer Naivetät zu ſchlecht für einen Schüleraufſatz, iſt zugleich eine würdige Vergeltung und Dankſagung des jüdiſchen Fabrikbeſitzers für die Dienſte, die ihm der geprüfte Innungsmeiſter leiſtet.

Der Phraſe der Reichenheimſchen Broſchüre, daß der Handwerker durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 „auf den Iſolirſchemel einer einzelnen Thätigkeit gebannt worden," ſetzt die Stettiner Denkſchrift die richtige Bemerkung entgegen, daß der Handwerker eben auf dieſem Iſolirſchemel, weil er auf demſelben „ſeine ganze Kraft und Thätigkeit auf ſeinen berufsmäßigen Wirkungskreis beſchränkt, der Concurrenz der Fabriken mit Erfolg begegnen kann."

Eben ſo tüchtig antwortet die Denkſchrift auf die platten Bemerkungen Reichenheims über das Wohlbefinden der Conſumenten in Frankreich, wo Gewerbefreiheit „sans phrase herrſche," indem ſie ihn daran erinnert, „daß ungeachtet des weiten Raums, auf welchem der franzöſiſche Gewerbeſtand ſich ungehindert bewegen kann, und ungeachtet er einen großen Theil ſeiner Erzeugniſſe nach den Colonieen exportirt, dennoch von Staatswegen jährlich die enormſten Summen aufgewendet werden, um dem Handwerkerſtande Beſchäftigung und damit Unterhalt zu geben; daß die Communen unter dem Prätext von Verſchönerungen dieſem Beiſpiele folgen müſſen, daß der Hof den ungeheuerſten Luxus entfaltet und der Kaiſer die großen Beamten ſeines Hofes und Reiches veranlaßt, ein Gleiches zu thun, und daß alle dieſe Opfer, ſo übermäßig ſie ſind, dennoch zu dem beabſichtigten Zwecke nicht ausreichen und der Kaiſer ſich fortwährend genöthigt ſieht, die auswärtigen Angelegenheiten auszubeuten, um das Volk und namentlich den Gewerbeſtand von ſeinen innern Angelegenheiten abzuziehen."

Nicht beſſer fährt Herr Reichenheim, wenn er ſich für ſeine oberflächliche Verweiſung auf England von der Denkſchrift unter Anderm darüber belehren

laſſen muß, daß abgeſehen von den Vorzügen, die die Arbeiten des deutſchen Gewerbeſtands vor denen des engliſchen haben, in England noch ſehr mächtige und ſehr reiche Innungen exiſtiren.

In ſeiner Broſchüre iſt Herr Reichenheim gegen den Handwerkerſtand ſo gnädig geſinnt, daß er ihn von aller Beeinfluſſung von Seiten der Regierungen frei wiſſen will. „Unmöglich können ihn dieſe," ſagt er pag. 14., „in ſeiner mannichfaltigen Vielgeſtalt ſo durchſchauen, um erſprießlich durch Reglements auf ihn einzuwirken. Der Handwerkerſtand iſt entſchieden glücklicher, wenn er nicht durch ſolche Maßnahmen von oben beglückt wird."

Nun, dann laſſe Herr R. den Handwerkerſtand nur auch zufrieden. Ein einſeitiges Fabrikintereſſe und eine allſeitige Unkenntniß über die Würde und Bedeutung des Gewerbes werden dieſem kein größeres Heil bringen als „Reglements und Maßnahmen" von oben.

Zwar macht Herr R. pag. 21 Miene, als wolle er das Gewerbe auch von ſeiner Beglückung emancipiren und es dem Urtheil der Handwerker überlaſſen, ob die Innungen ihnen helfen. Aber dieſe Gnadenerweiſung iſt doch nur ein augenblickliches Mienenſpiel in der großen Action, welche die vorliegende Broſchüre mit ihrem Beweis von der Schädlichkeit, Unwirkſamkeit und Erſtorbenheit der Innungen aufführt.

Es bleibt alſo dabei! Es geht dem Handwerkerſtande wie dem König von Neapel. Schießt er, ſo iſt er ein Barbar, ſchießt er nicht, dann iſt er ein Feigling, der über ſich ſelbſt gerichtet hat. Organiſirt der Handwerkerſtand ſeine Innungen, dann iſt er ein Reactionär; läßt er ſie verfallen, ſo hat er ſelbſt ſein Urtheil geſprochen.

So ſei er denn ein Reactionär, — entſchieden und kräftig, — ein Reactionär gegen ein confuſes und fremdes Intereſſe — ein Reactionär gegen die Unwiſſenheit — ein Reactionär gegen das Phraſen-Gewäſche.

Die politiſche Phraſe der Antragſteller und ihres intellectuellen Führers von der Ehre und Miſſion Preußens, fortzuſchreiten, allen andern deutſchen Staaten immer voran zu ſein und ſich von keinem andern überholen zu laſſen, hat die Denkſchrift kurz und bündig aufgelöſt, indem ſie darauf hinweiſt, daß noch kein deutſcher Staat daran gedacht hat, die allgemeine Gewerbefreiheit im Sinne jener Antragſteller zu proclamiren, und noch weniger daran denken wird, ihnen und ihrem intellectuellen Führer in's Blaue zu folgen. Auch gegen dieſe Phraſe über den Handwerkerſtand eine kräftige praktiſche Reaction, denn nur der arbeitet für ſeines Landes Ehre, der aus ſich ſelbſt etwas Tüchtiges macht.

Der deutſche Juriſtentag.

Der deutſche Juriſtentag erſtrebt — wie er ſagt — die Einheit des deutſchen Rechtes; dieſe Einheit iſt aber kaum denkbar, ohne einen höchſten Gerichtshof und eine gemeinſame Geſetzgebung für ganz Deutſchland; was dann ſeinerſeits wieder ein einheitliches deutſches Reich vorausſetzt. Das letzte Ziel des deutſchen Juriſtentages fällt alſo mit dem des Nationalvereins einigermaßen zuſammen; und wenn jener auch in den erſten Tagen ſeines Daſeins ſich durch eine geſetzliche und beſonnene Haltung zu ſeinem Vortheil von dem letztern unterſchied, ſo iſt doch bei der Zuſammenſetzung deſſelben durchaus keine Bürgſchaft vorhanden, daß er ſtets im Stande ſein werde, ſich dieſe Haltung zu bewahren. Es fehlt unter unſern Juriſten keineswegs an Männern, welche jede Gelegenheit begierig ergreifen, volksfreundliche Sympathien kundzugeben (cf. die Adreſſe an den Dr. Oettker in Caſſel), und wenn die Zeitverhältniſſe ſich der Revolution noch günſtiger geſtalten ſollten, als es ſchon jetzt der Fall iſt, ſo würde Niemand im Stande ſein, zu verhindern, daß die Mehrheit der Verſammlung eine ähnliche Haltung annähme. Die conſervativen Mitglieder würden ſich dann wahrſcheinlich der ferneren Theilnahme an demſelben enthalten, und man würde ſich ohne Mühe zu einem Zwillingsbruder des Nationalvereins umgeſtalten.

Sollten aber die Zeitumſtände eine ſolche Entwickelung nicht begünſtigen, ja ſollte es der Verſammlung ſogar gelingen, ſich eine beſonnene und geſetzliche Haltung zu bewahren, ſo bleibt es doch immer ſehr zweifelhaft, ob man jemals zu einer erſprießlichen Wirkſamkeit gelangen wird. Der Verein hat die Gewohnheit angenommen, Abſtimmungen über wiſſenſchaftliche Fragen zu veranſtalten, und dieſer Umſtand allein ſcheint hinreichend, ſeine Wirkſamkeit und ſein künftiges Anſehen in Frage zu ſtellen. Es iſt unter allen Umſtänden ein bedenkliches Unternehmen, wiſſenſchaftliche Wahrheiten durch Majoritätsbeſchlüſſe feſtzuſtellen. Sind die Sätze, welche in ſolcher Weiſe ausgeſprochen werden, allgemein anerkannte, ſo erinnern die Beſchlüſſe an das Decret Robespierres, daß ein höchſtes Weſen anzuerkennen ſei; ſind ſie beſtritten, ſo wird heute eine zufällige Mehrheit ſie feſtſtellen, und morgen eine eben ſo zufällige Mehrheit ſie wieder umſtoßen. Und dadurch wird weder das Anſehen der Wiſſenſchaft, noch das der alſo beſchließenden Verſammlung gefördert werden. Daß der Juriſtentag dergleichen einander widerſprechende Beſchlüſſe faſſen werde, iſt um ſo wahrſcheinlicher, da er ſich an verſchiedenen, weit von einander entfernten Orten verſammeln will, und die einzelnen Jahresverſammlungen daher ihrer Mehrheit nach aus ganz verſchiedenen Perſonen beſtehen werden. Ein Münchener Juriſtentag wird nothwendig ein weſentlich anderer ſein, als einer, der in Berlin oder Dresden tagt. Es iſt daher zu fürchten, daß die Verſammlung, welche die Einheit des deutſchen Rechtes fördern will, nicht im Stande ſein wird, ihre eigne Einheit feſtzuhalten.

Von den dem deutſchen Juriſtentage eingereichten Anträgen wurden nur die folgenden zu Beſchlüſſen erhoben:

1) der Antrag wegen Beſtimmung der Preußiſchen Gerichtszeitung zum Organ des Juriſtentages;
2) der Antrag des Advokaten Judrich über die Behandlung des Frachtgeſchäfts in dem Nürnberger Entwurf eines Handelsgeſetzbuchs;
3) der Antrag des Appellationsgerichtsraths Krüwel und des Profeſſor Wehlberg, daß ein allgemeines deutſches Strafgeſetzbuch als dringendes Bedürfniß anzuerkennen ſei;
4) der Antrag des Privatdocenten Dr. v. Holzendorf, daß als wünſchenswerth bezeichnet werde, daß die Regierungen ſtatiſtiſche Nachrichten über Strafanſtalten und Gefängnißweſen veröffentlichen;
5) der Antrag des Präſidenten Bornemann und des Juſtizrath Straß, daß die Errichtung eines höchſten Gerichtshofes für ganz Deutſchland wünſchenswerth und zunächſt für Wechſel- und Handelsrecht zu erſtreben ſei;
6) der Antrag des Rechtsanwalt Maierſohn, daß ein allgemeines Geſetz über Vollziehbarkeit der Erkenntniſſe wünſchenswerth ſei.

Mit Veränderungen wurden folgende Anträge angenommen:

1) die vorläufige Geſchäftsordnung des Juriſtentages;
2) in Folge des Antrages des Profeſſor Unger, die Regierungen um Veranſtaltung eines allgemeinen Civilgeſetzbuches zu erſuchen, wird ausgeſprochen, daß zunächſt ein gemeinſchaftliches Obligationenrecht für Deutſchland wünſchenswerth ſei;
3) in Folge eines Antrages des Gerichtsaſſeſſor Sutor wird zwar die Einführung einer allgemeinen Eidesformel für wünſchenswerth erklärt, die Feſtſtellung einer ſolchen aber abgelehnt.

Auf den nächſten Juriſtentag wurden vertagt:

1) der Antrag des Rechtsanwalt Lewald auf eine Beſchränkung der Befugniſſe der Staatsanwaltſchaft;
2) die Anträge des Obertribunalsrath Waldeck, durch welche mehrere Grundſätze der künftigen einheitlichen Civilprozeßgeſetzgebung feſtgeſtellt werden.

Verworfen wurden:

1) der Zuſatzantrag des Obergerichtsrath Bähr zur Geſchäftsordnung des Juriſtentages, nach welchem die Mitglieder deſſelben ſich gegenſeitig über das in ihrer Heimath geltende Recht Auskunft geben ſollten;
2) der Antrag des Profeſſor Mittermeier, daß der Juriſtentag die Bearbeitung von Geſetzentwürfen für ganz Deutſchland übernehme;
3) der Antrag des Stadtrichter Primker, welcher eine Reform der Geſetzgebung über die ſtille Geſellſchaft empfiehlt;
4) der Antrag des Profeſſor Mittermeier, die Organiſirung der gerichtlichen Polizei betreffend;
5) der Antrag des Advocatur-Candidaten Coſta auf Errichtung einer Lehrkanzel für vergleichende Rechtsgeſchichte und Juſtizpolitik.

Von den Antragſtellern ſelbſt wurden zurückgezogen:

1) der Antrag des Notar Uchatzy auf Errichtung von Friedensgerichten in ganz Deutſchland, und
2) der Antrag des Profeſſor Aegidi, welcher die Erhaltung des reichskammergerichtlichen Archivs ſichern will.

Es darf nicht überraſchen, daß der „Juriſtentag" in Erwägung der 2500 Thaler Alimente aus der Preußiſchen Juſtiz-Miniſterial-Kaſſe mit einer gewiſſen officiöſen Zurückhaltung aufgetreten iſt. Hr. Lewald und noch andere Leute werden indeß ſchon dafür ſorgen, daß der Juſtiz-Miniſter Simons ſich deshalb nicht überhebt. Es will gewiß viel ſagen, daß man auf einer Seite bereits ſo weit fortgeſchritten iſt, den doch ſo ſehr liberalen und ſchmiegſamen Profeſſor Gneiſt als einen unbrauchbaren Reactionär zu kennzeichnen.

Wir ſind unſererſeits hierbei um ſo unpartheiiſcher, als wir den Antrag des Hrn. Lewald „wegen Beſchränkung der Befugniſſe der Staats-Anwaltſchaft" unbedenklich für den dringendſten und practiſchſten halten; aber freilich paßt er andern Leuten um ſo weniger in ihren Kram.

Zum Glück ſind ſich die Herren bereits unter einander in die Haare gerathen, eine Thatſache, die vielleicht die Wirkung haben wird, eine Säuberung des Vereins herbeizuführen und die Illuſion zu zerſtören, als ob auf „dem Gebiete des Rechts" der Partheigeiſt verſtummt! Gerade hier iſt er heute lebendiger als irgendwo anders.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hiermit Niemanden perſönlich verletzen noch weniger aber die guten Abſichten der Unternehmer bemängeln wollen. Wir wünſchen ihnen nur, daß ſie die Sache in der Hand behalten mögen.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 22. September.

In dem Befinden Sr. Maj. des Königs iſt in der letzten Zeit keine weſentliche Veränderung eingetreten. Der kühleren Witterung wegen und wegen des frühern Beginns der Nacht machen Se. Majeſtät jetzt die größeren Promenaden zu Wagen vor dem Diner, meiſtentheils in dem Wildpark, und halten Sich des Abends im Freien auf der Terraſſe und in der neuen Orangerie auf. Man bemerkt, daß Se. Majeſtät in der letzten Zeit häufiger den Wunſch nach Unterhaltung und Geſellſchaft hegen und dann einzelne Perſonen aus der Umgebung oder andere nähere Bekannte empfangen.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent, II. KK. HH. der Prinz Friedrich Wilhelm und Prinz Albrecht ſo wie der Feldmarſchall von Wrangel und Gefolge haben ſich am vorigen Freitag nach Wittſtock begeben, um den dort ſtattfindenden Manövern beizuwohnen.

Ihre Kaiſerl. Hoheit die Großfürſtin Marie, Herzogin von Leuchtenberg, iſt an demſelben Tage mit Ihren beiden Söhnen und Gefolge nach Königsberg abgereiſt.

Ihre Kaiſerl. Hoheit die Großfürſtin Helene traf am Dienſtag, von Baden-Baden kommend, hier ein und ſtieg im Kaiſerl. Ruſſiſchen Geſandtſchaftshotel ab, wo bald darauf auch Höchſtderen Tochter, Ihre Kaiſerl. Hoheit die Großfürſtin Katharine, mit Höchſtihrem Gemahl, Sr. Hoheit dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, eintraf.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht Sohn, Höchſtwelcher ſich geſtern bei Ihrer Majeſtät der Königin auf Sansſouci verabſchiedete, begab ſich am Dienſtag Abend zu einem dreiwöchentlichen Aufenthalte nach Schloß Kamenz, wohin auch Seine in Erdmannsdorf weilende erlauchte Schweſter, Ihre Königl. Hoheit die Prinzeſſin Alexandrine, ſo wie Seine zur Zeit bei Dresden befindliche Mutter, Ihre Königl. Hoheit die Prinzeſſin Marianne der Niederlande, kommen wird.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent iſt am Mittwoch Abend von Wittſtock nach der Reſidenz zurückgekehrt.

Während die einheimiſche Politik vollſtändig ruht oder ſchweigt, nimmt die auswärtige unſere Aufmerkſamkeit immer gewaltſamer in Anſpruch. Mit gleicher Spannung blicken wir nach Oſten und nach Weſten. Die Zuſammenkunft in Warſchau erregt die lebhafteſten Erwartungen, Furcht oder Hoffnung, je nach der Anſicht des Erwartenden. Unſere Liberalen ſind entſetzt über die Möglichkeit eines Wiederauflebens der heiligen Allianz. Statt ihrer ſtellen ſie ein Bündniß Rußlands und Frankreichs in Ausſicht, und uns weiſen ſie eins mit England zu, welchem beizutreten ſie auch Oeſtreich freundlichſt geſtatten wollen. Dieſe Combination iſt ihnen deshalb ſo angenehm, weil ſie glauben, daß dieſelbe das Schooßkind unſeres Liberalismus, das einheitliche Italien, in eine möglichſt günſtige Lage verſetzen würde. Auf der einen Seite würde der Einfluß Englands die Oeſtreicher verhindern, dem neuen liberalen Königreiche feindlich entgegenzutreten, und auf der andern Seite würde, ſo hoffen ſie, der Einfluß Frankreichs und Rußlands ſich in ähnlicher Weiſe gegenſeitig aufheben. Denn den ſüßen Wahn, daß Louis Napoleon für ein einheitliches Italien ſchwärme, vermögen unſere Liberalen immer noch nicht aufzugeben. Der Kaiſer der Franzoſen hat die Entthronung der italieniſchen Fürſten begünſtigt, folglich muß er die Einheit Italiens wollen; — ſo naiv dieſer Schluß iſt, ſo iſt er doch die einzige Stütze der Hoffnungen unſerer Revolutionsfreunde. Wenn Napoleon unglücklicherweiſe die italieniſchen Fürſten nur deshalb hätte entthronen laſſen, um ſeine Vettern an ihre Stelle zu ſetzen, ſo hätten unſere Liberalen ja eine beträchtliche Maſſe Weihrauch umſonſt verſchwendet.

Wenn an die Zuſammenkunft in Warſchau von mancher Seite die Hoffnung auf eine demnächſtige Feſt- und Sicherſtellung der tief erſchütterten völkerrechtlichen Ordnung geknüpft wird, ſo vermögen wir uns einer ſolchen Hoffnung noch nicht hinzugeben. Guter Wille vermag viel, aber die Verhältniſſe ſind ſtärker als die Menſchen. In der That ſind wir auch zu beſonderen Erwartungen von der Warſchauer Zuſammenkunft zunächſt kaum berechtigt. Der Kaiſer Franz Joſeph hat die Einladung angenommen und wird unſtreitig bemüht ſein, ein freundſchaftlicheres Verhältniß mit dem Kaiſer von Rußland herzuſtellen, doch alle die alten Verhältniſſe, welche die bisherige Entfremdung beider Kabinette bedingt haben, beſtehen noch, und auch die Perſonen, welche als deren Repräſentanten gelten, ſind noch auf ihren Poſten. Se. Königl. Hoh. der Prinz-Regent wird gleichfalls die Einladung gern angenommen haben, zunächſt um den Beſuch des Kaiſers Alexander in Breslau zu erwiedern, dann aber auch um die gegenwärtige ſchwerbedrohte Weltlage mit den Trägern der beiden legitimen Kaiſerkronen zu beſprechen.

Obgleich der Bruch des Völkerrechts, deſſen ſich der König Victor Emanuel durch ſeinen Einfall in den Kirchenſtaat ſchuldig gemacht, in Petersburg, Wien und Berlin

ſchwer empfunden worden iſt, ſo haben wir doch nicht gehört, daß dieſe Cabinette, dem Beiſpiel Napoleons folgend, die Chefs ihrer Geſandtſchaften in Turin abberufen, daneben aber die diplomatiſchen Beziehungen aufrecht erhalten wollen; wie wir hören, werden dieſe Mächte vorläufig ſich begnügen, gegen ein ſo widerrechtliches Verfahren ihren Proteſt einzulegen. Vorſicht iſt — wie Fallſtaff ſagt — das beſte Theil der Tapferkeit!

Das Gerücht, es habe der König von Baiern dem Papſte Bamberg für gewiſſe Fälle als Reſidenz angeboten, iſt zwar wiederholt dementirt worden; indeſſen wird uns jetzt von zuverläſſiger Seite verſichert, daß der König Max allerdings dem Papſt ein ſolches Anerbieten gemacht hat, nur lautet unſere Lesart dahin, daß der König die Orte Bamberg und Würzburg zur Wahl überlaſſen habe. Daß dieſer Thatſache vorzugsweiſe von den deutſchen Katholiken ein Erfolg gewünſcht wird, iſt ſelbſtverſtändlich. Zwar erinnert man daran, daß der König Friedrich Wilhelm IV. vor mehreren Jahren dem Papſt das Schloß in Brühl vergeblich angeboten, aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die Verhältniſſe inzwiſchen drängender geworden ſind, und daß das Anerbieten jetzt von einem katholiſchen Fürſten kommt.

Die Anſicht der Staatsregierung von der Unantaſtbarkeit des National-Vereins beruht, wie verſichert wird, auf einem Votum des Juſtizminiſters, in welchem derſelbe nachweiſt, daß der Verein gegen die beſtehenden Geſetze nicht verſtoße, rechtlich alſo demſelben nichts anzuhaben ſei. Es iſt wohl nicht zweifelhaft, daß, wenn von dem Juſtizminiſter als dem Juſtitiarius des Staatsminiſteriums ein Votum in dieſer Angelegenheit eingefordert worden, auch derjenige Miniſter gehört worden iſt, zu deſſen Reſſort das Vereinsweſen gehört, — der Graf Schwerin.

Es iſt erfreulich, daß auf dieſe Weiſe die Beſtimmung des Vereinsgeſetzes, wonach politiſche Vereine nicht untereinander in Verbindung ſtehen dürfen, dadurch umgangen werden kann, daß man gleich einen deutſchen Rattenkönig macht.

Aus Paris.

17. September.

Wie wär's wohl gekommen, wenn man im Jahre 1851 der franzöſiſchen Republik geſtattet hätte, ſich innerhalb der Inſtitutionen, die von der conſtituirenden Verſammlung eingeführt worden waren, feſtzuſetzen und zu entwickeln? Dem Herrn Emil Girardin ſchwebte zu jener Zeit die idylliſche Idee einer ſolchen friedlichen Möglichkeit vor. Plagt euch doch nicht, ſagte er im Herbſt 1851, mit der Angſt vor den Dingen, die im nächſten Mai bei der Präſidentenwahl paſſiren werden. Nur eure Einbildung macht die Sachen ſchlimm. Laßt den Mai ruhig herankommen, und ihr werdet ſehen, daß das franzöſiſche Volk ſich in guter Ordnung ein Oberhaupt wählen und die erſte Probe ſeiner Verfaſſung leicht beſtehen wird. Ohne Zweifel werden wir einige Parteikämpfe haben, doch das iſt immer noch beſſer, als ein vollſtändiger Umſturz der Republik. — Wir erinnern uns dieſes Artikels, den Girardin in der „Preſſe" veröffentlichte, recht wohl. Wir erinnern uns auch des Spottes, mit dem der gemüthliche Schriftſteller von allen Seiten überhäuft wurde. Man wandte ihm ein, daß die Angſt, gegen die er predige, genau ein Beweis der Unhaltbarkeit der republikaniſchen Verfaſſung ſei, und daß die Kunſt, mit der er die Möglichkeit eines friedlichen Verlaufes darzuſtellen trachte, die Unmöglichkeit deſſelben an das Licht bringe.

Nun gut, der Morgen des zweiten December dämmerte herauf, der Republik wurde die Todtenglocke geläutet. Von Neuem wurden wir belehrt, daß die heutige Generation nicht Anſpruch darauf machen dürfe, eine ſchöpferiſche zu heißen und Inſtitutionen zu gründen. Inſofern iſt die Frage, wie es wohl gekommen wäre, wenn die Todtenglocke geſchwiegen hätte, eine überflüſſige. Gleichwohl ſei uns ſo viel geſtattet, aus der Leichtigkeit, mit welcher Louis Napoleon die Reſte der extremen Parteien zu Boden ſchlug, den Schluß zu entnehmen, daß die Störungen, welche die Rothen im Mai des nächſten Jahres hätten hervorrufen können, nicht weit her geweſen wären. Und wenn! Hätte das Frankreich, deſſen Parteien ungefeſſelt blieben und ſich mit inneren Kämpfen über conſtitutionelle ſociale Fragen beſchäftigten, dem monarchiſchen Europa einen gefährlicheren Anblick dargeboten, als das heutige Frankreich, welches die Parteien gebändigt, die äußere Ordnung geſichert, und den Wirniſſen der Theorie einen Knebel angelegt hat?

Doch ſtill davon. Es iſt gekommen, wie es gekommen iſt. Die geſellſchaftliche Stimmung ſeufzte nach dem Staatsſtreiche. So darf man denn wenigſtens unterſuchen, was ſie gewonnen hat. Louis Napoleon ließ durch Herrn Romieu das rothe Geſpenſt auf die Bühne führen, dann bekämpfte er es, endlich legte er ſelber das Gewand des beſiegten Geſpenſtes an. Halt, ruft man nun, das iſt keine Reaction mehr, das iſt überhaupt keine Reaction, ſondern das iſt wieder Revolution. Aber wie? wenn nun dies gewöhnlich das Weſen der Reaction iſt, daß ſie die Revolution organiſirt? Wenn nun blos diejenige Reaction auf Beſtand rechnen kann, welche ſich die Spolien der Revolution aneignet? Nehmen wir aus der Geſchichte Englands, der großen Schatzkammer von Präcedenzfällen, ein Beiſpiel. Dort wurde gegen die Revolution des ſiebzehnten Jahrhunderts eine doppelte Reaction gemacht, eine erfolgloſe und eine ſiegreiche. Die erfolgloſe ging von den Stuart's aus, und ſie endete nur deshalb mit der Verjagung Jakobs II., weil die Stuart's ſich in ſtrengen Gegenſatz zu dem Gedanken der Revolution ſetzten. Die zweite Reaction ward von der Ariſtokratie im Bunde mit Wilhelm III. vollbracht. Sie war ohne allen Zweifel eine Reaction, denn ſie rettete den monarchiſchen Gedanken, die Staatskriſe und das Ständethum. Aber ſie triumphirte, weil ſie die Revolution ſo gründlich ausbeutete, daß ſie noch zur jetzigen Stunde in England nicht als eine gegen den Umſturz gewonnene Schlacht angeſchaut wird, ſondern „our glorious revolution“ heißt.

Louis Napoleon iſt nicht umſonſt in England geweſen: er hat von Wilhelm III. gelernt. Er weiß, daß er um ſo mehr der Held der Reaction iſt, je geſchickter er die Fäden, welche die Bewegungen der Revolution lenken, in der Fauſt behält. Er weiß auch, daß ſogar viele Freunde der Ordnung deshalb ihre Hoffnung auf ihn ſetzen, weil ſie meinen, daß er, als Protector der Revolution, dieſelbe mit dem beſten Anſtande zur Ruhe verweiſen könne. Solchergeſtalt kommt es, daß das revolutionäre Gewand, welches von dem Nebelgebilde des rothen Geſpenſtes auf die Schultern Napoleons gefallen, ſeine Bedeutung als Reactionär erhöht!

Wie gründlich Napoleon das Programm des Februardrama's zu dem ſeinigen gemacht, zeigt ſich, wenn man die Kundgebungen des Revolutionshelden Lamartine mit denjenigen des Kaiſers vergleicht. „Die Republik“, ſagte Lamartine im Manifeſt vom 4. März, „wird Niemandem erlauben, daß er ſeine Hand zwiſchen den friedlichen Strahl ihrer Freiheit und den Blick der Völker ſtrecke. Sie proclamirt ſich als die intellectuelle und herzliche Bundesgenoſſin aller Rechte, aller Fortſchritte, aller berechtigten Entwickelungen der Inſtitutionen der Nationen, die nach demſelben Princip wie ſie leben wollen. Sie wird keine geheime und brandſtifteriſche Propaganda bei ihren Nachbaren beginnen,

aber ſie wird durch das Licht ihrer Ideen, par le spectacle d'ordre et de paix qu'elle espère donner au monde, den einzigen und ehrenwerthen Proſelytismus, den der Achtung und Sympathie, ausüben . . . Die franzöſiſche Republik hegt gegen Niemanden Kriegespläne. Glückliches Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärt, wenn man es ſomit zwingt, an Gewalt und an Ruhm zu wachſen, malgré sa modération. Schreckliche Verantwortlichkeit für Frankreich, wenn die Republik ſelber den Krieg erklärt sans y être provoquée . . . Wir ſagen es offen, wenn die Stunde der Neubildung einiger unterdrückten Nationalitäten in Europa oder ſonſtwo (man beachte dies ou ailleurs, das bereits nach Aſien deutet) nach dem Beſchluß der Vorſehung ſchlagen ſollte . . . wenn die unabhängigen Staaten Italiens mit Krieg überzogen würden . . . dann würde ſich die franzöſiſche Republik berechtigt glauben, zum Schutz dieſer Bewegungen zu den Waffen zu greifen."

Könnten nicht alle dieſe Sätze mit der kleinen Umänderung der „Republik" in das „Kaiſerreich" von Napoleon ausgeſprochen werden? Noch mehr — ſind ſie nicht bereits vom kaiſerlichen Munde dem Herrn von Lamartine entlehnt worden? Selbſt das, was das Geheimniß der kaiſerlichen Kraft iſt, die Vermiſchung unverträglicher Principien, die Gleichgültigkeitserklärung von Gegenſätzen, die man bisher für abſolute hielt, findet ſich bereits in Lamartine's Manifeſt: „Die Monarchie und die Republik," ſagt Lamartine, „ſind in den Augen der wahren Staatsmänner keine abſoluten Principien, die ſich auf Tod und Leben bekämpfen; ce sont des faits qui se contrastent et qui peuvent vivre face à face en se comprenant et en se respectant." Mit gleicher Logik ſagt Napoleon: „Krieg und Frieden ſind keine unbedingten Gegenſätze, ſie ſind nur Thatſachen, die zwar einen Contraſt wider einander bilden, die aber ganz gut neben einander leben können, indem ſie ſich gegenſeitig verſtehen und achten." Er ſagt weiter: „Revolution und Ordnung ſind keine Gegenſätze, ſie ſind höchſtens Contraſte, welche ſich vortrefflich mit einander vertragen mögen."

Hiernach handelt er: er ruft ſeinen Geſandten aus Turin ab, damit das Gewiſſen der Ordnung beruhigt und der Lauf der Revolution ungehemmt ſei; er gönnt der italieniſchen Nationalität das Vergnügen der Expanſion, und er ſchickt Verſtärkungstruppen nach Rom, damit die Ausdehnung nicht ohne ihre gebührenden Schranken ſei. Der höchſte Triumph für ihn wäre es, wenn es ihm gelänge, Truppen zur „Sicherung der Ordnung" nach dem Mincio zu ſenden. Das wäre allerdings eine Verlegenheit für die Staatsmänner, welche ſich noch nicht zu der Weisheit eines Lamartine und Napoleon aufgeſchwungen, und welche in dem Vorurtheil ſchweben, daß der Flug der franzöſiſchen Adler nach dem Mincio jedenfalls Krieg bedeuten müſſe.

Aus London.

17. September.

Geſtern Morgen um drei Uhr ging die erſte große Abtheilung engliſcher Freiſchärler, die nach Lord Palmerſton's Kunſtausdruck den Aetna beſuchen und das intereſſante Schauſpiel einer Eruption des Veſuvs beobachten wollen, von London ab. Sechshundert Mann ſtark fuhr ſie auf der Eiſenbahn nach Tilbury, um ſich dort auf dem Milazzo einzuſchiffen. England, das keine regulären Soldaten nach Italien ſchicken darf, läßt ſich dort durch Volontärs vertreten, die, je weniger ſie unter Regierungs-Commando ſtehen, deſto wirkſamer den Intereſſen ihres Landes gemäß handeln. Sie werden nicht lange in Neapel, wohin der Milazzo ſeine Richtung genommen hat, weilen, ſie werden

auf dieſe Schwankungen iſt, namentlich für diejenigen Effecten, die nicht von anderen Börſenplätzen influencirt werden und die nicht der Speculation angehören, auch die große Geringfügigkeit des Geſchäfts, da ein geringes Angebot ebenſo, wie oft ſchon die geringſte Nachfrage hinreicht, den Cours um Procente zu drücken oder zu ſteigern, beſonders, da die Feſtſtellung deſſelben ſchließlich ganz der Willkühr der Makler preisgegeben iſt; dieſe brauchen dabei aber nur ihr eigenes Intereſſe zu berückſichtigen, da ihre Auftraggeber dasjenige ihrer Committenten vollſtändig gewahrt zu haben glauben, wenn ſie dieſe „coursmäßig" bedienen. Von einem pflichtmäßigen Bemühen, die von den Committenten gegebenen Aufträge zu einem guten, beziehungsweiſe billigen Courſe auszuführen, iſt bei den meiſten unſrer Banquiers und Wechsler kaum mehr die Rede. Sie überlaſſen die Ausführung der erhaltenen Aufträge lediglich der Willkühr der Makler, welche dieſelben „zum Courſe" übernehmen, und erfahren meiſtens erſt nach der Börſe durch den Courszettel, wie ſie ihre Committenten bedient haben. Es iſt dieſer Mißbrauch hier auf eine ſehr bedenkliche Weiſe eingeriſſen, und es iſt um ſo mehr Pflicht der Preſſe demſelben entgegen zu arbeiten, als auf dieſe Weiſe das Wohl und Weh des der Börſe fernſtehenden Publikums von der Willkühr einiger wenigen Makler abhängig iſt, in deren Händen ſich aus anderweitigen Gründen faſt ſämmtliche Aufträge concentriren, und die natürlich weiter kein Intereſſe haben können, wie, ſondern nur, daß ſie die erhaltenen Ordres ausführen. Die „Berliner Revue" wird in einiger Zeit in einem das „Maklerweſen" beſprechenden Artikel Vorſchläge machen, wie dieſer bedauerliche Mißbrauch im Intereſſe des Publikums zu beſeitigen ſein dürfte.

Zu den hervorragendſten Coursveränderungen gab der Verkehr in Eiſenbahnactien Veranlaſſung, auf die ſich beſonders das oben Geſagte bezieht, und von denen diejenigen wieder am meiſten geſtiegen ſind, welche vorher am ſtärkſten gefallen waren. So ſtiegen Oberſchleſiſche Litt. A. um 6, Rheiniſche um 5, Stettiner um 4½, Bergiſch-Märkiſche, Anhalter, Oberſchleſiſche Litt. B., Steele-Vohwinkel und Thüringer um 4, Freiburger, Cöln-Mindener, Rhein-Nahebahn, Amſterdam-Rotterdamer und Mainz-Ludwigshafener um 3, Potsdam-Magdeburger und Friedrichs-Wilhelm-Nordbahn um 2½, Brieg-Neiſſer, Wittenberger, Mecklenburger und Oppeln-Tarnowitz um 2, und Berbacher und Aachen-Maſtrichter um 1½ pCt., doch haben, wie erwähnt, faſt dieſe ſämmtlichen Actien den höchſten Coursſtand nicht behaupten können und ſchließen heute zum Theil etwa 1 pCt. niedriger, Potsdam-Magdeburger gaben ſogar durch eine kleine, in vorbezeichneter Weiſe ausgeführte Verkaufsordre ihre ganze Preiserhöhung (2½ pCt.) wieder auf. — Credit- und Bankpapiere weiſen meiſtens, mit Ausnahme einzelner Bankactien, welche etwas niedriger waren, eine mäßige Preiserhöhung auf, die nur bei Darmſtädter, Genfer und Deſſauer Landesbank, in denen vorher am Meiſten à la baisse ſpekulirt war, 3 pCt., bei Meiningern ſogar 4 pCt. betrug. Von den Induſtrie-Effecten waren Deſſauer Gasactien 2 pCt. höher geſragt, Eiſenbahnbedarfs-Fabrikations-Actien 1½ pCt. niedriger offerirt. — Von den öſtreichiſchen Effecten waren Creditactien bereits wieder um 3 pCt. geſtiegen und ſind ſeitdem wieder 2 pCt. zurückgegangen, National-Anleihe beſſerte ſich um 1½ — 1 pCt., Creditlooſe gingen 3, neueſte Prämienanleihe um 2½ pCt. und „Franzoſen" um 2 — 1½ Thlr. pro Stück und Valuta um 1 Thlr. höher, Preußiſche Fonds ſchwankten erheblich, und es ſchließen mit Ausnahme der 4proz. Anleihe die 4½- und 5proz. Anleihen etwa ½, Staatsſchuldſcheine 1½ und Prämienanleihe 3½ bis 3 pCt. höher. Auch Prioritätsobligationen blieben größtentheils etwas beſſer, am meiſten — um faſt 2 pCt. — waren aus bereits erwähntem Grunde Aachen-Maſtrichter geſtiegen, doch waren ſie zuletzt zu dem höheren Preiſe nicht mehr zu verwerthen.

Angeſichts der unſicheren politiſchen Zuſtände wird auch die Situation des ruſſiſchen Geldmarktes immer verwickelter und flößt, das bedenkliche Beiſpiel Oeſtreichs vor Augen, immer mehr Beſorgniſſe ein. Das offizielle Bankdisconto ſteht zwar nur (!) 6½ pCt., Indeß bewilligt man gern 7—8 pCt., um Geld zu erhalten, und trotz der geſchickten Finanzoperation des Hauſes Rothſchild, welche eine bedeutende Quantität neuer Silbermünze in Umlauf und ihm einen Gewinn von 15 pCt. brachte, iſt dieſe doch noch immer ſo knapp, daß man zwar nicht wie in Oeſtreich 30 pCt., aber doch auch 8 bis 10 pCt. Agio gegen Papiergeld bewilligen muß. Die 10 S. R. kleine Münze, welche der Rothſchild'ſche Agent gegen Papiergeld austauſcht, gewähren zwar eine Erleichterung, aber natürlich keine Hülfe, und es iſt überhaupt wohl kein gutes Zeichen für Rußlands finanzielle Lage, daß der berühmte europäiſche Banquier ſeine Aufmerkſamkeit jetzt vorzugsweiſe dieſem Lande zuwendet. Bei Staaten, die in Verlegenheit ſind, iſt bekanntlich am meiſten zu verdienen, und Herr von Rothſchild hat darin einen ſehr praktiſchen Blick. Dennoch behaupten ſich die ruſſiſchen Fonds immer noch ziemlich feſt, und erfuhren deren Courſe eigentlich nur einen unerheblichen Rückgang, da der Verkehr darin hauptſächlich durch holländiſche Geldanlagen unterſtützt wird.

Die Wiener Börſe behauptete, wenn ſie auch ebenfalls die Steigerung vom 13ten und 14ten nicht aufrecht erhalten konnte, doch den Umſtänden gegenüber eine bemerkenswerthe Feſtigkeit. Der Leiter der Finanzen zeigt zwar den beſten Willen, dieſe nicht weiter zu verſchlimmern und hat feierlich erklärt, die Mittel der Bank nicht weiter zu beanſpruchen, aber wird er dies Angeſichts der fortdauernden Rüſtungen und der Kriegsbereitſchaft Oeſtreichs bis dahin, wo die Revolution ſeine Grenzen bedrohen, und das Nichtinterventions-Princip ihm geſtatten wird, zum neuen entſcheidenden Kampfe vorzuſchreiten, durchführen können? Spricht ſich ja doch die Turiner Preſſe ganz offen aus, daß man darauf ausgehe, Oeſtreich durch dieſe fortgeſetzte Kriegsbereitſchaft finanziell immer mehr zu ruiniren. Die Verhandlungen des Reichsraths können unter dieſen Umſtänden auch keinen erheblichen Eindruck machen, da die Verbeſſerungen und Erſparungen in der Verwaltung doch erſt ſpäter eintreten können, namentlich eine Wirkung davon erſt dann geſpürt werden kann, wenn die politiſche Situation Oeſtreichs ſich geklärt haben, und die Folgen der jetzigen Lage nicht mehr zu befürchten ſein werden.

Der Vortrag des Herrn von Plener iſt in ſofern beachtenswerth, als er die verderbliche Finanzwirthſchaft ſeines Vorgängers, der im vorigen Jahre den Baarfond der Bank um 20 Millionen geſchmälert und die Noten-Circulation auf 466 Millionen gebracht hatte, unverhohlen bloslegt. Dennoch aber behandelt auch dieſer Miniſter, eben ſo wie ſeine Vorgänger, die Bank ſtets als ein Staatsinſtitut. Zu dieſem Irrthum iſt weiter keine Berechtigung vorhanden, als daß der Bankgouverneur ein Staatsbeamter iſt, und der Staat der Bank enorme Summen ſchuldet, während die Bank doch lediglich ein Actienunternehmen iſt. Ueberlaſſe man doch endlich der Bank ſelbſt, ſich aus ihrer Bedrängniß zu befreien, und höre man auf, über dieſelbe einſeitig und, mit Uebergehung des Verwaltungsausſchuſſes und der Actionäre, eigenmächtig zu verfügen. Der Vortrag des Miniſters ſtellt bereits wieder maßvolle Beſchränkungen in Ausſicht, die offenbar nur auf eine Schmälerung des Credits und dadurch auf eine Verringerung des Banknotenumlaufs hindeuten können, eine Maßregel, die um ſo weniger zu billigen ſein dürfte, als ſie verderbliche Folgen für den Handels- und Gewerbeſtand haben würde, und ja auch nicht die Banknoten einer Beſchränkung bedürfen, für welche im Porteſeuille der Bank oder im Lombard eine vollſtändige Deckung vorhanden iſt. Die Schwankungen der Courſe waren in Wien weniger bedeutend als hier; Metalliques verkehrten zu 63. 50 — 65. 75, um wieder 63. 50 zu ſchließen, Nationalanleihe 75. 50 — 75. 80

— 74. 60, Staatsbahn 244 — 245, Creditactien 168. 50 — 171. 80 — 168. 70 und London 133. 50 — 132. 75 — 133.

Die Pariſer Börſe behält den ſich drängenden Begebenheiten gegenüber noch immer ihren ſtoiſchen Gleichmuth und wenn auch jeder Einzelne in ſich das unbehagliche Gefühl der Unſicherheit ſpürt, ſo findet dieſes Gefühl doch in dem Stande der Courſe keinen Ausdruck. Man betrachtet das Einrücken der Piemonteſen in die römiſchen Marken als eine natürliche Conſequenz der Ereigniſſe und die Abberufung des franzöſiſchen Geſandten von Turin als eine Beſtätigung der Friedensreden des Kaiſers. Rente hat ſich in dieſen 8 Tagen daher ſogar um 25 Centimen auf 68. 10, Credit mobilier um 6 Franken, öſtreichiſche Staatsbahn um 9 Franken gehoben und auch öſtreichiſche Creditactien haben ihren Cours um 5 Franken das Stück gebeſſert. Die guten Einnahmen der Eiſenbahnen, namentlich derjenigen, welche der Kaiſer paſſirte, trugen wohl mit das Ihrige zur guten Stimmung der Börſe bei und auch die Anerkennung der großen Verdienſte (!) des Herrn Iſaac Mirès, welcher ſich mit unter den 27 neu Decorirten von Marſeille befand, wurde mit Befriedigung von ihr aufgenommen.

Eben ſo wenig läßt ſich die Londoner Börſe von den continentalen Wirren beeinfluſſen und zeigt ihnen gegenüber höchſtens eine abwartende Haltung. Sie iſt mit der Gewißheit zufrieden, daß England eine gute Mittelernte gemacht hat und begnügt ſich, um gefährliche Speculationen zu vermeiden, inzwiſchen mit 3½ pCt. Disconto, zu welchem Zinsfuße gute Wechſel zu placiren ſind. Die ungünſtigen Berichte aus Auſtralien werden durch ſtarke Goldſendungen von dort — man erwartet in dieſen Tagen wieder 1 Million L. — paralyſirt und John Bull freut ſich, die Hände in der Taſche, daß das Bullion*) der Bank ſich mehrt und in dieſer Woche bereits wieder um über ½ Million L. zugenommen hat.

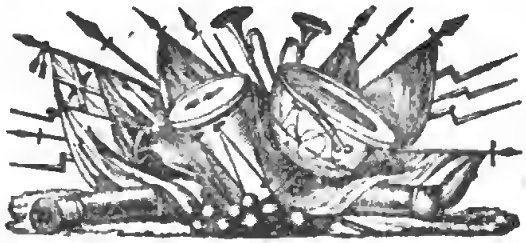
Die Getreidebörſe war an einzelnen Tagen etwas belebter und mehrere Getreidegattungen auch beliebter und höher im Preiſe, im Ganzen war dieſelbe aber durch Geſchäftsloſigkeit und Flauheit charakteriſirt, namentlich blieben Rüböl und Spiritus durch fortdauernde ſtarke Ankündigungen weichend und angetragen, während Getreide, mit Ausnahme von Weizen, ſich ziemlich feſt behaupte.

Am Donnerſtag (20.) hatte die Börſe wieder ein ganz verändertes Anſehen. Die eingegangenen Nachrichten über die Niederlage Lamoricieres und niedrige Wiener Notirungen waren beſonders auf öſtreichiſche Effecten von ſehr ungünſtigem Einfluß, da ſie Veranlaſſung gaben, die politiſche wie die finanzielle Lage dieſes Landes aufs Neue den ernſteſten Betrachtungen zu unterziehen. Der Coursrückgang derſelben betrug etwa 1¼ pCt., während andere Effecten weniger von der allgemeinen Stimmung berührt wurden, jedoch auch in flauer Haltung verblieben.

*) (Die Gold- und Silberbarren.)

Militärische Revue.

Sonntag, den 23. September 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

23. September 1702. Venlo ergiebt sich an die Preußen unter Leopold von Dessau.
24. September 1678. Die Brandenburger unter Feldm. Derfflinger erobern Rügen.
25. September 1813, Oberstlieut. v. d. Marwitz erobert mit dem 4. kurmärkischen Landwehr-Cavallerie Regiment Braunschweig.
26. September 1793. Friedrich Wilhelm II. erobert das verschanzte Lager von Bliesкastel.
27. September 1812. Gefecht bei Stadt-Olay.
28. September 1758. Gefecht von Linum: Gen. v. Wedell schlägt die Schweden.
29. September 1794. Gefecht von Labiszyn: Lieut. Beyer vertheidigt sich glücklich mit 72 Füsilieren vom Füs.-Batt. Hinrichs gegen 2700 Polen in der Kirche, behält aber nur 11 Mann übrig.

Inhalt:

Literarisches aus Oesterreich.
Tagesereignisse.

Literarisches aus Oesterreich.

Wenn wir in Folgendem die Werke einiger österreichischen Militairs einer Kritik unterziehen, so geschieht dies nicht mit dem Bewußtsein preußischen Bessermachens oder der Ueberhebung, sondern aus dem aufrichtigen Triebe, das Falsche einer Sache von dem Wahren möglichst unparteiisch zu scheiden und gerade ein befreundetes Heer kameradschaftlichst auf einige Mängel aufmerksam zu machen, die sich bei ihm von Zeit zu Zeit einzuschleichen scheinen, und vor denen auch wir uns zu hüten haben.

Das Wort, welches den Fehler vieler dieser Werke kennzeichnet, heißt: Gelehrsamkeit!

Sie ist für den Soldaten zur Erhöhung seiner Bildung und seiner geistigen Auffassungskraft sehr nützlich und von großem Werthe, nur darf sie nicht auf die Wissenschaft des Krieges selbst angewandt werden, weil sonst aus der freien, frischen Kriegskunst eine gelehrte Wissenschaft gleich der Mathematik entsteht, die Jeder in seinen vier Pfählen erlernen könnte.

Leider sind beide Nachbarstaaten in der Geschichte des heutigen Jahrhunderts schon

einmal gründlich belehrt worden, wohin die pedantiſche Gelehrſamkeit eines Generalſtabes führt (Mack und Maſſenbach). Es iſt daher unſere heilige Pflicht, dieſe Lehre uns tief in's Herz zu prägen und uns eher von dieſer dem Deutſchen angeborenen Pedanterie loszuſagen, als der allerdings ſchön tönenden kriegstheoretiſchen Phraſe zu huldigen. Ja, auch der neueſte Krieg in Italien ſoll uns wiederum eine Lehre ſein, daß wir weniger Werth auf ſtrategiſche und taktiſche Combinationen legen ſollen, als auf friſches, einheitliches Handeln nach dem Terrain und den Umſtänden.

Doch betrachten wir die einzelnen Schriften:

Abhandlung der Kriegsmärſche, von J. G., k. k. Oberſt-Lieutenant im General-Quartiermeiſterſtabe.

Ein Blick auf die der gründlichen Schrift annectirten Tafeln giebt ſchon einen Begriff von der theoretiſchen Schulmeiſterlichkeit, mit der der Verfaſſer einen Marſch gegen den Feind behandelt.

Im Texte begegnen wir einem kriegsmathematiſchen Lehrbuche, in welchem die Märſche in alle möglichen Unterabtheilungen gebracht ſind, indem ſie unter allen denkbaren Winkeln zur Baſis betrachtet werden.

Der Verfaſſer beginnt das Buch mit der abgedroſchenen Entwickelung der Worte Strategie und Taktik und leitet dann den Leſer durch ein ganzes Syſtem „von Haupt- und Nebenreplipunkten“, „ſecundairen“ geographiſchen Operationslinien, ſtrategiſchen Colonnen und ſchiefbaſirten Armeen hindurch; Er theilt die ſtrategiſchen Operationsfelder in vollſtändige und unvollſtändige ein; Der Feind kann in einem ſtrategiſchen Manövrirfelde im Rücken angegriffen und gezwungen werden, Front gegen ſeinen Replipunkt zu machen; Bei einer Aufſtellung, wo die Armeen auf der geographiſchen Operationslinie ſtehen, iſt jeder Flügel der ſtrategiſche. (?)

Bald irren ſeine Armeen baſislos umher, bald ſucht der Verfaſſer durch ſubtile ſtrategiſche Berechnung zu beweiſen, daß der kürzeſte Weg im Raume nicht immer der kürzeſte der Zeit nach iſt, genug, es iſt oft mehr ergötzlich als lehrreich, dem Verfaſſer durch ſein mit Mühe gewobenes Netz von Combinationen zu folgen. —

Mit der Verpflegung dagegen weiß der Verfaſſer ausgezeichnet Beſcheid, wie es ſcheint, doch geht derſelbe hier ſo in's Detail und erſchöpft ſo viel Möglichkeiten, daß es nur für Den, der dem Proviantweſen attachirt iſt, intereſſant ſein kann, die Schrift durchzuleſen.

Der Verfaſſer wäre als höherer Intendanturbeamter gewiß höchſt ſchätzbar, aber als Stratege ſteht er auf der Höhe von Militairpedanten, die im Stande ſind, mit Hülfe von Cirkel, Lineal und von ſtrategiſchen Logarithmentafeln ganze Armeen in's Unglück zu manövriren.

Glücklicherweiſe ſpukt dieſe Art von Operations-„Tüftelei“ mit taktiſchen und ſtrategiſchen Schachzügen nur noch in einzelnen Köpfen Norddeutſchlands, während im Ganzen eine natürlichere Auffaſſung des Krieges, durch Studium der Kriege ſelbſt, an die Tagesordnung gekommen iſt.

Mr., Obriſt-Lieutenant, der ſchon ein viele Studien verrathendes Buch über die militairiſchen Grenzen Deutſchlands geſchrieben hat, welches zwar durch Details, wie die Angabe der Befeſtigung von Paris ꝛc. höchſt lehrreich iſt, im Ganzen aber doch ſeinen militairiſchen Zweck verfehlt und nur als geographiſche Studie Werth hat, iſt neuerdings wiederum mit einer Schrift:

Die Cavallerie der Jetztzeit, ihre Bedeutung, ihr Gebrauch und Stärkeverhältniß zu den anderen Waffen,

an die Oeffentlichkeit getreten.

Mr. beweiſt aus der neueren Taktik, ſo wie aus der Vervollkommnung des Infanteriegewehrs und der Geſchütze und aus den Kriegen in der Krim und in Italien, daß die Cavallerie ihre frühere Bedeutung verloren hat, und ſie bedeutend verringert werden müßte. Sie ſoll nur noch zu Vorpoſten, zum Patrouillendienſt, im kleinen Kriege, zur Bedeckung von Transporten, ſowie zu Recognoscirungen verwendet werden. Die ſchwere Cavallerie geht ganz ein, und die leichte wird, wie geſagt, nur als fühlhornähnliches Anhängſel gebraucht.

Die Deduction aus der neuen Taktik iſt durchaus falſch, doch wollen wir uns hier auf keine weiteren Widerlegungen einlaſſen, da wir ſonſt wiederholen würden, was wir erſt in den letzten Blättern der „Militairiſchen Revue“ weitläufig auseinandergeſetzt haben. Es iſt aber kaum denkbar, daß Jemand im Ernſte aus den Kriegen in der Krim und in Italien das Ueberflüſſige der Cavallerie hiſtoriſch beweiſen will.

Wenn man aus Kriegen Schlüſſe ziehen will, die auf einem Terrain geführt wurden, welches ſeit Urzeiten nur den kärglichen Gebrauch der Cavallerie geſtattete, der kommt allerdings nie zu einem richtigen Reſultate; ebenſowenig wird Jemand, der aus dem Mangel an Cavallerie in der felſigen Krim (bei einer Belagerung, bei einem Kriege, der *nach* vollſtreckter Landung geführt wurde) die Bedeutungsloſigkeit dieſer Waffe für die Zukunft herleitet, für ein großes militairiſches Genie gehalten werden.

Wenn auch die Cavallerie ſeit langer Zeit nicht mehr die erſte Waffe iſt, ſo wäre es doch thöricht zu behaupten, ſie hätte in einem Terrain, welches überhaupt ihre Anwendung geſtattet, ihre Bedeutung verloren; im Gegentheil wird ſie gegen die zahlreichen Schützenſchwärme ein gutes Hülfsmittel ſein und vielleicht glänzendere Reſultate als in den letzten Kriegen 1813—15 erzielen.

Allerdings wird durch die gezogenen Kanonen und Gewehre der beliebte Maſſengebrauch der Cavallerie ſehr beeinträchtigt, ſo daß derſelbe nur mit der äußerſten Vorſicht anzuwenden iſt, dagegen die Verwendung der Diviſionscavallerie eine ſehr häufige werden und ſehr zweckdienlich ſein.

Das gedeckte Aufſtellen der Cavallerie, das Ueberraſchende des Chocs, die Kühnheit der Bewegung ſind die Hauptbedingniſſe, die man an die Reiterei ſtellt, und wenn ſie heute wieder den Anforderungen entſpricht, die Friedrich der Große an die Cavallerie ſtellte, ſo wird ſie oft genug Gelegenheit finden, aus den feindlichen Reihen Lorbeeren für ihren Ruhm zu holen; und wenn wieder ein Seydlitz dieſelbe führt, ſo wird ſie bald die theoretiſchen Netze durchhauen, mit denen grübelnde Taktiker ihr ſchnelles Roß, ihr kühnes Auge und ihren ſicheren Hieb umſtricken wollen. O.

Tagesereigniſſe.

Der „Spectateur militaire“ giebt ſeinen Leſern eine Ueberſetzung der bei Auffarth erſchienenen Broſchüre: „Eine militäriſche Denkſchrift von P. F. C.“, und zwar enthält das September-Heft zunächſt die Ueberſetzung der Vorrede; es wird aber auch der geſammte Text mit Bemerkungen verſprochen. Die letzteren werden wahrſcheinlich in dem gewöhnlichen Treiben der Franzoſen beſtehen, Alles an ihnen Anerkannte ſehr zu loben und jeden Tadel lächerlich zu finden. Wir haben unſere Meinung über die Veröffentlichung der Broſchüre ſelbſt bereits im 10. Hefte ausgeſprochen. Das Nichtswürdige dieſer Handlung beſteht aber noch vor allen Dingen darin, daß der Herausgeber gar nicht hervorhebt, wie die unverſchämte Vorrede ſein eigenſtes Werk iſt und Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl ſo fern als möglich liegt. Der „Spectateur“ hebt nun auch hervor, daß Se. Königl. Hoheit an der Herausgabe des Werkchens

unbetheiligt ſei, er hält ihn aber doch für den Verfaſſer, und zwar nicht nur der Aufſätze ſelbſt, ſondern auch des Vorwortes, weshalb denn auch dieſes den Leſern zum Beſten gegeben wird.

Die projectirte Verlegung des 1. Bataillons vom 6. oſtpreußiſchen Infanterie-Regiment von Inſterburg nach Loetzen iſt vorläufig noch ſiſtirt worden.

Die neuen, einigen Truppen zur Probe in Gebrauch gegebenen Torniſter ſcheinen ſich nicht bewähren zu wollen. Wir hören von mehreren Seiten namentlich darüber klagen, daß die Rohrſtäbe das Leder durchſtoßen und den Torniſter auf dieſe Weiſe leicht ruiniren. Es wird überhaupt jeder Torniſter unpraktiſch ſein, der ſich nicht leicht packt, und aus welchem man nicht mit Leichtigkeit jedes einzelne Stück herausnehmen und wieder hineinthun kann. Wenn der Soldat erſt jedes Mal den ganzen Torniſter aus- und wieder vollpacken muß, ſobald er ein einzelnes Stück gebraucht, ſo läßt er ihn, nach dem Marſche ermüdet, lieber ganz unberührt, und er trägt dann ſein Gepäck ganz unnützer Weiſe.

Aus Breslau wird geſchrieben:

„Heute machte das 6. Train-Bataillon einen Uebungsmarſch mit 16 4ſpännigen, feldkriegsmäßig ausgerüſteten Proviantwagen. Das Bataillon wurde früh 7 Uhr alarmirt und nahm, geführt von ſeinem Commandeur, dem Hrn. Major v. Gontard, ſeinen Marſch über Kleinburg, Hartlieb bis hinter Oltaſchin, woſelbſt es kampirte. Beide Compagnien ſchlugen daſelbſt auf einem Stoppelfelde den Stall auf, ſchirrten ab und futterten. Die 1. Compagnie bildete mit 8 Wagen den erſten Stall, die 2. Compagnie mit 8 Wagen den zweiten Stall. Nachdem die Offiziere ein Frühſtück eingenommen und die Mannſchaften ſich ebenfalls geſtärkt hatten, wurden mehrere Herſtellungsarbeiten an den Proviantwagen unternommen und endlich alarmirt, und in wenigen Minuten wieder im Trabe von dannen gezogen. Der Marſch ging lebhaft weiter über Oltaſchin, Herdain und Lehmgruben meiſt auf Feldwegen hierher zurück. Das Bataillon kam um 2 Uhr Nachmittags mit Roß und Mann geſund in die Garniſon zurück.“

Der „Neuen Münchener Zeitung“ entnehmen wir:

„Am 13. Sept. Nachmittags fanden auf dem Schießplatze der Artillerie zu München intereſſante Proben mit der von dem berühmten Büchſenmacher Heinlein in Bamberg erfundenen neuen Präciſions-Schießwaffe, welche von rückwärts geladen wird, ihren Schluß. Hr. Heinlein, welcher auf allerhöchſten Befehl Sr. Maj. des Königs durch das Kriegsminiſterium zu dieſen Proben eigens nach München berufen worden war, ſchoß während der ſechs Tage lang dauernden Schießprüfung mit ſeiner gezogenen Commis-Muskete meiſtens ſelbſt, und es wurden im Ganzen aus dieſem einzigen Gewehr nahe an 1000 Schüſſe gemacht, geſtern allein 300, worunter 150 bei der Schnellfeuerprobe. Iſt es nun an und für ſich ſchon ein außerordentlich günſtiger Beweis für die Haltbarkeit der neuen Waffe, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele Schüſſe daraus gemacht werden konnten, ohne daß dieſelbe weder äußerlich noch innerlich den geringſten Nachtheil erlitt, ſo iſt der weitere Umſtand, daß dieſes Gewehr während des Feuerns nie einer Reinigung bedarf und das Rohr nach den 300 Schüſſen noch eben ſo ſpiegelrein erſcheint, wie nach oder vor dem erſten, von der höchſten Bedeutung. Die Patronen beſtanden dazu aus gewöhnlichem Commispulver, das bekanntlich ſchon nach einem Dutzend Schüſſen, zumal in gezogenen Gewehren, eine Menge Unreinigkeit anſetzt und mitunter das Laden zu einer Unmöglichkeit macht. Was ferner die Treffſähigkeit der Heinlein'ſchen Muskete betrifft, ſo blieb ſich dieſelbe auf die verſchiedenſten Diſtancen von 150 – 1300 Schritt vollkommen gleich und überraſchte allgemein. Daß auch die Witterung nicht den geringſten Einfluß darauf hat, beweiſt die Probe vom 11ten d. M., wo Heinlein 3 Stunden lang unter ſtrömendem Regen auf eine Diſtance von 1100 Schritt mit äußerſter Genauigkeit feuerte. Beim Schnellfeuer kamen im Durchſchnitt 4½ Schüſſe auf die Minute — eine Schnelligkeit, die mit einem von vorn zu ladenden Gewehre nie und nimmermehr erreicht werden kann. Eben ſo wenig übt die Erhitzung des Rohres einen Einfluß auf die Genauigkeit des Schuſſes aus, wie gleichfalls mit der allgemeinſten Bewunderung wahrgenommen worden iſt. Die Patrone, mit welcher das Gewehr geladen iſt, hat durchaus keine künſtliche Vorrichtung an ſich, ſie beſteht, wie jede gewöhnliche Patrone, aus der Kugel und der angefügten papiernen Pulverhülſe.“

Während bisher fremdherrliche Offiziere, welche zu ihrer Ausbildung in die preußi-

sche Armee eintraten, in der Regel immer nur den Gardetruppen überwiesen wurden, sind gegenwärtig zwei türkische Offiziere auch der rheinischen Artillerie-Brigade zugetheilt worden.

Zu den Uebungen im Festungskriege, welche bei Gelegenheit der Schleifung der Festung Jülich angeordnet worden sind, wurden zahlreiche Offiziere als Zuschauer kommandirt. So die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere der Plätze, die Lehrer der Artillerie und der Ingenieurkenntnisse an der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule u. s. w. Viele andere Offiziere benutzen freiwillig und auf ihre Kosten die Gelegenheit, ihre Kenntnisse nach dieser Richtung hin zu erweitern, so daß in Jülich gegenwärtig ein glänzendes Ensemble von Offizieren vereinigt ist.

Verschiedene Blätter melden, daß der Andrang von Unteroffizieren um Verabschiedung seit vielen Jahren nicht so bedeutend gewesen sei, wie in diesem Jahre. Was diese neue demokratische Strategie bedeuten soll, wissen wir freilich nicht; natürlich aber ist die Nachricht selbst einfacher Unsinn.

Der Schießplatz der schlesischen Artillerie-Brigade reicht für die Schießübungen mit gezogenen Geschützen nicht mehr aus, und es ist deshalb im Werke, bei Brieg einen neuen Platz zu acquiriren. Die „Breslauer Zeitung" bringt darüber folgende Correspondenz aus Brieg:

»Unser städtischer Forst, der jenseits der Oder eine Meile von hier hinter dem Dorfe Leubusch beginnt und etwa 3000 Morgen in sich faßt, ist zu seinem dritten Theile etwa und zwar da, wo er an die benachbarten großen Königlichen Forsten grenzt, von den leitenden Stellen her aufgefunden und für geeignet erachtet worden, um in Zukunft als Schießplatz für die schlesische Artillerie zu dienen, die nach der bekannten, fast ungeheueren Steigerung in der Tragweite der Geschütze den seither benutzten auf der Karlowitzer Feldmark bei Breslau als nicht mehr ausreichend aufzugeben genöthigt wird. Abgesehen von den der Beurtheilung der Laien nicht zugänglichen Vorzügen des erstrebten Terrains, unter denen wohl das Ununterbrochensein der so sehr verlängerten Schußlinie durch Straßen und Vicinalwege nicht in letzter Reihe stehen mag, mögen noch andere offen liegende günstige Verhältnisse mitgewirkt haben, diese Waldfläche in Aussicht zu nehmen. Der, wie schon erwähnt, etwas mehr als eine Meile von hier betragende Weg zu den Schießständen führt auf der Brieg-Noldauer Chaussee, welche von Leubusch ab wieder eine starke Meile lang die Forsten quer durchschneidet, und von der jener Platz leicht und bald erreicht ist. Das Dorf Leubusch besitzt zwei neu erbaute große Gasthäuser mit geräumigen Stallungen, von denen jedes, besonders aber das dem Walde zunächst gelegene Seifert'sche, vielen und guten Raum für Mannschaft und Bespannung bieten kann. Die Stadt selbst, mit ihrer Lage an der oberschlesischen und an der Ausmündung der Neisser Eisenbahn, mit ihrem in vieler Beziehung regen Leben, ihren großen und zum Theil sehr guten Gasthöfen, verspricht für die Zeit der Schießübungen allen dabei Beschäftigten, namentlich dem Offizier-Corps, einen nicht unerwünschten Aufenthalt. Den Aufforderungen des Militärfiskus an die Commune, sich über die Geneigtheit zum Verkauf der Waldstücke und über die bezüglichen Bedingungen zu äußern, soll nun jetzt entsprochen werden, nachdem in heutiger Stadtverordneten-Versammlung dem Gutachten einer vorher besonders dazu gewählten Commission beigetreten wurde. Für die mit Grundbesitz und sonstigem Vermögen nicht glücklich bedachte Commune sind hier sehr sorgsame Erwägungen und das Erstreben besonders günstiger Bedingungen maßgebend und geboten.«

Die Engländer wollen das Prinzip der „Panzerung" ihrer „hölzernen Mauern" nunmehr auch auf veritable Mauern ausdehnen und die Böschungen der Strandbatterieen mit 10 Zoll dickem Schmiedeeisen bekleiden. Der Anfang damit ist mit der Strandbefestigung von Shoeburyneß an der Themse gemacht worden, deren 8 Fuß starke Mauern mit derartigen Platten bekleidet sind.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

AP
30
B44
v.22
1860

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.